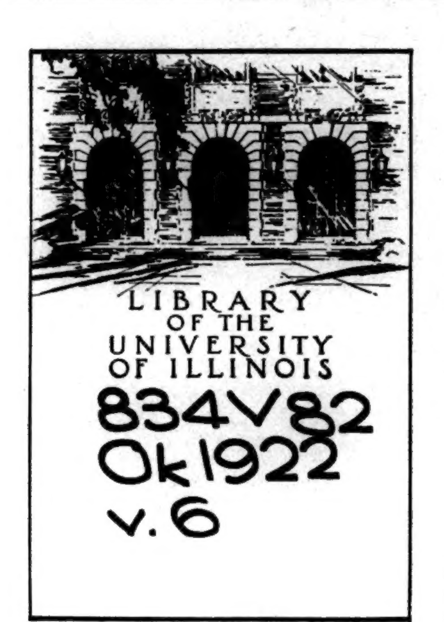




Friedrich Theod. Vischer
Kritische Gänge

Sechster Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Meyer & Jessen / Verlag / München
1922

Druck von Herrosé & Ziemsen GmbH. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Einführende Bemerkungen des Herausgebers und

Vorworte des Verfassers.

Die Bestandteile dieses Bandes habe ich fast alle dem Sammelbuch entnommen, das Fr. Vischer in den Jahren 1880—82 unter dem Titel „Altes und Neues" herausgegeben hat, sowie der von mir 1889 besorgten „Neuen Folge" dazu. Im ersten Vorwort sagt er hierüber:

Die folgende Zusammenstellung älterer und einiger neuer Arbeiten kann ganz als Fortsetzung der „Kritischen Gänge" betrachtet werden; die Veränderung des Titels hat nur einen äußern Grund: ich mußte einen neuen wählen, weil zu berücksichtigen war, daß der Verlagshandlung, in welcher die zwei letzten Bände erschienen sind, ein Eigentumsrecht an den alten zusteht.

In der Auswahl konnte ich diesmal weiter zurückgreifen, als bisher. Als ich „Kritische Gänge, Neue Folge" herausgab, mußte ich ausschließen, was seinerzeit in den „Jahrbüchern der Gegenwart" (Tübingen, Fues) erschienen und in den älteren Kritischen Gängen (1844) nicht gesammelt ist; die Verlagshandlung hatte noch nicht zum Abdruck eingewilligt. Nachdem dies geschehen ist, habe ich in die gegenwärtige Sammlung aufgenommen: „Aus einer griechischen Reise" (1844), „Gavarni und Töpfer" (1846), jetzt überschrieben: „Satirische Zeichnung", und, mit einem Zusatze vermehrt, „Ein malerischer Stoff" (1847).

— Die zwei letztgenannten Schriften enthält hier, in der neuen, erweiterten Auflage seiner „Kritischen Gänge" der fünfte Band. — Sodann bemerkt er:

Im Jahr 1844 erschien ein Artikel von mir in den Jahrbüchern der Gegenwart mit dem Titel: „Populäre Archäologie." Er knüpfte sich an eine kleine Schrift von Ernst Curtius: „Vortrag über die Akropolis in Athen" und sprach den Wunsch aus, daß in so gediegen anschaulicher Weise mehr geschehe, die wachsenden Schätze der Altertumswissenschaft dem größeren Publikum zu vermitteln. Seither ist so Vieles getan, die große Lücke in unserer Literatur auszufüllen, auf welche ich damals hinwies, daß die frühere Klage über Mangel nicht mehr am Platze ist; man darf sagen, daß die Archäologie gelernt hat, populär sein ohne Seichtigkeit, Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden; in der Form der Reisebeschreibung sind Kräfte auf den Plan getreten, in denen Wissenschaft, Natursinn und Stil auf so feine Weise zusammenwirken wie in einem Gregorovius und Löher, ein lebhaftes und geistreiches Talent ist W. Kaden,

illustrierte Werke kommen in stattlicher Folge dem wißbedürftigen Laien entgegen, Wort und Bild gehen Hand in Hand, ihm eine Anschauung vom klassischen und orientalischen Altertum zu geben. — Der genannte Vortrag von Ernst Curtius hatte mich an den Moment erinnert, wo ich im Jahr 1840 auf der Akropolis von Athen unter den Trümmern des Erechtheustempels dem Verfasser begegnet war, und ich fühlte mich so lebhaft in jene Zeit zurückversetzt, daß ich den Anlaß nahm, Einiges aus meiner Reise zu erzählen. Ich gieng etwas weiter zurück, holte von Syrakus aus, schilderte die Fahrt nach Malta, den Abend in Citta Valetta, dann die Fahrt nach Griechenland, die Tage auf der Insel Syra und dann die ersten Tage in Athen.

Nun hat sich in gegenwärtiger Zeit die Erinnerung an Griechenland mit erneuter Stärke in mir aufgefrischt. Vor Kurzem hat die Berliner Konferenz getagt, es handelt sich einmal wieder um das Schicksal dieses jungen Staates, dem die Eifersucht der Mächte den Raum für Dasein so eng bemessen hat, daß er nicht atmen, nicht gedeihen kann. Das war der Lohn für Heldentaten, der großen Ahnen würdig, für Blut in Strömen vergossen, für die Tage von Chios, von Psara, da stundenweit das Meer sich rot färbte von den Schlächtereien der Türkenbarbaren, für die Tage von Kreta, da Weiber und Kinder zu Hunderten im Rauch erstickt wurden, die Martyrwochen von Misolunghi — wer nennt sie alle, die Höllenleiden, unter denen ungebeugter Männermut aus unerträglichem Joche sich herausrang! — Im Krimkrieg 1854 rührt sich das schändlich verkürzte Land wieder, will über die unleidlich enge Nordgrenze hinausdringen — die wohlwollenden Westmächte legen eine Flotte in den Piräus, es in seinen erstickenden Klammern zurückzuhalten, ja Frankreich selbst, der alte Freund Griechenlands, jetzt freilich Frankreich unter Napoleon III., dem Patrone der Türkei, landet Truppen, die neue Lebensregung zu unterdrücken. Als 1878 der neue russisch-türkische Krieg angieng, vom ersten Tag an war mein erster und letzter Gedanke Griechenland. Für mich war damals kein Zweifel, daß es die richtige Politik sei, Rußland vorgehen zu lassen, aber freilich die einzig richtige Politik auch, bei Zeit bedacht zu sein, wie man vorbeuge, daß diese Macht, siegreich vorschreitend, nicht maßlos vergrößert uns überwachse. Man erinnert sich der Konfusion, in welcher

sich damals die aufgeregte öffentliche Meinung tummelte. Wer die Ansicht aussprach, Rußland dürfe nicht an der Aktion gehindert werden, der galt für einen Russophilen und gelangte kaum zum Worte. Der alte Haß, aus der Zeit stammend, da der nordische Koloß uns noch ein Schreckpopanz, unsern Freiheits- und Einheitsbestrebungen eine tägliche Drohung war, tauchte wieder auf, als stünde es noch, wie es stand zur Zeit des deutschen Bundes und der Tage von Olmütz, die Demokratie, die nichts lernt, nahm sich bieder moralisch der mißhandelten türkischen Unschuld an und dem Philister überhaupt, der nicht begreift, daß jeglich Ding zwei Seiten hat, setzte man vergeblich auseinander, daß, wenn man für zweckmäßig erachte, den sarmatischen Sturmbock gegen das Türkenreich arbeiten zu lassen, darum keinem Menschen einfalle, diesen Sturmbock für einen saubern zu halten; vergeblich erinnerte man, daß ja der liebe Herrgott selbst sich ab und zu des Belial gegen Beelzebub bediene. War es aber richtig, dem Stoße Rußlands kein Hindernis in den Weg zu legen, und ebenso richtig, auf eine zeitige Hemmung, auf einen Damm gegen zu großen Übergriff bedacht zu sein, so war es Griechenland, worauf jeder unbefangene Blick fallen mußte. Die Griechen sind das erste Volk, das sich gegen die tödliche türkische Tyrannei erhoben hat, sie sind unter den Nationalitäten, welche jahrhundertelang unter ihr geseufzt, die einzige, die bereits bewiesen hat, daß sie kulturfähig, daß sie berufen ist, in das moderne Staatsleben einzutreten. Wenn man nun das geltend machte, so bekam man zu hören, der Türke sei ein ehrlicher Mann, der Grieche ein falscher. Es ist wahr, daß der Türke in Handel und Wandel ehrlicher ist als der Slawe, Grieche und Armenier, freilich nur der nicht modernisierte Türke, nicht der Türke im Frankenrock, denn er nimmt Schliff und Pfiff und Gift, nicht Gehalt der Bildung an. Das türkische Wesen vereinigt den Geist des Korans mit dem unvertilgbaren Charakter des bildunghassenden wilden Bergvolks. Das Produkt dieser Mischung ist Stabilität, zum Prinzip geworden, und fanatischer Haß des Gegenteils, ist die rohe Leidenschaft für den Stillstand. Der Türke haßt und verachtet das Christentum vor allem als kulturfreundliche Macht, er haßt im Giaur das Streben, das Lernen, das Fortschreiten. Es ist eine Art von Romantik darin: nur das Alte ist gut und schön, das Neue schlecht, frivol. Man erkennt hier den innersten

Grund der Sympathie der katholischen Kirche mit den Türken; dem Pfaffen, der für die schöne alte Glaubenseinheit Tirols geifert, muß Konstantinopel sein wie Innsbruck. — „Geht mir weg mit dem Türken, es wird nichts aus ihm, er fragt nicht nach der Uhr", pflegte, wenn er die türkische Ehrlichkeit rühmen hörte, ein Deutscher zu sagen, der einige Jahre im Orient zugebracht hatte. Wo man nicht nach der Zeit fragt, keine Stunde hält, kann keine Wirtschaft, keine Staatsordnung, kann insbesondere keine Schule aufkommen. Wo dieses Volk herrscht, herrscht der Tod, „wo ein Türke hingetreten, wächst kein Gras mehr". Regieren heißt Aussaugen. Wer widerstrebt, wird hingeschlachtet. Die Grausamkeit kennt keinen Zügel. Und dieser Barbar beherrscht seit fünf Jahrhunderten die schönsten Länder der Welt! Beherrscht rührige Völker, die an das Tageslicht herausringen, nach Luft schnappen! — Man bringt vor, diese Völker, Albanesen, Bulgaren, Serben, Griechen haben es in Aufständen und Kriegen nicht besser gemacht als die Türken. Aber wo der Beherrscher roh, stumpf, wild, grausam ist, da soll man nicht dem Beherrschten die Schuld geben, wenn auch er verwildert. Schafft diesen Völkern Luft und laßt sie erproben, ob sie der Freiheit wert sind! Oder wißt ihr ein anderes Mittel, aus dem ewigen Kreise der Wechselbeschuldigung herauszukommen? — Die Griechen aber *haben* es schon erprobt, dadurch erprobt, daß sie sich noch unter der Türkenherrschaft in geistigen Kontakt mit der europäischen Bildung setzten — nur dadurch ist ja ihre Erhebung möglich geworden, — und dann durch die Erhebung selbst und ihre Heldentaten. Schon diese Tatsache gebietet, auf die ungeleugneten Flecken in ihrem Nationalcharakter, vor allem Parteisucht, Faktiosität, kein verwerfendes Urteil zu gründen. Was man immer gegen ihn vorbringen mag: der Grieche will lernen, lernt, der Grieche strebt, und Streben ist die Eintrittskarte in die europäischen Kulturstaaten. Warum man dieses Volk um die Früchte seiner Befreiungsopfer verkürzt hat, das ist weltbekannt. Rußland sieht im alten Besitzer Konstantinopels den werdenden Nebenbuhler, hat darum von jeher ihn bald ins Feuer geschickt, dann weggeworfen, bald ihm ganz die Hände gebunden. England, von allen Machtfragen abzusehen, fürchtet in dem kühnen, unternehmenden Seefahrer den künftigen Rivalen seines Welthandels; wie viel das Ministerium Gladstone gegen die traditionelle Politik schließlich vermögen, oder wie

lange es am Ruder bleiben wird, ist nicht abzusehen. Frankreich hatte so schwache und blöde, so ganz nur augenblickliche Gründe, diese Vormauer europäischer Bildung nicht wachsen zu lassen, daß man nur sagen kann: es ist zur Vernunft, zur Einsicht in sein eigenes Interesse gelangt, wenn es jetzt endlich der Fürsprecher des armen Landes geworden ist. In Österreich hätte, wenn auch kein östliches Interesse im Wege gewesen wäre, schon das Metternichsystem an sich, als Erzfeind jeder Volkserhebung, dem Aufkommen von Hellas widerstrebt. Jenes Interesse wirkt fort, und wohin es in der jetzigen Lage noch führt, das liegt bedenklich im Ungewissen. Und Deutschland? Wenn es je wahr ist, daß sein Interesse verlangt, dem unersättlichen Expansionsdrang Rußlands Schranken zu setzen, so ist auch schon gesagt, daß sein Interesse fordert, Griechenland zu stärken. Zu schweigen von rein menschlicher, humanistischer Bildungssympathie mit den Enkeln des klassischen Volkes — da ja doch einmal das Menschliche keine Stimme haben soll im Rate der Staatskunst!

Hellas kann nicht atmen, habe ich gesagt. In den Schranken, die man ihm gezogen hat, fehlt ihm das erste aller Mittel zur Entwicklung: der ausreichende Bodenbesitz, um auf Landbau Wohlstand zu gründen. Die Wälder vom Türken verwüstet, die Flüsse meist versumpft, dem Anbau fehlte das Wasser: so stand es, als der Hellene sein Eigentum, ein kleines Stück seines Eigentums, wieder antrat. Überfluß hat oft genug die Völker demoralisiert, aber auch Armut ist ein Hemmschuh für moralische Kräfte. Das Streben nicht ist es, was der Hellene durch das schmähliche Unrecht sich nehmen ließ, schwerlich hätte ein anderes Volk in derselben Lage sich so kräftig gerührt und entwickelt wie bis jetzt schon dieser Eingeschnürte. Macht ihm möglich, daß er seines edlen Fleißes endlich auch froh werden könne, und seht dann zu, ob die Nationalfehler, die den bekannten Schatten auf die Tugend seiner Strebsamkeit werfen, nicht nach und nach erblassen im Lichte gesunden Bürgertums und politischen Kraftbewußtseins!

Dies sind, hervorgerufen von der politischen Stunde, die Betrachtungen, die mich bestimmen, dem Stück der griechischen Reise, das der alte Artikel enthält und das ich hier wiedergebe, ein zweites anzufügen, ein Erinnerungsbild, das jedesmal in mir aufwacht, wenn vom Schicksal des jungen Griechenlands die Rede wird. Es ist dasselbe, dem ich in meinem „Lebensgang“ einige Zeilen gewidmet habe

(Die Gegenwart, November und Dezember 1874. Die betreffende Stelle s. 12. Dezember Nro. 50. S. 377*); ich verzichtete damals, als ich diese Zeilen schrieb, an bestimmte Grenzen des Umfangs gebunden, ungern auf eingehendere Erzählung. Ich erwähnte, daß mein Reisegenosse in Griechenland, Göttling (dessen Briefwechsel mit Goethe neuerdings erschienen ist), den Tag beschrieben habe, und verwies den Leser auf diese Schilderung (Gesammelte Abhandlungen aus dem griechischen Altertum von C. W. Göttling, Professor in Jena, Bd. I). Jetzt, da ich mich etwas freier ausdehnen kann als im damals gestatteten Umfang, will ich doch dem Antriebe folgen, den der Zeitmoment mir bringt. Die Berliner Konferenz ist zum Beschlusse gelangt, hat Griechenland ein Stück von Epirus und Thessalien zugesprochen. Der Türke wird sich nicht daran kehren, der Grieche wird das Recht, das auf dem Papier steht, sich mit dem Schwert erkämpfen müssen, und Ströme Bluts werden wohl von neuem auf den Ebenen fließen, auf die wir an dem Tag hinübersahen, den ich beschreiben will. Was Europa wohl tun wird, wenn der Türke dann wieder haust, wie er zu hausen liebt, Weiber und Kinder schlachtet, Männer verstümmelt, blendet, ihnen die Gelenksehnen abschneidet und was dieser Liebestaten mehr sind? Und ob Deutschland immer neutral, immer nur der „ehrliche Makler" wird bleiben können? Und wenn dies nicht möglich, was wohl entstehen wird, wenn Deutschland in diese Gewitterzukunft Arm in Arm mit einem seiner Auflösung langsam entgegengehenden Staat als Patron eines seiner Auflösung rasch entgegengehenden Halbwildenstaats eintritt, wie es jetzt fast den Anschein hat?

Es folgt nun also zuerst der ältere Artikel (von 1844) mit Weglassung des Anfangs, der die nun aufgegebene Überschrift „Populäre Archäologie" begründete. Manches würde ich jetzt anders schreiben, doch wird man billigen, daß ich die Spuren des Jugendlichen nicht getilgt habe. Ich bitte den Leser nur, sich die Zeit der Entstehung gegenwärtig zu halten.

In dem etwas später geschriebenen Vorwort zu dem ganzen ersten Hefte des genannten Sammelwerks hat Fr. Vischer noch Folgendes beigefügt:

In der Vorbemerkung zu dem Aufsatz: „Aus einer griechischen

*) S. hier unten S. 483.

Reise" ist eine Stelle bereits veraltet; die Worte Seite 8*) „wie es jetzt fast den Anschein hat" wird man heute nicht lesen, ohne zu lächeln; das „fast" muß komisch erscheinen. Als ich so schrieb, lag nur die Tatsache vor, daß Deutschland Beamte an die Türkei abgab. In der Zwischenzeit hat Griechenland mit ungeheuern, den armen Staat erschöpfenden Ausgaben zu rüsten begonnen, unleugbar ermutigt, ja faktisch, obwohl nicht formell aufgefordert durch die Beschlüsse der Berliner Konferenz. Die Verantwortung fällt auf die bei derselben beteiligten Mächte, denn daß die Pforte nicht freiwillig nachgeben werde, lag auf der Hand. Zurück kann Griechenland nicht mehr, die Rüstungen sind zu weit vorgeschritten. Und in diesem Stande der Dinge stellt sich Deutschland zu den abmahnenden Staaten. — Die Komödie der Flottendemonstration ist so gut als abgespielt; das Abmahnen von einem Schritte, wozu der Abmahnende (indirekt) den Anstoß mitgegeben hat und den der Abgemahnte nicht zurücktun kann, ist Fortsetzung des Stücks, das auch ganz unterhaltend wäre, wenn es nur nicht so unheimlich auf der Bühne röche, daß der Zuschauer jeden Augenblick fürchtet, die Feuersbrunst, deren Hintanhaltung das Thema des Lustspiels ist, möchte unversehens als Wirklichkeit dazwischenfahren. Kleiner Trost liegt in dem Gedanken, daß hinter den Kulissen vielleicht ganz Anderes vor sich geht, als was mit seinem kurzen Blicke der Laie sieht: kleiner, denn am unbekannten Möglichen ist kein Halt gegen traurig komischen Vordergrund.

November 1880.

Daß die beiden oben, am Eingang des zweiten Bandes genannten Schriften über Shakespeares Hamlet**) hier, im sechsten Bande, nun doch mitaufzunehmen waren, konnte nach reiflicher Überlegung nicht in Frage bleiben; zwar in seiner späteren Erklärung, die sich, kurz gefaßt, in dem Aufsatz „Mein Lebensgang"***) und, entwickelt, in dem ersten Band seiner von mir herausgegebenen „Shakespeare-Vorträge"†) findet, muß der Grundbegriff jener früheren Erklärung einem anderen den Platz räumen, aber der Keim der neuen ist bereits in der alten vorhanden und Vieles behält in dieser neben jener seinen selbständigen Wert.

Der Aufsatz über „Shakespeares Hamlet" ist 1860 entstanden und 1861 im zweiten Heft der Kritischen Gänge (N. F.) erschienen. Dazu hat Fr. Vischer noch das folgende Vorwort geschrieben:

*) S. hier oben S. XII. **) S. S. III.
***) S. hier unten S. 527. †) S. ebenda Anm.

Bei dem Anblick des Aufsatzes über den Hamlet wird wohl mancher mit Goethe ausrufen: Shakspeare und kein Ende! Und ich sage: freilich kein Ende, am wenigsten mit Hamlet, denn Shakspeare ist unerschöpflich, und am unerschöpflichsten sein Hamlet. Und was ich hier bringe, will recht besonders nichts weiter sein als ein Beitrag, ein Fragment. Wenn ich oben in diesem Vorwort ein gründliches Eingehen auf die künstlerische Formfrage in unserer Shakspeareliteratur vermisse, so erwartet man vielleicht, dieser neu hinzugegebene Aufsatz werde vor allem in diese Lücke treten. Allein nur mittelbar kann er einer Untersuchung über Komposition, Stil und andere rein künstlerische Momente Material liefern, denn wirklich hat er es, obwohl er überall auch auf die Form hinüberblickt, wesentlich mit dem Inhalte zu tun, und zwar hier in dem Sinne, daß er untersucht, was denn eigentlich Shakspeares Meinung war. Es handelt sich nicht um rein ästhetische Kritik, sondern um Erklärung, natürlich nicht des Einzelnen, sondern des geistigen Mittelpunktes. Und dies ist kein Rückfall in frühere Einseitigkeit, sondern eine absichtliche Beschränkung, denn wenn man überzeugt ist, wie ich es bin, daß wir über die materielle Vorfrage, was Shakspeare eigentlich darstellen wollte, noch immer nicht im Reinen sind, so ist es Pflicht, sie von der ausdrücklich ästhetischen Untersuchung getrennt für sich vorzunehmen. Dies führt mich sogleich zu einer Stelle S. 67*) dieses Aufsatzes, woran ich am besten anknüpfe, um zu zeigen, warum ich einen solchen Beitrag zur Auslegung des Hamlet für kein überflüssiges Werk halte. Vorher ist gesagt, es bedürfe sehr verwickelter Gedankenreihen, um den ersten, unmittelbaren Eindruck dieser Tragödie in die Sprache des Begriffs umzusetzen, allein diese Gedankensumme habe der Dichter echt poetisch ganz in den Körper der Handlung niedergelegt, in die Form versenkt, und ich behaupte nun S. 67: man komme, soviel man auch über dieses Drama reflektiert haben möge, doch immer wieder bei der Überzeugung an, daß man sich nur entwickelt habe, was bestimmt und sicher im ersten Eindruck eingewickelt lag. Daß hier versäumt ist, eine naheliegende Einwendung zu berücksichtigen und zu beantworten, fühlte ich erst, als keine Korrektur mehr möglich war. Ich setze da voraus, daß der erste Eindruck in jedem Gemüte der

*) Hier unten S. 58.

richtige sei, und daß ihn die nachfolgende Reflexion richtig wiedergebe. So wäre es freilich ein Wunder, wie nur irgend abweichende Erklärungen entstehen mögen! Zunächst nun wird es allerdings seine Richtigkeit haben mit dem Satze, daß alle echte Deutung auf Gesundheit der ersten Aufnahme in Anschauung und Gefühl beruht. Wenn irgendwo, so gilt hier: quod non fuerit in sensu, non est in intellectu. Mit dem Beweisen ist es, gestehen wir nur, auf diesem Gebiete nicht weit her, am wenigsten bei Charakteren, die fast ganz passiv in die Handlung verflochten sind wie Ophelia; nur annähernd kann eine Art von Beweis für die richtige Auffassung aus den inneren Bedingungen der ganzen Handlung, der Wechselwirkung der Charaktere, der Interpretation einzelner Reden gezogen werden; das ist blutwenig, hält Einer das gute Mädchen für leer und sinnlich, mit Demonstrieren wird dagegen fast soviel wie nichts auszurichten sein. Wo stehen wir nun? Auf sein erstes Gefühl kann sich Jeder berufen, und wenn Gründe nichts oder gar wenig gelten, weil sie doch selbst wieder auf dem der unmittelbaren poetischen Wirkung fußen, so scheint es, daß da keine Auskunft aus dem Wirrwarr subjektiver Meinungen, keine Instanz sei, die entscheidet. Doch es bleibt eine: die Majorität. Wir müssen voraussetzen, wir dürfen voraussetzen, daß die Mehrheit der Gemüter gesund ist, und daß diejenige Auslegung, die den wahren Eindruck unverfälscht in Begriffen wiedergibt, im allgemeinen Urteil durchdringen wird. Die Ursache, welche im ersten Anschauen das Gefühl beirrt, so daß es nicht richtig spricht, wird entweder Mangel der ästhetischen Anlage sein, vielleicht nicht Mangel überhaupt, sondern nur in Beziehung auf eine bestimmte Art von Kunstwerken, oder, bei wohlbeschaffener Anlage, trübender Einfluß durch irgendwelche Schiefheit der Bildung, Verkünstlung, abstrakte Anwendung der Philosophie, auch Eitelkeit, etwas Neues, Besonderes zu entdecken, Sucht der Paradoxie usw. Die erste Auffassung kann aber auch ganz gesund sein und erst im darauffolgenden Versuche, sie in Begriffen wiederzugeben, durch falsche Reflexion abgefangen, unterbunden werden: der Gefühlseindruck war der rechte, aber das Denken irrt ab, holt ihn nicht mehr ein. Wir müssen jedoch, wenn wir nicht aller Kunstwissenschaft das Todesurteil sprechen wollen, das Vertrauen bewahren, daß auch das Verhältnis von Gefühl und Denken bei der Majorität richtig bestellt sei, daß auch

die Reflexion trotz manchen Schwankungen, die freilich ganzen Perioden eigen sein können, in die rechte Einrenkung zurückkehre. So wird es sich bei den Gebildeten verhalten, an die sich der Kritiker wendet, und so kämpfen wir denn alle mit einer Mischung von Gründen und Berufungen auf das Gefühl in Hoffnung, daß wir die Majorität gewinnen und deren Zustimmung den wahren letzten Beweisgrund liefere. Von der größeren Volksmasse, die keine Übung des Denkens hat, wird auf diesem Boden natürlich abgesehen; Gesundheit des ersten Eindrucks müssen wir gewiß auch ihr zutrauen; selbst ein so tiefsinniges Drama wie Hamlet wird sie in ihrer Mehrheit nicht falsch auffassen; keinem Handwerker, Knecht, Bauern, keiner Magd auf der dritten Galerie wird ein Polonius als würdiger Staatsmann erscheinen, wie dem so hochgebildeten Tieck, bei dem aber hier schon das erste, ursprüngliche Gefühl nicht richtig sprach, weil seine Bildung auch Verbildung war; aber natürlich kein Handwerker, Knecht usw. wüßte sich zu helfen, wenn Tieck mit den Scheinbeweisen für seine Meinung gegen ihn anrückte.

Meine Hauptaufgabe war, den Gang des Schicksals im Hamlet gründlicher zu beleuchten, als bisher geschehen ist, und ich mußte zu diesem Zwecke den Charakter des Helden einer neuen Zergliederung unterwerfen. Dies geschieht auf dem Wege, daß die Ansichten der Kritik, wie sie seit Goethes berühmter Erörterung sich entwickelt und gewendet haben, durchgangen werden. Ich gestehe, daß ich, nachdem meine Arbeit hinter mir liegt, dies Verfahren etwas schleppend finde; allein ich wüßte doch keinen Rat, es zu verändern; folgte ich in geregelten Schritten der Handlung im Drama, so verzettelte ich die Beurteilung fremder Deutungen, die ich doch beabsichtigte, dahin und dorthin und wurde noch unbequemer, als wenn ich, wie ich getan habe, zuerst meine Ansicht aus der Widerlegung anderer herausbilde und dabei einzelne Stellen aus dem Drama herausgreife, hierauf aber die Handlung noch rasch im Zusammenhang überblicke. Mein Verfahren hat mich, wie ich hoffe, jedenfalls zum Ziele geführt, und ich habe dem Helden die Ehrenrettung verschafft, die ihm gebührt: denn seitdem man in ihm den tragischen Helden der Reflexion richtig erkannt hat, geht man nun doch viel zu schonungslos mit ihm um, spricht zu hart und einseitig von seiner Schuld. Diese liegt in jenem Zwielichte, in welches jeder echt tragische Dichter die Schuld seines

Helden stellt. Wir sollen Hamlet zürnen, wir sollen ihn aber auch bemitleiden, und wir sollen nicht wissen, welches von beiden wir mehr tun sollen, wir sollen in jenen dunklen Grund blicken, wo verantwortliche Freiheit und unüberwindliche Naturschranke des Charakters geheimnisvoll sich ineinanderschlingen.

Meine Arbeit war schon vollendet (— sie lag schon seit anderthalb Jahren in meinem Pulte —), als mir eine seltsame Broschüre zu Gesichte kam: Psychologische Aufschlüsse über Shakspeares Hamlet von D. B. Storffrich. Der Verfasser führt Hamlets Unterlassungsschuld auf eine Gewohnheit zurück, sein inneres Leben unter konventionellen Formen zu verbergen: „Gewohnheit des Sich-Fügens in konkrete Verhältnisse hat die Herrschaft über ihn gewonnen, die Willensäußerungen seines Ichs erstickt", es ist ein „Überwuchernlassen der nachgebenden Manieren, ein Schauspielern nach außen, worunter die innern Impulse nicht zur Tat gelangen, der psychisch-physische Bann, den die Umgebung ihm auferlegt, in dem die Persönlichkeit Anderer ihn gefangen hält", und dergleichen. Es fehlte noch, daß uns ein Hamlet beschert wurde, der eigentlich nicht so frei ist, den König totzuschlagen, wie man in einer Visite nicht so frei ist, nach Kuchen zu greifen; es fehlte noch, daß unser Held den Menschen gleichgestellt wurde, die er als lügnerische, sklavische Scheinmenschen so grimmig verachtet, daß Hamlet zu einem Polonius, Osrik, Rosenkranz, Güldenstern II. gemacht wurde. Es ist ungefähr, wie wenn man sagte, Goethes Egmont sei Repräsentant der spanischen Tyrannei, Schillers Wallenstein der engherzigen Legalität, nur jener ein feinerer als Alba, dieser als Questenberg, Octavio, der Kaiser. Wie die einzelnen Stellen nun gegen ihren klaren Wortsinn gedeutet werden, davon ist gar nicht anzufangen. Hat man sich an Ophelien längst genug versündigt, so macht H. Storffrich das Maß voll. Lüsternheit ist das dritte Wort; über den rührend schönen Monolog Akt 3, Sc. 1 heißt es: „Von heiligem, weiblichem Erbarmen sehen wir nichts, sich selbst bedauert sie", und schließlich gar edel: „Nichts Jungfräuliches ist an ihr als — ihr unverehelichter Stand." Auch Ophelia soll überdies unwahr sein: „Hohler Schein der Ehrbarkeit, bloß dem äußeren Schein leben" usw. Wäre mir auch nur das gelungen, dieses süße, reine, wehrlos schöne Bild gegen die immer neue Verunglimpfung gerettet zu haben, so ist meine Arbeit nicht verloren. Laertes, der bis

jetzt unbestritten als ein kavaliermäßig gebildeter, aber von wahrer Pietät erfüllter, feuriger und entschlossener, freilich aber nicht sittlich fester Charakter allgemein aufgefaßt worden ist, muß nun auch, und gerade in dem Punkte, worin er Hamlet in vollem Kontraste gegenübersteht, querköpfig mißverstanden werden: er ist ein „Wortheld, sein Wesen Schauspielerei, von Tatkraft, von Selbstbestimmung keine Spur".

Fragt man, woher in aller Welt solche Schnaken nur kommen können, so findet sich auch hier der Grund in der Abstraktion logischer Konsequenzmacherei. Man müsse zuerst die psychologische Einheit jedes Dramas aufsuchen, man werde dann finden, daß alle Charaktere desselben in verschiedenen Formen von Schattierungen als Ausstrahlung dieser Einheit sich um sie gruppieren. Nun ist das Element, welches den Hamlet umgibt, leerer Schein, Unechtheit, Zurückhaltung und Überkleidung des innern Menschen mit Konvenienz und formellen Manieren: Diese Entdeckung muß nun zum „einheitlichen Mittelpunkt" erhoben werden und der Schluß ist fertig: Hamlet der oberste, obwohl tiefste, unter den Gleisnern und Scheinmenschen; man schloß von den Andern auf Hamlet und umgekehrt sind diese nun natürlich nur der projizierte, auseinandergezogene Hamlet. Wir unphilosophischen Menschen haben bisher gemeint, recht ein Grundzug in Hamlets Wesen sei die Verachtung und Züchtigung der rings herrschenden Schminke, und gerade weil er wahrhaft sei gegen sich wie gegen Andere, sei er so unglücklich, daß er nicht dazu gelange, das Haupt dieses Lügengezüchtes abzuschlagen. Den siegreichen Beweis für seine profunde Enthüllung findet H. Storffrich in der längeren Bemerkung, die Hamlet so hinspinnt, während er auf die Erscheinung des Geistes auf der Terrasse wartet. Er tadelt streng das Trinken der Dänen, spricht dann von der Unsitte, die ganze Völker befleckt, und geht von da auf die Mäkel über, die den Wert einzelner Menschen entstellen, seien sie angeboren, oder bestehen sie in einer Angewöhnung, die too much o'erleavens the form of plausive manners, und dies nennt er dann ein Bedientenkleid, livery der Natur. Storffrich übersetzt o'erleavens mit: überschwellen läßt; die Formen gefälligen äußern Benehmens sind demnach das Überschwellende und nun scheint zu folgen, daß Hamlet sich selbst der Gewohnheit bezüchtige, das Innere durch die Maske der Konvenienz zu überkleiden.

Bisher haben alle Übersetzer o'erleavens nicht für: überschwellen läßt, sondern für: überschwillt genommen. Dafür spricht entschieden der Zusammenhang, denn Hamlet geht aus von roher Sitte, gefällige Manieren werden also das Überschwellte sein, er müßte, wenn er jetzt auf einmal das Gegenteil, die Überschwellung wahrer Kraft durch falsche Form einführen wollte, notwendig ein „umgekehrt“ einschieben: „umgekehrt“ kann auch die Angewöhnung künstlicher Konvenienz den Wert des Menschen entstellen. Allein auch angenommen, Storffrich hätte hier exegetisch Recht*): wer wird den Mittelpunkt, von welchem aus eine Tragödie zu erklären ist, in einer Stelle suchen, wo der Held, immer sich umschauend, ob der Geist nicht komme, in sichtbarer Zerstreuung nur spricht, um etwas zu sprechen, und sich daher in einem schleppenden Satze (nach der feinen Absicht des Dichters) verwirrt, wo der Zuschauer, ebenso gespannt, kaum Zeit hat, auf die Worte zu achten, und wer wird von da aus sich bestimmen lassen, das Auge zu verschließen gegen alle die klaren, schlagenden Stellen, wo der Dichter uns so unzweifelhaft sagt, daß Wahrhaftigkeit recht eine Grundtugend seines Helden ist? Merkwürdig ist übrigens, wie diese in der Hauptsache so verdrehte Schrift in einzelnen Stellen, wo die Augenbinde dem Verfasser sich lockert, ganz gute Gedanken enthält, mit denen man gerne zusammentrifft. Gar seltsamlich hat sich aber die Verdrehtheit in der Sprache niedergeschlagen; es heißt z. B.: „Shakespeare bietet Alles auf, um Annas Unterliegen diesem Menschen (Richard III.) als etwas Undenkbares hinzustellen“ und vieles Ähnliche.

Einige Bemerkungen habe ich über Kreyssigs Auffassung nachzuholen. Was Hamlets Zaudern betrifft, stimmen wir überein: er erklärt es aus demselben Überschuß reiner Reflexion wie ich und wie schon Ed. Gans; ich meinesteils hielt es nur für nötig, diesen Punkt einläßlicher zu beleuchten, als bisher geschehen ist. Im Verlauf aber bestärkt auch Kreyssigs Analyse mich recht in meiner Überzeugung, daß ich gut getan, mich des vielgeschmähten Helden anzu-

*) Leaven heißt Sauerteig, dieser macht allerdings anschwellen, allein offenbar versteht Shakspeare das Bild entweder so, daß er sich den Sauerteig samt der Masse, die er auftreibt, auf der einen, die gefälligen Sitten als Grund des Gefäßes auf der andern Seite denkt, oder er premirt die Säure und dann ist zu übersetzen: übersäuert.

nehmen und zu zeigen, wie das Schicksal, indem es ihn richtet, ihn auf der andern Seite rechtfertigt, denn wie wird nun der arme Zaudernde so schlecht gemacht, wie gar als sophistischer, gewissenloser, hofmännisch, prinzlich frivoler, blasierter Aristokrat des Geistes hingestellt! Nein, das ist nicht Hamlet! Der wahre Hamlet bleibt in allem Banne seiner Zerrissenheit groß, echt, edel, er brennt von einer tiefen, wahren Glut, er ist in seinem Unglück einer der Geschlagenen und Gezeichneten des Herrn, an denen wir lernen sollen, uns nicht zu überheben, die viel zu gut und viel zu unglücklich sind, um an ihnen den Wohlweisen zu machen. Und der guten, innig blinden Ophelia geht es auch hier wieder schlecht; so heißt es unter Anderem: „In der Art, wie sie die Warnung des praktischen, welterfahrenen Bruders hinnimmt und neckend erwidert, läßt sich von vorneherein der Einfluß der üppigen Atmosphäre dieses Hofs und dieser Gesellschaft gar nicht verkennen", wiewohl übrigens an mehr als ein herzliches Wohlgefallen, gemischt mit „ein klein wenig" sinnlicher Erregung „schwerlich" zu denken sein soll. Wenn ein Bruder, der wohl selbst gerade kein Muster der Keuschheit ist und eben nach Paris geht, seine Schwester vor den Versuchungen der Liebe warnt, warum und abermals warum soll denn diese, wenn sie ihm sagt, er solle die Warnung auch auf sich selber kehren, schlechterdings eine innere Unreinheit verraten? Wo auf der weiten Welt soll denn der Grund liegen, darin etwas Anderes zu sehen als herzliche Sorge für des Bruders eigenes Sittenwohl? Ich fordere die denkenden Freunde Shakspeares, die bisher geschwiegen haben, auf, einmal hervorzutreten und zu sagen, ob ich denn ganz allein stehe mit meiner Liebe zu der im süßen Nebel reiner, unschuldvoller Innigkeit schwimmenden Seele dieses armen Kindes; ist kein Ritter für Ophelien da?

Zum Schluß mache ich auf einen sehr beachtenswerten Aufsatz in Nr. 46 und 47 im heurigen Jahrgang des Morgenblatts aufmerksam: Shakspeares Hamlet; Quellen der Tragödie, Beziehungen in derselben auf Zeitgenossen Shakspeares und auf gleichzeitige Ereignisse, Zeit der Abfassung des Hamlet. Von Karl Silberschlag. Es freut mich, ganz ohne Vorwissen mit dem Verfasser zusammenzutreffen, indem ich bei dem belauschten Gespräche zwischen Hamlet und Ophelia zum richtigen Verständnis auf die entsprechende Erzählung in der Amlethsage verweise, indem ich ferner, um begreiflich zu

machen, wie die Königin sich an Hamlets Oheim wegwerfen konnte, an den Rausch der Leidenschaft erinnere, der Maria Stuart zu Bothwell zog, und indem ich endlich, um Hamlets Bedürfnis öffentlicher Rechtfertigung zu erhärten, die Rede erwähne, die Amleth zu diesem Zweck an das Volk hält. Hier möchte ich noch auf einen sehr interessanten Punkt hindeuten. In der Sage erscheint Amleth als ein zweiter Brutus, der sich blödsinnig stellt. Mitten in dieser Rolle verrät er aber seine Geisteskraft durch beziehungsvolle, bedeutsame Reden, dunkle, tiefsinnige Rätselbilder; zugleich zeigt er auch einen ganz seltsamen physischen Scharfsinn, indem er dem Brot auf des englischen Königs Tisch anwittert, daß es nach dem Blute längst Erschlagener schmeckt, deren Knochen auf einem dem Kornfelde nahen Acker zum Vorschein kommen, den Fleischspeisen, daß die Schweine sich von einem Leichnam gemästet haben, dem Bier, daß das zu seiner Bereitung verwendete Wasser über verrostete Schwerter geflossen ist; geistiger, doch auch noch instinktiv, ist der Scharfblick, womit er dem König ansieht, daß er von einem Sklaven gezeugt ist, und der Sitte der Königin, daß ihre Mutter zur Zeit ihrer Geburt in Gefangenschaft lebte. Dies sind Züge von tief altertümlichem Charakter (man vergleiche die geistvollen Bemerkungen Simrocks über die Amlethsage und ihre Ähnlichkeit mit der Brutussage in den „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen herausgegeben von Echtermeyer, Henschel und Simrock", Band 3). Nun erscheint es sehr zweckwidrig, daß Amleth, während er sich blödsinnig stellt, um gesichert die Rache gegen den Mörder seines Vaters vorzubereiten, doch seinen Tiefsinn nicht besser verbirgt, und nur große Verblendung seiner Feinde macht es in der Sage möglich, daß er seinen Plan dennoch ausführt, oder richtiger: die alte Sage ist hier sorglos gegen die Wahrscheinlichkeit; sie will verborgenen Tiefsinn charakterisieren und denkt nicht daran, daß sie ihren Helden zweckwidrig handeln läßt, indem er ihn verrät. Shakspeare hat nun ohne Zweifel dies bemerkt und ist hiedurch auf den Gedanken gekommen, die Zweckwidrigkeit mit künstlerischer Absicht zu einem wesentlichen Zuge in seinem Drama zu erheben; er wird sich gesagt haben: ich will einen Helden aufstellen, der durch eine Verkettung von Tiefsinn und Phantasie mit Unentschlossenheit wirklich an Wahnsinn streift, der nun ganz offenbar zweckwidrigerweise sich wahnsinnig stellt, um unter dieser Maske

einen Racheplan zu entwerfen, den er noch nicht entwirft, der nicht zum Handeln gelangt, der vielmehr durch den Gebrauch, den er von seiner Maske macht, sich so auffallend verrät, daß er den König und den Sohn einer durch ihn zertrümmerten Familie zum Handeln gegen ihn selbst herausfordert. So sieht man, wie aus dem dunkeln Sagenkeim ihm das Charakterbild, übrigens natürlich vorher schon schlummernd in seinem Innern, hervorgewachsen ist, ein Bild, das er dann mit seinem wunderbaren Geiste vollends zu einem individuellen Typus des Menschen ausgearbeitet hat, dem die Reflexion die zum Handeln nötige Naturkraft der Seele hinwegzehrt. Man kann noch eine Vermutung hinzufügen: War nicht die Meinung der ursprünglichen Sage eine andere, als wie sie in der Hand des Saxo Grammatikus durch die Nachahmung des Livius und seiner Darstellung der Brutussage geworden ist? Erinnert nicht dieser Amleth mit seinem seltsamen, wunderlich albernen, geheimnisvollen Wesen, mit seinen scharfen Sinnen an wirklich halb Blödsinnige, wie es ja deren gibt, in denen unter der Kruste der äußersten Schwerfälligkeit, lallender, täppischer Naivität eine dunkle, in einzelnen Blitzen hervorspringende Geistestiefe arbeitet? Was nach dieser Vermutung über den Sinn der ursprünglichen Sage ein Ansatz, Anflug von wirklichem Blödsinn ist, wäre dann unter Shakspeares Hand zu dem Bilde der Gebanntheit, der Kneblung durch jenen innern Knoten der Reflexion bei übrigens völliger Helle und freiem Gebrauch aller Kräfte geworden. Es verändert jedoch nichts Wesentliches an diesem interessanten Einblick, ob man diese weitere Art der Anknüpfung hinzunimmt oder nicht. Klar aber ist, daß ein Hamlet, in welchem die Zweckwidrigkeit nun als ein vom Dichter gewolltes Motiv die Hauptrolle spielte, tragisch endigen mußte.

Silberschlag macht ferner sehr wahrscheinlich, daß dem Dichter bei der Charakterzeichnung des Hamlet auch gewisse Züge Jakobs I., seine Unentschlossenheit, Schwäche, sein barockes Wesen vorschwebten; wobei ich gelegentlich bemerke, daß er wohl mit Unrecht auch das „kurz und fett von Atem" (Akt 5, Auftritt 2) auf diesen deutet; meines Wissens hat doch Collier nachgewiesen, daß dies ein eingeschobener Scherz war, den Schauspieler Burbadge mitten im Spiele zu necken, welcher dann durch Versehen in den Text kam. Dem Laertes liegt, wie Silberschlag weiter zeigt, eine Beziehung auf Alexander

Ruthven, Laird von Gowrie in Schottland, zu Grunde, als gewandter Kavalier in allen ritterlichen Übungen, vorzüglich in der Fechtkunst auch in Paris bekannt, wo er sich längere Zeit aufhielt, der mit seinem Bruder John Ruthven einen Mordanschlag auf König Jakob machte, um den Tod seines wegen Verschwörung hingerichteten Vaters zu rächen; dabei kam es zu einem Ringkampf, worin John Ruthven den König an der Kehle packte, aber beide wurden zuletzt von der herbeigeeilten Begleitung des Königs niedergestoßen. Alexanders Braut war eine Anna Margaretha Douglas; man glaubte, sie sei vom Könige geliebt; sie starb in Wahnsinn aus Schmerz über den Tod des Bräutigams und ihrer mag Shakspeare nach Silberschlags Vermutung gedacht haben, als er Ophelia und ihr Schicksal dichtete.

Das Aufzeigen solcher historischen Beziehungen ist, wie der Verfasser selbst ausdrücklich anerkennt, ein Geschäft anderer Art als die rein ästhetische Kritik; ein Gedicht soll Aufhellungen dieser Art nicht bedürfen, um in seinem Sinne verstanden zu werden; allein sie dienen ihr doch als eine höchst erwünschte Ergänzung, ein Kunstwerk lebt uns doch ganz anders, wenn wir neben der Hauptwurzel, die es in die Tiefe der Idee senkt, die Seitenwurzeln erkennen, mit denen es in die Zeit verflochten ist, in der es entstand.

Die Schrift über „Die realistische Shakespeare-Kritik und Hamlet" ist 1866 verfaßt (und 1867 herausgegeben) worden. In ihr sind schon mehr Ansätze zu der neuen Beurteilung Hamlets vorhanden, die Fr. Vischer gleich nachher auszusprechen pflegte.

Der erste Text der Studie über Gottfried Keller ist 1874 in der Allgemeinen Zeitung erschienen. Als er 1880 sie wieder vornahm, schrieb er dazu die folgende Vorbemerkung:

Seit diese Studie erschienen ist, hat Gottfried Keller herausgegeben: Züricher Novellen (zwei Bände 1878). Sie enthalten neben neuen Kompositionen die ältere reizende Novelle: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten". Es wäre interessant genug, diese Sammlung nun im Zusammenhang mit denjenigen Dichtungen zu besprechen, welche der Studie vorlagen. Allein in diese Besprechung müßte auch die neue Bearbeitung des „Grünen Heinrich" gezogen werden, von welcher längst die drei ersten Bände erschienen sind, der vierte aber gerade so geduldermüdend auf sich warten läßt wie vor

Jahren der vierte Band der „Leute von Seldwyla". Natürlich kann von einer neuen Beurteilung nicht die Rede sein, ehe der Schluß da ist; ich bin genötigt, die bisherige stehenzulassen, wie sie dasteht, da, solang der Schluß fehlt, die in den erschienenen drei Bänden vorliegenden Veränderungen so gut wie noch nicht vorhanden sind. —
Längst drängt es mich, auch über einen Landsmann und Geistesverwandten G. Kellers etwas zu sagen, über Konrad Ferd. Meyer. Wer seinen „Georg Jenatsch" und seine Novellen: „Der Schuß auf der Kanzel", „Das Amulett" und „Der Heilige" kennt, wird mir beistimmen in dem Urteil, daß hier eine echt stahlhaltige Kraft in unsere Literatur eingetreten ist, wiederum, ähnlich wie in G. Keller, eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichtum knapp zusammengehalten, alles gegenständlich, nirgends das Subjekt mit überflüssiger Rede vordringend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen. Und dieser gestrenge Geist ist an Humor wohl nicht so reich wie G. Keller, doch nicht arm, man sehe nur zu, wie im „Schuß auf der Kanzel" eine schnurrige Anekdote zu einer anmutigen, humoristischen, gefüllten, runden Novelle verarbeitet ist. — Wenn der Schluß des „Grünen Heinrich" endlich erschienen sein wird, so erwächst die schöne Aufgabe, die beiden so verwandten Talente, auf welche die Schweiz so stolz sein darf, eingehend miteinander zu vergleichen.

Als Fr. Vischer seine Überarbeitung der ehemaligen Schrift über G. Keller 1880 vollendet hatte, war inzwischen der letzte Band der „Leute von Seldwyla" und der Schluß der neuen Ausgabe des „Grünen Heinrich" erschienen. Daher hat er die Nachbemerkung angefügt, welche hier unten S. 293—296 steht.

Vorbemerkung von 1881 zu den Schriften „Ein italienisches Bad" und „Noch ein Wort über Tiermißhandlung in Italien":

Es ist ein rein menschliches Motiv, aus dem ich folgenden Aufsatz wieder zum Abdruck bringe. Ich habe darin der Empörung über die Tierquälerei, die ich in Recoaro mitansehen mußte, einen Ausdruck gegeben, der nicht ohne Wirkung blieb. Es war meine Absicht,

daß der Artikel der „Augsb. Allg. Zeitung" auch in Italien gelesen werde, es erschien eine Übersetzung in der gazetta d' Italia, diese kam sicher auch den Behörden in Recoaro zu Gesicht, und zu meiner Freude hörte ich später, daß in diesem Alpenbade eine Abnahme des Unfugs wahrzunehmen sei. Aus verschiedenen Gegenden Deutschlands erhielt ich Briefe, aus denen ich ersehen durfte, daß mein Wort Widerhall in den Gemütern gefunden habe. Wie es nun zu gehen pflegt: wenn eine solche Stelle des menschlichen Gefühls lebhaft berührt wird, so entsteht in Vielen die Meinung, derjenige, der diesmal die Saite in Schwingung versetzt hat, müsse gegen das Übel, um das es sich handelt, auch Rat wissen, bestimmten Rat, Mittel in Gesetzesform. Es war mir drückend, dies Vertrauen darauf verweisen zu müssen, wie groß die Schwierigkeit ist, klare, praktisch ausführbare Feststellungen auszufinden, wie wenig im Ganzen geschehen kann gegen eine Erscheinung, die ihre tiefe, perennierende Quelle in der Rohheit der Menge, und leider nicht nur der Menge des untern Volkes hat. Aber Wenig ist nicht Nichts, unsere Tierschutzvereine und Polizeibehörden erreichen nie, was sie möchten, aber sie erreichen Etwas, und da doch alles Suchen und Finden wirksamer Mittel von der Energie des Willens, diese aber von der Energie des Gefühls ausgeht, so wird es gerechtfertigt sein, wenn ich eine Arbeit, die nach dieser Seite Erfolg gehabt hat, noch einmal veröffentliche in der Hoffnung, sie werde diese Kraft, wenn auch nicht mit derselben Intensität wie bei ihrem ersten Erscheinen in einer verbreiteten Zeitschrift, auch weiterhin bewähren.

Wieviel freilich auch im relativ humaneren Deutschland noch zu tun ist, dafür will ich hier auf ein einzelnes Beispiel um so mehr hinweisen, weil ich im Artikel ziemlich scharf gegen meine Schwaben vorgegangen bin, zu ihrer Ehre aber zu sagen habe, daß der Unfug, den ich hier erwähnen will, bei ihnen bis jetzt nicht hat aufkommen können. Ich meine die Barbarei des Hunde-Einspannens. Ich habe sie seinerzeit an einer Stelle zur Sprache gebracht, wo man sie freilich nicht sucht und, weil sie Teil einer poetischen Charakteristik ist, nicht als Mahnung betrachtet und beachtet: in einer Novelle, nämlich in „Auch Einer" (zweite Aufl. B. 1 S. 39—42). Der Hund ist kein Zugtier, weil die Pfote zu weich ist, um sich zum Gegendruck fest auf den Boden anzustemmen, er muß verglichen mit

dem Huftier weit mehr als das Doppelte der Kraft zum Ziehen aufwenden und daher ist auch der stärkste Hund nach kurzer Zeit solchen Qualdienstes struppiert, lahm im Kreuz und Sprunggelenk. Nur im Schnee der kalten Zone ist der Hund für den Zug brauchbar, wird aber auch dort nicht einzeln, sondern nur zu mehreren vor die Schlitten gespannt. Ist die Rohheit einmal geduldet, so ist jedem weiteren Mißbrauch Tür und Tor geöffnet: schwache, kranke, wunde Tiere werden eingespannt, übertrieben, maßlos überlastet, mit Hieben mißhandelt. Und eine solche Barbarei ist in großen Städten wie Wien und der deutschen Reichshauptstadt, außer Preußen auch in mehreren deutschen Ländern erlaubt! Ein Bekannter erzählte mir, er habe in Berlin zugesehen, wie ein Unmensch von Kärrner auf seinen Zughund, ein schwaches, mit verbundener Pfote hinkendes Tier, mit wilden Hieben losschlug, er habe sich nicht enthalten können, dem Scheusal ein Wort von Mitleid und Menschenpflicht zu sagen und habe (— natürlich —) mit einer Ladung viehischer Grobheiten abziehen müssen. Wer in diesen Städten lebt, hat nur die Wahl, entweder täglich unzählige Male sich zu alterieren, oder sein Menschengefühl abzustumpfen — und das wahrhaftig, die Verantwortung dafür möchte ich nicht auf der Seele tragen, wenn ich der Polizeibehörde einer Stadt angehörte! Und die Gegenwirkung wäre so leicht! Diese Form der Tierquälerei ist so unzweifelhaft unzulässig, gesetzlich zu packen, daß ein Federstrich ihr ein Ende machen könnte; eine Übergangsbestimmung des Inhalts, daß vom Tage des Verbots kein Hund mehr zum Zwecke des Zugs angeschafft werden dürfe, würde jedem Einwande begegnen, das Verbot greife zu rücksichtslos durch.

Die armen Hunde bringen mich auf die Frage der Vivisektion, da sie ja ihre häufigsten Opfer sind.

Es ist dies eine der schwierigsten Fragen im ethischen Gebiete des Tierschutzes. Denn zwei Sätze stehen einander diametral entgegen, die doch beide gleichen Anspruch auf Geltung haben, bilden also jenen vollen Widerspruch, den wir eine Antinomie nennen.

Der eine Satz heißt: Vivisektion ist empörende, ja scheußliche Grausamkeit, das menschliche Gefühl wird sich ewig dagegen auflehnen.

Der andere: sie ist ein unentbehrliches, unersetzliches Mittel der

Wissenschaft (der Physiologie) und ebenso des Fortschritts der Heilkunst.

Den Widerspruch zwischen beiden Sätzen abzuschwächen, sagen die Physiologen, die Vivisektion werde nicht so häufig vorgenommen, als man meine, auch werde gewissenhaft dafür gesorgt, daß keine unberufene Schülerhand sie vornehme.

Die letztere Versicherung will nicht recht vorhalten, denn es ist doch sehr zu zweifeln, ob es möglich sei, die akademischen Zuhörer von eigenmächtigen Versuchen abzuhalten. Ich selbst erinnere mich, bemerkt zu haben, wie Studenten auf ihre Faust zu Hause Vergiftungs-Experimente an einem Hunde machten.

Doch es sei: die Abschwächung soll Gewicht haben, und mehr noch: nehmen wir an, geben wir zu, der zweite Satz selbst sei von so entscheidender Kraft, daß der erste dadurch entkräftet sei, also eine Antinomie nicht vorliege. Das Gefühl möchte sich also immerhin regen, aber es müßte schweigen; es verhielte sich, wie in all den Fällen, wo ein höherer Zweck gebietet, es zurückzudrängen, wie z. B. in einem Prozeß, wo ein Verbrecher zu Gefängnis oder Tod verurteilt werden muß bei allem Mitleid mit seiner Familie.

Nun aber steigt eine Frage auf, die so große Schwierigkeit bereitet, daß diese Lösung wieder zweifelhaft wird. Hat eine schmerzvolle Sektion an einem lebenden Tier den beabsichtigten Erfolg gehabt, hat sie zu einer physiologisch belehrenden und therapeutisch nützlichen Entdeckung geführt, dann hat sie das Ihrige getan, der höhere Zweck ist erreicht, und jedes arme Tier, das noch mit der Absicht gemartert wird, den Aufschluß zu finden, der bereits gefunden ist, leidet umsonst, jedes weitere vivisektorische Experiment ist reine, unentschuldbare Grausamkeit. Wir nehmen dabei an und dürfen annehmen, daß es eine Autorität, ein bewährter und anerkannter Physiolog sei, der die Entdeckung gemacht und publiziert hat. Könnt ihr uns nun dafür stehen, daß in solchem Fall nicht t r o t z d e m der Versuch aufs Neue vorgenommen, unbestimmbar oft wiederholt wird? Habt ihr Mittel, dies zu verhindern? Ich zweifle sehr; ihr könnt es nicht verhindern, könnt Unterlassung des müßigen Wiederholens nicht verbürgen, ja es wird in Wahrheit nicht möglich sein, in dieser Richtung eine Grenze zu setzen, jeder schneidlustige Physiolog wird für sein Messer die Entschuldigung bereit haben, diese be-

stimmte Entdeckung sei zwar gemacht, aber die Wiederholung könne zu anderen, weiteren führen. Es folgt, daß man Mißbrauch in dieser Richtung nicht abhalten kann, wenn man den Gebrauch überhaupt einmal erlaubt hat, es öffnet sich so dem Auge ein unabsehliches Feld unnötiger, unnützer grauenhafter Tiermißhandlung und wir sind auf den ersten der zwei Sätze als einen vollgültigen zurückgeworfen. Jetzt nehme ich auch den obigen Zweifel wieder auf, ob es möglich sei, unberufene Schülerhände von den grausamen Versuchen abzuhalten, verbinde ihn mit dem eben ausgesprochnen Einwand und sage: der Aufschrei des empörten Menschengefühls ist doch im Recht, es bleibt doch dabei: jeder Schmerzenslaut des namenlos gequälten Tieres ist eine Anklage gegen die Wissenschaft, daß sie, welche die Hüterin der Humanität sein sollte, Anleiterin zur Unmenschlichkeit wird, und wenn es so steht, dann wird man auch sagen dürfen: lieber etwas weniger lernen und lieber einige Menschen weniger heilen, als den Seelen einen Schaden unendlicher Art zufügen, denn ein solcher ist doch wohl die Abstumpfung gegen das Mitleid!

Dem Aufsatz: „Ein italienisches Bad" folgt der Nachtrag: „Noch ein Wort über Tiermißhandlung in Italien": ein ebenfalls in der Augsb. Allg. Zeitung erschienener Artikel, veranlaßt durch die Stimme eines Deutschen aus Italien, die in demselben Organ mit Beziehung auf den meinigen die traurige Blüte der Tierquälerei in diesem Lande noch einmal zur Sprache brachte. Ich nehme ihn ebenfalls auf, weil ich ihn als weiteren Beitrag zur Beleuchtung des Übels glaube betrachten zu dürfen, weil er das Verhalten des Klerus zu demselben näher in Betracht zieht und weil er Einiges hinzufügt, uns Deutsche mit einer Nation auseinanderzusetzen, in deren Volkscharakter die Barbarei gegen das Tier einen so dunkeln Flecken bildet, in der aber doch von Seite der Gebildeten so Vieles geschieht, entgegenzuwirken, und die wir um anderer, edler Eigenschaften willen achten und lieben.

Die Aphorismen, welche hier, wie im dritten Bande (S. 382) und im vierten, am Schlusse stehen, hat Fr. Vischer in seinen späteren Jahren geschrieben.

Erster Teil.

Aus einer griechischen Reise.

Malta — Syra — Athen

Ich war am 16. April 1840 mit einem Segelschiffe von Syrakus abgereist, noch müde von dem Feldzug durch Sizilien, einem sechzehntägigen Kampfe mit hartnäckigen Maultieren, grundlosen Morästen, angeschwollenen Flüssen, kalten Regenstürzen und dazwischen einem Schirokko, der mir und dem Russen, an den ich mich angeschlossen, die Gesichtshaut versengte, bis sie in blutende Schrunden aufbrach und in Fetzen herunterhieng, mit Schmutz, Flöhen, schlechter Kost, kurz mit allen Übeln Siziliens, Siziliens im Unwetter. Der Himmel hatte sich aufgehellt, aber nun trat Windstille mit dumpfer Föhnluft ein, das Schiff gieng nicht vom Flecke und ich suchte verstimmt früh abends die Kajüte. Nach wenigen Stunden trieb mich der Qualm heraus, und ich stieg wieder auf das Verdeck. Die schönste Mondnacht lag auf dem Meere, die Segel, von labendem Winde gebläht, glänzten milchweiß, das Schiff zog hinter sich eine breite Straße silberner Flittersterne und schwebte seinen Weg stetig und sanft wie ein stiller Schwan dahin. Die Schiffsleute plauderten mir sizilianischen Aberglauben vor; ich lernte, daß, wer in der Nacht des Aposteltages St. Paul geboren ist, von keinem Skorpion und keiner Tarantel gestochen wird; als Merkmal dieser Auszeichnung trägt er unter der Zunge eine Erhöhung in der Form eines Skorpions. Wer sich von seinem Blute impfen läßt, heißt ein germato und ist dieser Unverwundbarkeit teilhaftig geworden. Auch von den Wundertaten eines Heiligen vernahm ich, der kürzlich sechzig Brüche auf einmal geheilt hatte. Am andern Abend landeten wir an dem felsigen Malta; Citta Valetta mit seinen schönen Häfen, darin stolze englische Dreidecker schwankten, türmte sich vor unsern Augen; der Hafenbeamte empfieng unsern Schiffskapitän mit heiteren Bemerkungen, ob wohl die Neapolitaner den Engländern bald Schläge geben werden? Denn die Schwefelfrage schwebte noch, ich hatte in Sizilien große Lager dieses kritischen Stoffs im Vorbeireiten gesehen, und nach den Reden unseres Maultiertreibers, aus

welchen die Volksstimmung ziemlich sicher zu entnehmen war und der jede andere Regierung als die jetzige, willkommen nannte „qualunque sia“, waren die Aussichten ungleich bedenklicher, als der Erfolg es zeigte. Wer von Sizilien nach Malta kommt, den wird trotz dem öden Charakter dieser steinigen Insel die Reinlichkeit, der Wohlstand, die Ordnung und Pracht, welche die Engländer hieher-getragen haben, so wohltuend empfangen wie frisches Weißzeug einen Reisenden, der in Regen und Sonnenhitze lange nicht wechseln konnte. Ein seltsames Völkergemische bot sich dem Auge dar; die Träger, die mein Gepäck übernahmen, geborene Malteser mit den tiefbraunen Gesichtern und um die Stirne künstlich geringelten Löckchen, sprachen mit harten Kehltönen den arabisch-italienischen Dialekt ihrer Insel; stolze Türken saßen schweigend mit ihrer langen Pfeife, äußerst philisterhaft zeigten sich dazwischen die englischen Infanteriesoldaten mit ihren durchaus unmartialischen Käsekrämergesichtern. Horace Vernet hat in seiner orientalischen Reise ein boshaftes Bildchen von Malta gegeben, worauf er nicht ermangelte, ein paar dieser höchst unsoldatisch aussehenden Kriegsleute in ihren Rotröcken anzubringen. Jetzt aber marschierten Bergschotten vor der Hauptwache auf; das war etwas anderes. Ein Dutzend ihrer Querpfeifer trat hervor, mit stolzer, gerader Haltung, straffen und scharfen Bewegungen, wie sie die ausgebildetste militärische Dressur nicht hervorbringt, schlanke, schwungvolle, kühne Menschen, und marschierten unter den wilden, melancholischen Tönen ihrer schrillenden Pfeifen durch die Straßen. Maltesische Frauen, so bekannt ihnen dies Schauspiel sein mochte, warfen unter der schwarzseidenen Mantilla, welche sie über den Kopf herabfallen lassen und mit dem linken Ellbogen echt antik wie die Sizilianerinnen in die Seite andrücken, glühende Blicke aus den großen schwarzen Augen nach diesen blonden, schlanken Männern mit den entblößten weißen Knieen.

Das Dampfboot Dante aus Marseille gieng schon den andern Morgen frühe nach Syra ab, und ich mußte die merkwürdige Stadt, in die ich kaum einen flüchtigen Blick geworfen, wieder verlassen. Mit Not hatte ich abends noch Zeit gefunden, mir den Magen durch eine englisch überwürzte, aus glühendem Marsalawein bereitete Schildkrötensuppe zu verderben und mir dadurch die nötige Disposition zu einer kurzen Seekrankheit zu erwerben, einem Übel, das

mich selbst im Meersturm zwischen Neapel und Palermo verschont hatte. Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß meine ersten Zustände auf dem Schiffe, das mich nach dem ersehnten Griechenland tragen sollte, dieser Art sein werden. Die Seekrankheit ist mit einem tiefen Seelenleiden verbunden; der Geist zieht aus dem verdorbenen Magen, noch ehe er sich dieser schlechten Quelle bewußt wird, eine schlechte Philosophie, das Leben erscheint öde, ein Wort aus eines Narren Munde, jede trübe Erinnerung steigt auf, jeder verborgene Gram tritt aus seinem Winkel hervor. Als aber das Frühstück kam, aß ich, soviel ich schlucken konnte, und nach erfolgter Selbsthilfe der Natur war ich wieder gesund, die Philosophie war wieder auf den Beinen. Jetzt erst sah ich meine Gesellschaft näher an: ein seltsames Gemisch von Völkern. Die Matrosen waren lustige Provenzalen, stark, behend, und nahmen sich in den blauen Hemden und Hosen mit den roten Schärpen recht hübsch aus. Ein naseweiser Kellner reizte einen dieser Bursche, dieser stellte sich alsbald zu einer gewissen Form des Boxens zurecht, wobei die Kämpfer sich mit gespreizten Beinen fest auf den Boden stemmen und die ganze Kunst darin besteht, mit überlegener Schnelligkeit den Gegner mit flacher Hand ins Gesicht zu treffen, was denn der Matrose so gut verstand, daß dem Kellner das Blut aus Mund und Nase lief, ehe er sich umsah. Die Passagiere waren Engländer, Franzosen, Italiener, ein Türke, ein Kroate, zwei Russen, ein Mohr, ein Tscherkesse mit Handschuhen und Mackintosh, überhaupt ganz modern und dabei Mohammedaner, zwei sardinische Mönche, welche aus der römischen Propaganda kamen, um als Missionare nach China zu gehen. Malta war den Blicken entschwunden, wir befanden uns auf offener See. Rasche Delphine, alte Bekannte von der Fahrt nach Sizilien, begleiteten das Schiff und zeigten mit drolliger Eitelkeit ihre Künste, indem sie bald in Bogen über die Wellen schossen, bald unter dem Schiff durchschwammen, bald wieder in Paaren gesellt voranruderten. Von Griechen hörte ich später, daß sie aus dem Wasser aufspringen, wenn man ihnen pfeife, und daß sie Schiffbrüchige ans Land tragen, mit Ausnahme der Frevler, welche schon Delphinfleisch gegessen haben: die alte Arionsage. So lernt man die Mythen an Ort und Stelle verstehen. Jene Sagen sind tot, eine schöngeistige Ergötzlichkeit, eine Rhetorik, eine Redeblume, bis sie in die Anschauung

treten. Ich wußte auch nicht, warum Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt worden, bis ich das schlanke, zarte Gewächs erblickte mit seinem jungfräulichen Wuchse. Ich wußte auch nicht, warum das Meer ein Gott sei, bis ich seine heilige Macht mit Augen sah. Ich wußte auch nicht, warum der Himmel ein ehernes Gewölbe sei, bis ich unter der wolkenlos unerbittlich heißen, tiefschwarzblauen Kuppel durch die griechischen Täler ritt; und warum der Adler Jupiters Vogel sei, wurde mir erst klar, als ich das mächtige Tier hoch oben in majestätischen Kreisen auf den breit, weit ausgespannten Schwingen ruhig schweben sah, recht ein Luftwesen, der Geist des bewegten und doch ewig gleich ergossenen Luftraums. Das Wasser hatte ich aus Flaschen getrunken, die man in der Küche gefüllt, wohin man es in Eimern geschleppt; ich wußte nicht, warum dies Quellende, Kühle, Ursprüngliche, rein Labende göttlich sei. Als ich aber schwere heiße Tage geritten und oft zehn Stunden lang kein Wasser gesehen, als ich es erlebt hatte, wie unser griechischer Reisediener uns für den Durst nach langem Ritt aus einer schmutzigen Zisterne ein laues Wasser voll roter Läuse mit einem bedenklichen ἐδῶ (hier) αὐθέντης (Affendi, Effendi: Herr) in der Mütze hinreichte: wenn dann endlich in kühler Grotte eine reine Quelle rieselte, wenn ich den Mund unterhielt und gierig dankbar schlürfte, so begriff ich, daß darin, in dieser beglückend, heimlich aus unbekannten Tiefen quellenden Labung ein Herz, eine Seele, ein Göttliches sein müsse. Mein liebenswürdiger Reisebegleiter, Göttling von Jena, erzählte mir, wie auf einem Ausfluge, den er vorher in Morea mit Professor Roß gemacht, da sie um einen Fels bogen, plötzlich ein Adler mit einer Schlange in den Krallen rauschend aufgeflogen sei; auf einmal sei ihm klar geworden, wie so etwas notwendig in der Gefühlsweise der Alten als dämonisch überraschend, geheimnisvoll bedeutend, als Omen habe erscheinen müssen. Es ist reizend, so Mythologie studieren. Aber auch die sittliche und politische Bedeutung der Götter lernte ich fühlen. Göttlich war den Alten jede große, selbständige, über eine Vielheit untergeordneter Kräfte siegreich übergreifende, an sich wohltätige, dem Widerstand furchtbare und zerstörende Erscheinung. Sie faßten sie in ihrer Selbständigkeit, sonderten sie von dem Nexus des unendlichen Ganzen, worin sie nur ein Glied ist, ab, machten sie absolut, legten die unendlich erweiterte menschliche Seele in phantasie-

vollem Tausche unbewußt unterschiebend hinein, und es war ein Gott. Die sittlichen Gesetze kannten die Alten nicht als Reflexion des Einzelnen; es waren Mächte, denen Jeder gehorchte, ohne nach Gründen zu fragen, Volkssitte, rein bestimmend und beherrschend, in öffentlichen Einrichtungen handgreiflich da und in die Erscheinung herausgestellt. Es gab wohl eine Willkür, die dagegen frevelte, aber der Frevler hatte es mit dem Gewissen in Gestalt der Eumeniden und der öffentlichen Strafe zu tun. Es lag z. B. in Niemands Willkür, auf die Palästra zu kommen oder nicht; er mußte, er wußte nicht, daß es anders sein könne. So war ihm diese absolute Sitte ein Gott, es war der schlanke, feine und doch starke, elastische Hermes, dessen Gestalt ihn am Eingange der Palästra empfieng. Und so war jedes Sittliche ein Gott, und dieser Gott trug die ungeteilte, objektive, in keine Reflexionen zersplitterte Seele der Menschen in der Brust, die ihn geschaffen hatten und es nicht wußten. Dies hatte ich in Begriffen oft gedacht, in meinem Hegel gelesen, aber es wurde mir erst eine Wirklichkeit, als ich schon in Italien objektive Menschen, ganze und ungeteilte Naturen in einer unverkennbaren, wiewohl verkümmerten Fortdauer antiker Geistesweise, Sitte, Gestalt, Haltung erblickte. Es stünde nun freilich übel, wenn man Mythologie nur in den südlichen Ländern, an den Orten ihrer Entstehung studieren könnte; aber leben wird sie nur dem, in dessen Geiste, sei es durch verständige Lehre oder durch Anschauung, der Prozeß sich wiederholt, durch den die Götter entstanden sind. Daß ich mit dem Obigen nicht meine, die Sache in ihrer Tiefe und Breite erschöpft zu haben, versteht sich. Aber sagen muß ich noch, wie sehr durch jede Anschauung antiker Art und Form in Volk, Natur und Kunst meine Hochachtung vor der deutschen Philosophie stieg; den Stockphilologen und jedem Famulus Wagner zum Trotz muß ich es sagen. Der ferne nordische Geist hat begriffen und in Gedanken erhoben, was dunkle Naturgeister und veredelter Menscheninstinkt in glücklicheren Zonen geschaffen haben, und wer irgend gerecht ist und unbefangen anschaut, wird bekennen, daß sich ihm unter diesen Anschauungen die Begriffsbestimmungen unserer Ästhetik, Religionsphilosophie einfach füllen wie wohlgebildete Gefäße, in welche der für sie bestimmte Trank ohne Anstoß einfließt; und nur denen, welche von der Sache nichts verstehen, brauche ich noch zu sagen, daß man dies sagen kann, ohne im

Geringsten Hegel oder irgendeinen Philosophen als eine absolute Autorität anzusehen. Was muß man ja nicht alles sagen, das sich von selbst versteht!

Fast hätten wir aber unser Schiff vergessen. Ich hatte noch keine Bekanntschaft angeknüpft außer mit dem herrlichen Kater, der groß fast wie ein Lamm, von jenem schönen Katzenschlage, der aus Griechenland längst in Italien eingebürgert ist, dickbackig, mit wahren Tigerpfoten unter der Schiffskanone lag und, so mürrisch und türkisch gravitätisch er aussah, doch eine sehr wohlwollende, herzliche Gemütsart entfaltete und ganz mein Freund wurde. Ich werde ihn nie vergessen. Inzwischen hatte ich meinen Homer hervorgezogen und las den Schluß der Odyssee. Seit kurzer Zeit verstand und fühlte ich ihn zum erstenmal. Er war mir bis vor dieser Reise fast tot gewesen, ein Schulexerzitium, und jetzt mußte ich die hervorbringenden Tränen unterdrücken. Einer der Mönche unterbrach meine Lektüre, ein schlanker, großer, junger Mann von feinen italienischen Zügen, bleich, von etwas hektischem Aussehen. Er fragte mich freundlich und artig, was ich lese, kam vom Homer auf das Heidentum, eröffnete mir sein gefährliches Reiseziel und wie er Verwandte und Vaterland für immer verlassen habe, um in eine Mission zu gehen, in welcher Szenen des grausamsten Märtyrertods so häufig sind; dabei blieb er aber getrost und heiter; vom Heidentum kam er aufs Christentum, von diesem auf die Konfessionen, bald hatte er heraus, daß ich Protestant sei, und erklärte nun offen und ehrlich, er wolle versuchen, mich zu bekehren, ich scheine ihm so gut, er möchte mich gern im Paradiese wiedersehen. Ich disputierte ein Langes und Breites mit ihm, weil mich seine Methode interessierte und sein feines, edles, wohlwollendes Wesen anzog. Es versteht sich, daß ich rein nichts gewinnen konnte, weil ihm gewisse Grundbegriffe und falsche Disjunktionen, wie: natürlich oder übernatürlich, welche die deutsche Philosophie längst flüssig gemacht hat, absolut fest waren. Es war mir aber belehrend, einmal recht in diesen ganzen scholastischen Apparat hineinzusehen, mit dessen Resten freilich auch die protestantische Apologetik noch behaftet ist. Als ich endlich erklärte, ich sei entschlossen, auf meinem Glauben zu leben und zu sterben, beklagte er mit aufgehobenen Armen in rührendem Schmerze mein Los. Er versprach mir noch ein Buch zu schenken, irgendeine obskure italienische

Apologetik; dies werde mich gewiß bekehren, meinte er. Wir verloren uns aber ohne Abschied bei der raschen Ausschiffung in Syra, ich erhielt das Buch nicht und muß nun so unbekehrt fortleben und umgehen.

Zwischen diesen Gesprächen war das Meer mein fortwährendes Studium: ein Reich von Farben und Formen. Als Ganzes genommen wird die offene See bald langweilig. Die erhabene Wirkung dieser Wassermasse beruht darauf, daß sie als ein Unendliches erscheint; dazu bedarf aber das Auge eines Anhaltes; an wechselnden Uferformen muß es ansetzen, von da aus mit der langen Horizontale des Wasserspiegels sich fortbewegen, und nun führt die Phantasie diese Linie, wo sie in der Wirklichkeit durch eine Grenze geschlossen ist, ins Unendliche fort, in eine geistige Unendlichkeit, die in der Wirklichkeit nirgends gegeben ist. Dagegen treten nun, wo dieses phantasieweckende Verhältnis nicht mehr vorliegt, andere Reize in Wirkung, vor Allem die der Farbe. Die See ist nicht nur ein natürlicher Spiegel, der jetzt den ultramarinblauen Himmel des Südens, jetzt den finsteren Wolkenschatten, jetzt den glühenden Purpur des Abendrots wiedergibt, jetzt die durch das Schiff aufgewühlten Wellen, während das übrige Meer schon dunkel ist, mit ihren Spitzen noch in den Schimmer des schon verglimmenden Abendrots taucht, so daß das Schiff einen breiten Feuerstrom endlos nach sich zieht: sondern alle diese Farben erscheinen, weil der Spiegel zugleich durchsichtig ist, aber diese Durchsichtigkeit durch die grüne Meerfarbe selbst wieder ihren Farbenton hat, unendlich vertieft und gebrochen zugleich. Dazu treten dann als Bedingung neuer Farbentöne die Schatten der bewegteren Wellen, und diese in ihren tausendfachen Bildungen, wie ein Schwanenhals gebogen und innen eingezogen, pyramidalisch anschwellend, in ewigem Spiele rinnend, werdend, zerfließend, von ihrem schaumigen Kamme über sich selbst herabstürzend, entzücken den Formensinn.

Endlich am 21. sahen wir Land. Wir umschifften Kap Matapan, die Felsenufer des Peloponnes streckten sich hervor, Kythere schwamm verklärt in der Abendsonne, in blauem Dufte dämmerten ferne schon cykladische Inseln, müde Vögel ruhten auf den Tauen des Schiffes aus, der Traum von einem Griechenland wurde banger und heller. Am 22. frühe, als ich erwachte, hörte ich kein Stampfen der Maschine mehr, das Schiff stand stille, ich eilte auf das Verdeck: wir lagen schon

seit einer halben Stunde im Hafen von Syra, die meisten Passagiere waren schon ausgeschifft, ich hatte die Ankunft verschlafen. Die Stadt Syra legte sich vor meinen Augen an einen Bergrücken der felsigen Insel hinan, unzählige Hähne krähten — die gewöhnliche Musik, wodurch sich die Nähe griechischer Ortschaften anmeldet —, rotmützige Griechen umwimmelten in kleinen Booten unser Schiff, ich fragte den nächsten Besten auf italienisch, ob er mich ans Land bringen wolle, er antwortete: *μάλιϛα*. Was spricht der Mensch? Welche Sprache ist dies? Kommt das nicht ebenso im Herodot, im Plato, im Sophokles — hat er aus Buttmanns Grammatik, hat er aus Jakobs Attika Griechisch gelernt? Hat er in Jena, in Kiel, in Greifswalde studiert? Nein, nein, es ist seine Sprache, er spricht die Sprache des Plato, des Sophokles, sie lebt noch; Griechenland ist kein bloßes Phantasiebild, wie ich heimlich fürchtete, ich bin in Griechenland.

Ich mußte in Syra vier Tage die Abfahrt des Dampfschiffs nach dem Piräus abwarten. Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß ich bestimmt sei, auf meinen ersten Schritten in Griechenland von sehr vaterländischen Erinnerungen begrüßt zu werden, erfreulichen und unerfreulichen. Die erfreuliche war eine junge Frau mit einem blonden Knaben auf dem Schoß, die ich am Hafen sitzend fand und, da sie mir gar nicht griechisch erschien, mit der Frage anredete: Deutsch? „Ja.“ Woher? „Von Schorndorf.“ Es war eine Tischlersfrau, die mit ihrem wanderlustigen Manne aus Schwaben nach Odessa, von hier nach Syra gezogen war. Aber ein wirkliches Übel sollte mir zustoßen, ich sollte unter deutsche Pietisten geraten — in Griechenland! Ein Landsmann, den ich getroffen, führte mich bei den Vorstehern des Gymnasiums und einer von Missionären auf pietistische Grundsätze gegründeten Erziehungsschule ein, höflichen Leuten, die nun aber auch gar keine Barmherzigkeit hatten. Mir lebte jeder Nerv von dem Neuen, was ich erblickte; ich wollte den goldschimmernden, waffenglänzenden Palikaren, den fremdduftenden Gewürzen und Früchten des Basars nachgehen, die schönen Schiotinnen, die Psariotinnen in ihrem phantastischen Putz betrachten; kein Mensch begriff das, kein Mensch sprach mit mir von diesen Trachten, diesen fremden Menschen, diesen kühnen Männergestalten: nein, man hatte, der Himmel weiß, wie? in Syra Wind bekommen von unserer wissenschaftlichen Stellung, man wollte disputieren, man predigte mir über

den historischen Christus, Erlösungstod und Auferstehung. Man schleppte mich auf eine Spazierfahrt über den Hafen, man vergönnte mir nicht, die blauen Inseln, Delos, das „wie ein Schild" in den fernen Fluten schwamm, mit einiger Sammlung zu schauen, ich mußte ein Ostereierlegen in einem Garten mitansehen, wo man sich endlich bis zu der Frivolität aufschwang, mit Steinchen nach einem alten Scherben zu zielen. Das Äußerste dieser Prüfungen war eine Betstunde, welcher ich mich nicht entziehen konnte, eigentlich ein Teeabend mit Bibelvorlesen und Gebet. Ich wurde von dem Lehrer, in dessen Hause dieser gemischte Genuß stattfinden sollte, mit dem Landsmann eingeladen, dem ich seine Bekanntschaft verdankte. Ich sträubte mich, aber der Landsmann — als Ingenieur in Syra beim Quarantänebau beschäftigt — demonstrierte mir unabweislich, daß ich mitgehen müsse; es sei nämlich, sagte er, nirgends in der Stadt gute Butter zu finden als in diesem Hause, wo man sie von Malta beziehe; für diesen Genuß lasse er sich einmal allwöchentlich die erbauliche Zugabe gefallen; mich müsse er mitbringen, man würde es ihm und mir gleich übelnehmen, wenn ich nicht käme. Mir lag nichts an der Butter, aber ich hatte von den Einladenden wie vom Einführenden zwei Tage hindurch doch so freundliche Aufmerksamkeit genossen, daß ich schließlich nachgeben mußte. Nach dem Tee kam denn die Vorlesung, Gebet, Gesang eines geistlichen Liedes, dann betete man noch einmal, und zwar in der Form, daß man an einem Stuhl niederkniete und das Gesicht in die Hände drückte. Mein Landsmann, von der Butter geschmeidigt, bequemte sich und tat mit, ich blieb stehen. Ich hatte nun eine eigentümliche Übersicht aus der Vogelperspektive über die Gesellschaft und befand mich sonderbar allein, nur daß hie und da eine der Frauen durch die geöffneten Finger verwundert nach mir schielte. Dem Landsmann hatten sich zufällig die Schöße seines Rocks zurückgeschlagen und lagen die breiten Taschensäcke aufgedeckt, während sich die Sitzbasis seines Organismus in kräftiger Breite den Blicken darbot; es war Zeit, daß diese Szene ein Ende nahm, denn bald konnte ich das Lachen nicht mehr halten; der herzliche Widerwille gegen solche Verbindung von Religion und Geselligkeit hatte sich in das Gefühl ihrer Komik aufgelöst. Doch wenden wir uns von dieser Privatfrömmigkeit zur öffentlichen Religion und begeben uns zum österlichen Gottesdienst nach der Kirche.

Was da im Innern derselben vorgieng, war reine Nebensache, näselnder Gesang der Priester und Chorknaben, eine Predigt, auf die niemand hörte, Küssen der heiligen Bücher. Der eigentliche Spaß war außerhalb der Kirche, denn darin ist der Neugrieche noch so gut heidnisch wie der Italiener, daß ihm die Kirchenfeste nicht Tage der ernsten Einkehr in sich, sondern der Freude sind. Man muß gestehen, daß darin auch eine Wahrheit, ein Recht liegt. Die Entbindung von dem Drucke der Sorge, welche die Tage des Menschen ausfüllt, die Entlastung des Geistes und der Sinne durch Lust, Gesang, Spiel, Tanz ist auch ein Gottesdienst und ein sehr wesentlicher. Der alte Grieche zeigte an seinen Festen die Schönheit, Kraft und Gewandtheit seiner Jungfrauen, Jünglinge und Männer, die Kunst seiner Künstler und Dichter seinen Göttern, daß diese eine Freude an ihren Menschen haben sollten, wenn sie sahen, wie diese ihnen Ehre machten. So sollen auch wir es an Tag legen, daß wir kein ärmliches, sondern ein erfülltes Dasein haben, und sollen unserem Gotte zeigen, daß wir es wissen, wie seine Werke gut sind und er keine Pfuscherarbeit an uns gemacht hat. Der Puritaner, der die Sonntagslust des Volkes verdammt, wäre einzuladen, über Wesen und Wert der Freude, über ihre lösende und befreiende Kraft etwas besser nachzudenken. Geht es auch etwas laut her, so darf man wohl erwägen, daß der Bauer, der Handwerker, der acht Tage schwer und hart gearbeitet hat, die groben Nerven derb durchschütteln muß, um die bleierne Schwere seines Erdendaseins von sich zu werfen, daß er keinen Tee trinken wird, um sich zu erholen, sondern jauchzen und stampfen und tüchtig trinken muß, um das Leben zu fühlen. Aber freilich, wir sind keine Heiden mehr; der Zuruf: gehet in euch! muß seinen Sinn behalten, und die Festesfreude soll nur das andere Moment eines Gottesdienstes sein, dessen erstes tiefe Sammlung, Stille und Selbstprüfung ist. Bei jenen südlichen Völkern nun, welche noch bis an die Ohren in der heidnischen Gefühlsweise ihrer Voreltern stecken, ist dies so gut als vergessen; bei den Italienern ist moderne Opernmusik und unendliches Böllerschießen die Hauptsache bei allen Festen, und die Griechen bereiten sich zur Kirchenfeier des Osterfestes die Kinderlust eines Feuerwerks. Der Hauptteil des Gottesdienstes am Ostersonntag war ein Umgang der Geistlichen um die Kirche, welche ein großer Vorraum umgibt, der an der Seite des

Portals sich zu einem Portikus nach Art der Basiliken erweitert; dieser ist aber nicht bloß eine einfache Säulenhalle, sondern hat eine zweite Galerie. In diesem Vorraume findet nun die eigentliche Feier des Tages statt. In der oberen Galerie des Portikus stehen die Frauen, die Männer haben hier, wie in den Räumen, die jenen in der Kirche bestimmt sind, keinen Zutritt; ich wußte das nicht und stieg die Treppen hinauf, um diese fremden Gestalten in den fremden glänzenden Trachten, diese edlen Bildungen, diese teils griechisch feinen, teils orientalisch volleren und dunkelbraunen Gesichter in der Nähe zu betrachten, wurde aber von dem Küster mit jener gut altgriechischen Grobheit, womit schon Priamus seine lässigen Söhne anfährt, schrecklich angeschnarcht, wobei ich ganz wehrlos war, weil ich nicht Neugriechisch und er nicht Italienisch verstand, ich ihm also seine Dummheit nicht verweisen konnte. Ich verstand nichts als die Worte: *φεῦγε, ξένε*! und mußte mich freilich nach dem Sprichwort halten: der Gescheiteste gibt nach; der interessante Frauenkranz nahm sich aber wirklich von unten weit schöner aus, und ich konnte, als die Versammlung auseinandergieng, diese neue, fremdartige Welt mit Muße beschauen. In der untern Galerie und im offenen Raume waren die Männer und Jungen. Hier galt es nun, Knallkugeln, Frösche, Schwärmer zu werfen, je mehr, je besser; sie flogen den Geistlichen auf ihrem mehrmaligen Umzuge um die Köpfe, daß ich ein Unglück befürchtete, wenigstens jeden Augenblick den Ausbruch ihres Unwillens erwartete. Aber im Gegenteil steigerte sich der Ausdruck ihrer Zufriedenheit über so viel Andacht. Es waren höchst ehrwürdige Männergestalten, der Bischof mit dem edlen griechischen Profil, dem langen silbergrauen Barte, dem Anstand seiner Haltung und seines Ganges wird mir unvergeßlich bleiben. Überhaupt habe ich bei den Italienern, noch mehr den Griechen, zuerst in meinem Leben gesehen, was es darum sei: edel und menschlich gehen und den Körper tragen. Wie ganz gemein, skurril und ärmlich erschien mir die träge, plumpe, schlaffe Art, wie wir unsern Körper einsinken und, von der gebietenden Seele gelöst, frei für sich als schwere Materie handeln lassen, neben diesem stolz aufgerichteten Haupte, diesem edlen Schwunge des Halses, dieser herrlich hochgewölbten Männerbrust, diesen zurücktretenden Schultern, der freien geraden Säule des Rückens, diesem elastischen, schwebenden und doch gravi-

tätischen Gange! Und dies ist nicht Dressur, wie bei unsern Soldaten, oder wie uns der Tanzmeister abrichtet, sondern es ist noch in der Rasse; nicht als brächte es der Einzelne aus Mutterleib fertig mit, nein, er muß es hübsch lernen und sich frühe abmüden und gewöhnen; aber das Gefühl, daß das so sein und daß das Kind frühe darnach gebildet werden soll, ist noch als Instinkt im ganzen Stamme; daher wird diese Herrschaft der Seele in ihren Gliedern zur andern Natur und erscheint in der höchsten Strenge zugleich als höchste Leichtigkeit. Die Griechen haben aber allerdings ein sehr grundsätzliches Bewußtsein über die äußere Würde der Erscheinung. Ihre Bewegungen sind selbst in der höchsten Leidenschaft anständig gemessen; es gilt für eine Infamie, betrunken gesehen zu werden, und wenn einer fühlt, daß ihm das Taumeln nahe ist, so verdoppelt er mit der letzten Anstrengung die Spannkraft seiner Glieder, um ja nichts merken zu lassen. Ich sah eine Anzahl betrunkener Burschen mit Gitarrenspiel und Gesang durch die Straßen von Athen so ernst und so gemessenen Schrittes ziehen, daß nur ein scharfer Blick ihren Zustand entdecken konnte. An den bayrischen Soldaten fand man es verächtlich, daß kein Ehrgefühl sie abhielt, öffentlich berauscht und taumelnd zu erscheinen. Der Grieche ist übrigens mäßig und trinkt gewöhnlich seinen starken, mit Pinienharz versetzten Wein wie im Altertum mit Wasser gemischt.

Am Ostersonntag abends gieng ich mit dem Dampfboot nach dem Piräus ab. Ich hätte zu meiner Reise keinen übleren Frühling finden können als in jenem Jahrgange. Es war der 27. April, als ich morgens im Piräus landete, und doch fror ich von naßkaltem Regen, und dünner Schnee bedeckte den Rücken des Pentelikon und des Hymettus, etwas Unerhörtes in Griechenland um diese Zeit. Ein Zollbeamter der rasch aufblühenden Hafenstadt Piräus untersuchte mein Gepäcke; er trug noch völlige Nationaltracht, und die ganze Untersuchung bestand in einem verächtlichen Blicke, den er, als schämte er sich des niedrigen Geschäfts, auf die am Boden liegenden, nicht geöffneten Koffer und Päcke warf. Allmählich fanden sich Fiaker von Athen ein, die Reisenden in die Stadt zu führen, Gesindel vom ersten Schlage, um kein Haar anders als deutsche Hauderer, dabei aber in der Nationalkleidung seltsam genug auf ihrem Bocke anzusehen. Ich mietete mit einem Manne, der ebenfalls mit dem Dampfboot gekom-

men war, einen Einspänner; ich hatte ihn für einen Italiener gehalten, er erkannte aus einigen Ausrufungen des Unwillens über die freche Forderung des Kutschers einen Deutschen in mir und gab sich nun als einen Schuhmacher aus Würzburg zu erkennen. Mit einem Schuhmacher aus Würzburg in einem Einspänner fuhr ich also an den wenigen Resten der langen Mauer hin nach Athen. Die Akropolis trat deutlicher und deutlicher hervor, die Propyläen, der kleine Niketempel, der Parthenon waren zu erkennen, und schon entdeckte mein Auge jene Fries- und Gebälkstücke des alten, von den Persern zerstörten Hekatompedon, welche bei dem eiligen Wiederaufbau der Mauern unter anderem aufgerafften Gestein in die Mauer der Burg eingefügt wurden*). Warum wirkte gerade diese Entdeckung so besonders stark und elektrisch auf mich? Ein hohes Kunstwerk ist ewig, es ist wie aus der Zeit herausgenommen, man wundert sich nicht, wenn es, in seinen Trümmern selbst herrlich, noch steht; dies aber ist eine Erinnerung aus dem unmittelbarsten Leben, die mich unwiderlegbar überzeugt, daß jenes Volk, das in der idealisierenden Überlieferung fast zum Gedichte geworden ist, wirklich war, wirklich in Not, Drang und Hast sein Zeitleben fristen mußte, wie wir anderen Menschen, und so etwas muß eine schlagartige Wirkung hervorbringen. Eine unbedeutende Antikaglie, ein Balsamgefäß aus einem Grabe, das noch den Geruch hat, wirkt als unmittelbare Lebensspur, als handgreifliches Zeugnis oft stärker auf die Phantasie als ein großes Monument. Das erste etrurische Grab, das ich sah, in Chiusi, so wohl erhalten, so neu, als wäre es gestern eröffnet, ergriff mich in diesem Sinne stärker als die Arena in Verona, die erste große Ruine des Altertums, die ich gesehen hatte. Pompeji ist ein Inbegriff einer Totalwirkung dieser Art; Schiller hat in seiner Elegie diesem Gefühle vollendeten Ausdruck gegeben. Pompeji war aber nur eine römische Provinzialstadt, die Akropolis dagegen ist der Mittelpunkt der griechischen Geschichte; hier diese schlagenden Zeugen

*) Der eilige Aufbau wird allerdings von Thucydides zunächst nur von den langen Mauern berichtet; wenn ich mich aber in meiner Erinnerung nicht ganz täusche, so sind jene Friesteile in der Burgmauer zwar im Allgemeinen nach der Linie, doch mit so wenig Genauigkeit eingemauert, daß ich die in Athen angenommene Anwendung jener Nachricht auf Teile der Burgmauer für ganz richtig halte.

eines mitten im Drange des Lebens eilig vollendeten Werkes zu sehen, muß doppelt und zehnfach ergreifen.

Ich fuhr die Palmenstraße zu einem Gasthof, Stadt München genannt, und begab mich sobald als möglich auf den Weg, die Deutschen aufzusuchen, an welche ich Adressen mitgebracht hatte. Es war aber kein Mensch zu treffen, alle Welt war ausgeflogen, denn es war Ostermontag; ein Offizier in einem Kaffee, den ich nach einigen deutschen Offizieren fragte, antwortete mir, er wisse nichts von ihnen, denn — setzte er bitter und unfreundlich hinzu — io per disgrazia sono Greco. Ich schlenderte nun auf den Straßen umher und besah die junge Stadt, die sich in sauberen, aber sehr leicht gebauten Häusern, meist zweistöckig mit einem Altan und einem vorspringenden, stumpfwinklichten Dach, aus dem Barackenknäuel der alten herauszuheben begann. Ich war nicht besonders gut gelaunt, da ich keine Ansprache, keinen Rat, keine Anleitung finden konnte. Nun fieng eine Masse verworrener, schwer vereinbarer Eindrücke an, auf mich los zu arbeiten, deren Gedränge meine Verstimmung endlich auf den Gipfel führen sollte. Von der einen Seite begegnete mir das Neue; d. h. vor allem die bayrischen Gesichter, die ich schwer genug mit dem Gefühle Altgriechenlands, das mir durch alle Nerven gieng, zu vereinigen wußte, und nicht viel leichter mit den Adlerköpfen, der schwungvoll-wilden Erscheinung, dem Gold- und Waffenglanz der Neugriechen. Nun kam aber zu dem Bayrischen das Französische und Englische, was mit seinen raffinierten Formen überall eindrang, und ich sah die naturvollen, poetischen Erscheinungsformen dieses Volkes auf allen Punkten schon dem Modernen weichen. Hier gieng ein Palikare, bewaffnet bis an die Zähne, gold- und silbergestickt, und führte sein Weib, das sich in französische Kleider gezwängt hatte, spazieren; es sieht nichts gemeiner aus als Menschen, deren Gesichtsfarbe, Ausdruck, Haltung den Naturton noch nicht modernisierter Völker hat, in unsere Kleider gesteckt. Es hängt und schlottert alles, sie wissen diese hungrigen Lappen nicht zu führen, nicht zu tragen; hier muß alles, Gesicht, Miene, Bewegung, wenn es den Kleidern nicht widersprechen soll, geleckt sein, und die Griechin, die im Fes, in der gestickten Jacke ein Bild der Schönheit ist, erscheint in französischen Kleidern als Soldatentrulle, der kühne Häuptling, voll kriegerischen Adels in seiner Haltung und ganzen Bildung, wie ein

derber Unteroffizier. Dort geht ein schlanker junger Mann, neugriechisch bis ans Knie, aber unter der Fustanella trägt er Suwarowstiefel. Jener Küsten- oder Inselbewohner mit blauen Pluderhosen und der braunen Jacke, nicht so glänzend wie die Palikaren, aber doch immer recht malerisch, trägt einen Regenschirm, ein anderer Krawatte, stehenden Kragen und Glacéhandschuhe zur Nationaltracht usw. Es war mir zuviel, ich wollte nun nicht länger zaudern, sondern zu dem Altgriechischen mich retten, das ich mir als einen Leckerbissen absichtlich aufgespart hatte. Freilich war es am heutigen Tage nicht möglich, von diesem ursprünglichen Elemente ein ganzes, unvermischtes Bild zu bekommen. An den riesigen Säulen des Jupitertempels, wohin ich an dem schlanken, graziösen Denkmal des Lysikrates vorüber meine Schritte gewendet, hatten sich Weiber zum Tanze vereinigt. Mehrere Kreise hatten sich geschlossen, einer aus lauter alten Frauen bestehend, die ebenso andächtig und ernsthaft wie die jungen, ihre monotonen Reigenbewegungen unter jenem melancholischen, schalmeiartigen, näselnden Gesange, der die einzige Vokalmusik der Griechen ist, unermüdlich wiederholten. Diese Alten trugen meist die gröbere Tracht des griechischen Landvolks, weiße wollene Röcke mit wenig roter Stickerei, die langen Zöpfe in einen klirrenden Büschel silberner Stäbchen endigend; dagegen erschienen in anderen Kreisen jüngere Frauen und Mädchen, die golddurchflochtenen Zöpfe um das niedrige Fes gewunden, die bunte Jacke reich mit Silber und Gold gestickt, und die geschnabelten Schuhe im zierlichen, doch gemessenen Tanze zeigend. Zwei ältliche Engländerinnen auf Saumpferden sahen dem ungewöhnlichen Schauspiele mit einem Gesichte voll Reisebeschreibungen zu, die eine zeichnete emsig die bunten Gruppen in ihrem Album nach; eine bekannte Gestalt grüßte mich, es war ein Kameriere, der die Künstlergesellschaft, zu der ich mich in Rom hielt, in der Trattorie bedient und sich jetzt zum Kammerdiener dieser Insulanerinnen aufgeschwungen hatte. Die weiße Jacke und der grüne Schurz war verschwunden und hatte einem ernsthaften langen Rocke Platz gemacht, so trat er vor mich und fragte: non riconoscetemi? Der erste Mensch, mit dem ich ein Wort reden konnte; aber Giovanni wurde gerufen und ergriff ritterlich den Zügel seiner Dame, um sie weiterzugeleiten. Ich wandte mich zurück, kam am Turm der Winde vorüber, diesem Überbleibsel aus einer Zeit schon

sehr gesunkener Kunst, passierte das Tor des Hadrianischen Forums, stieg gegen die Akropolis hinan, und der Theseustempel stand vor mir, bekanntlich der am besten erhaltene unter allen griechischen Tempeln, durch Einweihung zu einer Kapelle des St. Georg in den Zeiten der Roheit und Verwüstung vor Untergang geschützt und so als reines Modell eines dorischen Tempelbaus aus der besten Zeit für die Gegenwart gerettet. Diesmal war aber weder Zeit, noch Ruhe der Stimmung, den schönen Tempel gründlicher zu betrachten. Eine höchst malerische Gruppe tanzender Männer zog das Auge ab, oder nötigte vielmehr, diese Staffage mit dem Tempel und seinen Umgebungen unter dem pittoresken Standpunkte zusammenzufassen. Was sind doch Farben! Wie ganz öd und ärmlich ist unsere Tracht neben diesem Glanz, diesen blendenden Fustanellen, diesen auf buntem Grunde blitzend gestickten Jacken und Gamaschen, diesen prächtigen seidenen Schärpen, diesen Purpurmützen! Daß der Tanz der Neugriechen in seinem Hauptcharakter, einem unter Gesang sich hin und her bewegenden Kreise mit einem Vortänzer, der die sehr einfach scheinenden, aber doch eben nicht leichten Schrittbewegungen angibt, von dem altgriechischen abstammt, glaube ich gerne, wenn es auch reine Fabel sein mag, daß der etwas verschlungnere Tanz, den ich am folgenden Tage auf derselben Stelle aufführen sah, derselbe sei, den Theseus als Nachahmung des Labyrinths eingeführt haben soll, als er von Kreta zurückkehrte. Eigentümlich gemessen, ernsthaft bewegen sich die Neugriechen in ihrem Tanze, so mäßig und gehalten, daß es scheint, es sei ihnen in diesem Punkte von den Altgriechen zwar die *σεμνότης*, aber nicht das Feuer geblieben. Den eintönigen Gesang begleitete eine Trommel und eine Pfeife, der ganze Reichtum von Ballmusik, den die Bayern antrafen. Aufmerksam beschäftigte ich mich vom ersten Tage an mit den griechischen Physiognomien. Habe ich recht gesehen, so kann man sich von diesem Punkte aus folgende Stellung zu der Fallmerayerschen Ansicht geben. Der verbreitetste Typus ist schmales Gesicht, zurückfliehende Stirne, scharfe Adlernase, der feine Mund wie zum Lächeln in den Winkeln etwas aufgezogen, Kinn etwas spitz. Man kann zweifeln, ob diese Form südslawisch oder altgriechisch sei. Aristoteles, wenn ich nicht irre, bezeichnet das *γρυπόν* (gebogene Nase) als dorisch; auf den Werken des strengen alten Stils vor Phidias herrschte bekanntlich ein Profil,

das dem beschriebenen ähnlich ist, die Nase zwar nicht scharfgebogen, doch vorstrebend. Allein so häufig sieht man diese vogelartigen Köpfe bei Südslawen, daß man wohl am besten tut, hier eine Mischung infolge der starken slawischen Einwanderung anzunehmen. Am sichersten wird man auf griechisches Blut schließen können, wo dieser Typus sich mit dem glanzvollen Auge verbindet, das man häufig sieht und das bekanntlich ein Hauptteil der griechischen Schönheit war. Ab und zu sah ich ein knorriges Gesicht, starke Backenknochen, runde, kurze Nase, kleines, funkelndes Auge, dabei breiten, stämmigen Wuchs. Dies ist vielleicht gröbere slawische Rasse; man kennt diesen Unterschied in der slawischen Nationalität: ein dem mongolischen näherer und ein edlerer Typus. Einmal wurde mir ein Mann mit solchen Zügen als Albanese bezeichnet — wohl nur eine zufällige Einzelheit; ich habe zuwenig Albanesen gesehen, um diesen (illyrischen) Stamm zu kennen. Die gerade Linie in der Verbindung von Stirn und Nase, das große Auge, das runde, volle Kinn, das breitere Gesicht war nach Aristoteles ionisch, und der geistreichere ionische Stamm wurde zur Blütezeit der Kunst das Ideal der Bildhauer. Selten, aber in einigen sehr reinen Exemplaren habe ich diesen Typus gesehen. Nicht vergessen will ich einen Moment in Salona (Amphissa). Wir ritten eben aus der Stadt, ich warf noch einen Blick in die letzte Straße zurück; hier sah aus einem Fenster, das bis in die Mitte von unten nach oben mit einem Laden geschlossen war, der schönste altgriechische Mädchenkopf heraus und blickte uns neugierig nach; zwei der niedlichsten Händchen legten sich mit den zarten Fingern an den Laden an, und ich meinte leibhaftig die Alkmene jenes ergötzlichen Vasengemäldes zu sehen, wo Jupiter mit Hilfe Merkurs, beide in komischen Masken, die Leiter an ihr Fenster legt. Auf meiner Rückreise vom Peloponnes landete ich am korinthischen Meerbusen in Vostiza. Es war unerträglich heiß; ein griechischer Soldat, aus Korfu gebürtig und des Italienischen kundig, der mich bis Patras begleitete, hatte mich im Kaffeehaus sitzen lassen und zechte irgendwo mit Kameraden, es waren keine Pferde zum Weiterreisen, kein Chorophylax zu bekommen (eine Begleitung, die besonders damals, wo eine wilde Klephtenbande zwischen Rumelien und Morea hinüber- und herüberzog, sehr notwendig war); ich befand mich im widerwärtigsten Zustande. Zufällig fiel mein

Blick auf die Straße; ein Papas gieng vorüber in dem schwarzen langen Gewande, das schwarze Barett auf dem Kopfe, ein Mann in mittleren Jahren, dessen edler Kopf jedem strengsten Gesetze altgriechischer plastischer Schönheit entsprach. Die senkrechte Stirne setzte sich mit kaum merkbarer Einziehung in die edle, gerade, ums Kennen feingebogene Nase fort; den weichen, vollen Mund, das kräftige Kinn umwallte der dunkle, schöngelockte Bart, das Augenbraun überwölbte mit dem graziösesten Bogen ein großes, dunkles, leuchtendes Auge von einem Feuer, das dem Blicke, selbst wo er gleichgültig fiel, die bedeutungsvollste Intensität gab, und da die griechischen Geistlichen zum langen Barte (die Laien lassen sich nie einen Kinnbart und selten lange Haupthaare wachsen) auch wallende Locken tragen, so war ein Bild vollendet, das mich aus der ganzen Umgebung, aus aller Wirklichkeit heraus in den hellen Traum des alten Hellas trug; es war nur ein Moment und der Geistliche war verschwunden, aber es legte sich ein fremder, wunderbarer Schein auf alle Gegenstände umher, der Himmel glänzte von einem anderen Lichte, ich ritt, nachdem Pferde endlich aufgetrieben waren, in der Sonnenhitze elf Stunden bis Patras und fand unterwegs keine Labung als Brot, Zwiebel und Wein; aber ich spürte kein Übel und blieb in meinem hellen Traume.

Indes ich jenen Tänzen am Theseustempel zusah, war es allmählich Abend geworden; ich trennte mich von dem fremdartigen Schauspiele und wandelte an dem Felsenhügel des Areopag hinauf nach der Pnyx, ich stand, wo einst Perikles, wo einst Demosthenes gestanden, blickte hinan nach der Akropolis, hinaus nach den Bergen, dem rein gezeichneten, schlanken Lykabettus, dem Pentelikon, dem Hymettus, dann wieder nach den Propyläen, dem ragenden Parthenon. Ich arbeitete in mir, so viel Widersprechendes zu Einer Stimmung zu verschmelzen: das Altgriechische, das Neugriechische, das Bayrische, den für das Auge so unerfreulichen Versetzungsprozeß des Neugriechischen mit der modernen Bildung; es gieng nicht; müde und ganz alltäglicher Zerstreuung bedürftig, stieg ich, als es schon dunkel war, zur Stadt herab. Am Gefängnisse bei dem Turm der Winde rief mich eine Wache an: *τίς σύ?* es galt, mit der möglichsten Schnelligkeit in meinem Gedächtnisse nach dem rechten Worte zu suchen, denn hier war Zögerung gefährlich; es fiel mir ein, daß ich

mehrfach das Wort *καλός* in der Bedeutung: gut, recht gehört hatte, *πολλὰ καλά* sagt z. B. der Diener für: sehr wohl; ich rief *καλός* und traf das Richtige. Schön heißt *εὔμορφος*, was sich gleich darauf bestätigte, als mir ein Kuppler ein schändliches Anerbieten machte (*εὔμορφο παιδὶ = παιδίον*); ich beseitigte den Unverschämten mit einem Faustſtoß und die Laune wurde stets schlimmer.

Nun wußte ich nicht, wie ich den Abend ausfüllen sollte; die Personen, an die ich adressiert war, konnte ich auch jetzt nicht aufsuchen, zu Vorstudien für den Besuch der Akropolis war die nötige Frische und Sammlung nicht; ich entschloß mich, in die italienische Oper zu gehen, welche in dem neuerbauten, einfachen, doch anständigen Schauspielhause von einer tüchtigen Gesellschaft gegeben wurde. Das Auge war mir aber so zerstreut, daß es dem Ohr alle Aufmerksamkeit wegnahm. Hier war ein Gemische von Formen und Trachten, das ganz geeignet war, jenen ästhetisch-sittlichen Schmerz über die unerbittliche Zersetzung des Naiven und Eigentümlichen in Sitte und Tracht einer Nation durch das Eindringen moderner Bildung und über das Eitle, das verdorben Kokette, was davon unzertrennbar ist, bis zum Peinlichen zu erheben. Da zog ein Grieche, noch mit der ganzen Romantik seiner Nationaltracht geschmückt, die Lorgnette hervor; dort begrüßte ein stämmiger Palikar in Fes und Fustanella irgendeinen Vetter, der in Frack und Handschuhen als normaler Dandy aus London soeben zurückgekommen war. Der schlanke junge König saß in glänzender Griechentracht neben der blühenden Gemahlin; aber Nationalkleidung kann künstlich nicht vom Untergang errettet werden; im Gegenteil, wo sie einmal obligat getragen wird, wo sie sogar offiziell wird, wie die ungarische Tracht als Husarenuniform, da ist sie schon verloren. Mag es eine Krankheit sein, aber der stechende Widerspruch eines Gefühles, das aus der Anerkennung der Notwendigkeit des Modernen samt allen seinen unästhetischen Formen und aus dem bittersten Schmerze über das unrettbare Erlöschen aller Naturformen in Sitte und äußerer Erscheinung qualvoll gemischt ist, hat sich so in mich eingewühlt, daß diese Empfindung nie mehr von mir weichen wird. Wer zufällig mehrere meiner Arbeiten gelesen hat, wird den leidenschaftlichen Ausdruck dieses Gefühls auf ermüdende Weise wiederholt finden. Es scheint mir unerträglich, dem Schauspiel dieser Auflösung zusehen zu müssen, ich

verfluche unsere Bildung und ihre Formen: und ich bin es, der mit allem Streben seines Denkens und Wollens zu denen gehört, welche eben für diese Bildung, für diese Zersetzung des Instinktlebens, also auch seiner schönen Formen tätig sind; ich verwünsche mich selbst, wenn ich die Zwecke der Aufklärung verwünsche, und ich hebe mich selbst auf, wenn ich ihre Zerstörungen im ästhetischen Gebiete nicht beklage. Es empört mich, wenn der Kaiser von Rußland im Bayrischen Hochgebirge die Bauern um sich versammelt und sie für ihre Naivitäten mit Gold bezahlt, und ich weiß, daß es der lieben Naivität, verführbar wie sie ist, nur recht geschieht, wenn sie verführt wird und zum Henker geht, der Naivität mit all ihrer Roheit, ihrem Aberglauben, ihrer Barbarei. So sind wir Kinder unserer Zeit; die Zeit soll es verantworten, daß wir zerrissen sind, denn die Zeit selbst ist zerrissen. An jenem Abend arbeitete dieses Gefühl wie mit glühendem Eisen in mir, und ich fand nur Einen Trost, den Trost des Gedankens, daß die alten Griechen tot sind. Meine Phantasie schaffte gewaltsam jene ganze neue Welt hinweg, um sich den alten Boden völlig rein zu bekommen, und sie schwebte über einem öden, öden Lande, wo keine menschliche Seele zu sehen war, nur da und dort ragten einige Säulen, zertrümmerte Statuen lagen zerstreut, in den Lüften schwebten einsame Adler; die Griechen aber, die einst hier gelebt, glaubte ich unten im Meeresgrunde zu sehen, ganz klar und lebendig, wie durch das reinste Glas. Wie war ich so froh, sie da unten zu wissen! Ihr seid tot, ganz ordentlich tot, es ist gesorgt dafür, es ist ganz sicher, es ist gar keine Gefahr, daß Miltiades mit einem Schirm, Themistokles in einem Frack, Perikles mit einer Lorgnette, Alcibiades mit Handschuhen, Sophokles mit Brille und Operngucker, Plato mit einer Tabatiere in die italienische Oper komme. Euch ist so wohl, so gesund, kühl und kalt in der reinen Behausung der Vergangenheit, aufbewahrt in den kristallenen Grotten der Erinnerung, gesehen durch die durchsichtigen Wasser der altverklärten Geschichte und der läuternden Poesie; kräftige Kälte weht aus eurer kühlen Brust dem müden Betrachter zu und lindert in ihm die heißen Qualen der groß, aber unschön kämpfenden und ringenden Gegenwart.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Dr. A. Schwegler. Tübingen, Fues, 1844.)

Zusatz 1880.

Ritt von Lamia auf den Othrys.

Vierzig Jahre also sind vorüber seit dem Tage, den ich in diesem Anhang noch beschreiben möchte, er steht aber noch so hell vor mir, daß ich den Versuch wagen darf.

Ich hole um Weniges rückwärts aus und bitte den Leser, sich in einen Eichwald auf dem Rücken des Ötagebirges zu versetzen. Wir sind nicht weit von den Thermopylen und reiten dem Passe zu, über welchen der Verräter Ephialtes die Perser den Griechen in den Rücken geführt hat, einem schmalen Sattel, der das Ötagebirge mit dem trachinischen verbindet, jetzt Sarómalo genannt. Das Ganze des Fußsteigs vom Tale, vom Fluß Asopus aufwärts, hieß Anopäa, wie im alten Herodot zu lesen, dem wir das andachtwerte, ewige Bild vom Thermopylenkampfe verdanken. Die Eichen, unter denen wir reiten, sind Enkel uralter Schattenbringer desselben Schlags, denn derselbe Herodot sagt, den Phokäern, die als Vorhut am Hochpaß aufgestellt waren, habe der Eichwald, womit der Berg bestanden sei, den Anzug der Perser verborgen. Aber es ist uns nicht vergönnt, unter diesen schattenden Baumkronen von der großen Vergangenheit zu träumen. Eine wilde Klephtenbande spukte damals auch in diesen Gegenden, man erzählte von großen Grausamkeiten, die sie verübt hatte; der Chorophylax (Landwächter, Gensd'armes), den wir von unserem Ausgangspunkte Grabià mitgenommen, zeigte besondere Wachsamkeit, hielt beständig den Karabiner schußfertig. Außerdem trafen wir von Stelle zu Stelle Posten von irregulären Chorophylaken in der malerischen Nationalkleidung, die uns streckenweit ein paar Mann zur Begleitung mitgaben. Der erstgenannte trug fränkische Uniform, er gehörte zu den Regulären, einem ausgezeichneten Korps, das der bayrische Oberst Rosner organisiert hatte. Ich hätte den Mann lieber in Fes und Fustanella gesehen, er war bildschön, ich werde ihn nie vergessen. Er schritt mit einer Elastizität, wogegen unser Gang grobmechanische Arbeit ist, er trug sich wie ein König, reiche schwarze Locken rollten sich um seine Stirne, sein Profil näherte sich dem reinen altgriechischen, ganz altgriechisch aber war sein prächtiges Auge. Es ist schon im ersten Teile dieser Erzählung von diesen

Augen die Rede gewesen; der Apfel ist größer als bei uns nordischen Menschen, es liegt daher trotz den viel schöner entwickelten und ausgeladenen Lidern ein vollerer Ausschnitt der Kugel offen und bleibt über und unter dem Sterne noch Weiß zu sehen. Solche Augen erscheinen uns, als wären sie eben im Moment aus besonderer Absicht oder Leidenschaft weiter aufgeschlagen als sonst, während es nur ihr gewöhnlicher Blick ist, was wir sehen. Man kann sich die Sache an einigen pompejanischen Wandbildern klarmachen, auf denen die Köpfe weniger flüchtig behandelt sind, so auf dem Bilde, wo Here den Gürtel der Aphrodite anlegt. — Dieser Achill war uns gegen Vorweis des vom Oberkommando in Athen ausgestellten Ferman am obgenannten Orte beigegeben. Mit solchem Geleitsbrief ausgestattet, reist man wohl jetzt noch in Griechenland.

Als wir die historische Stelle des Hochpasses richtig erkannt hatten, wandten wir uns abwärts nördlich dem Spercheiostale, Lamia zu und ritten auf leidlich bequemem Steige auf der alten Anopäa fort den Weg abwärts, den zweitausenddreihundertundzwanzig Jahre früher die Perser unter Hydarnes, geführt vom griechischen Verräter, zurückgelegt hatten, dann gieng es durch die sumpfige Ebene, über die Brücke des ziemlich breiten Flusses, und müde genug langten wir abends in der nordischen Grenzstadt des Königreichs an, türkisch: Zeituni; drei Minaretts zwischen hohen Zypressen hatten uns von weitem schon an die Türkenzeit gemahnt. Wir fragten nach dem Chani, wurden in ein wahres Hundeloch gewiesen und daraus durch den freundlichen Doktor Zehler befreit, einen Nürnberger, damals Arzt in Lamia. Er half uns zu guter Unterkunft in einem Privathaus und brachte uns mit anderen Deutschen zusammen, einem Oberrichter Stratsmeier, Revierförster List, Offizier Hofmann. Am andern Morgen war unser erster Gang nach dem festungsartigen Palaste des Pascha, woraus die Bayern ihren Besitzer, der nicht weichen wollte, auf sehr einfache Weise vertrieben haben. Der Halsstarrige — ich weiß nicht, auf wieviel Mannschaft trotzend — ließ sich belagern, die Bayern hielten die Mauern umzingelt, eines schönen Morgens tut sich ein kleines Pförtchen auf, der Wasserträger des Pascha kommt heraus mit einem Kruge, denn sein Herr hat Durst, die Bayern werfen den Ganymed zu Boden, dringen ein und jagen den Herrscher zum Teufel. Sein Lieblingskater blieb zurück, ein

prächtiger Kerl von der großen südlichen oder orientalischen Gattung, und zeigte uns willig ein Kunststück, das ihn die neuen Herren gelehrt hatten; wenn man sagte: Pascha, so fauchte er und spreizte die dicken, pardelähnlichen Krallen. Wir sahen uns das leere Serail an und fanden die Zimmer im Grunde recht gemütlich eingerichtet: ein Überfluß von Konsolen, Schränkchen an allen Wänden, um Pfeifen, Töpfchen, Nippsachen nach Bequemlichkeit aufzustellen, es kostete wenig Phantasie, die umlaufenden Bänke mit plaudernden, singenden, rauchenden Tscherkessinnen, Araberinnen, Perserinnen zu besetzen. Übrigens alles nur Holzbau mit spärlichem maurischem Ornament.

Am zweiten Tag wurde der Ritt auf das Othrysgebirge angetreten, an dessen südlichem Fuß Lamia liegt und dessen Gipfel die weite Aussicht auf die Thessalische Ebene und den Olymp gewährt. Es war ein heißer Ritt über schattenlose Felswege, denn wolkenlos brannte die Sonne eines griechischen Maitags auf das Gestein, das von ihren Strahlen zu glühen schien. Leutnant Hofmann und der Apotheker der Garnison hatten sich angeschlossen; ich weiß noch, wie der letztere, während ich so hinter ihm herritt, die brütende Stille unterbrach, mit heller Stimme singend: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" usw. Gegen Mittag erreichten wir das Kloster Andinitza, hart an der Grenze des Königreichs und der Türkei in einer Bergfalte unter Zypressen gelegen, eine kleine halbe Stunde entfernt vom Gipfel des Othrys. Wir baten den Abt (Igumenos = ἡγούμενος), unsere Pferde hier einstellen zu dürfen, um die letzte Höhe zu Fuß zu ersteigen. Wir fanden ihn umgeben von Offizieren der Grenzwache (ὀροφύλακες), die hier bei den Mönchen einquartiert lag. Die Grenze bedurfte scharfer Bewachung, sie war immer von Klephten bedroht hüben und drüben. Der Name Klephte bezeichnet nicht nur Dieb, Räuber; es spielt eine politische Bedeutung herein. Noch vor dem Befreiungskampf unternahmen oft kühne Führer mit kleinen Scharen, aus Gebirgen hervorbrechend, Raubzüge gegen die Türken, und solche trugen den Namen Klephten als Ehrennamen; ein rechter Typus dieser Guerillenhäupter war ja Kolokotronis. Der herrische Kapodistrias rief diesen Revolutionshäuptlingen zu: „Ich kenne euch, ihr seid alle Klephten und Lügner! Ihr habt euch neun Jahre mit den Türken gerauft und Ziegen und Schafe gestohlen, das

sind eure Heldentaten!“ Nach der Errichtung des Königreichs folgte im Jahre 1836 der Aufstand in der Morea gegen das bayrische Regiment. Nach dessen Niederschlagung mischten sich flüchtige Aufständische mit gemeinen Räubern und bildeten Klephtenscharen, deren wilde Grausamkeit zum Teil aus politischem Haß entsprang. Wurde ein Angefallener als *Γερμανός* oder gar Bawaresi erkannt oder nur dafür gehalten, so war einfache Ermordung noch eine Wohltat, verglichen mit den Martern, den scheußlichen Verstümmlungen, die man häufig an ihm verübte, ja auch Landsleute, Bewohner wehrloser Dörfer, die man für bayrisch gesinnt hielt, wurden unmenschlich mißhandelt. Hier nun aber, an der Grenze, spielte neben gemeiner Raubsucht der alte Haß zwischen Grieche und Türke, dort der Zorn über die ungerechte Begrenzung, hier das Gelüste, das alte Eigentum wiederzunehmen, die Besitzer wenigstens nie in Frieden zu lassen oder Rache für Einfälle ins thessalische Land zu nehmen. An dieser Grenze wird nie Ruhe sein, solange sie bleibt. Der Leser erinnert sich, daß mit Beginn des letzten russischen Krieges wiederum es hier losgieng, Freischaren in Lamia sich sammelten und drüben mit den Türken sich herumschlugen und türkische Scharen einzubrechen drohten.

Wir fanden den Abt, einen kräftigen, rotwangigen Greis mit silberweißem, bis zum Gürtel hängendem Bart, unter den Offizieren sitzend im Schatten prächtiger Platanen und ihrem Gesang und Zitherspiel horchend. Er empfieng uns sehr freundlich und lud uns zu einem Imbiß ein, der bereit sein solle, wenn wir vom Gebirgsgipfel zurückgekehrt sein werden. Die Offiziere waren prächtige Leute, in Nationalkleidung wie die Mannschaft (die Stratioten). Einen der letzteren fand ich in einem Büchlein lesend; wie ich hineinsehe, lese ich: *Εὐμορφίαι τοῦ Μπερτόλδου* (sic!); es war das uralte Volksbuch von Salomo und Morolph oder Markolf, dem eulenspiegelhaften Bauern; Löschpapier mit Holzschnitten. Also bis hieher war der einst aus dem Orient überlieferte, in alle europäischen Sprachen übergegangene breite Spaß gedrungen, wohl von Italien aus, denn hier ist aus Morolph oder Markolf ein Bertoldo geworden. Ich erstand den Schatz um eine Drachme. Der Verkäufer, sehr zufrieden des Handels, führte mich an den hinteren Eingang, um mir ein schönes Pferd zu zeigen. Da stand ein arabischer Schimmel, silberglänzend, Mähne und Schweif in herrlicher Fülle niederwallend, ich habe nie

ein so prächtiges Roß gesehen. Es gehöre einem Τοῦρκος, sagte er mir, der zum Rapport herübergekommen und drinnen im Kloster sei beim συνταγματάρχος. Diesen, den Oberst, der das Korps der Grenzwache befehligte, sollten wir erst nach unserer Rückkehr kennenlernen.

Wir stiegen nun hinan, und ich will versuchen, dem weiten, großen Bilde, das unseren erstaunten Blicken sich auftat, mit Worten zu folgen. Nach Norden zuerst wandten sich alle Augen, nach dem Olympos. Der Leser weiß, daß er sich einen langen Gebirgszug vorzustellen hat, aus dessen vielen Gipfeln ein Hauptberg hervorragt. Dieser selbst, der eigentliche Olympos, ist nicht einfach konisch, sondern endigt ebenfalls in eine Gruppe von mehreren Spitzen, unter denen zwei an Höhe kaum verschieden, also die eine nur zweifelhaft als Hauptgipfel zu bestimmen, über die anderen hervorragen. Ganz klar im Sonnenglanze lag er vor uns, am Fuße bewaldet, alle Spitzen mit Schnee bedeckt und wie Silber schimmernd, ein rosenrot angeflogenes Wölkchen spielte um seine Flanke. Die Ilias nennt den Olympos schneebedeckt, die Odyssee dagegen rühmt ihn als verschont von Regen, Sturm und Schnee, „stets umwallet ihn Heitre wolkenlos und ergießet sich mild ein silberner Lichtglanz". Offenbar ist es gerade der Schneeschimmer, den sich die Phantasie in die Vorstellung einer reinen, freien Lichtwelt übersetzte, so daß sie über der Idealität dieser Vorstellung ihren Grund und Ausgangspunkt vergaß.

Welche Welt liegt nun vor uns! Die weite thessalische Ebene, dort vom Götterberg, nordwestlich vom cambunischen Gebirge, südwestlich vom Pindus begrenzt, nordöstlich ragt der Ossa, weiter herwärts aus dem Gebirgszug der Landzunge, die den pagasäischen Meerbusen (jetzt Volo) einrahmt, der Pelion. Mitten in das Werden der neuen Götterordnung sehen wir hinein, die Titanen bäumen sich auf da unten am Fuße des Othrys, wo wir stehen, schleudern Felsen gegen den Olymp, Felsen und Donnerkeile fliegen von da gegen die wilden Stürmer und schmettern sie nieder. Was ist die schattige breite Spalte dort nordöstlich vom hohen Götterpalast? Das Tal Tempe ist es, das sich geöffnet, als in der Götter- und Titanenschlacht der Ossa sich vom Pelion losriß, der Peneios, die breite Ebene durchströmend, ergießt sich durch diese Mündung in das ägäische Meer. Einst bedeckte die große Flut diese jetzt grüne und

fruchtbare Fläche, Deukalion und Pyrrha retten sich in der Arche und landen hier auf dem Othrys; es wird Boden für das Menschengeschlecht. Und wie sich dieses aus der Wildheit herausgerungen, das erzählt uns der Kampf der Zentauren und Lapithen, der ja auch in der Ebene vor uns spielt, drüben, hinaus über Larissa, im alten Gyrton zwischen dem Europos und Peneios: dunkle Erinnerungen vom Streite der jungen städtebauenden Zivilisation mit wilden nomadischen Reitervölkern. Es sind die vorgeschichtlichen Kämpfe der griechischen Bildung, deren Stätte vor uns liegt, der Bildung, die aber nachher von hier sich hinwegzog und im attischen Land ihren schönsten Mittelpunkt gründete; die alte Stätte verfiel dem Stillstand und wurde als Heimat des Zaubers berüchtigt. Das erinnert an die Sage von der Zauberin Medea; dort am herrlichen, tiefeingeschnittenen Golfe lag Jolkos: Jason, das Schiff Argo, die älteste Handelsseefahrt, das goldene Vlies, die zauberkundige Königstochter von Kolchis tauchen auf in unserer Erinnerung, wir sehen den Dolch in der Hand des verlassenen wilden Weibes blitzen. — Nicht weit von Jolkos, landeinwärts, doch auch nahe dem Meerbusen lag Pherä; wir gedenken des Admet und der Alkeste, der treuen Gattin, die für den Gemahl in den Hades steigt und dem Beherrscher der Schatten von Herakles wieder abgekämpft wird. Aber noch ein anderes Sagenbild steigt auf, das strahlende Lichtbild griechischen Heldentums: der südlichste Teil der thessalischen Ebene, näher dem Othrys, war die Landschaft Phthiotis, man erkennt einen Fluß, der weiter nördlich dann in den Peneios sich ergießt, den Apidanus; an seinem Ufer lag Phthia, die Heimat des Achilleus.

Das sind Gestalten aus der Sagenwelt, die im Schleier des grausten Altertums geheimnisvoll diese Gelände, diese Gestade umschweben, aber mit einem Sprung werden wir in die taghelle Geschichte entrückt: eine Riesenentscheidungsschlacht, wie die Welt wenige gesehen, ist nahe demselben Fluß, auf der nächsten Fläche an den Ausläufern des Othrys geschlagen: es ist die Ebene von Pharsalus, wo Cäsar und Pompejus um die Weltherrschaft kämpften, und wo mit Cäsars Sieg der Untergang der Republik entschieden war. — Könnten wir über all die Bergzüge und Gipfel hin links, nach Westen, dem jonischen Meere zu weiterblicken, wir würden die Landspitze Akarnaniens sehen, die Namen Aktium, Antonius, Ok-

tavian ausrufen, und der Koloß des weltherrschenden Kaisertums baute sich in den Lüften empor.

Mit wie anderer Stimmung schauen sich doch die Stätten an, wo die jugendliche Freiheit und mit ihr die Zukunft okzidentalischer Bildung gegen übermächtigen Andrang des Orients, seines Despotismus, seines trägen Stillstands gekämpft hat! Wir sehen es wimmeln über diese thessalische Ebene her, zu Fuß, zu Roß, auf Maultier, Kamel, Streitwagen, in allen Trachten, in persischer Mütze und langem Rock, in kaspischen Pelzen, in libyscher Lederrüstung, Indier im Baumwollengewand, Äthiopier in Löwen- und Pantherhäuten, über das Haupt die Haut eines Pferdekopfes mit den Ohren und der Mähne, Thrazier in Fuchsbälgen, wildfremde Gestalten mit Waffen jeder Art, mit Schwert, Lanze, Dolch, Erzpfeil die einen, mit vergiftetem Steinpfeil, Schlinge, Keule, Streitaxt die andern, nach dem Engpaß der Thermopylen wälzen sich die dunklen Massen, um Griechenland zu überfluten. Wir wenden uns südlich, richten die Blicke dem malischen Meerbusen zu, wir erkennen Felswände und eine Rauchwolke: es ist der Dampf aus den warmen Quellen, dort liegt der Engpaß, dort steht noch, mit wilden Reben, Lorbeer, gelbem Ginster, Oleander bewachsen der Hügel, der den Gefallenen errichtet ward, der Löwe auf dem Grabe des Leonidas, die Säule mit der Inschrift sind verschwunden; der Engpaß ist schwer zu erkennen, weil das Meer über eine Stunde zurückgetreten ist und außer den Anschwemmungen des Spercheios die Kruste der Niederschläge aus den Schwefelquellen die ganze Bodenbildung verändert hat. Es war kein Engpaß, wie man sich solchen gewöhnlich vorstellt: Fels nur auf der einen, auf der anderen Seite Wasser, die schmalste Stelle nach Herodot von Wagenbreite, vor dieser Stelle stand der Hügel, auf den, von allen Seiten umringt, die Helden todesmüde zuletzt sich zurückzogen und mit Messern, Fäusten, Zähnen verzweiflungsvoll kämpfend endlich fielen. Der Hügel ist vermutlich derselbe, der auch zum Totenmal hergerichtet wurde und noch steht. — Ich habe hier ein Bild eingefügt, womit ich in der Zeit vorgriff: es war der Tag nach dem Ritt auf den Othrys, wo wir die Thermopylen sahen. Die Stelle war aus den genannten Gründen nicht leicht zu erkennen; als uns der Weg an einem schmalen Bach hinführte, hieß Göttling den Reisediener vom Pferde steigen und die Hand eintauchen, er zog sie schnell

zurück mit dem Ruf: ἴνε κάψο (es ist warm), wir wußten nun, daß wir am Tore zu den warmen Brunnen waren, und kurz danach stand der Hügel uns vor Augen. — Es ist oft gefochten worden, und nicht weniger tapfer, um die höchsten Güter des Völkerlebens, dieser Kampf aber als der erste in der Weltgeschichte, so klar, so übersichtlich, so klassisch für die Freiheit des ersten Bildungsvolks der Welt geschlagen, ist einzig, ist Symbol für alle gleich ehrwürdigen Völkerkämpfe, und daher auch das Gefühl, womit man auf solchem Hügel steht, ein einziges, ein unvergleichliches.

Wir treten auf die Stelle des Raums und der Zeit zurück, wo wir uns befinden, und betrachten andächtig noch einmal das Ötagebirge, durch dessen Eichwald wir nach Lamia geritten kamen. Was der Mythus von seinem kahlen Gipfel erzählt, das stimmt gar gut zu dem Großen, das an seinem Fuß, im Engpaß, geschehen ist. Dort hat sich Herakles in der Qual seiner Brandwunden vom Nessushemde den Flammentod gegeben, die Schlacken der Sterblichkeit ausgeläutert und ist zu den Unsterblichen, zu dem Olymp emporgeschwebt. Er war der Ahnherr des Leonidas und der Spartanerfürst wollte des Ahnherrn nicht unwürdig sein; auch er und die Seinen haben in freier Tat das Sterbliche in ihnen ausgetilgt und im Tod unsterbliches Leben gewonnen, Leben auf den Olymposhöhen der Geschichte. — Noch eine Stelle erinnert an die Perserkämpfe. Wir wenden den Blick mehr nordöstlich; den verzahnten Küsten des pagasäischen Meerbusens gegenüber schimmert gelblich in der blauen Flut die Nordspitze der Insel Euböa, Artemision; dort haben die Athener mit ihrer Flotte die erste Probe gegen Xerxes im Seekampfe ruhmvoll bestanden; die Schlacht blieb unentschieden, aber es folgte der Tag von Salamis. Wir haben die Insel, die diesen herrlichen Sieg gesehen, nahe vor Augen gehabt, als wir, von Athen unsere Reise antretend, auf der alten Straße nach Eleusis hinritten; im hellen Sonnenlichte lag uns gegenüber der Berg Ägaleos, wo Xerxes sich den Thron hatte errichten lassen, von welchem er dem Kampfe zusah; wir haben das Schlachtfeld von Platää (jetzt Kokla) besucht, wo im Frühjahr darauf durch den herrlichen Landsieg die Thermopylenkämpfer gerächt worden sind und Mardonios, als er vom weißen Pferde stürzte, „die Buße für Leonidas' Blut bezahlt hat" (Herodot); diesem tapfern Feinde ward ein Denkmal errichtet und wir glaubten

in den Resten eines kleinen Heroons es erkennen zu dürfen. Wir haben endlich das Schlachtfeld von Marathon gesehen; ich werde die Stunde nicht vergessen. Ich war unwohl, das griechische Fieber begann sich einzuschleichen; zu müde, mein Tier anzutreiben, blieb ich zurück, während Göttling und der Reisediener schon weit vorwärts auf der breiten Ebene ritten. Mein Pferd wieherte nach seinen Stallgenossen, dabei schrak ich auf und es fiel mir nun ein, wie Pausanias berichtet, man vernehme auf der Ebene in jeder Nacht Gewieher von Pferden und Kampfgetöse von Männern; jetzt war die Stimmung da und lebte mir das Schlachtbild auf. Ich sah die Athener mit den langen Lanzen auf die Reihen der Barbaren herabrennen in festgeschlossenen Gliedern; es war in der Tat wie ein großer Bajonettangriff. Die persische Reiterei durchbricht dennoch ihre Mitte, während die Flügel des Feinds nach den Lagunen zurückgedrängt werden; jetzt sammeln sich rasch die Athener mit den Platäern gegen jene Sieger im Zentrum, schlagen sie nach heißem Kampfe und drücken nun die ganze in Verwirrung geratene Masse nach dem Meere hin, würgen sie in die Ufersümpfe hinein, nehmen sieben feindliche Schiffe und auf den übrigen rettet sich, was dem Gemetzel entkommt. Auch ein Laie kann sich leicht eine Vorstellung vom Hergang machen, leicht begreifen, welche Verblendung es von den Persern war, hier die Schlacht zu liefern, in diesem halben Amphitheater, wo der Feind die ausnehmend günstige Stellung an den Höhen zum wirksamen Anlauf einnahm und wo ihre Hauptkraft, die Reiterei, sich so wenig entwickeln konnte, weil, was sie nicht bedachten, nur die Mitte fester Boden, die Theile gegen das Meer hin tiefer Schlamm waren. Noch sieht man Reste von zwei Denkmälern: der Küste nahe den Hügel, der den hundertzweiundneunzig gefallenen Athenern errichtet ward; die gelbliche Erde ist, wie man sieht, oft aufgewühlt, die Stelen, die darauf standen, sind natürlich längst verschwunden; man sagte mir, es seien da unter anderem noch neuerdings äthiopische Pfeilspitzen aus Feuerstein gefunden worden. Gegen die Mitte des Schlachtfelds aber finden sich die Reste eines Marmormonuments; ein viereckiger Unterbau ist noch zu erkennen, mächtige Blöcke liegen noch umher; dies war wohl das Ehrenmal des Miltiades.

Rufen wir unsere von den nahen Thermopylen ins Weite fortgezogene Phantasie zurück zu unserem Othrysgebirg und seiner Aus-

sicht, um den Blick noch südlich auf jenen schneebedeckten Höhen ruhen zu lassen. Es sind die Gipfel des Parnaß, von dessen Rücken und Schluchten wir vor wenigen Tagen herabgeritten gekommen sind; wir hatten die Stätte des Tempels von Delphi, hatten die kastalische Quelle gesehen, wie sie aus der Felsspalte noch heute in eine halbkreisförmige Fassung und aus dieser hervorfließt; wir hatten natürlich nicht versäumt, einen Trunk aus ihr zu tun, und hier kann ich nicht umhin, einen komischen Moment zu erwähnen. Wir hatten bis dahin vergeblich uns bemüht, eine Schrift zu lesen, die auf dem Hornheft meines in Athen gekauften Reisemessers stand. Wie wir vom Trunk an der Quelle kommen, liest Göttling wie wunderbar inspiriert leichtweg den schönen Spruch: μαϑήματα παϑήματα. Herrlich war der Blick von den Terrassen, den περίβολοι, worauf Stadt und Tempel einst stand, hinab ins tiefe Tal, wo durch grünes Feld und Olivenpflanzung der Pleistos rinnt: „es quillet heller nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd von Fels zu Fels ins goldne Tal hinab"; jenseits aber, in einem ragenden Felsen, klafft eine große Höhle, das war die Behausung des Drachen Python. Rechts hinab öffnet sich das Tal in einen Olivenwald, der mit seinem feinen Graugrün herüberschimmert: es ist das krissäische Feld.

Und hiemit wollen wir dieses Aussichtsbild schließen: Götterberg, — Heldensage und Großtaten der Geschichte, — Dichterberg, Heiligtum des Geistgottes und der Musen. — Äschylus hat bei Marathon, Salamis, Platää mitgefochten. Die Griechen haben auch um ihre Altäre gekämpft, und da sie eine Athene, einen Apollo verehrten, so fiel der Kampf um ihre heiligen Stätten mit dem Kampf um ihre Bildung zusammen. Daß aber der Schöpfer ihrer Tragödie mitfocht, der Dichter der „Perser", der Dichter des leuchtenden Siegesbilds im Botenberichte von der Seeschlacht, — wie sie vorrücken mit freudigem Gesang — „auf, o Hellas' Söhne, kommt! Das Vaterland befreit, befreiet Weib und Kind, befreit der heimatlichen Erde teuren Sitz, der Väter Gräber! Jetzt um alles kämpfen wir!" — daß der mitgeschlagen, der es so besang: dies ist ein persönliches Band zwischen Heldenkraft und Geist, wie die Welt es schöner nicht sehen kann. Auch bei anderen Völkern hat Leier und Schwert sich verbunden; hier, bei den Griechen, erhöht sich die innere Schönheit der Verbindung durch die Schönheit der Kulturformen, in deren Gewand

sie erscheint, zu einem Idealbild, das wie ein wunderbarer Traum aus uralter Zeit in alle Gegenwart und Zukunft herüberleuchtet.

Wir stiegen wieder hinab zu unserem Kloster und fanden von dem gastfreundlichen Abt ein Mahl zubereitet, wozu sich nun außer drei Offizieren der Horophylaken der Oberst, der Syntagmatarchos (Bataillonsherrscher) einfand, Christophoros Perrhäbos (*Περῤῥαιβὸς*), ein gedrungener Sechziger, in Nationaltracht wie die Andern. Wir lagerten uns im Garten unter einer Platane zwischen Reben auf der Erde, zuerst ward das beliebte Voressen der Griechen gereicht, Traubenbeeren in Raki (Weinbranntwein), und dann ein gebratenes Lamm zuerst unzerschnitten an einem Spieß von zwei Stratioten vorgetragen; ich kannte diese Sitte von dem Gastmahl, das die Hochschule von Athen in der Akademie des Plato, auf einem Hügel im Ölwald der Attischen Ebene, dem Archäologen Otfried Müller gab; hierauf wurde der Braten zerlegt, auf einer hölzernen Platte klein zerschnitten aufgetragen, gut antik dienten die Finger als Messer und Gabel. Der feurige Wein wurde von zwei prächtigen Mundschenken gereicht, Unteroffizieren, die mit dem Krug in der Linken, einer vergoldeten, fußlosen Silberschale in der Rechten wartend standen, bis ihnen einer der Speisenden einen Wink gab, dann schenkten sie ein, boten und standen, solang der Gast trank, geneigt und die Rechte auf die Brust gelegt: ich sehe sie noch, die schönen, schlanken Leute in ihren Fustanellen und weißen, Weiß auf Weiß verschnürten Jacken, im Gürtel Jatagan, Pistolen und zwei messingene Patrontaschen. Wir hatten auch von dieser Stelle immer noch eine weite Aussicht: südlich auf die Gipfel des Öta, nördlich auf ein Stück der thessalischen Ebene, die Ausläufer des Pindusgebirges links und pagasäischen Meerbusen rechts. Unsere Gespräche gehörten dem Schicksale Griechenlands, und nun stehe ich an dem Punkte, der mich vor allem bestimmt hat, dies Reisebild dem älteren noch hinzuzufügen. Dieser Oberst Perrhaibos hatte als Führer einer Suliotenschar mit dem grimmen, blutigen und tückischen Ali Pascha sich herumgeschlagen, ihn trotz seiner Überzahl mehr als einmal besiegt, schließlich den Fall Sulis nicht abwenden können, dann aber den ganzen Befreiungskampf mitgefochten und endlich erleben müssen, daß von schmutziger Staatskunst sein geliebtes Vaterland so schmählich verengt wurde, daß mit so viel Blut gedüngte Lande wie dies

Epirus und Thessalien dem Feinde zurückfielen und der junge Staat zu engbrüstigem Halbleben verdammt wurde. Er hat den Befreiungskrieg selbst beschrieben und schenkte Göttling und mir die zwei Bände dieses Werks: Ἀπομνημονεύματα πολεμικά usw. Das Werk umfaßt die Jahre 1820—1829. Er war vom Olymp gebürtig: Χριστόφορος Πεῤῥαιβὸς Ὀλύμπιος, so hat er sich mit eigener Hand in mein Tagebuch eingeschrieben, und wie ich heute die Züge seiner Hand wieder betrachte, sehe ich seine hellen, soldatisch blickenden, in Schmerz und Zorn aufblitzenden Augen hinübergerichtet nach den Stätten jener Kämpfe, nach Norden und Nordwesten, nach Thessalien, nach dem Epirus, als sähe er Janina, den Sitz Ali Paschas, vor sich und die Berge, die wilde Felswelt Sulis, wo durch tiefe, schreckliche Schluchten jene Waldströme dem Jonischen Meer zurauschen, die der schauernden Phantasie der Alten als die Flüsse der Unterwelt erschienen: der Kozytus und Acheron. Perrhäbos hat auch die früheren Kämpfe der Sulioten beschrieben: Ἱστορία Σουλλίου καὶ Πάργας (1815). Man weiß, was Furchtbares in jenem Vorspiele der Erhebung des ganzen Griechenlands dort im Jahre 1803 geschehen ist. Nach jahrelangem Widerstande der tapferen Sulioten in ihren trotzigen Felsnestern erscheint Ali Pascha mit überlegenen Kräften, Suli fällt durch Verrat, Kiapha wird erstürmt, in Hagia Paraskevi hält sich noch mit einer kleinen Schar der Mönch Samuel, die Felshöhe wird von Alis wilden Arnauten erklommen, aber im Momente, wo sie eindringen, fliegt die Bergfeste mit ihren Verteidigern in die Luft: Samuel hat seine Getreuen um ein Pulverfaß versammelt, ein kurzes Gebet gesprochen und dann die Lunte aufgesetzt: die Tat, die später, 1821, Georgios, der Olympier, im Kloster Sekka und 1824 die Besatzung des Befestigungswerks von Psara wiederholt hat. Auf den benachbarten Fels aber hatte sich eine Anzahl Weiber mit ihren Kindern geflüchtet, sie wurden von Ali Paschas Horden aufgespürt, wußten, was ihrer wartete, schon hörte man das nahe Jauchzen der lechzenden Schlächter, und die Frauen ergreifen ihre Kinder, schleudern sie in die tiefe Schlucht, in die Wellen des Totenflusses Acheron, und stürzen sich ihnen nach, alle ohne Ausnahme. — Perrhäbos erzählte uns manche Momente aus seinen eigenen Taten und Schicksalen im Befreiungskriege selbst, im späteren Kampfe der Sulioten (1822), in Mittelgriechenland und im

Peloponnes; der Tage von Misolunghi wurde gedacht, der Namen Byron und des Württembergers, der neben ihm und Markos Bozzaris dort begraben liegt, des Grafen Normann. Stets aber kehrte die Rede bitter klagend zu der Schmälerung des schnöd betrogenen Landes zurück; wir trösteten uns auf Hoffnung, auch wir Deutschen trugen ja die ungestillte Sehnsucht nach einem wirklichen und ganzen Vaterland im Herzen, und so ließen wir in griechischem Rebenblut jeder des andern Heimat und ihre Zukunft hochleben.

Es war Zeit zum Aufbruch, wir stiegen nach herzlichem Lebewohl zu Pferde, man gab uns zwei Stratioten zur Begleitung mit, die uns an einer kleinen Kaserne, eine halbe Stunde vom Kloster, zwei andern übergaben und beim Abschied uns zu Ehren ihre langen Flinten abschossen.

Ich habe mir, ehe die Sonne untergieng, auf diesem Heimritt noch einmal recht die Natur Griechenlands eingeprägt. Von jeder bedeutenden Höhe glaubt man in eine Welt versteinerter ungeheurer Wellen zu sehen, das Land ist ganz durchästet mit fast völlig kahlen Gebirgen. Sogleich im Anfang unserer Reise sahen wir den Kithäron, der einst das stehende Beiwort: der waldige führte, nackt in der Sonne glühen. Nicht nur mittelalterliche, dann türkische Barbarei hat die Wälder verwüstet, eine Gewohnheit der Hirten hat nicht wenig zu ihrem Untergang beigetragen: sie pflegten, ehe sie von der Alme heimfuhren, das Gras anzuzünden, damit die Asche den Boden für das nächste Frühjahr dünge, und dadurch geriet öfters ein Wald in Brand. Wir selbst sahen einmal von weitem einen der seltenen Wälder, die noch bestehen, einen Weimutkiefernwald, lodern und qualmen. Was die Verwüstung überlebt hat, ist da das genannte Nadelholz, dort ein Wald von hohen, breitkronigen Pinien oder von Platanen, Eichen, Terebinthen. Plastisch betrachtet ist diese Entlaubung meist eben kein Schaden für die Formen, denn die Berge Griechenlands sind vorherrschend so edel, so stilvoll modelliert, wie viele Berge Italiens, welches kaum minder das Schicksal der Entwaldung erlitten hat; wer den Monte Baldo am Gardasee betrachtet, wird sich wundern, zu vernehmen, daß man den Namen Baldo vom deutschen: Wald ableitet; vom Künstlerstandpunkt aus wird er freilich nicht beklagen, daß derselbe den grünen Schmuck verloren hat. Anders natürlich, wenn man das Wohl der Menschen im Auge hat,

dann möchte man weinen über diese Beraubung; einen Wald auf Steingebirge, dessen Humus abgeschwemmt ist, wieder pflanzen, kostet unendliche Mühe, Zeit und Geld, und woher soll Griechenland das nehmen? Eine der schlimmsten Folgen ist das Versiegen der Quellen, daher die Vertrocknung oder Verkümmerung der Flüsse und die Versumpfung ganzer Täler. Wo Gebirgsmassen mit breiten Ebenen wechseln, da sieht man diese meist vertrocknet, verbrannt, traurig-braungelb; man kann sich davon ein Bild machen vor Rottmanns Gemälde: die Ebene von Korinth. Wo aber die Berge enger zusammenrücken, da bildet sich über dem sumpfigen Land, worin stockende Flüsse mühsam schleichen und Menschenhand noch nicht gründlich abzuhelfen und anzubauen oder nur kleine Pflanzungen von Reben, Limonen, Korinthen zu pflegen vermag, ein ganzer Wirrgarten von wildem Wein, Myrten, Lorbeer, Gesträuch und Unkraut aller Art, mit gelbem Ginster, rotem Oleander durchschossen, da musiziert, besonders gegen Abend und nachts, eine unendliche Tierwelt. Alle möglichen Insekten, voran die Zikade, summen, grillen und zirpen, wilde Tauben girren, Steinhühner locken, Schnepfen quieken, Nachtigallen schlagen, unzählige Frösche quaken; manchmal hört man plötzlich einen der Sänger erbärmlich aufschreien: eine Schlange oder ein Storch hat ihn erwischt, alles verstummt, aber nach kurzer Pause ist der Schrecken vergessen, ein Bassist fängt wieder an, und der Chor folgt nach. Mit Skorpion und Tarantel, an denen es nicht fehlt, habe ich glücklicherweise keine Bekanntschaft gemacht. Bei dem geliebten Tierchen Anakreons, der Zikade, fällt mir eine drollige Szene ein, die auf dem späteren Ritt von Epidawro (Epidauros) nach Nauplia vorkam. Ich hatte mir noch keine dieser hellen Sängerinnen genauer besehen, hieß den Agogiaten mir eine fangen, er tat es und hielt mir die Ergriffene vor die Augen. Die Zikade, bedeutend größer als unsere Grille, hat auf dem schwarzen Kopf eine gelbe Zeichnung, die gerade wie ein Fratzengesicht aussieht. Es stimmte mich komisch, und ich machte unwillkürlich das Fratzengesicht nach, darüber mußte der Kerl so lachen, daß er sich unter dem Ausruf: *ὢ καιμένε* (verbrannter, toller Mensch) auf den Boden warf und wälzte. Ich hätte nicht geglaubt, daß der wilde Mensch so viel Humor besäße; er war mir von Anfang an unheimlich gewesen; ich war allein mit ihm, ohne Landwächterbegleitung, ohne Reisediener,

denn mein Reisegenosse Göttling war nicht bei mir, und für Einen war mir der Aufwand, den solches Geleite bringt, zu groß, doch hat mir der gefährliche Humorist nur den Streich gespielt, daß er mir zuletzt meine solide Peitsche stahl. — Schlangen sind sehr häufig, besonders die giftige Kupferotter, und einmal, auf dem Wege von Molo nach Talandi, hörte ich, wie wir über eine Fläche hinritten, im nahen niedrigen Gebüsch ein eigentümliches Rascheln; ich ritt hin und sah eine Kupferotter, die eben eine der großen grünen Lazerten gepackt, dreimal umschlungen und ihr den Rachen auf den Hals gesetzt hatte. Das arme Tier zappelte und zitterte. Die kleine Gruppe war so plastisch, daß man nur gleich mit Ton hätte darüber kommen mögen, aber ich befreite mit einem Schlag der Peitsche das wehrlose Opfer. Die Menge von Amphibien zieht eine Menge von Störchen an, und wir sahen oft, z. B. in Lebadia, zwei, ja drei Nester des langbeinigen Vogels auf dem Dach eines einzigen Bauernhauses. Ihr Geklapper vermehrt das tausendtönige Konzert. Ein anderer, stolzerer Vogel schwebt häufig genug über dem Wanderer hoch in Lüften und zieht seine stolzen Kreise: der Adler und der Geier. Das breite, stetige Schweben und Wiegen sieht so feierlich aus, daß man ganz vergißt, um was es dem königlichen Begleiter des Zeus allein zu tun ist: er kreist suchend und lauernd auf Beute. Diese gefiederten Räuber sind nicht scheu; ein mächtiger Geier, an dem wir nahe vorüberritten und dessen volle, lange Waff wie Hosen aussahen, blieb unbewegt im Felde stehen. Man jagte sie damals selten, denn sie waren die Kleemeister der Dörfer; gefallenes Vieh wurde einfach vor den Ort hinausgeworfen, und das wilde Gevögel sorgte für Entfleischung — „den Adlern und wilden Hunden" (dem Schakal, der auch noch vorkommt) „zur Beute", heißt es ja im Homer, wenn ein Held droht, den getöteten Feind schmachvoll unbegraben liegen zu lassen.

Es wurde dunkler, der Mond gieng auf gerade uns gegenüber auf der Höhe des Öta, an der Stelle, wo auf unserer Gesichtslinie im Tal die Thermopylen liegen mußten. Wir wurden sehr stille. — Spät nachts kamen wir in Lamia wieder an. Wie wir in lebhaftem Gespräch über einen breiten Platz giengen, ruft der deutsche Offizier plötzlich laut: Halt! (*στάς!*), wir hörten in Entfernung von etwa fünfzig Schritten eine barsche Stimme griechisch antworten und sahen

nun einen Soldaten, das Gewehr noch im Anschlag am Backen. Mürrisch setzte er jetzt ab. Es war Belagerungszustand in Lamia wegen wiederholter Unruhen, Durcheinander von Räuber- und Freischarenwesen an dieser Grenze; es war streng befohlen, daß nach Mitternacht nicht einmal lautes Gespräch zu dulden sei, den dreimaligen Anruf der Wache hatten wir überhört, und der Stratiot war eben im Begriff gewesen, zu schießen. Von Doktor Zehler waren wir auf einen Nachttrunk eingeladen, er nahm nicht übel, daß wir ihn lange hatten warten lassen, bei einem Wein, so golden und so feurig, wie ich ihn nie getrunken, erzählten wir, was wir an diesem Tage erlebt und gesehen hatten.

Zum neueren Drama.
Hebbel.

Wir sind jetzt in Kunst und Poesie fast wie die Juden, wir warten auf den Messias. Steht ein Talent auf, so ruft es aus allen Ecken: ist er's, der da kommen sollte? Und das Talent selbst, angesteckt von dieser Hast der Erwartung, die nicht warten kann, die nicht einfach sich dessen erfreuen will, was der Tag schenkt, fragt sich: bin ich's? bin ich auch wahrhaftig zeitgemäß? überschraubt sich, bringt Schiefheit und Gequältheit in seine besten Erfindungen. Wir täten gewiß besser, in jedem Kunstzweige einfach nachzusehen, was seinen ästhetischen Bedingungen entspricht, was nicht. Das deutsche Drama hat, nachdem es durch jene messianischen Steigerungen geradezu in Gefahr gekommen war, in ein unorganisches Verhältnis zwischen Idee und Stoff sich aufzulösen und die ästhetischen Forderungen seiner Gattung rein zu vergessen, sich glücklicherweise jetzt wieder erinnert, was seine Technik verlange, es hat von den Franzosen spannende Komposition, Leichtigkeit der Bewegung, Effekt, Feinheit und Witz der Intrige, überraschendes Spiel des Zufalls gelernt. Sobald dieser Schritt getan war, so mußte die Idee als treibendes Motiv im Stoff selbst entwickelt werden, man konnte nicht mehr meinen, modern zu sein, wenn man die Lebensfragen der Zeit als Devisen, Sentenzen, Anspielungen, Beziehungen obenauf klebte; wollte man einmal im Hauptmotive die geistigen Bewegungen unserer Zeit niederlegen, so mußte man einen Stoff suchen, der als solcher schon wirklich ein modernes Pathos aufwies. Nun war aber einmal das Streben auf Gewandtheit der Komposition, auf geflügelte Bewegung gefallen; nicht zu gleicher Zeit konnten die Tiefen innerer geistiger Verwicklung, konnten die Rätsel und Irrgänge der Individualität, die Abgründe des Charakters, die Geheimnisse der Persönlichkeit als der wahre Ort, worin die geistigen Mächte des Menschenlebens Fleisch und Blut annehmen, zum Mittelpunkte der künstlerischen Aufgabe genommen werden. Man suchte äußere Kollisionen eines an sich klaren, planen und durchsichtigen geistigen Pathos mit der

Welt, mit der Macht, mit dem Vorurteil, mit den Verhältnissen; Dichter, Philosophen, Freigeister waren die beliebtesten Helden, also Männer, deren eigentliches innerstes Lebensinteresse nur mittelbar, soweit es Ursache äußerer Verwicklungen ist, wo sich denn zeigen soll, ob der Charakter auf gleicher Höhe mit der idealen Würde steht, zur dramatischen Darstellung kommen kann. Bei einem solchen Stoffe muß immer eine Lücke in der dramatischen Entwicklung bleiben; das ursprüngliche Pathos des Helden liegt eigentlich außer derselben, wirkt auf sie nur aus zweiter Hand, statt daß eben das Innerste, was eine Persönlichkeit bestimmt, als Hauptmotiv in den Fluß der tragischen oder komischen Handlung eintreten, Subjekt derselben sein soll. Die dramatische Bewegung wird mehr oder minder äußerlich, der Knoten ist anderswo geschürzt, und der Dichter kann nur noch eine gewisse Virtuosität der dramatischen Technik entfalten. Es war recht gut, von den Franzosen ein Beispiel in dieser Technik zu nehmen, den lebhaften Gang, die frappanten, echt bühnenhaften Wirkungen von ihnen zu lernen; aber der deutsche Geist fordert noch etwas ganz anderes, er fordert unendliche Eigenheit der Individualität, er fordert, daß die geheimnisvollen Tiefen der Persönlichkeit entfaltet werden und daß eben diese Entfaltung zugleich die dramatische Bewegung, das Schicksal sei. Der Knoten soll sich im Innern schürzen, das Grundpathos der Persönlichkeit, an sich schon dramatisch und eben der eigentliche Kern der tragischen Bewegung, soll durch die Verflechtung mit Gegebenem zu einer innern Kollision führen, so daß der Charakter nicht weiter kann, ohne sich, tragisch oder komisch, zu zerstören: eine Seelengeschichte, keine Zufallsgeschichte, eine Charaktergeschichte, keine Intrigengeschichte, ein psychologisch origineller Vorgang, eine Aufdeckung der inneren Wunder im Menschen, eine Handlung, die zwischen großartigen Narren oder einzigen Heldencharakteren sich abrollt. Da aber die Deutschen einmal entweder allzu substantiell oder allzu formell sind, so werden sie schwer den Weg finden, zugleich jene inneren Tiefen und Untiefen der Persönlichkeit zu entfalten und zugleich zu spannen, bühnengerecht zu wirken, rasch, lebhaft, leicht, gewandt zum Ziele zu eilen; sie werden jenes tun und dieses lassen oder umgekehrt.

Ein sehr bedeutendes Talent ist neuerdings unter uns aufgetreten, das diese beiden Aufgaben in ungewöhnlichem Grade zu vereinigen

gewußt hat, freilich nicht ohne den Übeln der Zeit nach anderen Seiten einen bedeutenden Tribut zu zahlen. Es ist Hebbel. Gleich in seinen ersten Versuchen zeigte er sich als einen Geist, der berufen ist, seinen Stoff zur Tiefe einer Seelengeschichte zu durchdringen, den Gang des Schicksals zu den innersten Quellen des verborgenen Knotens zu verfolgen, der sich aus geheimnisvoller Verwicklung der Motive in den Tiefen der Persönlichkeit schürzt. Er griff aber im Stoffe fehl und gab dadurch einen eigentümlichen Mangel seines Blicks zu erkennen, von dem er sich auch in seiner ungleich reiferen letzten Leistung keineswegs befreit hat: Mangel an Verständnis der Sitten. Hebbel versteht den Charakter und versteht das Spannende, tief Wirkende in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten, die der Charakter in seinem Kampfe mit den Verhältnissen hervorrufen muß, aber er versteht die Sitten nicht, das einfach Herrschende, die untersuchungslos gegebene, von der Natur und Gewohnheit gebildete, daher immer naive Norm, worin sich die Zeiten, die Völker, die Stände bewegen. Durch und durch modern, macht er Irrgänge des Seelenlebens zu seinem Thema und fragt nicht, ob das Thema nicht mit der Einfachheit der gediegenen und zweifellosen Zustände der Menschen, in die er sie wirft, in schreienden Widerspruch trete. Seine Phantasie ist durch und durch auf das innerlich Verwickelte gerichtet und dem Einfältigen so fremd, so ätzend korrosiv, so geistig durchlöchernd, zernagend, durchbohrend, daß ein klaffender Bruch zum Vorschein kommen muß, wo er sich in antiken oder mittelalterlichen Lebensformen bewegt; da wird er also notwendig im übeln Sinne modern. Hebbel hat sich durch den Anschein eines Keims innerer Motivverwicklung, den zwei uralte Sagen darbieten, verführen lassen, sie im Sinne eines maßlosen Anachronismus zu behandeln. Der eine dieser Stoffe ist die Tat der Judith. Diese naive epische Erzählung schraubt er in ein modernes Bewußtsein hinein, indem seine Judith, eine jungfräuliche Witwe, die ihr Mann, von einer Vision der Zukunft geschreckt, nie berührt hat, sich in eine Dreiheit widersprechender Gefühle verstrickt. Holofernes ist so ganz Mann und Held, daß sie den großen Feind, doppelt groß neben einem mutlosen Liebhaber, der sie belästigt, in der Ferne heimlich liebt, sie muß ihn aber hassen als den Feind ihres Vaterlands, und sie muß ihn doppelt hassen, weil sie ihn lieben könnte. Sie tötet ihn nicht mehr aus reinem Pa-

triotismus, sondern aus Privatrache, weil sie ihm ihren Leib hingegeben, und so muß sie sich in ihrer Heldentat verdammen; sie hat sich vernichtet, indem sie das Vaterland rettete. Diesem Weibe gegenüber mußte auch Holofernes aus einem wilden assyrischen Feldhauptmann zu einem gewissen geistigen Bewußtsein hinaufgeschraubt werden; wie aus der jüdischen Witwe, die altertümlich stark ohne Zartheit sich von ferne kein Gewissen daraus macht, ihren Leib hinzugeben zur Rettung des Vaterlands, eine Zerrissene, so ist aus ihm ein aufgeblasener Frosch geworden. Schade um die gesunde Gröbe, um die heroische Gewissenlosigkeit des epischen Gebildes! In seinem zweiten Drama hat Hebbel die Sage von Genoveva bearbeitet; da zog ihn die Gestalt des Golo an, der naheliegende Reiz, einen Charakter aus ihm zu machen, der sich im Kampfe der Pflicht mit der Glut der Liebe, mit jeder Niederlage tiefer sinkend zu einem Vulkan ausbrennt, zu einem Ungeheuer aushöhlt. Dieser Zerstörungsprozeß ist mit Tiefe und Phantasie dargestellt, Genoveva ein herrliches Charakterbild, Siegfried mit ebensoviel Festigkeit der Charakterzeichnung durchgeführt, das Ganze ist reich an Stellen voll Schönheit, tiefer sittlicher Wahrheit und Geist, aber durchaus das einfache Sagenbild überwürzt und ein fremder moderner Geist, ein Bewußtsein, das mit den Sitten der Zeit im grellsten Widerspruche steht, hineingetragen. Andere Dichter fehlen im Sinne der eigentlichen Tendenz, indem sie ganz aus der Rolle fallen und deklamierend, predigend hinter den Kulissen hervortreten, sie setzen moderne Lichter auf, die nicht in den Zusammenhang des Stoffs gehören, einzelne Sentenzen, Reflexionen. Nicht in diesem Sinne unorganisch verfährt Hebbels Phantasie, sie bleibt in ihrem Zusammenhang, hält ihre Charaktere, ihren Schicksalsgang in straffer Spannung fest, verpfeffert und versalzt aber ihren ganzen Stoff, daß einem die Augen übergehen. Menschen, die zur Kirche und Beichte gehen, ins Gelobte Land ziehen, sich von Hexen anführen lassen, brechen beim ersten Jammer in atheistische Verwünschungen aus, reflektieren, wissen ihr Inneres zu beschreiben, die Widersprüche ihres Gemüts darzustellen, als wären sie mit der ganzen modernen Literatur vertraut, und kein Mensch glaubt ihnen das Kostüm ihrer Zeit. Hier ist alles alkoholisiert, selbst das Hausgesinde Sigfrieds ist fuselhaft anbrüchig und verdorben. Der rührende, legendenartige Schluß der Sage, der doch

von ihrem Wesen gar nicht zu trennen ist, mußte natürlich wegfallen, und die Ungewißheit über das Los der in den Wald gestoßenen Genoveva wird zu einem Kompositionsfehler. Wenn wir trotzdem von dem Ganzen aussagen dürfen, daß zwar allgemeiner geistiger Anachronismus den Stoff entstellt, jedoch die Elemente der dichtenden Phantasie sich nicht, wie bei unseren Tendenzdichtern, in Absichtlichkeit zersetzen, so ist allerdings hinzuzufügen, daß es im einzelnen auch an solchem Häckerling nicht fehlt. Da ist ein Auftritt mit einem Juden, den Sigfrieds Gesinde mißhandelt, ohne allen Zusammenhang mit dem Gange des Stücks hineingeworfen, und wenn man sich gehörig besonnen hat, was der Dichter damit eigentlich wolle, so rät man vielleicht richtig, wenn man denkt, der Auftritt solle ein Bild geben von der allgemeinen Schuld der Zeit, wodurch das Mitleid mit den Qualen der Hauptperson ermäßigt werden könne; da tritt der tolle Klaus auf und vermittelt die Schonung der Genoveva durch die bestellten Mörder, ein symbolischer Kretin, ein allegorischer Simpel, ein tragischer Fex, ein Ahnungstrottel, von dem der Himmel ergrübeln mag, was er eigentlich da tut; da wird die alte Margarete zu einer Naturphilosophin aufgestelzt, welche wahrscheinlich aus Schellings Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens sich über das metaphysische Wesen des Bösen belehrt hat und statt einiger absurder Zauberformeln ihre dunkle Weisheit vorbringt.

Rechnen wir aber dem Dichter diese ersten Fehlgriffe nicht allzu hoch an, sein drittes Werk würde uns beschämen, wenn wir es täten. Das Mißverhältnis zwischen Stoff und Behandlung ist in der Maria Magdalena überwunden; es ist ein Stück aus unserer Welt, aus unseren Sitten, welches dieser geistreiche Maler moderner Seelenkämpfe hier zu seinem Schauplatze genommen hat. Allerdings macht sich jedoch in anderer Weise ein Mangel an Sittenverständnis geltend; nicht die Kluft zwischen der naiven Sitte uralter Zeiten und moderner Psychologie, wohl aber die Kluft zwischen den Bildungsstufen der Stände ist, während sie doch gerade hier zu den wesentlichen tragischen Hebeln gehört, zu wenig verstanden. Wir werden davon noch reden, wenn wir erst die tendenziöse Absicht, welche der Dichter selbst aus diesem seinem neuesten Produkt zu seinem Nachteil hervorblicken läßt, und welche, setzt man sie einmal

voraus, jene Verkennung der Sitten zu einem doppelten Fehler macht, zur Sprache gebracht haben werden; zuerst aber wollen wir uns der großen Tugenden dieses Dramas erfreuen. Es ist ohne Frage ein produktives Werk, ein Werk, das dadurch Epoche macht, daß es dem bürgerlichen Trauerspiel, das an der komödischen Kleinlichkeit seiner Motive und an der grob-sinnlichen Abwägung der tragischen Gerechtigkeit hingesiecht war, einen neuen Geist eingehaucht hat. Hebbel hat sich dadurch ein ähnliches Verdienst erworben, wie Leopold Robert durch die Schöpfung einer neuen Genremalerei, welche von einem Geiste der Größe getränkt, durch ihn zum historischen Stile erhoben worden ist. Ein Tischlermeister, Anton, ein schroffer, heimlich weicher und gemütvoller, aber untraktabler und widerborstiger Ehrenmann, hat einen Sohn, Karl, und eine Tochter, Klara (der Titel Maria Magdalena ist sehr gesucht). Der Sohn ist von der Mutter verzogen, das Handwerk, der beschränkte Kreis des bürgerlichen Lebens, wo alles nach der Uhr geht, wo immer derselbe Tag weißen, grünen Kohl, Kalbfleischsuppe bringt, ist ihm entleidet, und unter der Kirche geht er auf die Kegelbahn. Im Hause eines Kaufmanns wird ein Diebstahl entdeckt, der Verdacht fällt auf Karl, der an dem bestohlenen Schranke gearbeitet hat. Nun rächt sich an dem Vater sogleich die Schuld seiner Schroffheit, seines bürgerlichen Vorurteils. Er hat einen Gerichtsdiener bei einer früheren Gelegenheit tödlich beleidigt, indem er ihn um seines Standes willen als infam behandelt und ihm seinen Rang beim Abdecker angewiesen hat. Dieser ersieht sich den Moment der Rache, stürzt dem Tischlermeister ins Haus, hält unter groben Beschimpfungen Haussuchung, behandelt den Sohn wie einen Überwiesenen und verhaftet ihn. Die Mutter, von schwerer Krankheit kaum genesen, fällt bei der grausamen Überraschung tot nieder. Dadurch ist der Tochter Klara die einzige Vermittlerin geraubt, der sie sich vertrauen, die ihr über eine schauervolle Klippe helfen könnte. Man hat sie mit einem Schreiber, namens Leonhardt, verlobt, einem gemeinen Subjekte, das aber solide Aussichten hat. Sie hat endlich, da ein braver junger Mann in seiner Studienzeit die gegenseitige Jugendliebe vergessen zu haben schien, mit jenem, dem weiblichen Herzen so natürlichen Trotze, der dem Treulosen zeigen will, daß man noch anderwärts Lust habe, und darüber das eigene Glück opfert, in diese Verbin-

dung eingewilligt. Aber der Geliebte erscheint eines Tages wieder in seiner Vaterstadt, ist sogar bereits mit einem Amte, einer Sekretärstelle, bekleidet; sie erblickt ihn, der Bräutigam bemerkt ihre Verstörung, in einem unbelauschten Augenblicke fordert er in der Wut der Eifersucht, als Probe ihrer Treue, das Opfer ihrer Unschuld, sie, „um ihm, um sich selbst zu beweisen, daß es nicht so sei, oder um's zu ersticken, wenn's so wäre", gibt sich ihm hin, und ein Dämon will, daß das vom Zorn und von der Verzweiflung verfrühte Brautfest dem Leibe der Unglücklichen wie zum Hohne eine todbringende Frucht des unseligen Augenblicks aufbürdet. Aber nicht genug; der Schuft, der schon darum gern wieder gebrochen hätte, weil Klaras Vater eine Summe von tausend Talern, die er bei ihm vermutete, einem früheren Wohltäter geschenkt hat, der nun selbst in der äußersten Not zum Selbstmorde zu schreiten im Begriff war, erfaßt den Augenblick, da durch Karls Verhaftung Schande über die Familie kommt, Klara den Absagebrief zu schreiben. Nun steht die Ratlose, Mutterlose, dem schroffen Vater gegenüber, der in verzweifeltem Humor, ohne von ihrer Lage zu wissen, die wilde Rede ausstößt, es fehle nichts mehr, als daß die Tochter zur Dirne werde, da der Sohn ein Dieb sei, und ihr verspricht, daß er in dem Augenblicke, wo man mit Fingern auf sie deuten werde, „sich" — (mit einer Bewegung an den Hals) — „rasieren werde". Es fruchtet nichts mehr, daß Karls Unschuld an den Tag kommt; seine grundlose Verhaftung war nur der Hebel, den harten Vater in die Stimmung zu versetzen, welche der Tochter zeigte, daß hier keine Vermittlung, kein Geständnis, keine Ausgleichung möglich und daß für sie kein Rat sei, als entweder von dem Elenden zu erbetteln, daß er ihr die Hand wieder reiche, oder sich mit ihrem Geheimnis zu begraben, um das teure Leben des Vaters zu retten. Ihre Verzweiflung vollzumachen, erscheint der Jugendgeliebte, bittet um ihre Hand, errät aus ihren gebrochenen Seufzern, was geschehen ist, ruft aus: „darüber kann kein Mann weg! Vor dem Kerl, dem man ins Gesicht spucken möchte, die Augen niederschlagen müssen?" und verläßt sie mit einem dunkeln Vorsatz. Klara stürzt zu dem treulosen Leonhard, ihr Flehen prallt an seiner gemeinen Seele unerhört ab, sie kehrt entschlossen nach Hause zurück, und findet hier ihren Bruder, der aus seiner Haft entlassen und entschlossen ist, als Matrose auf die See zu gehen, vorher aber den Ge-

richtsdiener zu ermorden; er bittet sie um ein Glas Wasser, sie benützt diese Gelegenheit, ihrem freiwilligen Tode den Schein der Zufälligkeit zu geben, denn nur so kann sie den Vater von Schande und Selbstmord retten, und stürzt sich in den Brunnen. Meister Anton ist eben in sein Zimmer getreten, mit einer tödlichen Wunde schleppt sich der Sekretär herein: er hat Leonhard gezwungen, sich mit ihm im Walde zu schießen, hat ihn erschossen, ist aber auch von ihm zum Tode getroffen worden. Man ist inzwischen besorgt geworden, daß Klara so lange ausbleibt, Karl sucht sie und stürzt mit der Nachricht herein, daß man sie tot im Brunnen gefunden. Der Vater, der unterdessen vom Sekretär das unselige Geheimnis vernommen hat, ist in diesem furchtbaren Augenblicke, trotz den Vorwürfen des letzteren, daß er durch sein hartes Wort sie auf den Weg des Todes hinausgewiesen habe, konsequent genug, auszurufen: Klara habe ihm nichts erspart, man habe es (ihren freiwilligen Tod, der die Schande verrate) gesehen, und während der Sekretär, indem er ihrer Leiche, die man hereinbringt, entgegengehen will, zusammenfällt, bleibt er sinnend mit den Schlußworten stehen: „ich verstehe die Welt nicht mehr".

Dieser trockene Abriß, den ich deswegen geben zu müssen glaubte, weil entstellende Skizzen durch die Zeitungen sich verbreitet haben, und nicht jeder das Buch zur Hand oder Gelegenheit hat, eine Aufführung zu sehen, gibt freilich keine Vorstellung von der ergreifenden, hinreißenden Energie dieser Komposition. Zuerst muß ich die künstlerische Technik der dramatischen Bewegung preisen. Sie ist durchaus im wahren und echten Sinne spannend, sie schreitet, jedes Herz packend und schüttelnd, in gemessenem Gange durch die beschleunigenden und retardierenden Momente, gründlich entwickelnd und doch sparsam, knapp, kurz, von der Exposition durch die Verwicklung zur tragischen Katastrophe fort. Insbesondere bedient sich der Dichter eines Mittels, das seine starke Wirkung hier so wenig verfehlt als in der antiken Tragödie: er setzt eine Tatsache als geschehen und motiviert sie, erklärt sie erst allmählich im Verlaufe. Klara ist bereits gefallen, wie sie auftritt; wir erschließen es aus ihrem ersten Gespräche mit Leonhard, wir bekommen einiges Licht, um das unwiderruflich Geschehene begreiflich zu machen, aber noch nicht zur Genüge; erst später in der Szene mit dem Sekretär geben uns ihre abge-

brochenen Geständnisse vollen psychologischen Aufschluß. Ebenso erfährt man wie zufällig erst später, warum der Gerichtsdiener so boshaft und rachsüchtig auftritt, Klara erzählt dem (bestohlenen) Kaufmann Wolfram, wie ihn ihr Vater einst beleidigt, und nun erst wissen wir die Worte, die jener bei seinem Eintritt ausstößt, zu deuten. Dieser analytische Gang sichert dem Dichter an festem Bande die volle Teilnahme des Zuschauers; wir stehen wie vor einem Gemälde, wo aus überdeckendem Schleier bedeutende Gestalten noch halbverhüllt hervorsehen, wir können kaum erwarten, bis man uns Schritt vor Schritt das Dunkel von dem Bilde hinwegreibt, und erst der letzte Augenblick des Schauspiels ist es auch, wo alles klar wird. Es handelt sich aber hier nicht um einen bloß technischen Kunstgriff; dieses Rückwärts im Vorwärts ist zugleich geistiger, ethischer Schicksalsgang, und wie das Unglück vorwärts schreitet, wird auch die Schuld klar. Hier waltet kein rohes Schicksal, das die stumpfe Träne grobsinnlichen Mitleids mit mißhandeltem Edelmute erpreßt; alle tragen im Leiden ihre Schuld ab, die Mutter die Schuld ihrer allzu nachsichtigen Liebe gegen den Sohn, der Vater seiner stachlichten, schroffen unzugänglichen Ehrenhaftigkeit; die Tochter ihrer verzweifelten Selbstwegwerfung aus Ungeduld des Herzens, das sich vom Geliebten getäuscht glaubt, der Sohn seiner ungeordneten Sitten, die einem schmählichen Verdachte recht zu geben scheinen, der Sekretär seiner gewaltsamen Tat, wodurch er „sich von einem, der schlechter war als er, so abhängig machte", und Leonhard ohnedies wird hingeschleudert, wie es ihm gehört. Die Organe dieser Handlung aber sind eben so viele Beweise eines Geistes, der in der Charakterzeichnung wahrhaft bedeutend genannt werden muß. Insbesondere ist Tischler Anton ein mit Meisterhand entworfenes Original eines mürrischen Ehrenmannes; „ich bin so wenig wie er als ein borstiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erst waren all die Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten sie alle zu ihrem Spaß auf meiner nachgiebigen, glatten Haut herum, und freuten sich, weil ich zusammenfuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borsten in die Finger, und ich hatte Frieden." Kurz, knapp, grob, sarkastisch, sein Herz und seine Rührungen schamhaft verbergend, ist er in jedem

Zug aus einem Guß, und insbesondere fehlt es nicht an jenen schlagenden Zügen, wodurch sich ein Charakter einmal für immer mit scharfem Stempel ausprägt, wie z. B. in dem Momente, wo der Sekretär ihm die Hand reichen will und der undurchdringlich Unerweichliche beide Hände in die Taschen steckt. Mit wenigen Worten, wie man den Nagel auf den Kopf trifft, spricht er das Prinzip seines Lebens, den Schlüssel zu der Notwendigkeit der ganzen tragischen Katastrophe aus: „Alles, alles kann ich ertragen und hab's bewiesen, nur nicht die Schande! Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur schneidet den Nerv nicht durch, der mich zusammenhält." Auch der nichtsnutzige Karl ist trefflich charakterisiert. In Leonhard ist die nackte Gemeinheit mit einer Naturwahrheit hingestellt, von welcher man zweifeln kann, ob sie poetisch erlaubt ist. Er ist kein Bösewicht, nur ein niederträchtiger Schreiber. Ich lasse es dahingestellt, ob man einen solchen Grad von Häßlichkeit, die sich nicht in die Furchtbarkeit des Bösen auflöst, zulassen will. Klara ist natürlich mehr Gefäß des Leidens als Charakter, erhebt sich aber, je mehr ihr Leiden steigt, desto mehr zum Adel des letzteren. Ebenso stark aber wie in Charakteren ist Hebbel auch in den einzelnen Stimmungen. So ist z. B. der furchtbare Kontrast des „festgenagelten Sonnenscheins", der goldig auf der Straße liegt und alle Wesen zur Freude ruft, gegen die Verzweiflung Klaras, mit einem Gefühle für das Verhältnis menschlicher Seelenzustände zur äußeren Natur ausgesprochen, das die tiefste Kenntnis des menschlichen Herzens und Lebens verrät; so ist es aus der Tiefe der menschlichen Seele gesprochen, wenn Meister Anton, nachdem die Verhaftung Karls sein Haus in Schmach gebracht, zu einem Holzhändler ins Gebirge geht, der noch nichts vom Vorfall weiß und wo ihn kein Auge sieht; so ist es ein Zug von treffender Wahrheit, wenn Leonhard, da er vom Sekretär zum blutigen Gange fortgeschleppt wird, ein Trinkglas vom Tische stößt und in Todesahnung spricht: „soll ich denn nicht mehr trinken?"

Ich enthalte mich, dieses so wohl abgewogene, so ökonomische und ebendarin so energische Seelengemälde weiter in seinen einzelnen Schönheiten zu verfolgen, und eile zu dem Punkte, worin diesem Meisterwerke eine Beziehung gegeben worden ist, die ihm zum Nachteile gereicht. Man ist, wie ich zu Anfang sagte, in jetziger Zeit nicht zufrieden, von einem Kunstwerke zu rühmen: es ist gut, es bereichert

seine Gattung, gibt ihr einen neuen Schwung, erfreut, erschüttert, erhebt die Menschenherzen, nein, es muß heißen: es ist absolut modern, es begründet eine absolut neue Epoche, und zwar nicht nur in der Kunst, sondern im Leben selbst, es macht Geschichte, es schlägt dem Faß der veralteten Welt den Boden aus, kurz es ist messianisch. Man kann dem Dichter, dem Künstler kein größeres Unrecht tun, als wenn man sein Werk, vorausgesetzt, es sei an sich unbefangen, in diesen befangenen und stoffartigen Gesichtspunkt des Interesses rückt; wer diesen Standpunkt für den rechten hält, verdirbt sich den Genuß, wer seine Schiefheit kennt, faßt ein Vorurteil. Wie aber, wenn sich der Dichter selbst dieses Unrecht tut? Wenn er, nicht zufrieden, etwas Gutes zu machen, ihm noch Tendenz, Absichtlichkeit aufklebt? Wir wollen sehen, ob unser Mann dieses Unrechts gegen sich selbst zu beschuldigen ist oder nicht. Ich hatte mir, als ich dieses Drama las (denn der Genuß, es aufführen zu sehen, war mir bis jetzt versagt), das tendenziöse Hallo, womit man es ausgetrompetet, bald aus den Ohren geschafft; ich las von Szene zu Szene fortgerissen weiter und hatte, bis ich zu den Schlußworten gelangte, den reinen Eindruck einer einfachen, menschlich allzeit wahren Grundidee, der Idee: beschränkte und schroffe Ehrenhaftigkeit macht die Verstrickung weiblichen Herzens in eine sühnbare Schuld unlösbar, richtet bei der ersten Schwierigkeit ein ganzes Familienglück zugrunde. Ich war mit diesem Inhalte befriedigt, ich brauchte nichts weiter. Nun kamen aber die Schlußworte: „ich verstehe die Welt nicht mehr." Dahinter steckt etwas, hatte ich mir nun leicht sagen; aber was? Was ist denn nach der Lehre dieses Dramas anders in der Welt geworden als sonst, welches anders Gewordene kann dieser Meister Anton nicht begreifen? Also nicht überhaupt durch seine untraktable Art, nicht durch den allzu rauhen Pelz bürgerlicher Familienehre, den er sich angelegt, richtet er sich und die Seinigen zugrund, sondern der Dichter will mit engerer Beziehung zeigen, daß solche Art von Ehrenhaftigkeit nicht mehr an der Zeit, daß in diese Familie etwas Modernes eingebrochen sei, was der rauhe Mann verstehen sollte und nicht versteht, weil er einer veralteten Zeit angehört? Nun stieg mir ein Regiment von Fragen auf, wo denn das eigentlich sitze, ich kam ins Reflektieren, Zweifeln, Grübeln, der reine poetische Eindruck kam mir (und gewiß nicht mir allein) in diesem Verstandes-Prickeln und Fragen ge-

radezu abhanden, ich mußte die Schlußworte wegdenken, wenn ich ihn bewahren sollte. Ich gieng nun, um ins Reine zu kommen, an das Vorwort. Ich gestehe, ich hatte mir's ersparen wollen, das zu lesen. Ich schenkte dem Dichter seine Kunstphilosophie; es macht mich, wie Jeden, der da weiß, daß Produktion und Spekulieren über Produktion sich in Einem Subjekte nicht vertragen, mißtrauisch, wenn mir der Künstler ästhetische Abhandlungen mit in Kauf gibt. Hebbel scheint freilich anderer Meinung, er scheint sogar eine Vereinigung von Philosophie und Poesie zu träumen und gibt davon eine Probe in den Widmungsstanzen an Se. Majestät, den König Christian den Achten von Dänemark, und was für eine! So etwas Verzwungen-verzwickt-verzwackt-vertrackt-vernörgelt-verschroben-Zahnausbrechendes ist mir noch nie vorgekommen, und schwer entschloß ich mich, das Büchlein, das ich im billigen Unmut über diese Zumutung an die Wand geschleudert, wiederaufzunehmen. Versöhnt durch das Drama, aber gereizt, die engere Zeitbedeutung, die sein Schlußwort anregt, zu finden, wagte ich nun die Zähne, die ich mir an jenen Versen noch nicht ausgebissen, an das Vorwort. Es mag viel Gutes und Wahres darin sein, aber ein Schelm bin ich, wenn ich es noch weiß, wenn ich es unter dem Mühlegeklapper dieses beispiellosen Deutsch, dieser erstickenden Perioden nicht rein vergessen habe. Im Drama selbst hat der Dichter glücklicherweise einen andern Menschen angetan; und dieser Unterschied des Stils erinnert zu seinem Vorteile an die Menschen, die keinen ordentlichen Satz zustande bringen, wenn sie schreiben, und denen plötzlich das Organ des Ausdrucks gelöst ist, wenn sie sprechen. Nur hat er hier, wie aus Sorge, daß er nicht wieder in jenes Geschleppe gerate, aus Bestreben, die Zufälligkeit der natürlichen Rede zu treffen, häufig die Sätze zu sehr gebrochen, kupiert, zerhackt, und seine Prosa wirkt dadurch oft wie Brennesselstiche auf die Haut, was wieder die eigentümlich fressende und beizende, alles Naive zerstoßende Art dieser Phantasie sehr spezifisch charakterisiert. Dennoch gerät er auch hier mitunter wieder in eine syntaktische Gewissenhaftigkeit, in der er meint, einen schon gebrochenen Satz wieder regelrecht auffassen zu müssen, und wodurch denn Ungeheuerchen zum Vorschein kommen, wie folgendes: „mir kam das kleine, lächerlich runde Gesicht des Gecken, ich bin erbittert auf ihn, ich verhehle es nicht, er hat mir lange genug bei dir im

Wege gestanden, mit dem Walde von Haaren, der es in der Mitte durchschneidet, wie ein weißes Kaninchen vor, das sich hinter den Busch verkriecht.“ Ähnlich S. 113 unten. Da täte es ja Not, der Nachsatz oder der Vordersatz ließe ausschellen: es ist auf dem Wege durch mehrere Zwischensätze ein Vordersatz (Nachsatz) verlorengegangen, der redliche Finder möge ihn gegen ein Douceur abliefern! S. XLI nun schien mir ein teilweises Licht über jene im engern Sinn moderne Bedeutung des Dramas aufgesteckt zu sein, wo der Verfasser sagt, die innern, ihm allein eigenen Elemente des bürgerlichen Trauerspiels seien die schroffe Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüberstehen, und die hieraus entspringende schreckliche Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit. Ganz scheint mir, sieht man einmal das Trauerspiel auf Tendenz an, damit nicht ausgesprochen zu sein, was der Dichter seiner Zeit poetisch vortragen wollte, es ist wohl eine Andeutung, die absichtlich nicht Alles sagt; nur auf das Schicksal Klaras kann der Wink gehen, es liegt ja aber außerdem das Verhältnis des Vaters zum Sohne Karl vor. Nehme ich dies dazu, so scheint sich mir folgender Gedanke zu ergeben; der bürgerliche Familiengeist soll bewußter, flüssiger, denkender, liberaler werden; in unlösbare tragische Knoten verstrickt er sich, wenn er im düster-strengen Geiste, den er aus dem Mittelalter überkommen hat, die Söhne mit eiserner Strenge zum Berufe und der altertümlich beschränkten Sinnesweise der Väter anhalten will, wenn er bei dem ersten Schatten, der auf die Familienehre fällt, in schroffem Zorne nicht mit sich sprechen läßt, nicht die Geduld, Zugänglichkeit, Leichtigkeit hat, entlastende Aufklärung, Lösung abzuwarten, herbeizuführen, wenn er durch Stolz und Vorurteil diejenigen, die ihm gefährlich werden und die Lage verschlimmern können, noch reizt (wie Anton den Gerichtsdiener); noch furchtbareres Schicksal aber zieht er über seinem Haupt zusammen, wenn er in abstraktem Ehrgefühl keine weibliche Schwäche verzeihen kann, dem gefallenen Kinde nicht Raum, nicht Luft zum Geständnis läßt, wenn er, wo Mitleid, wo Hilfe nötig ist, statt zu fragen: dich drückt etwas, armes Kind, fürchte dich nicht, gestehe es dem Vaterherzen, abschreckend droht, wenn er dadurch jede Ausgleichung, jede weise Vermittlung, jede kluge Verhüllung vorneherein abschneidet. Wäre nun diese Lehre die Absicht des Dichters,

oder richtiger, da wir hier die Frage über den Unterschied zwischen der Idee eines Kunstwerks und didaktischer Absicht noch ganz beiseite lassen wollen, soll dies der Inhalt seines Dramas sein, so müßte darin allerlei vorkommen, was teils anders, teils gar nicht vorkommt. Der Sohn Karl müßte auf berechtigte Weise, im Sinne bewußterer Bildung, wie die neuere Zeit auch dem Gewerbsstand solche zuführt, über die Beschränktheit seines Standes hinausstreben, der Vater müßte mit altertümlich-finsterer Strenge diesem Streben sich entgegenstemmen. Allein dies ist ja nicht so; dieser Sohn ist ein von der Mutter verzogenes, freches, lumpiges Bürschchen, dem in guter alter Weise der Farrenschwanz recht sehr zu wünschen wäre. Wollte er, statt in die Kirche zu gehen, ein gutes Buch lesen: wohl, der Vater wäre dann mit seinen altkirchlichen Bedürfnissen gegen ihn zu keiner Härte berechtigt, aber er geht statt zur Kirche zur Kegelbahn, zum Spieltisch, und das wahrlich ist nicht die neue Welt, welche zu verstehen wir dem Vater zuzumuten hätten. Wollte er seinen Stand verlassen und etwa ein Kaufmann, ein höherer Techniker werden, in die weite Welt ziehen, und der Vater versagte es ihm, so wäre dieser im Unrecht; allein er will einen Mord begehen, und dann als Matrose das Weite suchen: dagegen ist ja wahrlich die gute, alte Sitte ebenfalls im vollen Rechte. Was nun das wichtigere Schicksal, das der Tochter, betrifft, so wäre eine moderne Frage über die Bildungs- und Gefühlsweise der Stände dem Zuschauer näher gelegt, wenn etwa Vater (und Mutter) die Tochter mit Strenge von einer Verbindung mit dem Sekretär, weil sie über ihren Stand wäre, abgehalten und zur Verlobung mit Leonhard gezwungen hätten. Zwar sehr bezeichnend für den Zweck der vorausgesetzten Idee wäre dies nicht einmal; denn das könnte doch wohl auch dem Handwerksmann von altem, ehrenfestem Schlage einfallen, sich aus einer Verbindung seiner Tochter über ihren Stand eine Ehre zu machen, und überdies ist ja auch Leonhard kein Handwerker, sondern gehört selbst zum sogenannten Herrenstand. Allein abgesehen davon, der Vater hat sie nicht gezwungen, die Mutter hat ihr nur zugeredet, und zwar, wie es scheint, mehr wegen der größeren Sicherheit der Aussicht; es ist vom Dichter selbst kein Gewicht auf den Punkt gelegt. Nun aber die Hauptsache, die schroffen Drohungen des Vaters, die jedes Geständnis, jede Ausgleichung abschneiden: gut, da sitzt der Hauptknoten,

nur finde ich darin nicht ein so modern bezeichnendes, auf einen Wendepunkt der Zeitbildung hinweisendes Moment; erstens nicht in Beziehung auf einen gewissen Stand und eine durch die moderne Zeit demselben als solchem ausdrücklich gestellte Aufgabe: denn ebenso schroff, ebenso untraktabel im Ehrenpunkt wird jeder Vater auftreten, der von herbmännlichem, hausväterlich strengem und polterndem Charakter ist, sei er nun Tischler, Soldat, Edelmann, Geistlicher oder was Anderes. Es gibt allerdings Stände, welche durch ihre geistigere Bildungsweise dem Charakter mehr Elastizität, Flüssigkeit, Ausgleichungsfähigkeit für tragische Verwicklungen geben; ein wissenschaftlich, humanistisch gebildeter Vater wird seine Tochter im schlimmsten Falle nicht durch so schreckende Drohungen zum Äußersten drängen. Solche weichere, traktablere Väterlichkeit fordert auch allerdings die Bildung im Allgemeinen, und da es eine solche für die europäischen Völker im gewissen Sinne erst in der neueren Zeit gibt, so können wir statt Bildung sagen: der moderne Geist. Aber ich kann fürs zweite auch, abgesehen von der besonderen Standesfrage, die allgemeine Hinweisung auf eine solche Forderung der Zeit nicht für etwas so spezifisch Modernes halten; denn doch nicht erst von gestern ist diese Forderung, nicht so ausdrücklich erst jetzt ist sie aufgetreten, daß ein Drama, das da zeigt, wie eine Familie durch strengen und herben Geist der Ehre untergeht, während sie durch mildere Humanität zu retten war, darum so gar fürchterlich modern, so überaus zeitgeschichtlich Epoche machend, umwälzend, messianisch wäre! Nein, dieses Drama ist im Geiste seiner Zeit nur ebenso gedichtet wie jedes gute Drama, und es ist nicht sein Mangel, sondern sein Verdienst, daß es aus moderner Tendenz — bis auf die prickelnden Schlußworte, die ich weit hinwegwünsche — keinen besonderen Lebtag macht. Hebbel ist zu gut zur Tendenz; er ist voll Tendenz im guten Sinne, wenn man das Tendenz nennen darf, daß er ein Inneres, das vom Geist der Gegenwart erfüllt ist, unabsichtlich in die Werke seiner Phantasie niederlegt, er ist zu gut, um ihnen noch zum Überfluß den Hieb der eigentlichen, der absichtlichen Tendenz zu geben. Ihn hat nur das Feuerjo unserer Literatur verführt, daß er in seiner Vorrede uns ausdrücklich sagen zu müssen meint, was sich von jedem echten Gedichte von selbst versteht, auch die seinigen seien Opfer auf dem Altar der Zeit. Aber das reicht hin, ihn redlich zu

warnen, daß er auf diesem Weg nicht weiter gehe, denn da liegt die Prätension und statt der Poesie die Rhetorik und die Doktrin.

Noch etwas aber muß ich sagen, was ich als einen Mangel dieses Dramas ansehe, mag es nun betrachtet werden, wie es will, mag es für die bürgerlichen Stände oder für den Familiengeist überhaupt eine besondere Lehre enthalten oder nicht, was aber freilich ein doppelter Mangel ist, wenn man den vom Verfasser im Vorwort aufgestellten Standpunkt einnimmt: das Leben einer solchen, vom herben und beschränkten bürgerlichen Ehrengeiste beherrschten Familie ist in seinen Formen ganz falsch dargestellt. Diese Leute sind nicht naiv, nicht wortarm, stumm, geistig gebunden, wie altmodische Bürgersleute, es tritt auf lästige Weise der schon gerügte Mangel an Sinn für die Sitten hervor. So spricht keine Bürgersfrau, so kein Schreinermeister, so sprechen sie nicht, wenn man auch zehnmal das Recht und die Pflicht der Poesie, Alles zu verklären und zu erhöhen, in Rechnung nimmt. Kein Mensch wird diesen Leuten glauben, daß sie nicht lesen können, aber sehr gern Jeder, daß sie — horribile dictu! — Tee trinken. Ein Biedermann, der den ganzen Tag hobelt, soll abends mit der schweren Faust die Teetasse zum Munde führen! Es ist möglich, ich weiß es nicht, daß da, wo der Dichter zu Hause ist oder sich aufhält, die Handwerker Tee trinken, aber da darf man dann gewiß auch nicht den groben, ehrenfesten Geist alten Bürgercharakters suchen: der wurzelt in solideren Stoffen, in Habermark, Sauerkraut mit Schweinefleisch und Gerstensaft. Wäre ich ein Schalk, so würde ich sagen: der Dichter wollte zum warnenden Beispiele für alle guten Bürgersleute zeigen, welche Zerrissenheit in einer Schreinerfamilie entstehen könne, die Tee trinkt! Hebbel kann doch wohl nicht meinen, das Bild der Bürgersitte sei durch die paar Beispiele der Hausordnung erschöpft, welche wir von Karl, da er vom Gefängnis zurückgekehrt ist, vernehmen; das kommt zu spät, nachdem wir Mutter und Tochter wie ein Buch haben sprechen hören, nachdem wir den kaustisch-pointierenden Vater kennengelernt haben. Vom Letzteren besonders habe ich hier noch zu sprechen. Ich wiederhole mein Lob dieses trefflichen, originalen Charakterbildes, aber beschränken muß ich dies Lob, wenn ich nun Bildungsstufe, Sitte, Form des Bewußtseins strenger berücksichtige, wohin dieser Mann seinem Stande nach gehört. Er ist für einen schlichten Tischlermeister

gleich Anfangs zu zerrissen, zu sehr verbildeter, spleenetischer Engländer. Ein Zug für viele: Leonhard ist Kassier geworden, Meister Anton weiß es schon und sagt, wie er zu dieser Neuigkeit gekommen: „Ich hörte, als ich in der Dämmerung zum toten Müller ging, ein paar von seinen guten Freunden auf ihn schimpfen. Da dachte ich gleich, der Leonhard hat gewiß den Hals nicht gebrochen. Im Sterbehause hörte ich das Nähere vom Küster, der eben vor mir gekommen war, um die Witwe zu trösten und nebenbei sich zu betrinken.“ So schwarz lernt kein gesunder Mensch sehen, der an der Hobelbank schwitzt, früh zu Bette geht und früh aufsteht; er verderbte sich denn bei der harten Arbeit Magen und Verdauung mit Teegesöffe; an einem so ätzend-finstern Humor läßt sich kein Beispiel der traurigen Folgen allzu breitschultrigen, polternden, strengen Ehrgefühls aufstellen. Mürrisch sein und hypochondrisch, misanthropisch, zerrissen, blasiert sein ist zweierlei. Man verfolge diese Szene mit Leonhard weiter, und man wird mein Urteil noch mehr bestätigt finden. Ich wiederhole daher: Hebbels Phantasie schafft organisch Charaktere und Schicksale, aber zerfrißt und durchbeizt alles Naive, Unmittelbare, Sinnliche; bei Andern löst sich durch den modernen Pfeffer alles organische Bilden von Gestalten in Absichtlichkeit und Doktrin auf, Hebbel gerät nur bisweilen und nachträglich in diese Desorganisation, er gibt ganze Gestalten, aber sie sind anbrüchig von einem fressenden, durchnagenden Geiste, wie Schinken, der vom Salpeter durchlöchert ist; er wird sich hüten müssen, daß sein Wildbret, so nah an der Grenze, nicht ganz in Auflösung übergehe.

Man hat Anstand genommen an der „interessanten Lage“, worin sich Klara von Anfang an befindet, man hat teils tugendhaften Anstoß darin gefunden, teils haben sich Reisende, die in Zitz machen, gezupft und in die Ohren geraunt, wie pikant das sei. Unsere Zeit hat einmal die versessene Neugierde der heimlichen Sinnlichkeit. Wir finden uns nicht bemüßigt, dem gebildeten Publikum zu predigen, daß Alles erlaubt sei, was künstlerisch notwendig ist, und daß wahrhaftig selbst die moralisierendste Moral zufrieden sein könnte, wenn ein sinnlicher Kasus zu so tragischem Ende führte; die schleichende Geilheit der Frivolen, seien es nun die moralisch oder die unmoralisch Frivolen, sieht vom Fortgang und Zusammenhang ab und verbeißt sich in die Vorstellung: da tritt ein schwangeres Mädchen auf.

Wer kann auf dieses Volk Rücksicht nehmen! Will Jemand sehen, was dem Künstler erlaubt sei, was nicht, der vergleiche diesen Fall mit einem andern in der Judith desselben Verfassers. Diese tritt unmittelbar, nachdem sie sich dem Holofernes hingegeben, schwankend und bleich, noch zitternd von widerwilliger Wollust aus dem Gemache. Zwar auch dies ist nur Mittel, um Weiteres anschaulich zu machen, wie sich nämlich ihr sittlicher Zorn in doppelter Kraft erhebt; allein man sollte ein Weib in diesem Augenblick, diesem unmittelbar an das Sinnlichste erinnernden Zustand nicht auf den Brettern *sehen*; vernehmen darf man davon, die Anschauung aber verletzt wirklich die Scham, und zwar auch die ästhetisch unbefangene.

Mit diesen allgemeinen Zügen glaube ich ein Bild dieser bedeutenden Dichterkraft gegeben zu haben. Was sie uns immer noch schenken mag, so viel wird man aus dem Geleisteten schließen dürfen, daß sie auf ein gewisses Gebiet beschränkt bleiben wird, auf die Stoffe nämlich, die sich vorzüglich zu psychologischer Entwicklung eignen. Auch das Gebiet der öffentlichen Tat, das politische, fordert von der modernen Kunst psychologische Verfolgung in die Tiefe des inneren Ursprungs, der inneren Entwicklung der Motive, allein es fordert auch einen Geist, der von diesem verborgenen Ursprung den Strom des Willens mit gediegener, ungebrochen sinnlicher Kraft rasch herausführt ins offene Feld, in die massigen Kämpfe der Geschichte. Uns tut wohl psychologische Dialektik der Seelenkämpfe des sozialen Lebens im kräftigen Dichtergebilden Not, aber uns tut noch mehr Not die starke muskulöse Gröbe der Tat und Geschichte, die große, die ganze sittliche *Natur*, die mit starker Faust ins Leben greift. Der Dichter für diesen Stoff soll uns noch geboren werden, kann uns, ehe im Leben selbst Vieles anders geworden ist, so schnell nicht kommen; inzwischen aber nehmen wir dankbar die Geschenke jener Talente an, welche den Boden, worauf das Privatwohl der Persönlichkeit, der Familie, das Wohl der Stände, der Gesellschaft seine Kämpfe führt, mit scharfem Eisen durchfurchen.

Shakspeares Hamlet.

In einer Tragödie ist der eigentliche Gegenstand der poetischen Verherrlichung nicht der Held, nicht der Mensch, sondern die Weltordnung, die ihm sein Schicksal bereitet. Freilich wird der wahre Dichter diese zwei Größen nicht äußerlich nebeneinanderstellen, sondern aus den freien Handlungen der Charaktere und ihrer Verschlingung die zuerst verborgene höhere Notwendigkeit des Schicksals hervorspringen lassen. Die Analyse wird daher immer zuerst bei jenen verweilen, aber nur, um dann zu der Betrachtung der absoluten Größe überzugehen, deren freie und doch blinde Werkzeuge sie sind. So reich die Literatur über Shakspeares Hamlet ist, sie hat fast immer nur von dem Charakter des tiefsinnigen Jünglings und nebenbei der übrigen Personen gehandelt, nicht oder viel zuwenig von diesem höheren Gesetz. Man hat seit den geistvollen Winken Goethes, die einen Teil der bekannten Erörterung im Wilhelm Meister bilden, nicht ganz versäumt, auf diese Seite einzugehen, aber es ist bei unentwickelten Ansätzen geblieben. Allerdings gibt es nicht leicht ein Drama, bei welchem wir über dem Helden so leicht vergessen, den Schicksalsgang ins Auge zu fassen, wie bei diesem. Er ist als Subjekt so bedeutend, die Subjektivität in ihm und durch ihn so sehr der Vordergrund der Handlung, daß leicht auch das Interesse ein ganz subjektives wird, in psychologischen Fragen sich erschöpft, statt auf das objektive Ganze zu sehen, in welches er hineingestellt ist, in welchem er schuldig wird und durch seine Schuld untergeht. Gerechtfertigt allerdings ist es hierdurch, wenn auch eine Betrachtung, die sich vorsetzt, wesentlich auf das tragische Ganze zu blicken, diesmal länger, als in jedem andern Falle das Wertverhältnis der Teile es zuließe, bei dem Helden verweilt. Und auch dies erweiterte Maß werden wir noch überschreiten müssen, weil es gar mancherlei Auffassungen, die ein so verwickelter Stoff wie Hamlets Charakter und Motive gefunden hat, zu berichtigen gibt.

In der Tat ist es leicht zu begreifen, wie es kommt, daß gerade dieses Drama der Gegenstand so vielfacher, unabsehlicher Erörterungen geworden ist. In keinem seiner Werke ist Shakspeare so

geheimnisvoll als im Hamlet, in keinem hat er so viel verschwiegen, während er so viel sagte, nirgends eine so dialektische Gedankentiefe in den Körper der Handlung so hineingearbeitet und hineinversenkt, nirgends es uns so erschwert, den ersten und unmittelbaren Eindruck in deutliche Begriffe zu übersetzen, wie hier. Man könnte zweifeln, ob dies ein Lob für den Dichter sei, man könnte bedenklich an Goethe erinnert sein, wie er sich die Hände rieb, als er in sein spätes Alterprodukt, den zweiten Teil Faust, so viel „hineingeheimnisset" hatte, daß „die Leser etwas Hübsches zu raten bekamen". Und doch ist es nicht so; wenn man sich ernstlich bemüht hat, den tief eingegrabnen Gedankenschatz zu heben, wenn die einzelnen Reflexionen, zu denen der Dichter uns den Anstoß gibt, durchlaufen und in eine gefüllte Einheit zusammengefaßt sind, so ist man sich bewußt, nur entwickelt, nur zum deutlichen Bewußtsein gebracht zu haben, was bestimmt und sicher im ersten Eindruck eingewickelt lag, also nur in einer Kreislinie bei diesem wieder angekommen zu sein. Man überzeugt sich, daß keine der tiefen Erwägungen, die man anstellen mußte, Wahrheiten enthält, die der Dichter allegorisch neben und hinter die Charaktere und die Handlung gelegt hätte, so daß diese keine wahre Realität besäße, Herz und Gefühl nicht mit der Gewalt der Lebenswahrheit rein menschlich rührte; Alles, aller Ideeninhalt liegt nicht außer, sondern in dem, was erscheint und geschieht, gefällt und erschüttert. Öfters allerdings meint man, der Dichter hätte dem Gesetze der poetischen Verkörperung nichts abgebrochen, wenn er seine Personen, die Hauptperson wenigstens, deutlicher, ausdrücklicher hätte heraussagen lassen, was sie bewegt und quält, vorwärts stößt und hemmt. Man antwortet sich aber, daß alsdann dieser geheimnisvollen Natur ein Bewußtsein über die Tiefen und Schranken der eignen Individualität geliehen wäre, wie es nur der Dichter haben und in uns, die Zuschauer, übertragen kann und soll. Ob jedoch diese Antwort durchgängig ausreicht, wage ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden; es gibt Stellen, wo ich mich skeptisch verhalte, wo ich nicht weiß, ob nicht unbeschadet der echt poetischen Objektivität einige Worte, Zeilen hätten eingefügt werden können und sollen, um uns mehr Licht über die Zustände und Motive zu geben und uns so die schwere Arbeit der Umsetzung unseres Gefühls in klare Begriffe wesentlich zu erleichtern. Shakspeare ist hier das äußerste Gegenteil von Schiller. Dieser sagt überall zuviel

heraus; wie manches Wort, manchen Monolog hätte er noch eingeschoben, uns einen Hamlet ganz verständlich zu machen! Shakspeare, ganz objektiv, ganz hinter seinem Werke verborgen, sagt so wenig als möglich heraus, hier vielleicht zu wenig. Jener denkt uns zu viel vor, dieser läßt uns viel, sehr viel nachdenken.

Die neuere Kritik ist darin einverstanden, daß Goethe in seiner berühmten Analyse den Charakter Hamlets nicht eben unrichtig, aber nur halb richtig aufgefaßt hat. Hamlet ist allerdings wohl auch ein „schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen", aber er ist gewiß noch mehr, hat noch ganz andere Züge; sogleich der Zusatz: „ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht", gibt über eine nähere Bestimmung zu denken, der er wohl bedürfen werde, und noch mehr die zusammenfassenden Worte: „Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoß hätte aufnehmen sollen." Wir werden darauf zu sprechen kommen und sagen zuerst nur allgemein: jeder wird von unserem Helden unmittelbar den Eindruck haben, daß Goethe diese Natur zu einfach, zu schön nimmt. Hamlet ist, das sagt uns Zug für Zug, ein sonderbarer, wunderlicher Kauz, er ist schief gewickelt, er trägt einen Pfahl im Fleische. Die Schauspieler freilich haben sich jene Auffassung, welche noch sehr an den weichen Idealstil, an die unvertiefte Farbe der Kunst des vorigen Jahrhunderts erinnert, nur zu gut gemerkt, es sagt der Eitelkeit und der Oberflächlichkeit ihrer Mehrzahl zu, das Krause, Faltenreiche und höchst Verschlungene in dem seltsamen Menschen mit blühender Schminke zu bedecken, den herben nordischen Baß in einen ersten Tenor zu verwandeln.

Das Nächste, was zur Berichtigung dieses Bildes sich aufdrängt, ist Hamlets Melancholie. Goethe sagt, Hamlet sei nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, erst nach dem Tode seines Vaters und der frühen Verbindung seiner Mutter mit dem unwürdigen Oheim werde Trauer und Nachdenken ihm zur schweren Bürde. Aber man frage sich, ob eine helle, heitere, leicht und rasch reagierende Natur bei der ersten harten Erfahrung so ganz in schweren, bleiernen Trübsinn versinken und nur an Selbstmord denken würde? Gewiß nicht; so wird sich nur ein Temperament verhalten, das alle Erfahrungen tief und nachhaltig in sich hereinnimmt, sein ganzes Nervenleben davon ergriffen fühlt, sie schwer, langsam im innersten Seelengrunde bewegt

und verarbeitet. Jeder Zug im Anfang und in der Folge, vor und nach der Enthüllung des Geistes predigt den gebornen Melancholiker, und Shakspeare hat uns recht einleuchtend gezeigt, wie der rechte Dichter nicht meint, ein Charakterbild zu entfalten, wenn er nur eines Menschen Gesinnungen ausspricht, wie er vielmehr diesen geistigen Kern ganz in die Stimmungsatmosphäre setzt, die ihren Sitz in dem dunklen Naturgrunde des Individuums hat. Daß Hamlet ein andermal unbedacht wie ein Sanguiniker in Handlung übergeht und daß er nachhaltig grollt wie ein Choleriker, steht mit dem Grundzuge der Melancholie keineswegs in Widerspruch, denn kein Temperament ist ungemischt, jedes enthält einen Ansatz der andern Temperamentsformen und ein Bedürfnis, sich nach ihrer Seite zu ergänzen. Dies jedoch nur in einzelnen Rucken und Stößen und keines hat so viel Neigung, stets in die ursprüngliche Lage zurückzukehren, ja die Grundstimmung zu nähren, zu pflegen, sich daran zu weiden, als das melancholische. Shakspeare hat dies nicht vergessen, und man irrt wohl sehr, wenn man z. B. die düstern Betrachtungen Hamlets auf dem Kirchhofe für eine Wahrheitspredigt über die Vergänglichkeit nimmt, womit es dem Dichter direkter Ernst sei. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er selbst zu solchen trüben Kontemplationen neigte, namentlich in seiner letzten Periode, die sein Hamlet eröffnet, und es ist allerdings nachzuweisen, daß er mehr von seinem eigenen, innersten Wesen in diesen Charakter gelegt hat als in irgendeinen andern seiner Helden; wir werden einen schlagenden Beweis hievon in dem berühmten Monologe „Sein oder Nichtsein" finden. Allein er war auch klar genug, um sich des Krankhaften in solchem Brüten der Schwermut bewußt zu sein, und er hat diese Klarheit deutlich genug in dem Gang einer Tragödie niedergelegt, in welcher der trübe Tiefsinn vor den Anforderungen der Vernunft und der Wirklichkeit so schlecht besteht. So sind denn diese Betrachtungen pathologisch zu nehmen; sie sind krankhaft, unwahr, sie sind eine verkehrte Gedankenrichtung. Was aus Alexanders des Großen Staub geworden, kann uns sehr gleichgültig sein; es ist nur widerlich, die Phantasie mit dem ekelhaften Bilde abzuquälen, wie der Lehm, worein der Heldenleib verwandelt ist, endlich als Lumpen ein Bierfaß verstopft. Das Leben ist die Wahrheit, und an das Vergehen denkt ein gesunder Mensch nur einen Augenblick, um im nächsten zu dem Vorsatz männ-

licher Taten fortzueilen, damit er den engen Kreis seines Daseins mit würdigem Inhalt ausfülle. Ein Shakspeare mußte wissen, daß die wahre Weisheit nicht ist memento mori, sondern memento vivere.

Doch das Temperament ist natürlich noch nicht der ganze Mann. Es mußte soeben schon berührt werden, daß Hamlet seine Melancholie zu pflegen gewohnt ist; dies führt bereits zum Willen als dem Kerne des Charakters. Ehe wir aber diesen Begriff in seiner Bestimmtheit fassen, muß allgemeiner von der Grundform des geistigen Wesens unseres Helden, von seiner Weltanschauung überhaupt die Rede sein, worin Intelligenz und Wille noch zusammenfällt, von seinem Genius. Hamlet ist ein hoher Geist, er steht auf dem Standpunkte der Idee, er mißt die Wirklichkeit am Bilde des Vollkommenen. Allein er hat den Weg nicht gefunden, sich mit dem Widerspruche zu versöhnen, den diese Messung ergibt. Er verlangt ein direktes Entsprechen, und er hat keinen nachhaltigen Trost darüber, daß er es nicht findet. Er ist Idealist. Die angeborne Melancholie zieht aus der geistigen Auffassung, die bei dem Bruche zwischen Idee und Wirklichkeit verweilt, immer neue Nahrung. Dies erst, der eingewöhnte geistige Standpunkt vereinigt mit dem natürlichen Temperamente, vollendet das Bild des Urvaters jener Stimmung, die in der modernen Zeit auf die Perioden der Sentimentalität und Romantik gefolgt ist, des Weltschmerzes. Dazu gehört allerdings noch die besondere Form des Witzes, der Ironie, der reichen komischen Mittel, welche mit Schmerz und Trauer wunderlich sich mischen; doch diese wesentliche Seite können wir hier noch nicht verfolgen, sie ist zurückzustellen, bis wir die übrigen Faktoren des Charakters beisammen haben. Als Prototyp dieser modernen Gestalt des Geistes, namentlich der deutschen Art, sich innerlich zu verzehren, hat besonders Gervinus in dem trefflichen Abschnitte über unser Drama den Helden meisterhaft gezeichnet.

Allein wir müssen uns doch sehr hüten, die Krankheitsform des Weltschmerzes in der vollen Ausbildung, wie sie der neueren Zeit angehört, ihm unterzuschieben. Er ist wohl sehr subjektiv, aber nicht in dem Sinne, daß er wie die modernen Helden der Selbstverzehrung und Weltverspottung ganz versäumt hätte, sich selbst zu fragen, ob er etwas Rechtes wert sei, ehe er an die Welt den Maßstab des höch-

sten Wertes legt; nicht jenen gleicht er, welche an der Schönheit ihrer Qual sich eitel weiden, die interessante Schwermutsfalte über der Stirn und das blasierte Zucken ihrer Lippen im Spiegel besehen und ein Gesicht aushängen, als wollten sie sagen: ihr wundert euch, daß ich mit dieser Enttäuschung im zerrissenen Herzen noch umgehen kann, aber das ist eben die Kunst; Hamlet ist es vor Allem ein Ernst mit sich selbst, er hat die Selbsterkenntnis eines Geistes, der gegen sich selber streng ist. Wieviel er über sich nachgedacht hat, sagen Jedem, der es nicht ohnedies in jedem Zuge findet, Worte wie die: „einen andern Mann aus dem Grunde kennen, hieße sich selber kennen“. Er lebt in einer ausnehmend schlechten Welt; Hofgeschmeiß, gleißnerischer Schein, Augendienerei, Phrase umgibt ihn von allen Seiten, und mit der Feinheit einer falschen Bildung sieht er die Roheit barbarischer Sitte verbunden. Ein schnödes Verbrechen, Mord seines Vaters, ist aus dieser sittlichen Fäulnis ausgekrochen; er hat es geahnt, Geistesmund enthüllt es ihm; ein Verehrer des Weibs, wie alle auf das Menschlich-Schöne angelegten Naturen, muß er die eigene Mutter ihr Geschlecht beschimpfen sehen, indem sie kurz nach dem Tode des herrlichen Gatten im Rausch unwürdiger Leidenschaft einem Manne die Hand gibt, dessen gemeine Natur Hamlet von Anfang durchschaut, in dem er den Mörder zuerst wittert, dann mit Gewißheit sieht und der ihm auch die Krone gestohlen hat. Er hat recht, eine solche Welt zu verachten, und da es *seine* Welt ist, so wird begreiflich und verzeihlich, daß er den Eindruck des Ekels zu weit ausdehnt und die ganze Welt unter diesem Standpunkt anschaut. Beide, die Höhe seiner Intelligenz und die Sittlichkeit seiner Natur, sind es, die ihm die Schärfe seines Blicks und die strenge Reinheit seines Maßstabs geben. Es ist, wie wenn ihm die Menschen durchsichtig wären, so klar erkennt er durch ihren moralischen Aufputz den faulen Kern, und weil sein Denken und Wollen rein, sittlich-schön ist, verachtet er sie vom Grunde des Herzens, sind ihm Alle zusammen unerträglich. Wir werden jedoch sehen, wo die Klarheit seiner Selbsterkenntnis und seiner Erkenntnis Anderer ihre Grenze hat.

Es könnte scheinen, und es hat den neueren Erklärern großenteils geschienen, man brauche nicht weiter zu suchen, um die Hauptfrage, nämlich warum Hamlet nicht zum Handeln, zur Vollziehung der ihm

auferlegten Pflicht der Blutrache kommt, ausreichend zu beantworten. Von Ulrici sehen wir ab, der, wie sonst, so auch hier seine Befangenheit in unaufgelösten positiven Religionsbegriffen dem unbefangnen Dichter aufbürden möchte und so, was fadengerad ist, ins Krumme bringt. Hamlet gelange, meint er, eigentlich darum nicht zur Tat, weil Rache unchristlich ist. „Der natürliche Mensch in Hamlet spornt ihn an zur Tat und beschuldigt ihn der Kraftlosigkeit und Feigheit; der christliche Sinn, mehr Gefühl als klares Bewußtsein, hält ihn unwillkürlich zurück." Demgemäß wäre es Hamlets Verdienst, daß er nicht handelt. Man kann reiner die Tragödie nicht umkehren. Daß Blutrache unzweifelhafte, heilige Pflicht sei, ist in ihr schlechthin vorausgesetzt; wer an dieser Voraussetzung rüttelt, hat keinen Anspruch mehr auf ihr Verständnis. — Gewiß einen Teil, aber nicht die ganze Wahrheit spricht man dagegen aus, wenn man Hamlets Zaudern daraus erklärt, daß er seine Tat ganz rein, ganz gerecht ins Werk gesetzt sehen wolle. Es soll die gründlichste Untersuchung über die Wahrheit der Schuld ihr vorangehen und kein Schatten blinder Leidenschaft, kein Flecken ungerechter Zutat sie begleiten. Man ist seit der geistreichen Abhandlung von Ed. Gans (Vermischte Schriften, Teil 2) gewohnt, den Hamlet die Tragödie der Reflexion zu nennen, und wir werden diesen Begriff weiterhin aufnehmen und festhalten; hier handelt es sich zunächst darum, ob Hamlets Reflektieren wesentlich als ein moralisches zu verstehen sei. Diese Annahme ist besonders von Rötscher (Zyklus dramatischer Charaktere, Teil 1) entwickelt; man könnte nach ihr als Motto über unser Drama Goethes tiefes Wort setzen: „Der Handelnde ist immer gewissenlos, nur der Betrachtende hat Gewissen." Wer absolut rein handeln will, kommt gar nicht zum Handeln. Wir erörtern diese Wahrheit nicht weiter und bemühen uns nicht, das Paradoxe, was für den ordinären Verstand in Goethes Satze liegt, gegen seichte Bedenken zu schützen. Goethe selbst hat die Einsicht in das Wesen der Betrachtung, die er hier ausgesprochen, nicht auf Hamlet angewandt, nach ihm ist der Held nur überhaupt zu weich für eine blutige Tat. Von dieser Goetheschen Auffassung hat sich nun die ebengenannte, ausdrücklicher ethisch gewendete, um einen Schritt nach der Seite des Aktiven, Energischen, Positiven entfernt; es ist nicht einfach ein Nichtkönnen aus allzuviel Zartheit, sondern ein innerer Akt, der an

sich aus sittlicher Stärke kommt, was nach ihr den Hamlet vom Handeln abhält. Dennoch verknüpfen sich beide durch den Begriff der schönen, idealen Menschlichkeit, der allzu empfindlichen Reinlichkeit des sittlichen Gefühls. Es fehlt nun allerdings nicht an Zügen, welche für diese Erklärung sprechen. Daß Hamlet die Aussage eines Dritten, obwohl es ein Geist ist, sich nicht genügen läßt, daß er für möglich hält, es sei ein höllischer Dämon, daß er den Angeklagten selbst überführen will und auf gewisse Art wirklich überführt, da den König bei dem Anblick des Schauspiels sein Gewissen verrät: dies scheinen ebenso viele Beweise für ein rein moralisches Motiv seiner Unterlassung. Daß Hamlet auch nach dieser Art von Überführung nichts tut, seinen Zweck zu verfolgen, darüber kann sich die Auffassung, von welcher die Rede ist, immerhin mit einem Scheine von Recht hinweghelfen. Sie wird sagen, das sei eben nur ein weiterer Beleg für ihre Ansicht, denn der Mann des sittlichen Skrupels werde naturgemäß seine Bedenken über den Punkt hinaus fortführen, den er zunächst als ihre Grenze gesetzt habe; die moralische Reflexion und die mit ihr verbundene Weichheit des Gefühls könne, wo nicht ein rettendes, unbedingt vorwärts stoßendes Moment von außen hinzutrete, ihrer Natur nach überhaupt kein Ende finden, weil die Leidenschaft und Gewaltsamkeit, welche sie scheut, von der Tat schlechthin nicht zu trennen ist; sie setze daher immer neue Vorbedingungen in infinitum. So würde denn Hamlet, nachdem eine Art von Überführung ihm gelungen sei, daran sich nicht genügen lassen, sondern eine noch förmlichere für nötig erachten, und wenn er diese selbst erreicht hätte, wiederum eine und so fort.

Daß nun bei Hamlets Zaudern die Idee der Gerechtigkeit mit im Spiele ist, und daß ihm etwas vorschwebt von einer Form des Verfahrens, welche auf diese Idee sich gründet, ist gewiß richtig und ein ganz wesentlicher Punkt, mit dem wir uns sofort nachdrücklich zu beschäftigen haben. Allein dieses ethische Absehen ist sicherlich nicht das einzige, nicht das innerste Motiv, nicht das Prinzip, worauf Hamlets Zaudern beruht. Hamlet ist Idealist im allgemeineren Sinne des Worts, nicht Idealist der Gerechtigkeit, der äußersten Reinhaltung seiner Tat. Man muß das Wort Idealist in sehr weiter und unbestimmter Bedeutung nehmen, jeden besonderen Begriff des Edeln, Schönen davon fernhalten, wenn man es auf den innersten

Grund seiner fortdauernden Unterlassung bezieht. Zunächst weisen wir nur auf jene Monologen hin, worin er sich keineswegs zu großen Edelsinn, zu harte Gewissenhaftigkeit, sondern Mangel an Leidenschaft und vor Allem einen bangen Zweifel vorwirft, der zu genau bedenkt den Ausgang. Nicht, wenigstens gewiß nicht allein die Frage der moralischen Vorbedingungen, sondern die Frage des Gelingens und der Folgen ist es, die er nach dieser Selbstbeschuldigung zu genau erwägt. Bedenklichkeit und übertriebene Gewissenhaftigkeit sind zweierlei. Bedenklichkeit ist freilich noch eine oberflächliche Bezeichnung; wir wollen zunächst sagen: pures Denken, Reflexion überhaupt, nicht spezifisch moralische Reflexion. Darauf werden wir denn zurückkommen. Vorerst geben wir der Auslegung, die Hamlets Aufschub aus der Gewissenhaftigkeit einer edlen, kontemplativen Natur erklärt, in einem veränderten Sinne Recht. Es schwebt Hamlet, so scheint es uns, ein Begriff der Gerechtigkeit vor, der einigen Aufschub der rächenden Tat mit sich bringt, und zwar mit gutem Grunde; es ist ein vernünftiger, geforderter Begriff, der nichts Unmögliches, kein unendliches Hinausziehen, sondern nur gewisse Schwierigkeiten bedingt, die mit einiger Entschlossenheit, praktischen Besonnenheit und dem nötigen Mute in kurzer Zeit überwunden werden könnten. Man erkennt den Unterschied dieser Auffassung von jener, welche das ganze Zaudern aus sittlichem Idealismus ableitet. Nach der letzteren liegt die ganze Schuld Hamlets in der Einseitigkeit seiner allzu gewissenhaften ethischen Betrachtung: nach der unsrigen ist es nur gut und recht, daß er aus einem ethischen Motive, einer Anwendung der Idee der Gerechtigkeit anfänglich zögert, seine Schuld aber liegt da, wo das Zögern über das hiedurch gerechtfertigte Maß hinausgeht, sein Fehler ist, daß ein ganz begründetes moralisches Bedenken ihn viel zu lang, bis zum äußersten Moment aufhält, richtiger, daß er die Vorbereitungen nicht trifft, nicht beschleunigt, die dadurch gefordert sind; und daß er dies unterläßt, das hat seinen Grund nicht mehr in moralischen Bedenken, sondern in einer Bedenklichkeit allgemeinerer Art, die wir erst angedeutet haben, um sie nachher bestimmter zu beleuchten. Hinzufügen kann man noch, es liege eine weitere Schuld Hamlets darin, daß er sich von den Maßregeln, welche zu ergreifen ihm sein sittliches Bedenken gebietet, keineswegs einen deutlichen Begriff macht, weder den Zweck,

noch die Mittel klar denkt. Wir erklären uns näher. Dem Hamlet schwebt vor, daß die Anklage gegen den König durch ein Gespenst nicht genügt, daß seine, Hamlets, im Rücken des Angeklagten gewonnene Überzeugung von dessen Schuld nicht hinreicht, daß vor der Vollziehung der Rache oder Strafe vorher etwas eintreten muß, was irgendwie der Form eines gerichtlichen Aktes sich nähert. Am Lichte des Tages sollte der Mörder, wo nicht zu einem eigentlichen Geständnis gezwungen, doch irgendwie überwiesen werden, es sollte etwas geschehen, was versammelte Personen von seiner Schuld überzeugt. Nicht überfallen soll er werden, wenn er wehrlos ist, sondern offen vor der Welt soll er angeklagt, und wenn er schuldbewußt verstummt oder stammelnd gesteht, soll das Schwert als ein Schwert des Richters, nicht des Mörders gegen ihn gezückt werden. Dabei hat Hamlet auch seinen eigenen Ruf im Auge, er will die Tat so ausführen, daß er selbst zugleich öffentlich gerechtfertigt ist. Er müßte nun augenblicklich in allem Geheimnis eine Untersuchung einleiten; der Mord ist heimlich geschehen, aber es wäre nicht unmöglich, Indizien, Beweise zu sammeln; er müßte sich einen Anhang bilden, bewaffnen, eine Szene veranstalten, wo bei umstellten Türen vor einer Versammlung von Zeugen dem König die Anklage ins Gesicht geschleudert und dann die Blutrache vollzogen würde. Das wäre Alles sehr schwierig, aber gewiß nicht mißlicher, als was Hamlet wirklich tut, da er statt dessen die Maske eines Wahnsinnigen anlegt. Es käme nur darauf an, Zweck und Mittel klar zu denken, und eben die letztere Wahl beweist, daß er sie nicht klar denkt. Der volle Beleg unserer Ansicht ist dem weiteren Zusammenhang vorbehalten; für jetzt betrachten wir nur einige Momente der Handlung, welche den Beweis für ein Zaudern aus moralischen Bedenken, aus einem Motive der Gerechtigkeit enthalten, welche daher von jener Auffassung in Anspruch genommen sind, die Hamlets g a n z e s Zaudern b l o ß aus dieser Quelle ableitet, während wir nachzuweisen suchen, daß sie vielmehr für unsre Ansicht sprechen, welche diesem Motive nur eine teilweise Geltung zuerkennt, nicht aber die innerste, letzte Quelle des Aufschubs in ihm findet. Es handelt sich zuerst um Hamlets Zweifel über die Erscheinung und Aussage des Geistes, und es fragt sich, ob dieser Zweifel wirklich der Ausdruck einer Gewissenhaftigkeit sei, die dem Hamlet ein den Schuldigen erst überweisendes Verfahren zur Pflicht macht.

Es ist eine der psychologisch schwierigen Stellen in unserem Drama, über die man mit einer einfachen Erklärung nicht hinwegkommt; es schwebt ein Zwielicht darüber, das Shakspeare gewiß absichtlich nicht ganz aufgehellt hat. Zunächst ist man geneigt, anzunehmen, daß es einem so philosophischen Geiste wie Hamlet unmöglich rechter Ernst sein könne, wenn er besorgt, der Geist, der ihm erschienen, könnte auch ein Teufel sein, der seine Melancholie benütze, ihn mit lockender Verkleidung zu täuschen; man gelangt dann zu dem Schlusse, er sage sich dies nur so vor, um seine Abneigung gegen entschlossenes Handeln vor sich zu bemänteln; hiemit würde also dieser Zweifel keineswegs aus Gewissenhaftigkeit, weder aus allzugroßer, noch aus gesunder und wohlbegründeter, hervorgehen. Das Abergläubische der Vorstellung für sich genommen kann jedoch die Annahme nicht begründen, es sei Hamlet mit dem Zweifel nicht Ernst. So gut der Dichter einen Geist erscheinen läßt, ebensogut kann er uns auch zumuten, zu glauben, daß ein sehr hell denkender Mensch ernstlich befürchte, von einem Teufel getäuscht zu sein. Wo es Geister gibt, gibt es auch Teufel, und der Gescheiteste, vollends wenn er Melancholiker ist, kann in die Phantasie verfallen, ein Geist sei ein verkappter Teufel. Es ist eben ein Zweifel an dem, was unmittelbar vorliegt, und die Teufelsvorstellung nur das Gewand der Zeitbegriffe, in die er sich kleidet. Zweifel: d. h. Zweifel, ob genügender Beweis vorhanden sei. Neigung zum Zweifel überhaupt liegt so gewiß im Hintergrunde, als sie von Hamlets Natur unzertrennlich ist, im Vordergrund aber liegt dieser bestimmte Zweifel, und dieser ist nicht zu tadeln. Das beweist der Schluß des Monologs: „Ich will Grund, der sichrer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge, worein den König sein Bewußtsein bringe.“ (I'll have grounds more relative than this: the play's the thing, wherein i'll catch the conscience of the king.) Nun unterdrücken wir noch jede Erörterung darüber, ob dies Mittel zweckmäßig sei; es ist sonderbar, und wir haben anderswo einen so seltsamen Einfall aus Hamlets eigentümlichen Neigungen abzuleiten, allein Hamlet erreicht etwas und nicht wenig. Der König verrät sich durch ängstliche Fragen, steht auf und ruft nach Licht, bricht auf, eilt hinweg mit allen Zeichen des Schuldbewußtseins. Das ist ja ein Moment, wie Hamlet ihn wünschen muß; die Zeugen sind da, er lasse ihn nicht entrinnen, er spreche mit furcht-

barer Kraft die Anklage gegen ihn aus, der Schuldbewußte wird in seiner Verwirrung stumm dastehen, und nun mag er ihn niederstoßen. Man mag etwa zu Hamlets Gunsten sagen, die hier erreichte Wirkung sei streng genommen doch noch nicht genügend, sein Begriff von Gerechtigkeit verlange mehr als gewisse physiognomische Erscheinungen des bösen Gewissens, die den Anwesenden nicht klar, nicht überzeugend genug sein können; es ist sehr viel zugegeben, wenn man es einräumt, aber es sei: so müßte man fordern, daß Hamlet, auf dem Gewonnenen rasch fortbauend, sich bemühe, schlagendere Zeugnisse und einen bewaffneten Anhang zur Vollführung seines Zweckes zu sammeln. Das tut er nicht; er freut sich, er frohlockt, als wäre gehandelt, wo nur ein geistiger Effekt erreicht ist; der psychologische Triumph ist ihm ein Ersatz für den praktischen, der künstlerische für den tatsächlichen, das Überführen, das dem Richten vorangehen soll, ein Surrogat für das Richten. Oben haben wir gesagt, die moralisch-idealistische Ansicht könne für sich anführen, daß die allzuzarte Gewissenhaftigkeit ihre Bedenken in infinitum fortsetze: gut, so müßte Hamlet sogleich auf neue, striktere Mittel sinnen und dann auch diese verwerfen. Er sinnt nicht darauf, und er hat also auch nichts zu verwerfen: daraus folgt, daß die Einrede nicht begründet, daß die Unterlassung auf diesem Punkte nicht in Gewissenhaftigkeit, nicht in Bedenklichkeit aus allzuängstlichem Rechtsbewußtsein und moralischem Idealismus, sondern in Bedenklichkeit jener allgemeinern Art ihren Grund hat, deren nähere Betrachtung wir, wie gesagt, jetzt noch zurückstellen. Nun folgt der Moment, wo er den König betend findet; die Gelegenheit wird so günstig nicht wiederkehren, und er benützt sie nicht. Es fragt sich, aus welchem Motive. Hamlet sagt sich: nicht grausam genug wäre es, wenn er den Schuldigen jetzt niederstieße; sein Vater sei ermordet im Schlafe nach Tisch, im Zustande sinnlichen Vegetierens; das wäre nicht Rache, wenn der Mörder dafür im Zustande der Reue und Andacht, die ihm den Himmel öffne, dahingesandt würde; schrecklicher will er sein Schwert zücken: im Rausch, in der Wollust, im Doppeln, Fluchen oder anderem heillosen Tun will er ihn überfallen und niederstoßen, daß er gen Himmel die Fersen bäumt und seine schwarze Seele zur Hölle fährt. Diejenigen, die einen sittlichen Idealismus, welcher die Tat durchaus gerecht und rein durchführen

will, als die wahre und ausreichende Quelle von Hamlets Zaudern ansehen, werden wahrlich **den** Begriff von Gerechtigkeit, den Hamlet hier ausspricht, nicht für ihre Erklärung benützen, denn das ist ja Gerechtigkeit im Sinne der härtesten, buchstäblichen Wiedervergeltung. Allein etwas Anderes können sie vorbringen. Es ist nicht wahr, daß Hamlet so grausam ist, er macht es sich nur vor, um es vor sich selbst zu beschönigen, daß er auch jetzt sich nicht zur Tat entschließen kann. Sie dürfen hinzusetzen: Nerven- und Phantasiemenschen lieben solche Bilder des Wilden und Gräßlichen, sie sind Wüteriche in der Vorstellung, in der Wirklichkeit ist es damit so gefährlich nicht; Hamlet ist ein um so blutigerer Rächer in Gedanken, je weniger er es in der Tat ist. Auch diese Seite ist von Gervinus, der übrigens damit nicht der besprochenen Ansicht dienen will, sehr richtig erkannt und gezeichnet. In diese offene Stelle des Wortlauts kann man nun eindringen, um hinter demselben sein gerades Gegenteil zu suchen. Man mag dann sagen: die innerste Stimme in Hamlets Brust, wie wir ihn aus dem ganzen Drama kennen, spricht offenbar ganz anders; sie flüstert ihm zu: die Probe mit dem Schauspiel war doch nicht genügend, und wäre sie es auch gewesen, der Schuldige soll nicht meuchelmörderisch im Augenblicke des Betens überfallen, neue, schlagendere Beweise müssen gegen ihn gesammelt, und dann muß er offen, von vorn angegriffen und vernichtet werden. Es ist sehr gewagt, anzunehmen, daß Shakspeare es so gemeint habe; wir wollen es dennoch nicht schlechthin abweisen, wiewohl es uns scheint, nicht dies bestimmte Rechtbedenken, sondern der allgemeine, unbestimmte Zaudergeist, ein dunkles Konvolut von Zweifeln, das seinen Grund in einer innern, naturnotwendigen Schranke des Mannes hat, sei in diesem Augenblick das hemmende Motiv. Ein zulänglicher Beweis, daß Hamlet aus Gewissens- und Rechtsbedenken zaudert, liegt jedenfalls nur in dem besprochenen früheren Monolog; dieser aber genügt, und wir können nun feststellen: es bleibt von der Ansicht, deren Richtigkeit im Ganzen wir bekämpfen, so viel stehen, daß Hamlet **auch**, daß er eine Zeitlang von einem Sinne der Gerechtigkeit zurückgehalten wird; von dem letzten Moment an, da er im Anblick des betenden Königs so furchtbare Vorsätze faßt, tut er aber gar nichts mehr, um Anstalten in diesem Sinne zu treffen, von da an jedenfalls ist das Motiv seiner

Unterlassung jene Krankheit der Reflexion überhaupt, die wir noch nicht näher erörtern. Es mag ihm auch weiterhin neben dem tiefer liegenden innern Hindernis vorschweben, daß irgend etwas Evidentes noch von außen eintreten müsse, ehe er handelt, und dies ist in der Tat unsere Ansicht, aber hiebei verhält er sich von jenem Zeitpunkt an passiv, er wartet; und daß er nur wartet, das hat seinen Grund eben wieder in seinem bedenklichen Naturell überhaupt. Da aber seine Schuld, wenn neben der reinen, unbestimmt allgemeinen Reflexion eine sittliche Reflexion, zuerst aktiv vorschreitend, dann passiv wartend ihn hemmt und hinhält, nun verwickelter, entschuldbarer erscheint, so wird vielleicht das Schicksal ihn wert finden, die sehr schwere Arbeit der völligen Überweisung des Verbrechers ihm dadurch abzunehmen, daß der König durch ein neues, unzweifelhaftes, klar bezeugtes Verbrechen, das mit seinem ersten im Zusammenhang steht, als der Bösewicht sich entlarvt, der offenbar auch des ersten Verbrechens fähig war, und daß es dem armen Zaudernden Alles zur Vollstreckung bereit legt. Die Schuld im Zaudern wird sich dann an Hamlet vielleicht dadurch bestrafen, daß dies neue Verbrechen ihn selbst vernichtet, das Richtige und Sittliche im Zuwarten wird vielleicht im Gelingen eines öffentlichen, klaren, nicht meuchelmörderischen Aktes der Rache, vielmehr des Gerichtes seinen Lohn finden.

Hiemit haben wir den wichtigeren Teil unsrer Erörterung, der Schicksalsfrage vorbereitet; wir treten nun auf den Punkt zurück, wo wir jetzt stehen: unser Zusammenhang ist eigentlich der, daß wir auf dem Wege der Widerlegung anderer Ansichten die wahre, zureichende Erklärung von Hamlets Zaudern suchen, die wir nur vorläufig in ungefähren Bezeichnungen angedeutet haben, und das Resultat des Bisherigen, daß die besprochene Ansicht nicht falsch, wohl aber nicht ausreichend sei; dies fassen wir noch einmal mit den Worten zusammen: Hamlet tut Recht, daß er erst Vorbereitungen treffen will, um den König in einer der Gerechtigkeit genügenden Form zu bestrafen: soweit reflektiert er mit gutem Grunde moralisch; er tut sehr Unrecht, daß er auch zu diesen Vorbereitungen nicht gelangt, daß er nicht eilt, die erste, ihm wohl noch ungenügende, zu verbessern, und daran ist nicht, wenigstens gewiß nicht allein spezifisch-moralische Reflexion, nicht Überfluß an Gewissenhaftigkeit, nicht die Idealität

einer kontemplativen Natur schuldig, die ihre Tat ganz rein von jedem Schatten der Übereilung und Ungerechtigkeit halten will.

Auf dem Wege zur näheren Erörterung und Erhärtung der innersten Ursache von Hamlets Untätigkeit liegen uns noch gewisse Auffassungen, die bereits mehr ins Weite gehen, wiewohl sie das Hemmende in seiner Natur immer noch zu ideal nehmen. Eine Abhandlung im Morgenblatt von H. M. Zaubitz (Februar 1859) findet (wenn wir sie recht verstanden haben) den Grund von Hamlets Untätigkeit darin, daß er in der Bestrafung des Königs eine einzelne Tat sieht, wodurch er den Geist des hohlen Scheins und der Lüge, der die ganze Welt ringsum durchdringt, ja doch nicht besiegen, nicht die Wahrheit, Gerechtigkeit, alles Gute und Edle zur Herrschaft erheben könnte, daß er schließlich die Nichtigkeit und den Schein alles Endlichen zu gründlich durchschaut, um zu meinen, er könne durch Rächung eines Verbrechens eine neue sittliche Welt schaffen. Entfernt mag man auch davon etwas zwischen den Zeilen lesen. Tiefe, geistige, ideale Naturen erlahmen leicht im Handeln, weil sie die Welt nicht auf einmal, nicht die ganze Welt nach ihrem Ideal umbauen können; es ist ihnen nicht der Mühe wert, im Einzelnen zu arbeiten und zu bessern, und das Ganze läßt sich nicht in die Hand nehmen. Allein diese ganz ins Allgemeine, Universale gehende Erklärung muß man, wenn sie denn eine Geltung haben soll, streng in den Hintergrund stellen; im Vordergrunde steht es so, daß Hamlet mit glühendem Verlangen auf die eine Tat sich hinspannt und ganz mit sich zufrieden wäre, wenn er nur soviel Entschluß zusammenbringen könnte, sie zu vollziehen, ohne irgend weiter zu fragen, um wieviel die Welt im Ganzen dadurch vollkommener würde. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß er, wenn er ihr Gelingen überlebte, nun doch wieder unzufrieden würde, indem er sich recht handgreiflich überzeugte, daß die Welt im Großen doch geblieben ist, wie sie war, allein für jetzt ist sein Bewußtsein ganz auf das Eine gerichtet. Man überspringt völlig die Bestimmtheit des nächsten Inhalts, wenn man in solchen Fernen verweilt. — Näher kommt man dem richtigen Mittelpunkte, wenn man sagt, Hamlet wolle ganz frei, ganz aus dem Elemente des Gedankens die Welt formen, die ihm auferlegte Tat einleiten, ihre Ausführung beherrschen; er verachte es, sich irgend vom Zufalle leiten zu lassen. Ulrici und Rötscher nehmen auch diese Wendung, die von

derjenigen, welche sie voranstellen und welche wir schon beurteilt haben, bei aller nahen Verwandtschaft sich doch merklich unterscheidet. Die angenommene moralische Reflexion gieng mehr auf die Tat und diejenigen, die sie trifft; hier wird ein neuer Begriff eingeführt, der des innern Freiheitsstolzes, der sich auf die eigne Person des Handelnden bezieht, die sich im Übergange zur Tat das volle Selbstbewußtsein des denkenden Beisichseins bewahren will. Einklang der innern Freiheit, die im Denken wurzelt, mit den handelnden Kräften muß einer Natur wie Hamlet gewiß als höchstes Ziel vorschweben, doch auch dies ist offenbar nur Hintergrund, im Vordergrunde seines Bewußtseins wäre ja Hamlet, wir wiederholen es, ganz glücklich, wenn er nur soviel blinde Stoßkraft des Affekts erschwingen könnte, um aus dem Elemente des Denkens, das er rein als Qual fühlt, herauszutreten. Allerdings regt sich etwas von stolzem Eigensinn gegen Zufall und Stunde in unserem Helden. Naturen, wie wir Hamlet erst noch näher werden kennen lernen, sind folgerichtig mit einer eigentümlichen selbstquälerischen Sprödigkeit gegen die Gunst des Momentes gestraft. Ganz gewiß flüstert in dem Augenblick, da Hamlet den König betend findet, da Alles beisammen ist, was er beisammen wünscht, hinter dem, was er sich deutlich sagt, noch eine Stimme des Eigensinns: jetzt erst nicht! Der Hypochonder, im weiteren, geistigeren Sinne des Worts, jagt mit allen Wünschen seiner Seele nach einem ersehnten Ziel: er ist da, und nun —? Fortuna, die Kokette, die so lange mit ihrer Gunst gegeizt und sich gesperrt hat, wer weiß, was sie für Tücke sinnt, wenn sie plötzlich die Schäferstunde zusagt — also: jetzt gerade erst nicht! Und nachher? Die Haare möchte er sich ausraufen! Dieser Eigensinn mag nun immerhin ein weitläufiger Verwandter des schönen, hohen Männerstolzes sein, der seine Erfolge ganz rein sich selbst verdanken will, aber weit näher gewiß ist er mit einem Geiste verwandt, der mit Schönem und Hohem oder Unschönem und Niedrigem an sich gar nichts zu tun hat, einem Zuge, einer Verwicklung der Kräfte, die eben überhaupt vom Handeln abführt, und deren richtiges Verständnis wir immer noch erst suchen. Und diese Verwicklung macht Hamlet unglücklich, sein ganzes Fühlen und Wollen strebt dagegen, strebt zur Tat. Hamlets Nichtstun und Nichtergreifen des Moments wird also auch bei dieser Auffassung immer noch zu sehr ethisch-ästhetisch, in gewissem Sinne

zu edel, zu schön genommen. Wir haben uns mit diesen Standpunkten zwar Schritt für Schritt von Goethes allzuweicher Auffassung entfernt, Hamlet ist uns mehr als eine schöne, er ist uns eine sittlich-strenge und eine scharf, straff und tief denkende Natur geworden, die Melancholie, die Pflege weicher, brütender Empfindungen, von der wir ausgingen, ist nur die weiche Gefühlshülle dieses kräftigen, männlichen Kerns. Und dieser Kern drängt mit aller Gewalt nach dem Handeln. Allein wir haben noch nicht das Innerste, noch nicht den Punkt gefunden, wo in diesem Kerne doch die Krankheit liegt, aus welcher auch der soeben zugegebene Eigensinn fließt. Es hat sich uns noch nicht der rechte Begriff für ein Element ergeben, das wir mit der Sprache des unmittelbaren Eindrucks als eine zersetzende, ätzende Säure bezeichnen müssen, recht im Widerspruch mit aller nur schönseligen Auffassung des ganzen Mannes. Ein Idealist wird er uns immer bleiben, aber sehr harte Kanten, Dornen und klaffende Risse werden sich am Stamme der idealistischen Wurzel zeigen. Indem wir nun für dieses herbe Element nach dem rechten unbildlichen Ausdruck uns umsehen, müssen wir vorerst gewisse Züge hervorheben, welche jenem Bilde einer menschlich schönen, edeln, beschaulichen, kunstliebenden Natur so schnurstracks entgegenstehen, daß es sogar scheint, wir müssen es überhaupt aufgeben, ihn als einen Idealisten anzusehen, ja daß wir in Versuchung geraten könnten, uns zu den Wenigen zu schlagen, die im vollen Widerspruch mit der allgemeinen Ansicht unsern Helden als eine ganz praktische, politische, nur in ihren Anschlägen zu weit ausholende, zu tief minierende Natur auffassen. Wir werden dieser Versuchung nicht weichen, aber wahr ist es, daß der Schein stark ist.

Shakspeare hat es gewagt, einen wesentlich retardierenden Helden zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen. Man findet den Grund des Gelingens dieser Kühnheit gewöhnlich darin, daß, je mehr der Held retardiert, desto mehr die umgebende Welt schiebt, drängt und so am Ende den Hemmenden, indem sie ihn vernichtet, dennoch ans Ziel drückt. Dies ist auch gewiß das eine große Hauptmoment, wodurch eine Tragödie mit einem durchaus zaudernden Helden möglich wurde; es ist wie eine furchtbare Schraube, die sich enger und enger eindreht und den Untätigen mit dem letzten Drucke zur Reaktion nötigt, wo denn der Geschraubte und die Schraube, Alles miteinander

zusammenkracht und zerbricht. Es ist wie eine entsetzliche Maschine, worin die Kammräder, die in entgegengesetzter Richtung laufen, dennoch ineinandergreifend den Gang des Schicksals in gemessenem Fortschritt auswirken. Allein dies ist nicht Alles; auch so wäre ein stets retardierender Held noch undramatisch. Shakspeare hat noch einen andern Weg eingeschlagen, ein Drama aus so ungewöhnlichen Bestandteilen zu fügen. Er hat seinem Helden den höchsten Grad von Feuer und Kraft gegeben, welcher möglich ist, ohne ihn aus seiner retardierenden Bahn zu entfernen. Sieht man sich den Mann genauer an, so erblickt man eine zornige, heftige, in rauhen Stößen sich entladende, harte, im Grimme gelegentlich sogar boshafte Natur. Hamlet ist ein Vulkan, nur daß er, wie wir freilich sehen werden, nach innen speit, statt nach außen; nach außen wirft er nur neckende, bunte Lichter, Funken des Witzes, freilich auch grelle Blitze, und von Zeit zu Zeit bricht der verderbliche Lavastrom hervor und wirkt vernichtend auf einzelnen Stellen, während immerfort das innere Grollen und Wühlen vernommen wird, das uns sagt, daß der eigentliche Ausbruch den Weg nicht finden kann.

Vorerst muß gegen Goethe gesagt werden, daß es Hamlet nicht an Tapferkeit, nicht an dem fehlt, was „die sinnliche Stärke des Helden“ macht. Der äußern Gestalt nach dürfen wir ihn uns allerdings nicht als einen gewaltigen Mann vorstellen, sonst würde er sich nicht so ironisch mit Herkules vergleichen. Aber man kann tapfer sein, ohne physisch stark zu sein, und Hamlet ist es nicht nur nach dem Zeugnis der Ophelia („des Kriegers Arm“), sondern auch nach dem Zeugnisse der Tat, da er Allen voran sich auf ein geentertes Piratenschiff wirft (Akt 4, Auftritt 6). Man mag immerhin annehmen, daß er als eine der feinen, geistigen, nervösen Naturen, wie wir ihn übrigens doch einmal kennen, nicht die angeborne, kaltblütige Tapferkeit besitzt; er wird vorher aufgeregt, seine Phantasie wird in Feuer sein müssen, es wird nicht ohne Herzklopfen abgehen, aber genug, im Resultat ist er tapfer. Vollends in ganz ungewöhnlichem Grade da, wo gegen den ersten Schauer und die Schrecken einer lebendigen Phantasie eine großartige Spannung des innersten Menschen die idealen Kräfte aufruft, wie bei der Erscheinung des Geistes. Da ist er denn aber auch großartig tapfer und spricht, ehe er dem Gespenst an einen einsamen Ort folgt, das erhabne Wort: „Was wäre da zu fürchten?

Mein Leben acht' ich keiner Nadel wert, und meine Seele, kann es der was tun, die ein unsterblich Ding ist wie es selbst?" Inzwischen wenn wir zugeben, daß Hamlet zu den Menschen gehört, die nicht mit kaltem Blut, nicht mit ruhigem Pulse tapfer sind, so ist es immer noch möglich, daß bei seinem Zaudern in Ausführung der großen Aufgabe, die der Geist ihm in die Seele legt, irgendwie doch auch ein Mangel an Mut ins Spiel komme. Wer in der Weise nervöser Menschen tapfer ist, ist nicht immer tapfer; so wären wir trotz der ungeleugneten Tapferkeit von dem Bilde eines menschlich schön und weich gearteten Hamlet doch noch nicht so weit abgekommen, als wir davon abkommen wollen und müssen.

Es ist noch ein anderer Zug da, der uns erst recht in die innern Klüfte und Widersprüche dieses Menschen einführt: Hamlet zeigt sich bei mehreren Anlässen außerordentlich h a r t. Daß er den Polonius niedersticht, gehört natürlich nicht unter die Belege hiefür, denn er glaubt, den König zu durchbohren, aber wer, der sich von Hamlet die Vorstellung eines weichen, edlen Melancholikers gebildet hat, würde nicht erwarten, daß er den Fehlstoß bei dem Anblick seiner Leiche tief beklagte? Er sagt zwar: „Für diesen Herrn tut es mir leid; der Himmel hat gewollt, um mich durch dies und dies durch mich zu strafen, daß ich ihm Diener muß und Geißel sein." Der zweite Teil dieser Äußerung wird uns weiterhin für das rechte Verständnis sehr wichtig werden, aber daß es mit dem Bedauern im ersten Teile nicht weit her ist, beweist wahrlich das spätere Wort: „Der Mann hier legt mir Packgeschäfte auf; ich will den Wanst ins nächste Zimmer schleppen. — Der Ratsherr da ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr, der sonst ein Narr, ein schuft'ger Schwätzer war", und man mag sich fragen, ob ein gefühlvoller Mensch den Leichnam des Greises, den er aus Irrtum ermordet hat, des Vaters der Geliebten mit eigenen Armen fähig wäre fortzuschleppen, um ihn der Nase des Königs als schreckendes, mahnendes Zeichen nahezubringen. Das Ganze dieses Benehmens ist so ungeheuer herb und wild, daß man sich fragen kann, ob Shakspeare nicht gut getan hätte, den Einklang mit dem menschlich Schönen und Guten, was doch neben der Härte erhalten bleiben soll, durch einige, nur wenigstens etwas gefühltere Worte festzuhalten. Neben der Härte: denn wir wollen durchaus nicht sagen, daß diese wegzuwünschen wäre. — Dann die Überlistung,

wodurch Rosenkranz und Güldenstern ans Messer geliefert werden! Gervinus nimmt entschieden an, daß diese um den mörderischen Inhalt ihres Begleitschreibens nicht gewußt haben. Shakspeare gibt uns (— und es ist dies doch wohl ein Fehler —) über diesen Punkt kein ausdrückliches Licht. Hätte er jedoch irgendeine Absicht gehabt, seinen Helden ganz als einen weichen und gefühlvollen Menschen zu zeichnen, so hätte er jedenfalls gewiß nicht versäumt, auszusprechen und stark zu betonen, daß die beiden Begleiter um den Inhalt des Uriasbriefs vielmehr allerdings gewußt hatten, also kein Mitleid verdienten. Davon ist er weit entfernt, er denkt nicht daran, Hamlets entschlossene List, wodurch er den tödlichen Schlag auf diese ableitet, und seinen völligen Mangel an Mitleid mit ihrem Lose dadurch zu entschuldigen, daß er uns sagt, sie seien Mitwisser, also Mitschuldige am Mordplane des Königs gewesen. Und so folgt freilich indirekt, daß sie es auch wirklich nicht sind. Könnte nun auch eine durchaus humane Persönlichkeit im Drange der Notwehr immerhin einmal auf solche Weise zwei Menschenleben an die eigene Rettung rücken, so würden wir gewiß nachher wenigstens Worte des innigen Bedauerns über eine so harte Notwendigkeit vernehmen. Horatio, der einfach brave Mann, zeigt mehr Mitleid als Hamlet; „und Güldenstern und Rosenkranz gehn drauf", sagt er. Hamlet hat nichts zu antworten als „Ei, Freund, sie buhlten ja um dies Geschäft, sie rühren mein Gewissen nicht; ihr Fall entspringt aus ihrer eignen Einmischung. 's ist mißlich, wenn die schlechtere Natur sich zwischen die entbrannten Degenspitzen von mächtigen Gegnern stellt." Gervinus sieht in allen diesen Zügen eine bereits eingetretene Verwilderung von Hamlets Charakter; er habe sich im innern Zwiespalt zwischen Sollen und nicht Wollen so lang abgearbeitet und zerrieben, daß seine ursprünglich edle Natur aus den Fugen gegangen sei, daß er hinterlistig, heimtückisch, boshaft, grausam werde wie sein Todfeind. Ich kann diese Ansicht nicht teilen: Hamlet wird wohl immer gereizter, verstörter, aber nicht schlecht. Die letzten Worte über die Opferung der beiden Geleitsmänner klingen recht wie eine vom Dichter selbst positiv gebilligte Wahrheit und enthalten in der Tat eine Reflexion von großem, allgemein treffendem tragischem Belang und Gewicht. Rosenkranz und Güldenstern wußten zwar um den Mordplan nicht, waren aber immer aufdringliche, unter der Maske

biedermännischer Vertraulichkeit spionierende Tröpfe, und daß solche schonungslos von dem Rade des tragischen Schicksals beiseite geworfen werden, ist in der Ordnung, ist eine Lebenswahrheit. Hamlet aber darf sich allerdings mit der tragischen Weltordnung nicht ohne Weiteres identifizieren, und so bleibt es dabei, daß wir Worte des Gefühls und Bedauerns von ihm erwarten dürften. Wir vernehmen, wie gesagt, nichts der Art und ersehen auch daraus, daß Hamlet eben nichts weniger, als bloß ein weicher Mensch ist, und wir meinen diesmal nicht, wie bei dem Falle des Polonius, daß Shakspeare solche Worte teilnehmender Empfindung vielleicht hätte hinzufügen sollen. Es steht Hamlet in seinem Schicksalsgefühle ganz wohl an, daß er hier nur die Härte hervorkehrt. — Hart und schonungslos ist er aber wirklich auch vorher schon, ist er von dem Augenblick an gewesen, da der Ruf des Geistes an ihn ergieng. Er ist es gewesen gegen Ophelia, um derentwillen allein schon der Tod des Polonius ihm wahrlich einer Träne hätte wert sein sollen.

Indem wir hiedurch auf das Verhältnis Hamlets zu Ophelia geführt sind, machen wir einen Augenblick Halt, um bei diesem rührenden Bilde zu verweilen und auszuführen, was eine Bemerkung in der ersten Abhandlung dieses Heftes andeutet. Es ist rein unbegreiflich, wie Goethe, Tieck und selbst Gervinus in dieser reinen Erscheinung eine sinnlich aufgeregte Natur sehen konnten. Nach Goethe „schwebt ihr ganzes Wesen in reifer, süßer Sinnlichkeit, ihre Einbildungskraft ist angesteckt, ihre stille Bescheidenheit atmet eine liebevolle Begierde, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen"; Tieck nimmt an, sie habe dem Hamlet im Rausche der Leidenschaft längst Alles gewährt, und selbst Gervinus findet, ihre Einbildungskraft sei mit sinnlichen Bildern angesteckt, liebevolle Begierden seien ihr eingehaucht. Der letztere weist wie Tieck und Andere namentlich auf die schlüpfrige Unterhaltung Hamlets bei der Aufführung des Schauspiels als auf einen Zug, der uns diesen Schluß nahe legen soll. Die paar starken Zweideutigkeiten, die Hamlet sich hier im Gespräch mit Ophelia erlaubt, beweisen aber auf der Welt nichts, als, was wir ohnehin wissen, daß schlüpfrige Witze zu Shakspeares Zeit Modeton waren. Es ist eine recht häßliche Zugabe, die wir mit andern Roheiten, welche unserem Dichter als Kinder seiner Zeit anhängen, eben hinnehmen

müssen. Shakspeare ist überhaupt auch im Hamlet nicht frei von den Flecken seiner Zeit; neben dem Wüsten spukt auch falscher, absurder Witz, Euphuismus selbst in diesem Drama. Dahin gehören die Worte des Laertes, nachdem die Königin ihm in jener berühmten, tief stimmungsreichen Erzählung berichtet hat, wie Ophelia ertrunken ist; er sagt: „Zu viel des Wassers hast du, arme Schwester! Drum halt' ich meine Tränen auf!" Dies ist ein absurdes Concetto, das rein auf Rechnung des Dichters und seines Zeitgeschmackes kommt. Die schlüpfrige Unterhaltung nun in jener Szene bei Aufführung des Theaters soll uns, objektiv genommen, durchaus nichts weiter sagen, als daß Hamlet sich lustig stellt, um seinen tiefen Plan zu verbergen, lustig und überlustig, ja frivol, oder man sagt vielleicht richtiger: daß ihn die Erregung und die Freude über seine List wirklich in diese Laune versetzt, wobei es freilich auch an Durchbrüchen der beigemischten Bitterkeit nicht fehlt; die Frivolität färbt denn Shakspeare in seiner Weise zu dick, unfein, zynisch. Es dient also dieser Zug rein zur Charakteristik Hamlets, von Ophelia erfahren wir dabei gar nichts, als daß sie ohne Empörung die Zweideutigkeiten passiv anhört; es war den Frauen zu Shakspeares Zeit sogar mehr erlaubt, ohne daß der geringste Verdacht auf ihre Reinheit gefallen wäre: sie durften selbst in diesen Ton eintreten. Man hat sich ferner auf die Verse aus einem Volksliede berufen, welche Ophelia im Wahnsinn singt. Wenn sonst keinerlei Anhalt da ist, so bedeutet dies offenbar nichts, als daß der Wahnsinn auch auf weiblichen Lippen keine Rücksicht auf die Zuhörer nimmt, wenn es ihm einfällt, die Liebe unter dem Bilde vorzustellen, wie sie bei dem Volke zu sein pflegt, nämlich ganz naiv im Sinnlichen, und Shakspeare denkt sich die Singende offenbar so, daß sie zeigt, wie in ihrem Munde Alles schön ist, auch ein so sehr ungeniertes, den ordinären Anstand verletzendes Lied. Warum soll denn ein Vers aus einem Volksliede, den eine Wahnsinnige singt, uns die Wahrheit richtiger sagen, als was Ophelia spricht, wie sie noch bei heller Vernunft ist? Ich meine die Worte: „er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen in aller Ehr' und Sitte?" Warum soll Laertes in schwerer Täuschung sich befinden, wenn er an Opheliens Grab ausruft: „Ihrer schönen, unbefleckten Hülle entsprossen Veilchen! — Ich sag' dir, harter Priester, ein Engel am Thron wird meine Schwester sein, derweil du heulend liegst!?" Es

ist aber die ganze Erörterung erst auf den rechten Punkt zu rücken. Es fragt sich, wie der Charakter des Mädchens überhaupt gefaßt wird, und davon hängt dann ab, nicht, ob sie noch Jungfrau ist oder nicht, sondern, welches Gewicht man darauf zu legen hat, ob ja, ob nein. Gretchen im Faust wird verführt, aber sie bleibt nachher wie vorher das Bild der reinsten Keuschheit, denn sie gehört zu jenen Naturen, welche zu unschuldig sind, die sinnliche Hingebung von der tiefen, vollen Hingebung des Herzens zu trennen; darin liegt eben ihre Verführbarkeit und zugleich ihre Reinheit. Wenn Ophelia eine solche Natur ist, so ist sie, auch gefallen (was anzunehmen übrigens doch keinerlei Grund vorliegt), noch rein, wenn aber ihre Einbildungskraft angesteckt ist, d. h., wenn sie sich innerlich mit dem Sinnlichen als einem getrennten Gegenstande der Phantasie beschäftigt, so ist sie unrein, auch wenn sie ihre Unschuld im buchstäblichen, physischen Sinne bewahrt hat. Nicht daß man von verlorner Unschuld redet, ist demnach (obwohl ganz unmotiviert) die schwere Verkennung, sondern daß man einen Zustand geweckter Begierde, aufgeregter Sinnlichkeit annimmt; denn wo Liebe in ihrer Unendlichkeit Alles hingibt, spricht man nicht von Begierde, der Urteilende scheidet und trennt das sinnliche Band, das Siegel der innern Hingebung, von dieser so wenig, als das Gemüt, von dem er urteilt. Alles kommt also darauf an, daß man den Ton, den Hauch, den Duft, worin die ganze Persönlichkeit gehalten ist, richtig auf sich wirken lasse, und da sucht man denn vergebens nach den Spuren, welche Goethe auch nur mit einem Schein von Recht auf die Vorstellung einer Art von glühender Gichtrose führen und L. Tieck gar verleiten konnten, von einer „bezaubernden Mischung" zu sprechen, „in welcher Eitelkeit, Koketterie, Sinnlichkeit, Liebe, Witz und Ernst, tiefer Schmerz und Wahnsinn sich nach und nach oder auch in demselben Momente zeigen". Ich sehe ein stilles Veilchen, ein inniges, bescheidenes deutsches Mädchen, ganz eine nordische, weibliche Natur, wortarm in sich zusammengeschlossen, unfähig, das reiche, tiefe Herz auf die Lippen zu heben; sie ist mit Cordelia und Desdemona verwandt, und ich möchte diese drei mit dem Worte: beschleierte Seelenschönheit bezeichnen. Das Unberedte erhöht ihre Anmut, ihr innerer Reichtum, die verborgenen Schätze kommen erst im Leiden zutage; denn sie wissen nicht darum und reden nichts davon, man muß

zwischen den Zeilen lesen. Stille Wasser sind tief, heißt es von Ophelia, und „kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß, als eine stille Liebe, von der Niemand nichts weiß". Ganz deutsch, altdeutsch ist das Verhältnis im Hause, sie ist unbedingt gehorsam als Tochter, nur dem Bruder, der sie warnt, antwortet sie mit jener trockenen Nüchternheit wahrhaftiger Naturen, die ebenso aus dem Munde Cordelias und Desdemonas in den Anfangsszenen zu vernehmen ist. Tieck begreift nicht, wie ein unschuldiges Mädchen so antworten könnte, da die Antwort ganz von der Warnung abführe, und darnach kann man sich denken, was er unter naiv versteht, wenn er seinerseits jene zwei rührenden, köstlichen Worte so nennt, die ersten, die Ophelia spricht, und hinreichend, das Bild dieser reinen, guten, kindlichen Seele uns zu zeichnen: die Worte, da der Bruder Hamlets Liebeswerbungen flüchtiges Getändel genannt hat: „weiter nichts?" Wir erfahren nicht, was es sie kostet, wenn sie dann dem strenger und mit gewichtigerem Ansehn warnenden Vater Gehorsam verspricht: „ich will gehorchen, Herr," sonst sagt sie nichts. Was innen vor sich geht, muß uns eine gute Schauspielerin durch einen Ton sagen, der uns verrät, daß unter diesem Gehorsam ihr Herz bricht, und der namentlich auf die Worte fallen wird: „— beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels." Sie läßt sich in der patriarchalischen Abhängigkeit von ihrem Vater, in der rührend dummlichen Wehrlosigkeit, Widerstandslosigkeit von Naturen, die grenzenlos gut und nur zur Liebe geschaffen sind, kritiklos gebrauchen, da man sie Hamlet in den Weg schickt, um ein Gespräch mit ihm herbeizuführen, das jener und der König belauschen; Hamlet mißhandelt sie unter der Maske des Wahnsinns, der reinste Adel innerer, unbefleckter Zartheit spricht aus den wehmutvollen Worten, womit sie die Zurückgabe seiner Geschenke begleitet; sie glaubt arglos an den verstellten Wahnsinn, und dann bricht ihr Schmerz in Klagen aus, welche auf einen Abgrund hinweisen, den keine Sprache nennt. Den tiefsten Herzenston, dessen eine Stimme fähig ist, will dieser Monolog; wehmutvoller und rührender gibt es wenige tragische Stellen als: „und ich, der Frau'n elendeste und ärmste, die seiner Schwüre Honig sog." — Wir sehen sie nicht mehr, bis sie nach des Vaters Ermordung und stillem Begräbnis wahnsinnig vor uns steht. Warum ein Weib, das nur in der sittlichen Substanz der Liebe lebte und

webte, das von einer Leidenschaft bis auf den Grund durchdrungen war, von der sie durch keine Leichtigkeit formalen Denkens und Redens das Herz entbinden konnte, warum ein solches Weib zusammenbrechen muß, wenn ihre ganze Liebeswelt in Trümmer geht, ist an dieser Stelle von Anderen längst erläutert. Hat man nun je von einer Dichtung sagen können, sie habe Duft, so ist es das Bild der wahnsinnigen Ophelia, und das innerste Geheimnis dieses reizvollen Duftes ist Unschuld. „Schwermut und Trauer, Leid, die Hölle selbst macht sie zur Anmut und zur Lieblichkeit.“ Nichts entstellt sie, nicht der Unsinn im Sinn, nicht die derbe Naivität jener Liedverse; ein milder Nebel, eine Dämmerung ist um sie gezogen, verhüllt die schroffe Wirklichkeit des Wahnsinns, und in diesem süßen Flor, dieser verschwimmenden Melancholie ist auch die Erzählung von ihrem Tode gehalten.

Wir sprachen von Hamlets Härte; sie wird gegen Ophelien zur äußersten Grausamkeit. Ehe wir den Auftritt besprechen, von dem es hier sich handelt (den ersten im dritten Aufzug), ist eine Undeutlichkeit zu erledigen, die Shakspeare hat stehen lassen. Es könnte nämlich scheinen, daß alle Bitterkeit, die er in diesem Auftritt Ophelien fühlen läßt, die Folge seiner plötzlichen Abweisung sei; denn Ophelia, gehorsam ihrem Vater, hat keine Briefe mehr angenommen und ihm den Zutritt verweigert. Bei der Aufführung des Schauspiels sagt sie vom Prolog: „es ist kurz, mein Prinz,“ und Hamlet antwortet: „wie Frauenliebe“. Nichts scheint nun einfacher, als anzunehmen, daß die seltsamen Zeichen tiefen, stummen Schmerzes, mit denen bald darauf Hamlet bei Ophelia erscheint (siehe die Erzählung der Letzteren Aufzug 2, Auftritt 1) und dann die Bitterkeit in jenem Gespräche gar nichts ausdrücken wollen als die tiefe Qual eines plötzlich verlassenen Liebenden und den Unwillen gegen das ganze Geschlecht, das er nun für treulos hält. Allein betrachtet man andere Stellen, so wird dieser Schritt des Abbrechens, wie er von Ophelien ausgegangen, so gut wie nicht geschehen betrachtet. Ophelia glaubt vielmehr sich, ja sie weiß sich von Hamlet verlassen; sie gibt ihm seine Angedenken zurück, mit sanftem Vorwurf sagt sie, die Gabe verarme mit des Gebers Güte, und Hamlets Sarkasmen in diesem Gespräche gehen nicht auf Untreue. Nun übersehe man in Opheliens früherer Erzählung von dem seltsamen Besuch nicht die Worte: „dann lehnt'

er sich zurück, so lang sein Arm, und mit der Hand so über'm Auge betrachtet' er so prüfend mein Gesicht, als wollt' er's zeichnen", und nehme damit zusammen den wirklichen Inhalt dieser Sarkasmen, welcher gegen die Tugend des weiblichen Geschlechtes geht: so ergibt sich, daß Hamlet aus Opheliens plötzlicher Abweisung sich vielmehr gar nichts macht; er scheidet von ihr, nicht sie von ihm; er denkt sich den Vorgang, wie er wirklich ist: Ophelia hat sich bestimmen lassen, ihn aufzugeben, sie folgt darin dem Willen Anderer; er denkt aber wohl weiter: man hat diese Verbindung aus irgendwelchen absichtsvollen Motiven geduldet, man will sie jetzt nicht mehr, will aber vielleicht Ophelia nun anders verwenden, als Späherin; war sie oder ist sie unbewußtes Werkzeug oder mit im Komplott gegen ihn? Das offenbar fragt er sich, wie er sie so seltsam prüfend betrachtet bei jenem stummen Besuch, und wir sind so auf eine ganz andere Erklärung seiner Härte geführt, als jene obige und nächste und einfache. Hier ist in der Tat eine der Stellen, wo Shakspeare durch einen kurzen Monolog, irgendeinen verständlichen Wink uns hätte nachhelfen dürfen. Die tiefere Erklärung muß nun zunächst weiter ausholen. Hamlet wirft offenbar mit dem Augenblick, da in sein Leben die feierliche Bedeutung, die erhabene Spannung des furchtbaren Berufes tritt, den ihm der Geist auferlegt, Alles, woran sonst seine Seele hing, wie schlechtes Spielzeug weg: dies ist der allgemeine Grund seiner Härte. Er verachtet in seiner Mutter, die sich — wissend oder ahnend — an den Mörder weggeworfen hat, das Weib überhaupt: das ist der zweite, bestimmte Grund, von Rötscher und Andern gewiß richtig aufgewiesen, aber noch nicht ausreichend, Hamlets Benehmen zu erklären. Denn nun kommt erst hinzu, was wir soeben gefunden haben: Hamlet ist allerdings an Ophelia selbst so weit irre geworden, als er annimmt, sie lasse sich von den Andern, die ihm nun auf einmal ein Gegenstand grenzenlosen Verdachtes geworden sind, gegen ihn benützen. Wie weit sie dabei nur passiv ist oder mehr mit Willen teilnimmt, ob sie etwa sogar von Anfang seiner Liebe an sich gegen ihn gebrauchen ließ, das also läßt er wohl unentschieden, aber richtig errät er, daß sie ihm jetzt in den Weg geschickt ist, daß man sein Gespräch mit ihr belauscht. Wahrscheinlich nimmt er nun an, die Königin sei die Lauscherin, denn, was er hier mit Ophelia spricht, ist vor Allem für die Erstere gemünzt; doch er

kann auch vermuten, der König sei der Lauscher, dies macht keinen Unterschied, denn Alles, was der Königin gilt, kann er auch an diesen ihren Verführer, der im Genuß ihrer Wegwerfung ist, adressieren. Nun wird aber Ophelia mitgetroffen, ja zunächst getroffen, und daß er wahnsinnig scheint, dies bricht den Stachel der tödlichen Verletzung nicht ab. Dabei denkt er etwa: Ophelia mag von den Bitterkeiten so viel für sich entnehmen als ihr gehört; denn daß ihr irgend etwas davon gehört, das immerhin glaubt er ja. Gewiß, für die Königin sind in erster Linie jene häßlichen Äußerungen über weibliche Tugend und Ehre bestimmt, die man verkehrt genug als einen weiteren Beweis für einen wollüstigen Charakter seines Verhältnisses zu Ophelia ansehen wollte; als ob, wenn sie ihm ihre Unschuld hingegeben hätte, der Mann sie dafür schmähen würde, dem sie sie hingegeben hat! Allerdings jedoch fällt für sie immer noch genug ab, nur in ganz anderem Sinne. Man sehe die Worte näher an: „die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln" usw. Er will ihr nahelegen, daß sie einen gefährlichen Gebrauch von ihrer Schönheit macht, wenn sie sich als Späherin gebrauchen läßt, denn sie wagt ihre Unschuld daran. Dabei erinnere man sich des Zuges aus der Amleth-Sage, den Shakspeare hier verwendet: man stellt Amleth ein schönes Mädchen in den Weg, das in der Vertraulichkeit der Liebe ihn ausholen soll, er genießt in vollem Maße die Gelegenheit, aber er verschweigt sein Geheimnis. Hamlet deutet an, daß so etwas hier geschehen könnte. Dies Alles erklärt denn Hamlets Härte; es klingt dazwischen auch das Mitleid an, da er durch die Selbstanklage offenbar Ophelien die Trennung erleichtern will; daß er des eigenen Schmerzes genug zu verbergen hat, leuchtet noch deutlicher durch: ein innerer Kampf, den wir durch jene Erzählung Opheliens von seinem früheren Besuch hinreichend kennen, um uns zu vergegenwärtigen, mit welchen Zeichen verhaltener Weichheit die bittern Sarkasmen, die er jetzt spricht, sich mischen werden. Was Ophelia von dem bangen, tiefen Seufzer, dem wehmutvollen Blicke bei jenem Besuche, der ein stummer Scheidebesuch war, berichtet, dies gibt uns und dem Schauspieler den richtigen Anhalt für die vorliegende Szene. Die Härte wird nun durch die Beziehung auf die Lauscher und durch diese beigemischten Züge vielleicht entschuldigt, nicht gerechtfertigt. Du lässest dich als Lockvogel brauchen und wagst dabei deine Un-

schuld, um mich auszuholen: schneidender, als mit diesem Vorbehalt, kann er Ophelien die Willenlosigkeit, womit sie sich ihm jetzt in den Weg stellen läßt, nicht verweisen, ungerechter nicht andeuten, daß sie wohl auch früher schon in ähnlichem Sinne sich gebrauchen ließ. Hamlet sieht nichts mehr als das schwarze Verbrechen, das er rächen soll, oder richtiger, Alles ringsum sieht er in die Schmutzfarbe getaucht, die von diesem einen Punkt aus sich verbreitet; welche Wunden er Unschuldigen schlägt, sieht er nicht, und in dem Einen, wohin er will, der Rache der Untat, kommt er doch nicht zum Ziel. Dem, der in der Hauptsache nichts tut, ist es am wenigsten erlaubt, um dieser Hauptsache willen rücksichtslos Herzen zu mißhandeln, dem, der zögernd zum Ziele geht, nicht, mit rauhem Tritte zur Seite zu stoßen, wer ihm begegnet. Zu dieser Härte, die der Dichter dem Helden zu leihen seine gute Ursache hat, kommen übrigens noch manche rohe Wendungen, die auf uns, die Neueren, unleidlicher wirken, als er weiß und will, die einfach seinem Zeitgeschmacke zur Last fallen. So die ekelhaften Worte, die Hamlet, zwar nicht in Anwesenheit Opheliens, doch in absichtlicher Beziehung auf ihr fleckenloses Bild, in Aufzug 2, Auftritt 2 zu Polonius spricht: „denn wenn die Sonne Maden in einem toten Hund ausbrütet, der ein gutes, küssendes Luder ist — habt Ihr eine Tochter?“ (nach der hergestellten richtigen Lesart; der letztere Ausdruck vom Hunde verschärft mit unleidlicher Häßlichkeit die Beziehung auf das treue, zärtlich liebende Mädchen). Diese und die folgenden Worte: „Laßt sie nicht in die Sonne gehen; Gaben sind ein Segen, aber da Eure Tochter empfangen könnte — seht Euch vor“ beweisen übrigens deutlich den vorhin besprochenen Verdacht Hamlets und die herbe Nebenbeziehung, die seine Äußerungen im Gespräch mit Ophelia für diese selbst haben. — An diese Züge rücksichtsloser, teilweise durch des Dichters rohen Zeitton über das gewollte Maß verschärfter Härte können wir ferner noch knüpfen, was übrigens wieder streng zum dichterischen Plane gehört: daß Hamlet in seinen Reden gegen die Höflinge überhaupt nichts weniger als immer fein ironisch auftritt; er liebt es, oft recht grob um sich zu schlagen.

In dem seltsamen, auf den ersten Anblick ganz barock wildfremden Auftritt mit Laertes an Opheliens Grab bricht noch einmal die ganze Gewalt der Liebe durch, die Hamlet vor der Lebenden zuletzt so grau-

sam verborgen hat. Die hohe Leidenschaft in der Klage der Bruderliebe ist es, welche gewaltsam seine verschlossene Gefühlswelt ans Tageslicht reißt. Es ist Eifersucht der Liebe und des Schmerzes, und dies bringt in die unzweifelhafte Wahrheit des Gefühlsausbruchs zugleich einen schiefen, falschen Ton; Pathos mißt sich rhetorisch mit Pathos; die lang getragene Last der Verkennung seines Herzens, obwohl Hamlet sie freiwillig sich aufgelegt hat, wirkt noch mit, ihn zu erbittern, und so kommt es bis zum wilden Ringkampf: recht ein Ausdruck, wie unnatürlich, krank, verrenkt hier alle Verhältnisse sind. Ein Liebender mißhandelt lieblos die Geliebte, und da sie im Grabe liegt, belegt er mit wildem, theatralischem Ausruf, ja mit der Faust seine Liebe.

Die Aufzeigung von Hamlets Härte hat uns auf das Charakterbild Opheliens geführt; weiter wollen wir hier auf die Personen außer Hamlet nicht eingehen; sie sind nicht leicht mißzuverstehen, und Tieck hat wohl Niemand beredet, daß Polonius eigentlich ein ganz würdiger Staatsmann, der König ein glänzender, überlegener, in seiner Repräsentation imponierender Verbrecher sei; die Welt wird dabei bleiben, in jenem den euphuistisch abgeschmackten, „der Zeit dienenden Halbschelm“, in diesem einen niedrigen, pfiffigen, lächelnden, affektierten Schurken und miserablen chronischen Gewissenspatienten zu sehen. Wie charakterisieren ihn die Worte: „mit unterdrückter Freude, sozusagen mit einem nassen, einem heitern Auge!“ Er stellt sich durch die Ähnlichkeit seiner Tat an Macbeths Seite, an dessen Größe, geistiger Gewalt und akutem, drastischem Gewissensleiden dieser „Hanswurst von König, der weg vom Sims die reiche Krone stahl“, dieser Mann mit der stumpfen, bleiernen Last im gemeinen Busen gemessen sein will. Er muß durch verborgene Mannesqualitäten die Sinnlichkeit der Königin geweckt und ihre Natur in jenen Rausch versetzt haben, der über Maria Stuart kam, als sie mit Bothwell ihren Gemahl Darnley ermordete.

Wieviel verborgene Weichheit nun auch in Hamlet sein mag, wir haben in ihm nun doch so viel Hartes, Erbarmungsloses, Rauhes gesehen, daß wir nicht weiter zweifeln können, der Grund, warum er zur Ausführung einer blutigen Tat nicht zu gelangen vermag, könne unmöglich in einer Art des Denkens gesucht werden, die ausschließlich oder auch nur vorherrschend auf die ideale, ethische Rein-

heit derselben gerichtet wäre. So kommen wir denn zur Hauptfrage. Und wir stellen sie zunächst ganz einfach so: was denkt denn dieser Hamlet eigentlich, der vor lauter Denken nicht zum Tun kommt?

Das Eine haben wir bereits hervorgehoben, daß er zu viel an das Gelingen, an die Folgen denkt. Wir kommen auf den Monolog (Akt 4, Szene 4) zurück, wo er dies ausspricht, die zweite der zornigen Reden, mit denen er sich zur Tat spornt (wenn man den Monolog „Sein oder Nichtsein“ dahin zählt, die dritte). Von der „Trägheit“, dem „viehischen Vergessen“ nachher; er setzt hinzu: „oder sei's ein banger Zweifel, welcher zu genau bedenkt den Ausgang, — ein Gedanke, der, zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur und stets drei Viertel Feigheit hat.“ Dies weist zunächst auf die Art phantasiereicher, nervöser Menschen, die sich in einem Netze vorgestellter Möglichkeiten fangen, wenn es eine höchst wichtige und zugleich gefährliche Tat gilt. Hamlet denkt sich jede denkbare Art von Störung, Durchkreuzung, er denkt sicher, er könnte über einen Strohhalm straucheln, wenn er zum Stoß ausfällt. Die moralisch-rechtlichen Bedenken, wonach er sich sagt, es müsse Alles auf einer unparteiischen Voruntersuchung ruhen, er müsse Zeugen haben, er müsse sich vor der Welt rechtfertigen, haben wir ausgesondert; wir reden von jenen Bedenken, die *hinter* diesen liegen und Ursache sind, daß er nicht zur raschen Erledigung eben der letzteren schreitet. Die tiefer liegende Hemmung läge nun also nach Hamlets eigener Selbstanklage in einem Überflusse von Vorstellungen möglichen Mißlingens, der zu einem Viertel Weisheit, zu drei Vierteln Feigheit ist. Also ein Konvolut von Denken und von Angst, und es fragt sich, was in diesem Konvolute der Kern, das Ursprüngliche ist. Wir haben uns bereits überzeugt, daß Hamlet schwerlich zu denen gehört, die mit kaltem Blute, mit ruhigem Pulse tapfer sind, aber auch, daß er, sobald ein großer Inhalt oder ein glücklicher Moment ihn emporrafft, das Herzklopfen, jene Bangigkeit, zu der Naturen von seiner Komplexion wohl auch physiologisch disponiert sind, überwindet und tapfer ist wie ein Held. Der Kern wird also nicht die Furcht, sondern das Denken sein: könnte er mit diesem fertig werden oder an die Stelle des Denkens, das zersetzend und lähmend wirkt, ein solches Denken setzen, das naturgemäß dem Entschluß und Handeln Platz macht, so würde ihm keine Angst im Wege sein. Er sagt sich demnach offen-

bar zu viel, wenn er sich der Feigheit als des wahren Grundes seiner Unterlassung anklagt, zu viel, wie in allen diesen Monologen, eben um sich mit der Geißel dieses Vorwurfs anzutreiben. Zunächst ist es nun also der Ausgang, über welchen Hamlet zu viel denkt; ist aber die Bangigkeit nicht der Grund, sondern die Folge davon, so ist es gleichgültig, ob das Denken sich gerade auf den Ausgang oder auf was immer bezieht. Wir müssen nun den ganzen Mann zusammennehmen, wie er Alles zergliedert, über Alles grübelt, haarscharf unterscheidet, Andere durchblickt und seiner selbst sich immer bewußt ist, so kommen wir bei dem einfachen Satz an: es braucht gar nicht mehr untersucht zu werden, was er denkt, er denkt eben zu viel, er denkt über den Punkt hinaus, wo er denken sollte. Es ist kein schönes, sittliches und kein unschönes, unsittliches Denken, es ist nicht Mitleid, nicht Gerechtigkeit, es ist eben ein Überschuß des Denkens, das alles Mögliche denkt, an Allem herumkommt. Und nun ist es Zeit, die Sache tiefer zu nehmen. Wir kommen auf das zurück, was die erste Abhandlung dieses Hefts in Kürze schon aufgestellt hat*).

Das Denken allein führt nie zur Tat, es ist von ihm kein Übergang zur Vollstreckung des Gedachten. Das Denken führt in eine unendliche Linie. Es ist Alles bedacht, was zur Tat gehört, es kommt nur noch darauf an, den rechten Moment zu ergreifen. Es kommt ein Moment, der als der geeignete erscheint. Allein wer sagt mir, daß ein folgender nicht noch geeigneter ist? Der Begriff des Geeigneten ist relativ, der Gedanke sucht einen absolut geeigneten Moment, und den gibt es nicht, der kommt nie. Dem Menschen, dessen innerste Natur auf das Denken geht, ist das Jetzt fürchterlich. An einer entschlossenen, kühnen Tat bewundern wir wesentlich dies, daß der Mann, der sie wagte, das Jetzt ergriffen, auf diese Messerschärfe des Augenblicks sich gestellt hat. Es ist das Schneidende des Jetzt, das Durchschneidende, um was es sich handelt. Der Übergang vom Denken ins Handeln ist irrational, es ist ein Sprung, ein Abschnellen, das Abbrechen einer endlosen Kette. Wodurch wird dieser Sprung möglich? Durch eine andere Kraft als das Denken, die aber mit ihm sich verbinden muß, eine Kraft, die dem Denken gegenüber blind ist, bewußtlos wirkt. Diese Kraft fragt nicht länger; sei

*) S. oben Bd. II dieser neuen Ausgabe, 1914, S. 90.

der Moment auch an sich nicht so günstig, daß nicht noch günstigere sich denken ließen, genug: er ist günstig, also schnell ihn an den Haaren erfaßt, drauf und zu! Habe ich mich getäuscht, mißlingt die Tat, es kann mich nicht reuen, denn ich sage mir, daß ich nach dem Stande der Dinge, soweit menschliches Erkennen reicht, diesen Augenblick als den richtigen ansehen mußte. Nur diese wagende Kraft gibt den Entschluß, das Sich-Aufschließen, daß die Tür endlich aufgeht, das Innere als Tat herausbricht in die Wirklichkeit. Rötscher hat diese Wahrheit ausgesprochen, indem er den Übergang zum Handeln, wie wir, einen qualitativen Sprung nennt, nur stellt er dies nicht als das letzte, entscheidende Moment hin, wie er sollte; denn es braucht in der Tat nichts weiter, alles Andere ist sekundär. Das Ausbleiben jener zweiten Kraft nennt nun Hamlet Trägheit, viehisches Vergessen, und im früheren Monologe sagt er: „ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle." Es ist nicht wahr, daß es ihm an Galle fehlt, er ist wahrlich im ganzen Stücke gallig genug, aber die Galle ergießt sich nicht im rechten Momente auf den Punkt, wo sie den Arm zum Schlage hebt, denn das Zuviel-Denken ist ihr im Wege, der Zorn mündet nicht mit einem richtig bemessenen Denken in die Tat. Das Denken erlischt nicht, nachdem alles Nötige gedacht ist, in der andern Kraft, die das Gedachte realisieren soll. Trägheit und viehisches Vergessen ist ein negativer Ausdruck für einen positiven: er vergißt nicht, aber er denkt zu viel Anderes, was vom Tatgedanken abführt. Auch hier übertreibt er, schilt sich härter aus, als wahr ist, ja er schimpft sich im ersteren Monologe (Aufzug 2, Auftritt 2) einen Schurken, einen niedern Sklaven, eine Memme: Alles, wie gesagt, um sich durch die wilde und wüste Strafpredigt zur Tat zu spornen, aber freilich auch: die Maßlosigkeit der Strafpredigt zeigt, daß er sich dadurch doch wieder nur Absolution für die Unterlassung der Tat gibt, der überscharfe Sporn läßt vermuten, daß er auch jetzt wieder nichts tun wird. Das weiß aber er selbst auch, und da er in ein Schimpfen auf den König übergegangen ist, schilt er sich nun eine maulende Hure und Küchenmagd. Jene andere Kraft, in die das Denken sich aufheben sollte, nennen wir sie Instinkt, nennen wir sie Leidenschaft oder wie immer, es ist eben zuletzt die Natur im Geiste, Naturkraft des Geistes. Leidenschaft speziell fehlt Hamlet nicht, aber im Grunde seines Wesens allgemein diese Potenz. Sie begleitet im Organismus

unseres Wesens das Denken in unendlichen Formen lebendiger Verbindung; eine Tat entsteht nur, wenn beide im rechten Momente sich treffen und das Denken in einem Stoße der Naturkraft aufgeht. Nicht schlechthin, nicht immer fehlt im Charakter Hamlets diese Kongruenz. Den Einfall, durch ein Schauspiel den König zu prüfen, führt er rasch aus, Rosenkranz und Güldenstern ans Messer zu liefern benützt er ohne Umstände die paar Minuten, namentlich aber im Reden versäumt er nie den rechten Moment, seinen Schuß loszubrennen. Darauf kommen wir sogleich zurück. Nur gerade, wo es das Höchste, die Grundaufgabe seines Lebens gilt, da verrennt sich seine Natur, fängt sie sich im Netze des Denkens, ist er in den Hexenkreis der Reflexion gebannt; freilich ein Beweis, daß die Inkongruenz, das Nichtzusammenklappen von Denken und Instinkt dennoch tief und allgemein in seiner innersten Organisation sitzt.

Manche Beispiele aus niedrigeren Sphären sind geeignet, ein solches inneres Unglück in helleres Licht zu setzen. Man stoße sich nicht an dem traurig Lächerlichen, was sie mit sich führen. Das nächst Liegende ist der esprit d'escalier, aber auch wirklich ganz nur Beispiel, denn Hamlet leidet daran im Geringsten nicht; wäre seine Hand so breit wie seine Zunge, so wäre Alles in Ordnung. Ihm versagt der Hahn nicht, wenn es gilt, im rechten Augenblicke ein Wort auf den rechten Fleck abzuschießen. Er gleicht nicht jenen, welchen gar viel Geistreiches, Treffendes, Spitzes, Grobiane, Spötter, Naseweise bündig Abfertigendes wohl einfällt, nur immer zu spät, weil ihnen im Momente, wo es gilt, das Blut zu Kopfe schießt und das Gehirn verdunkelt, nicht jenen, welche die Welt mit Stößen ungehaltner, höchst witziger und gewaltiger Erwiderungsreden beglücken könnten, die als gar stille Monologen gehalten werden, wenn der Mann weg war, dem sie galten. Er ist immer parat, hat stets geladen, schießt nie zu spät und immer ins Schwarze; ja er ist durchaus aggressiv, die scharfe Klinge seines Wortes ist in Stoß und Hieb so sicher wie im Parieren. Aber im Handeln, da hat er den ganzen esprit d'escalier. Seine Leidensbrüder im Felde der Rede haben bekanntlich auch das Unglück, alles Verpaßte auf einmal nachholen zu wollen gerade dann, wenn es nicht Zeit ist. Wochen-, jahrelang sind sie wehrlos gewesen gegen jeden Laffen, der sie neckte, anfuhr, beleidigte, alle Taschen haben sie voll von eingesteckten Stichel- und

Hohnreden, und auf einmal werfen sie einem Unschuldigen, dem die Seele nicht daran dachte, ihnen weh zu tun, sackgrob die ganze verhaltene Bescherung an den Kopf. Das Seitenstück hiezu ist die Ermordung des Polonius, die wir im Folgenden genauer ins Auge fassen. — Wir haben für jenes Etwas, das Hamlet abgeht, das Wort Potenz gebraucht und können als Beispiel für Hamlets bildliche Impotenz eine Krankheitsform aus der Sphäre der eigentlichen aufnehmen. Es ist uns ein Fall von Selbstmord wegen vermeintlicher Impotenz bekannt, vielmehr wegen Impotenz, die durch vermeintliches Vorhandensein zu einer wirklichen wurde. Einem Manne von voller Kraft und Gesundheit raunt in der Brautnacht ein schadenfroher Dämon der Reflexion zu, ob ihm in der schönsten Stunde des Lebens nicht die Natur den Dienst versagen werde? Gedacht, geschehen; ungefähr wie man errötet aus Angst, zu erröten. Nun ist die Durchkreuzung einmal eingetreten; das nächstemal stellt sich eine Angst ein, die Angst möchte wiederkehren, ein Denken, das unzeitige Denken möchte sich wieder einstellen; Denken und Angst sind somit wieder da, und die Folge ist dieselbe. Es wird ein Progreß in infinitum: Angst vor der Angst, die Angst möchte sich wieder einstellen, und so fort. Nun die unleidliche, immer neue Beschämung: die Angst an sich verdoppelt sich durch die Angst vor der Schande, endlich wird sie zur Besorgnis, es möchte doch eine wirkliche Schwäche der Natur zu Grunde liegen. Versuche mit unwürdigen Weibern widerlegen diesen Zweifel, enden mit Selbstverachtung, und da, wo Liebe und gegenseitige Achtung ist, tritt die innere Spannung dennoch ebenso hindernd wieder ein. Dem unheilbar Verstrickten ist nun der Becher der Liebe zu Gift, der höchste Sinnengenuß zum examen rigorosum geworden und, ohne sinnlich zu sein, ohne flüchtigen Genuß zu überschätzen, fühlt er sich wie verflucht, sein Leben geknickt und zerreißt die Geisterbande durch Selbstmord. So ist Hamlet überall tapfer und entschlossen, nur wo es das höchste Ziel des Mutes gilt, tritt die lähmende Spannung der Reflexion ein. Er hat ein ganz gutes Gewehr und schießt ganz wacker auf Hasen, aber wenn der Edelhirsch vor ihm steht, da — ist es nicht geladen; oder nein: es ist geladen, aber er hat die Zündhütchen zu Hause gelassen. — Oft wird ein sonst unbefangenes Bewußtsein durch einen bestimmten Umstand befangen. Ich erinnere mich, wie ein breiter, starker Hufschmied, der

meinem Pferde zur Ader lassen sollte, das Instrument öfters ansetzte, da und dort versuchte, endlich aber erklärte, es gehe nicht, was er mit allerhand technischen Wendungen zu begründen suchte; nachher sagte mir der Bediente, daß er ihm gestanden: es habe ihn meine Gegenwart „geniert". Das Bewußtsein des Überwachtseins von einem Zweiten war hier dasselbe, was ein andermal der eigene Überschuß an Bewußtsein ist. Der Zweite, der den Hamlet, welcher sonst Grobschmied genug ist, durch sein Zusehen geniert, so daß er mit der Aderlässe am König nicht zustande zu kommen weiß, das ist er selbst. — Man kann es sich auch am Bild eines Ansprungs, Ansatzes klarmachen. Unter meinen Jugendkameraden war ein vortrefflicher Voltigeur. Bei einem Turnfeste wollte er sein Bestes in einem der schwersten Sprünge leisten, er verzappelt sich im Ansprung, kommt nicht mit dem rechten Fuß, mit dem er sich vom Boden abschnellen sollte, vor dem Pferd an, es mißlingt. Er versucht es wieder, nun war der Zweifel da, ob er auch den Anlauf zum zeitigen Abstoß richtig bemesse; was er sonst im Instinkte ganz sicher getan, ist ihm dadurch verhext, er verzappelt sich wieder, und von da an war es mit seinem Voltigieren die Jahre, wo wir zusammen waren, aus. Hamlet verzappelt ebenso den Anlauf. — Auch an das Krampfstottern mag erinnert werden, das bekanntlich durchaus nicht immer angeboren ist, sondern bei Vielen dadurch seinen Anfang nimmt, daß sie einmal zufällig die richtige Verwendung des Atems im Ansatz zum Sprechen nicht treffen; von diesem Moment an bleibt ihnen, so oft die Besorgnis eintritt, es möchte ihnen dasselbe Ungeschick begegnen, das Wort in der Kehle stecken; Vorsatz und Willensanspannung schärft nur die Besorgnis, und das Übel wurzelt ein. Hamlet ist ein solcher verhärteter Stotterer des Handelns.

Es bleibt noch übrig, von diesem Punkt aus über den zweiten Hauptmonolog („Sein oder Nichtsein") Einiges zu sagen. Ich muß hier eine schwere Ketzerei bekennen; ich kann in die Bewunderung desselben nicht einstimmen. Daß Hamlet, statt auf den König loszugehen, an Selbstmord denkt, wie er daran schon anfangs dachte, als erst Ahnung war, was jetzt Gewißheit ist, daß er, statt zu reagieren, sich gegen sich selbst wendet, dies freilich ist von der tiefsten Wahrheit, und daß er zum Selbstmord ebensowenig kommt als zum Morde, geht streng aus seinem Wesen hervor. Tiecks bekannte

Deutung auf Mord des Königs dürfen wir als längst widerlegt bei Seite lassen. Ein Monolog mit diesem Schlusse, ein Monolog, worin Shakspeare offenbar einmal recht ausdrücklich das Innerste seines Helden enthüllen will, läßt uns nun erwarten, daß hier das wahre Wort des Rätsels ausgesprochen, der richtige Schlüssel zu Hamlets Wesen und Zaudern gegeben werde. Dieses Wort, dieser Schlüssel scheint in dem Begriffe conscience zu liegen; man ist eingedenk alles dessen, was man von Hamlet schon weiß, geneigt, den engern Begriff: Gewissen fernzuhalten und zu übersetzen: so macht Bewußtsein Feige aus uns Allen. Das Folgende ist im Original*) noch tiefer ausgedrückt, als in Schlegels Übersetzung: and thus the native hue of resolution ist sicklied o'er with the pale cast of thought. Das native nämlich ist durch: angeboren (angeborne Farbe der Entschließung) nicht ganz ausgedrückt. Es bedeutet ingenuus, naiv, ursprünglich, es bezeichnet genau jene unbewußte Stoßkraft des Geistes, welche mit dem Denken zusammentreffen, es, nachdem es das Seinige getan, ablösen muß, wenn es zur Tat kommen soll. Allein was Hamlet vorher als Inhalt des conscience und des thought ausspricht, ist nicht jene allgemeine Natur des zu sehr übergreifenden Bewußtseins, sondern vielmehr etwas ganz Spezielles, Spezifisches, ist etwas, das — ihm nicht gleichsieht. Es ist Angst aus bösem Gewissen vor dem Zustand nach dem Tode, Angst vor den Träumen, die da kommen mögen, Angst aus bangen Phantasien. Diese Phantasiefurcht wäre zwar immer noch etwas Anderes als Furcht vor Menschen und Wirklichem überhaupt, von der wir ihn freigesprochen haben, allein sie ist dennoch seiner nicht würdig, seiner, der mit so erhabenem Mute dem Geist an eine einsame Stelle gefolgt, seiner, dessen Inneres so frei von Vorurteil ist, daß er uns oft ganz modern erscheint, der jene Worte sprechen kann, die wir am Schluß der vorhergehenden Abhandlung in ihrem ganzen Gewichte hervorgehoben. Ich finde hier einen Fehlgriff des Dichters, den ich mir pathologisch erkläre. Der freie, klare Shakspeare muß auf einem Punkte seines Denkens über die höchsten Fragen unfrei gewesen sein: er muß eine Vorstellung vom Fegfeuer gehabt haben, die ihn mit grauenhaften, gespenstischen Entsetzensbildern verfolgte. Die Beweise liegen vor. Der

*) Wir zitieren nach W. Schlegel, wo kein besonderer Grund vorliegt, auf den englischen Text zurückzugeben. Hier fordert es die Genauigkeit.

Geist des ermordeten Vaters sagt: „Ich würde, wenn ich dürfte, eine Kunde anheben, von der das kleinste Wort die Seele dir zermalmte, dein junges Blut erstarrte, deine Augen wie Sterne aus ihren Kreisen schießen machte, dir die verworrnen krausen Locken trennte und sträubte jedes einz'le Haar empor wie Nadeln an dem zorn'gen Stacheltier; doch diese ew'ge Offenbarung faßt kein Ohr von Fleisch und Blut." Und nachher das furchtbare: „O schaudervoll! o schaudervoll! höchst schaudervoll!" Und diese namenlosen Qualen soll ein Mann leiden, der an Würde, an Helden-, Regenten- und Menschentugenden einzig im Leben dastand, warum? Weil er nach Tisch, im Verdauungszustand, ohne Beichte und Absolution gestorben ist. Es reichte ganz hin, des Geistes Sehnsucht nach Erlösung nur dareinzusetzen, daß er nicht ruhen darf, sondern umgehen muß, wie dies ja im Geisterglauben überall und von jeher die stehende Annahme gewesen ist; Shakspeare hat über Erfordernis von dem Seinigen, von *seinem* Aberglauben hinzugetan. Daß er sich mit einem solchen Wahne des Entsetzens trug, beweist aber namentlich eine Stelle in Maß für Maß, III. Akt, Szene 1. Hier ruft Claudio aus:

Ja, aber sterben! Geh'n, wer weiß, wohin,
Da liegen kalt, eng eingesperrt und faulen;
Dies lebenswarme, fühlende Bewegen
Verschrumpft zum Kloß, der sonst so muntre Geist
Getaucht in Feuerfluten oder schaudernd
Umstarrt von Wüsten ew'ger Eisesmassen;
Gekerkert sein in unsichtbare Stürme
Und mit rastloser Wut gejagt ringsum
Der Erde schwebend Rund; wohl Schlimmres gar
Noch als das Schlimmste werden,
Was Phantasie wild schwärmend, zügellos,
Heulend erfindet: das ist zu entsetzlich!
Das schwerste, jammervollste ird'sche Leben,
Das Alter, Meineid, Schmerz, Gefangenschaft
Dem Menschen auflegt, ist ein Paradies
Mit dem verglichen, was vom Tod wir fürchten.

Klingt dies nicht danach, daß der Dichter selbst sich mit so furchtbaren Phantasien trug? Wir werden aber um so gewisser berechtigt

sein, in unserem Monologe hier mehr von des Dichters eigenem Selbst zu finden, als die poetische Objektivität erlaubt, wenn wir auch im Übrigen zeigen können, daß man sehr merklich ihn selbst hört, obwohl nach dieser andern Seite nicht in krankhafter Art, nicht zum Schaden der poetischen Objektivität. Man vergleiche mit den Worten:

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Übermut der Ämter und die Schmach,
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er usw.

aus Shakspeares 66tem Sonette folgende Stelle:

Müd, dies zu sehen, wünsch' ich Todesruh:
Seh'n das Verdienst zum Bettelstab geboren,
Wie Glück und Freude fällt der Hohlheit zu,
Die reinste Treu' verbannt und abgeschworen,
Die Kunst im Zungenband der Herrschermacht,
In Schulen-Unsinns Vormundschaft gezwängt,
Die Einfalt als Einfältigkeit verlacht,
Den guten Geist vom bösen weggedrängt, —
Müd, dies zu sehn, wünsch' ich daheim zu sein,
Nur ließ ich den Geliebten dann allein.

Hier freilich hält den Dichter nicht Furcht vor dem Fegfeuer, sondern Liebe zum Freund vom freiwilligen Tod ab; wo er sich seinem Helden im Drama unterschiebt, fällt dies Motiv weg, da bricht ein anderes, insgeheim genährtes und ihm über den Kopf gewachsenes durch und so gießt er mit der bekannten Bitterkeit über die arge Welt, die in seinen spätern Jahren unter Jakobs schlechter Regierung und den wachsenden Beschränkungen des Volkstheaters durch konventionelle Poesie und Puritaner über ihn kam, auch ein bestimmtes dunkles Grauen, womit er behaftet war, in seinen Geistesbruder Hamlet hinüber: das erstere mit Recht, das zweite mit Unrecht. Noch führe ich eine merkwürdige Unterschiebung von Gervinus an, die ganz für meine Ansicht spricht. Derselbe sagt nämlich (Shakspeare Bd. 3, S. 278): „Wenn Hamlet an die möglichen Träume (nach dem Tode) denkt, an ein Leben, in dem er wieder zu Taten gerufen werden

könnte, dann steht er schwankend zwischen beiden Welten" usw. Ja, wenn Shakspeare seinen Hamlet sagen ließe, er fürchte sich vor Taten, zu denen er im andern Leben aufgefordert sein könnte, wie in diesem. Aber das läßt er ihn ja gerade nicht sagen, sondern, daß er sich vor Leiden fürchte, und dies ist das Verfehlte. Die Unterschiebung ist gewiß ganz nur Irrtum, aber auch ganz unberechtigt.

Nachdem wir so die Einmengung eines Gefühls, eines Phantasiebilds beseitigt haben, das offenbar diesen Zusammenhang stört, bleibt uns also der ätzende, zersetzende, die Naturkraft durchkreuzende Geist der Reflexion in ihrer Reinheit übrig und hiemit steht das übrigens so zornige, stürmische, schroffe, unbarmherzige Wesen Hamlets nicht im Widerspruch wie mit dem gefühligen, melancholischen, immer weichen und auf höchste sittliche Reinheit bedachten Jüngling, den man aus ihm machen wollte. Es ist nun nicht meine Absicht, die ganze Rolle weiter in's Einzelne zu verfolgen; ich beschäftige mich nur mit den Punkten, wo ich das von so vielen Andern Gesagte erweitern, berichtigen zu können glaube. Nicht hinreichend ist meines Wissens im ersten Akt bisher beachtet worden, wie fein und tief Shakspeare handelt, wenn er Hamlet nach der Erscheinung des Geistes die Schreibtafel herausziehen und sich notieren läßt, daß Einer immer lächeln kann und doch ein Schurke seyn. Das ist sonderbar, seltsam, närrische Symbolik und Hamlet weiß recht wohl, daß es dies ist, und während er diesen Scherz mit sich treibt, als brauchte man so etwas noch Schwarz auf Weiß zu haben, so darf man sich darauf verlassen, daß es ihm dabei bitterlich unwohl ist, denn ein dunkles Ahnen wird ihm sagen, solche Förmlichkeit des Einregistrierens, des Akt-Nehmens, der Fixierung für das Bewußtsein werde ihm als Äquivalent für die Tat gelten müssen. Shakspeare vertraut uns, daß wir dies und alle früheren Merkmale eines Reflexionsmenschen wohl begriffen haben, wenn er schon jetzt ihn uns gestehen läßt: „Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!"

Nun der fingierte Wahnsinn. Daß dieses Mittel zweckwidrig ist, bedarf keines Kommentars; es ist auffallend, reizt die Umgebung, ihn zu beobachten, und, was wichtiger ist, Hamlet sollte sich so weit kennen, um zu wissen, daß der Gebrauch, den gerade er von seiner Narrenfreiheit machen wird, die Aufmerksamkeit doppelt auf ihn

ziehen muß. Alsbald dringt auch das Auge des Königs, vom bösen Gewissen geschärft, durch die Maske. Nennen wir aber die Verstellung ein Mittel, so muß sie doch irgendeinen Zweck haben und dieser kann kein anderer sein, als der, zu einem wohldurchdachten Plan der Rache Zeit zu gewinnen. Natürlich wäre es weit klüger, zu diesem Zweck sich einfach unbefangen und sorgenlos zu stellen, und es muß ein bestimmter, tieferer, positiver Grund vorhanden sein, warum er die Zweckwidrigkeit übersieht. Diesen Grund werden wir an anderer Stelle aufnehmen; hier beschäftigt uns vorerst das nächst Vorliegende, nämlich eben Hamlets Meinung, er müsse nun einen umständlichen Plan ausklügeln. Hamlet ist listig; man irrt sich, wenn man glaubt, er sei ohne Weiteres unpraktisch, so sehr, wie wenn man glaubt, es fehle ihm an Tapferkeit überhaupt. Mit Selbstzufriedenheit sagt er später, da er von der Wegsendung nach England mit der Königin spricht, ihn müßte seine Rechnung trügen, wenn er nicht ein Klafter tiefer grübe als die Minen, die er unter dieser Reise ganz richtig wittert. Er bedarf auch List zum Hauptzwecke, aber gewiß keine so weit ausholende, als er meint; am Gegenbilde des Laertes sehen wir nachher, wie wenig Umstände der Entschlossene macht. In jedem andern Fall als dem einer so furchtbar spannenden Aufgabe, wäre nun Hamlet wohl listig genug, um nicht über das Maß listig zu sein; hier aber tritt die andere Seite seiner Natur, wodurch die praktische überhaupt so störend durchkreuzt wird, dazwischen und wir müssen daher das Prädikat der List natürlich einschränken. Geniale Menschen sind oft feiner List fähig, die List hat einen Reiz für die Phantasie; konsequente List aber darf man nicht bei ihnen suchen, damit gibt sich ja überhaupt kein edlerer Geist ab; sie werden bald der nötigen List ermangeln, bald am falschen Ort und über die richtige Linie listig sein. So findet nun Hamlet offenbar einen Phantasiereiz darin, lange Umwege der List auszubrüten, und es ist die tiefere Seite seiner Natur, die ihn hindert, das Unzeitige dieser List zu erkennen. Diese tiefere Seite selbst aber fassen wir hier vorerst nur in der negativen Bedeutung, daß das Denken zu sehr überwiegt, und so gelangen wir zu dem Ergebnis: er liebt es, Pläne zu Taten auszuspinnen statt der Taten. Er schiebt auf, er sagt sich vor, daß er dies tue, um Zeit zur Vorbereitung des Handelns zu gewinnen, in Wahrheit kommt er auch dazu nicht, er bereitet

nichts vor; das Aufschieben ist also vielmehr ein Wegschieben des Handelns. Man wird uns hier nicht einwenden, daß ja nach unserer eigenen obigen Ausführung Hamlet mit gutem Grunde durch ein Motiv der Gerechtigkeit sich bestimmen lasse, die Tat aufzuschieben; denn wir haben ja eben dort auch hinzugesetzt, daß ein Verfahren, das einen gewissen gerichtlichen Charakter trüge, keineswegs das schnelle Handeln ausschließt. Den Moment herbeizuführen, wo er am König wie mit der Würde eines Richters die Blutrache ausübt, dazu eben müßte er jetzt die raschesten Vorbereitungen treffen. Überdies nehmen wir ja an, daß ihm nur dunkel im Hintergrunde des Gemüts das Bild einer gewissen feierlichen, öffentlichen Form des Racheakts vorschwebt.

Hamlet hat nun den Weg betreten, der ihm ein Dornenweg des immer neuen furchtbaren Vorwurfs im eigenen Innern gegen sein Zaudern werden soll, des immer neuen Sich-Anspornens zur Tat und immer neuen Rückfalls in die lähmende Reflexion. Wir haben zum Zweck unserer allgemeinen Charakteristik einzelne Momente aus dem Gange der Handlung herausgegriffen und überblicken ihn jetzt noch einmal vom Ende des zweiten Aktes an, teils in der schon genannten Absicht, einige Punkte zu beleuchten, bei welchen wir zu dem, was die Kritik ausreichend schon vorgebracht hat, noch etwas beizubringen haben, teils, um Solches, was wir selbst schon hervorgehoben, im Zusammenhang der Handlung noch einmal kurz aufzufassen. Der erste größere Monolog, der an dieser Stelle vorkommt, ist bereits besprochen; wir haben gesehen, daß dem Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Geistererscheinung und dem Beschlusse, den König durch das Schauspiel zu prüfen, ein richtiger Begriff zu Grunde liegt. Eine Art von Überführung kann durch den Eindruck des Schauspiels erreicht werden, doch haben wir uns schon oben überzeugt, daß ein solches ästhetisches Mittel nicht das praktische ist, das Hamlet eigentlich sucht. Der Effekt, den es macht, wird sehr interessant sein, so interessant, daß große Gefahr vorhanden ist, die geistige Überwältigung des Schuldigen werde dann für Hamlet eine Art von Genugtuung mit sich führen, bei der er stehen bleibt, statt zu der physischen, faktischen Überwältigung fortzuschreiten. Insofern, nur insofern, nicht so unmittelbar, als man wohl meint, liegt eine tiefe Ironie darin, wenn ein Monolog voll Pathos statt mit einem Entschlusse

zum eigentlichen Handeln mit dem Entschluß endigt, eine Komödie aufzuführen.

Die List gelingt und Hamlet tut doch nichts. Wir haben zugegeben, man könne zur äußersten Not für Hamlet sagen, daß diese Art von Überweisung wirklich nicht genüge, aber auch gezeigt, daß Hamlet doch mindestens auf dem Gewonnenen rasch fortbauen müßte, und so bleibt es dabei, daß dies sein schuldvollster Moment ist, nämlich der Moment, wo der König aus der Mitte der versammelten Zuschauer aufbricht. Daß er das Versäumte nicht nachholt, wie er darauf den König im Gebete trifft, das ist wiederum eine Schuld der Unterlassung, aber doch keine so schwere, wie die vorhergehende, wo Hamlet Zeugen hatte. Die subjektive Bedingung, der Affekt, ist zwar da, aber doch so frisch nicht mehr wie im ersten Augenblick der psychologischen Durchschauung, offenbar vielmehr schon geneigt, in Reden zu verdampfen. Wirklich geschieht dies: statt der Tat Worte und zwar gegen ein Weib, gegen die Mutter. In Worten, da ist Hamlet Meister, das ist sein Element. Er „spricht Dolche“, statt den Dolch, gegen den König, zu zücken. Man hat im Auftritte mit der Mutter meist nur diese seine Schwäche betont; aber in seiner Schwäche liegt auch seine Stärke. Ich erinnere mich nicht, daß irgendwo genug hervorgehoben wäre, welche ungeheure Kraft in der Strafrede liegt, die wir vernehmen. Nie hat wohl der sittliche Zorn furchtbarer gesprochen, der sittliche Ekel gründlicher ein schamlos gewordenes Gemüt umgewühlt, es ist ein Meisterstück der ethischen Beredtsamkeit, wohl ein geistiger Akt statt eines realen, aber im Geistigen von beispielloser Realität, und daß Hamlet der Gesunkenen die Augen ins Innere kehrt, die die Selbsterkenntnis weckt, ist zwar nicht das, was er eigentlich soll, aber wahrlich auch etwas. In dieser höchsten Aufregung kommt es nun wirklich zur Tat und — die Tat ist verfehlt, Hamlet tötet den Falschen. Treffend sagt Ed. Gans: „Hamlet meint jetzt seine Reflexion überlisten zu können, und stößt zu, er benützt die Abwesenheit der Reflexion.“ Daß, wer zu viel denkt, ein andermal um so unbedachter handelt, ist die tiefe Wahrheit, die sich aus dieser Übereilung ergibt; im Kleinen mahnte uns daran unser Beispiel vom esprit d'escalier. Etwas aber entschuldigt den allzuraschen Mann; es steht im engsten Zusammenhange mit jenem dunklen Motive, das wir in Hamlets ganzem Verhalten aufzuweisen suchen.

Die ursprüngliche Schuld des Königs kannte nur er, es mahnt ihn etwas im Innern, abzuwarten, bis eine neue Schuld des Verbrechers auch Andern die erste wahrscheinlich macht; ein König, der so niederträchtig ist, zu lauschen, ist zu Allem fähig, Hamlet kann bei dem Laurer sogar mörderische Absicht vermuten und eine Zeugin wenigstens ist da. Aber doch, es bleibt dabei: er, der immer zu viel sieht, um zu handeln, handelt jetzt blind; er vergißt ja, daß er sich nicht überzeugt hat, ob der Horcher wirklich der König ist. Trotz der übereilten Handlung nennt der Geist, der ihm jetzt mahnend abermals erscheint, seinen Vorsatz abgestumpft.

Hamlet hat jetzt die Rache, die ihm gegen den König aufgelegt ist, Andern gegen sich aufgelegt. Er hat eine Familie vernichtet; er hatte Opheliens Herz schon vorher gebrochen, er hat jetzt ihren Vater getötet, dies zertrümmert sie vollends, sie wird wahnsinnig, sie sinkt in den Tod. Dem Bruder fällt die Pflicht der Blutrache gegen ihn zu. Aber nicht nur dies; Hamlet hat alles getan, den König, den *er* vernichten sollte, zu *seiner* Vernichtung aufzufordern, die Tötung des Polonius ist die letzte Stufe in einer Reihe von greiflich deutlichen Winken, worin er ihm seine ganze Gefährlichkeit zu erkennen gibt, zugleich ist sie ein Stachel des Verdachts für Hof und Volk, denen die Ahnung nahe genug gelegt ist, Hamlet wisse um ein Verbrechen, kenne den Verbrecher und habe nur den Falschen getroffen. Daher das lautlose Begräbnis des Polonius, daher der verdoppelte innere Druck, unter dem nun das Bewußtsein des Königs seufzt. Jetzt befindet sich dieser in der Lage der Notwehr. Er sendet Hamlet mit der mehr erwähnten mörderischen Absicht nach England. Dieser läßt sich fortschicken. Warum? Zunächst natürlich einfach darum, weil ihn die Krankheit der Reflexion lähmt und passiv macht; dann aber, weil er, wie uns die schon angeführten Worte am Schlusse des Gesprächs mit der Mutter sagen, für seinen doch nicht aufgegebenen Zweck immer an umfangreiche, weit ausholende Pläne denkt, daher ein Zeitverlust ihm auch wieder gleichgültig scheinen kann; sollte unter der Wegsendung ein verderblicher Schlag in nächster Zeit sich verstecken, so hofft er ihn zu durchkreuzen. Freilich tritt ihm die Schuld seiner Zögerung aufs Neue und mit voller Stärke ins Bewußtsein, da er dem Fortinbras mit seinen Truppen begegnet; aber er läßt sich dennoch wegschicken.

Die tief tragische Umdrehung des ursprünglichen Verhältnisses ist nun eine doppelte: der König sowohl als Laertes, ist zum Äußersten gegen Hamlet aufgefordert. Aber die zwei Feinde werden zu Einem: Der König hetzt den empörten Laertes, nachdem die List der Sendung nach England mißlungen, Hamlet wieder zurück ist, gegen ihn, mißbraucht den heißblütigen Jüngling als willkommenes Werkzeug des Mords. Von diesen zwei vereinigten Feinden ist Laertes derjenige, den uns Shakspeare als volles, kontrastierendes Gegenbild Hamlets hinstellt, an dem er durch das, was er ist, uns zeigt, was Hamlet nicht ist. Rasch einen Anhang sammeln, ohne Federlesen bewaffnet ins Schloß brechen: das ist der Weg des Laertes, das hätte Hamlets Weg sein müssen und damit konnte er immer noch Maßregeln verbinden, des Königs Gewissen vollends so in die Enge zu treiben, daß eine Art von Überweisung seinem Falle voranging. Der König wälzt alle Schuld auf Hamlet. „Was wollt ihr unternehmen," sagt er, „um euch zu zeigen eures Vaters Sohn in Taten mehr als Worten?" „Ihn in der Kirch' erwürgen," antwortet Laertes. Das ist die Sprache eines Mannes, dem der Vater ermordet ist. Eine andere, merkwürdige Parallele besteht zwischen Hamlet und dem König. Hier ist im vollsten Kontrast eine Ähnlichkeit. Beide drückt ein Geheimnis, diesen die Schuld, jenen das Wissen um die Schuld und noch mehr der Vorwurf des Gewissens, daß er sie nicht straft. Beide mahnt jeder kleine Umstand, jedes zufällige Wort furchtbar an diese innere Last. Wie sie dann in der Szene nach dem Schauspiel sich so schlagend verwandt gegenüberstehen, hat Gervinus gezeigt: jener, der nicht beten, dieser, der nicht rächen kann. Endlich ruft den König die Notwehr zu neuer Schurkentat, den Hamlet zur späten Richtertat.

Hamlet hat einen Begriff von jener Ironie der tragischen Umdrehung des ursprünglichen Verhältnisses. Nach dem Auftritt mit Laertes am Grabe der Ophelia bereut er seine Heftigkeit und sagt zu Horatio: „in dem Bilde seiner Sache seh' ich der meinen Gegenstück." Ein besonders beachtenswertes, merkwürdiges Wort, ein unzulänglich aufschimmerndes Licht des Bewußtseins, ein Fragment von Selbsterkenntnis, aus der tiefsten Beobachtung des Menschen vom Dichter geschöpft. Die Selbsterkenntnis geht so weit, daß er einsieht, wie er eine Familie zerrüttet und einen Andern genötigt hat, das gegen ihn zu übernehmen, was er gegen den König übernommen

hatte; aber sie geht nicht so weit, um sich den Umfang seiner Schuld gegen diese Familie ganz klar zu machen, er entwickelt sich nicht, wie ihm seine innere Krankheit das Gefühl für fremdes Leid verhärtet hat, auch bringt er es nicht zu dem Schlusse, daß Laertes und der König nun sicherlich rasch handeln werden; doch ahnt er Verrat, wie es zum Festspiele geht, in welchem die Katastrophe hereinbricht.

Ehe wir nun zu dieser und hiemit zu unserem Hauptzwecke, der Beleuchtung des Schicksalsgangs übergehen, ist eine bisher absichtlich ganz zurückgestellte Seite noch aufzunehmen, die k o m i s c h e. Goethe hebt sie kaum hervor und sie paßt auch in eine Auffassung nicht, nach welcher Hamlet, wenn er nur nicht die allzuschwere Aufgabe überkäme, ein ganz harmonischer Mensch wäre, wohl auch geistreich, aber nicht in dem gesalzenen Sinne, wie er wirklich vor uns steht. Hamlet ist außerordentlich witzig und sein Witz ist von ätzender, beißender Schärfe. Doch damit ist kaum angefangen. Wir müssen an seinen Idealismus wieder anknüpfen. Hamlet, haben wir gesagt, mißt die Welt am Maßstabe der Idee und trauert über die Schlechtigkeit, welche die Vergleichung ergibt. Aber nicht nur dies; er l e g t der Welt die Idee als Maßstab u n t e r, läßt diese als Folie durchscheinen und die Welt wird ihm komisch. Er sieht die Menschen in ihrer Verkehrtheit an, als wüßten und wollten sie ebendamit das Rechte: nun sind sie als Narren aufgefaßt. Diese Unterschiebung kann immer noch von einem sehr deutlichen Bewußtsein begleitet sein, daß sie nur Unterschiebung sei; die komische Laune bleibt dann die bittere des strafenden Satyrikers, des Ironikers. Hamlet ist auch vor Allem Ironiker. Aber er ist mehr. Er weiß, daß es mit ihm selbst nicht richtig bestellt ist; er kennt, obwohl nicht bis auf den Grund, den irrationalen Bruch in seiner Natur, die Verwicklung und Inkongruenz seiner Kräfte; er ist vor Allem selbst ein Narr und er ist sich dessen bewußt, er liegt selbst krank im allgemeinen Spitale und er subsumiert sich selbst darunter. Hiedurch ist er mehr als Ironiker, er ist Humorist. Aber es kann nicht zum freien, heitern, versöhnten Humor kommen, weil seine Lage zu gespannt ist, weil die Toren ihm zu lästig sind und weil er mit der schiefen Mischung seines Wesens sich selbst zur Last wird. Daher überwindet der Humorist in ihm nicht den Melancholiker, nicht den bittern Ironiker, daher reicht es eben nur, ihn nicht gerade immer bitter zu machen, ihn mit-

unter zum freieren komischen Spiele gelangen zu lassen. Besonders fallen manche Sprünge auf, wo er plötzlich in eine gar seltsame, quere Ausgelassenheit übergeht. Das kommt aus einem Bedürfnis, sich selbst darzustellen; er macht den Hanswurst, um plastisch, mimisch, pantomimisch (närrische Bewegungen gehören dazu) sein Gefühl, daß er selbst ein Narr ist, zu entladen, sich davon augenblicklich zu befreien, indem er es übertrieben und grob objektiviert. Dabei haben wir noch nicht einmal das Stadium des verstellten Wahnsinns im Auge, Alles kommt schon vorher zutage. In dem gallenbittern Sarkasmus: „Pah, Sparsamkeit, das Gebackne zum Leichenschmaus gab kalte Hochzeitschüsseln" spricht der Ironiker, in den Schnurren unmittelbar nach der Erscheinung des Geistes, da er die Freunde schwören läßt, der Humorist, der Hanswurst seiner selbst. Zunächst sind hier die seltsamen Reden freilich auch nur ironisch zu verstehen; Hamlet hat die Wißbegierde des Horatio und Marcellus zum Besten und erklärt in der indirekten Form des Scherzes, daß er sein Geheimnis für sich behalten will. Wenn er den Geist, der unter der Erde sein: „Schwört!" ruft, mit den plattesten Namen beehrt, als Burschen, als ehrliche Haut (true-penny ist vielleicht zugleich im bergmännischen Sinn zu verstehen, aber doch so, daß wohl die Bergleute selbst es schon persönlich als Scherznamen gebrauchten), als alten Maulwurf, trefflichen Pionier; so will er sagen: für euch Profane ist es gut genug, wenn ihr's so nehmt, für eure ordinäre Fassungskraft sei es ein Schabernak, den ein Spaßvogel von Bergmann da unten treibt. Allein es ist doch auch sein eigenes Vergnügen, so närrisch zu reden. Es ist seine Art, sich das Gefühl des Erhabenen zu verdoppeln, indem er es als ein ganz Plattes sich bezeichnet, er liebt es, durch dieses Salz des Kontrastes sich das Große, Ernste zu erhöhen. So sehr fern als es scheint, liegt dies der allgemeinen menschlichen Neigung nicht; tausendmal an uns und Andern können wir es erfahren, wie man die feierlichsten, höchsten Eindrücke sich gern dadurch verschärft, daß man sie mit Humor mitten im Ernst wie Bagatelle prädiziert; aber bei Hamlet kommen diese Wendungen so stark, es geht vom Ernst zum Scherz so schnell um die Ecke, daß die Zickzack-Linie wie Verrücktheit aussieht. Und dies eben darum, weil ein Gefühl innerer Disharmonie in ihm ist, das sich in solchen unvermittelten Übergängen auszudrücken strebt.

Nun haben wir auch den positiven Grund gefunden, warum er die zweckwidrige Maske des Wahnsinns anzulegen beschließt, und es ergänzt sich hiemit, was wir oben hierüber gesagt haben. Als Mittel ist es verkehrt, aber eigentlich ist es auch kein Mittel, sondern ein Selbstzweck: es ist Hamlets Geschmack, die Narrenrolle zu spielen, es ist ihm schlechthin ein Genuß an sich. Zunächst überhaupt, weil er eine Freude am Darstellen, am Theater hat. Er geht mit Schauspielern um, versteht ihre Kunst; er hat gewiß schon oft Lust gehabt, selbst einer zu sein. Dies sieht dem Humanistischen in seinem Wesen so gleich, daß es gar keines Wortes darüber bedarf. Die Hauptsache aber ist: er kann unter dieser Maske das Hofgeschmeiß aufziehen und verspotten, seinen Witz spielen lassen, daß es eine Pracht ist, und er kann jene Sprünge, wodurch er das Bewußtsein der eigenen Tollheit parodiert, exerzieren, daß es noch prächtiger ist. Die frühere englische Kritik hat mit einer, der Nation eigenen, Beschränktheit in dialektischen Fragen ernstlich untersucht, ob Hamlet nicht wirklich verrückt sei. Er ist eben so verrückt wie alle genialen Menschen, die es nicht dahin bringen, daß ihnen Alles so schrecklich klar ist wie ordinären Köpfen; so verrückt wie alle tieferen Naturen, bei denen einzelne Kräfte sich zu solcher Stärke entwickeln, daß die Harmonie gestört wird, und er weiß das und kann es doch nicht anders machen: das ist zum Tollwerden, wie er selber sagt, aber darum ist er nicht toll im Sinn der Psychiatrie und Medizin, sondern weiß unendlich mehr von sich als so mancher Kritiker, der ihm Herzen und Nieren prüft. In diesem Sinne gilt denn von ihm: er spielt den Narren, weil er einer ist.

Jetzt sprüht freilich dieser geistige Vulkan auch nach außen, aber (neben dem verfehlten Ausbruch in verkehrten Handlungen) nur in Worten und Witzen. Man beobachte nun namentlich die geistreiche Art, wie er einen ganz verständlichen Witz oder auch nur ein Scheltwort so zu wenden pflegt, daß er den Schein der Verrücktheit erzeugt. Zum Beispiel er will dem Polonius sagen: ihr seid lang nicht so ehrlich wie ein Fischhändler. Statt nun dies einfach als beabsichtigte Metapher auszusprechen, stellt er sich zuerst, als halte er ihn ernstlich für einen Fischhändler, natürlich um, nachdem Polonius verneint hat, nachzutragen, worauf es ursprünglich angelegt war. Ferner läßt er logische Mittelglieder weg, fährt mit einem „denn“

fort, ohne den Satz ausgesprochen zu haben, worauf das Denn als Beweisführung geht. So im Fortgange des angeführten Gesprächs. Er hat gesagt: „ehrlich sein heißt ein Auserwählter unter Zehntausenden sein.“ Er setzt dazu: „denn, wenn die Sonne Maden in einem toten Hund ausbrütet, der ein gutes küssendes Luder ist — habt ihr eine Tochter?“ Das heißt: und du selbst gehörst wahrlich nicht unter die wenigen Ehrlichen, denn du bist ein Kuppler, der seine Tochter ausschickt, um sie als Spionin zu benützen, wobei sie in Gefahr kommt, ihre Unschuld zu verlieren. Ebenso bringt er sein „denn“ bei Rosenkranz an, der bemerkt hat, die Singknaben der königlichen Kapelle tragen den Herkules davon und seine Last obendrein, was sich bekanntlich auf den Streit des Kunst- und Schuldramas mit dem Volksdrama und dem Volkstheater des Shakspeare bezieht (dessen Schild ein Herkules mit dem Globus war); Hamlet antwortet: „es ist nicht sehr zu verwundern, denn mein Oheim ist König von Dänemark und eben die, welche ihm Gesichter zogen, solange mein Vater lebte, geben 20, 40, 50 bis 100 Dukaten für sein Porträt in Miniatur.“ Soll natürlich heißen: so geht es ja in der Welt und das können wir eben jetzt in Dänemark erfahren, denn wie das gezierte Hoftheater den Herkules, das naturkräftige Volkstheater ausgestochen hat, ebenso hat ein elender Komödiant der Fürstenwürde meinen heldenmäßigen Vater fortgeschafft, und wie die Volksgunst wechselt, zeigt der jähe Übergang der öffentlichen Stimme zu ihm. Das Springen, das Weglassen von vermittelnden Begriffen ist überhaupt Hamlets Methode, die zugleich den allgemeineren Zweck hat, die pfiffig ausforschenden Höflinge zu parieren, ihnen ins Konzept zu fallen, sie draus zu bringen. Um so eindringlicher wirkt mitten in diesem wilden Spiele der direkte, offene Ernst, wenn er so hereinbricht, wie in der Nutzanwendung der dramatisierten Metapher von der Flöte. Dem Polonius fährt er mit: Liram, Larum zwischen seine wohlgesetzte Rede und gelehrte Einteilung der verschiedenen Arten des Schauspiels bei Einführung der Komödianten. Er singt dann aus einem bekannten Liedchen die Worte: „auf seinem Eselein Jeder kam“; das geht auf Polonius als Einführer der Gesellschaft. Seine eigene Narrheit aber spielt Hamlet am meisten nach der Aufführung des Schauspiels. Er ist diesmal äußerst zufrieden mit sich, denn der Streich ist psychologisch ganz gelungen, der König hat sich

ihm entlarvt. Die Freude darüber entlädt sich in närrischen Sprüngen, er singt beziehungsreiche Liederverschen, er meint, er hätte sich die Anwartschaft zu einem Platz in einer Schauspielergesellschaft verdient. Aber diese närrische Lustigkeit kann ja nicht gesund sein; solche Schnacken und Schnurren würde er nicht machen, wenn ihn nicht zugleich doch der Dorn des Bewußtseins reizte und kitzelte, das ihm sagt, daß er ja nichts tut, seinen Sieg zu verfolgen. Es wäre sehr interessant, namentlich die Sarkasmen, womit er des Königs Gewissen trifft, da dieser nach der Leiche des Polonius fragt, des Scheins der Tollheit zu entkleiden, auf ihre furchtbare nackte Bedeutung zu reduzieren, aber es kann hier nicht weiter ins Einzelne gegangen werden; nur auf den idealen, vernichtenden Tiefsinn der folgenden Worte machen wir aufmerksam. Hamlet: „Nach England?" König: „Ja, Hamlet." Hamlet: „Gut." König: „So ist es, wenn du unsre Absicht wüßtest." Hamlet: „Ich sehe einen Cherub, der sie sieht."

Nun wenden wir uns denn zur Katastrophe, zum Schicksal. Wie sich Hamlet durch eigene Schuld es zuzieht, daß Andere gegen ihn handeln, wo er handeln sollte, wie er es dahin bringt, daß er zuletzt im Drange des Augenblicks zum bloßen passiven Vollstrecker wird, wo er Richter sein sollte, dies ist vor uns von Andern, namentlich zuerst von Ed. Gans, hinreichend dargetan. Ed. Gans ist auch der Erste, der klar gezeigt hat, wie Hamlet endlich doch dazu kommt, zu handeln. Ein neues Verbrechen ist gegen ihn begangen und er erfährt es in demselben Augenblicke, da ihm eröffnet wird, daß er nur noch wenige Minuten zu leben hat. Jetzt sind die Bedingungen beisammen: nicht nur die äußerste Entrüstung, der höchste Affekt, sondern auch die Unmöglichkeit jeder Wahl des Augenblicks. Jener Knoten, in welchen die Reflexion ihn verwickelte, wenn es an das entsetzliche Jetzt ging, ist gelöst, er kann nicht mehr zweifeln, was der rechte Augenblick sei, denn es gibt gar keinen andern Augenblick mehr. Und so lernen wir denn freilich, wie man es nicht halten soll, wenn man berufen ist, frei zu handeln, wie bitter das Zaudern sich bestraft. Allein, wenn denn von Lernen die Rede sein soll, wir lernen noch viel Anderes auch.

Hamlet rächt nur sterbend den Tod seines Vaters, aber er rächt ihn; er darf es noch, er ist immer noch auserlesen, er ist immer noch

würdig, das Schicksal zu vollziehen. Er büßt gleichzeitig für sein Zaudern, aber wohlgemerkt, seine Feinde büßen noch mehr für die Einseitigkeit und Verkehrtheit, womit sie Kräfte verwenden, die dem Hamlet fehlen oder seinem Wesen nicht in richtigem Verhältnis beigemischt sind. Laertes zeigt uns wohl, wie das natürliche, von Reflexion unbeirrte Feuer handelt, aber er enthüllt uns auch die ganze Schwäche der glücklichen Einfachheit unverwickelter Naturen. Der ungebrochene Stoß seiner Leidenschaft und Tatkraft prallt an der Klugheit des Königs ab, der mit der ganzen Überlegenheit ruhiger List ihn empfängt und abfängt; nicht genug, daß er hier zur dupe wird, er wird zum Verbrechen verleitet. Hier kommt also die unreflektierte Entschlossenheit so gut zu Falle wie die unentschlossene Reflexion. Im König, könnte man sagen, befinden sich Reflexion und Tatkraft in ungestörtem Verhältnis, wenn nicht die Tatkraft auf das Böse ginge und wenn die Reflexion mehr wäre als gemeine List; immerhin kann man ihm in relativem, bloß formalem Sinn, d. h. mit Abstraktion vom Ethischen eine richtigere Mischung der Fähigkeiten zuerkennen. Allein mit allem durchdachten Handeln und handelnden Denken kommt er auch zu Fall, denn er fängt sich mit Laertes zugleich in der eigenen Schlinge. Gervinus hat sehr schön gezeigt, wie dem Hamlet als der rechte Mann ein anderer Held aus der Reihe Shakspeareischer Charaktere gegenübersteht: Heinrich V. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß dieser zwar geistig geschüttelt und durcharbeitet, humoristisch vertraut mit den Widersprüchen des Lebens und zugleich ganz ungebrochen tatkräftiger Mann, jedoch keineswegs so tief ist wie Hamlet. Der Bruch in seiner Natur ist leichter zu überwinden; er durchwandelt inneren Kampf, ist aber doch Realist von Anfang an. Die Gerechtigkeit gegen Hamlet fordert, daß man ganz erkenne, wie bald es gesagt ist, das Rechte sei die höhere Einheit von Denken und Tatkraft, und wie schwer getan. Man muß vorsichtig umgehen mit der Forderung der höheren Einheiten. Der Mensch ohne Tiefe hat gut den Moment ergreifen und frischweg handeln; wo die Tiefe einen gewissen Grad erreicht, da hört das Glück dieser Leichtigkeit auf. Zerebralmenschen haben in ihrer Schwäche eine Stärke, die ihnen den Spott billig ersparen sollte, wir bemitleiden sie, aber in ihrem Unglück ist auch eine tragische Größe, die Ehrfurcht in das Mitleid mischt. Man hat mit vollem Recht in

Hamlet den Typus der deutschen Geistesart gefunden; der Franzose, der moderne Engländer lacht uns aus um unserer Unentschlossenheit willen. Jener ist leichter, beweglicher, dieser beschränkter, härter organisiert und beide ahnen im Spotte doch dunkel, daß uns etwas innewohnt, wofür sie kein Senkblei haben. Übrigens sind Nationen nicht Einzelne; der Hamlet, der ein Volk ist, wird den Spott überdauern und es kommt vielleicht eine Zeit, wo wir sagen dürfen: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Vor Kurzem hat ein wahrhaftes Hamlet-Zaudern uns dem Gelächter und der Verachtung der Nationen preisgegeben, aber wenn der Laertes Frankreich uns den vergifteten Degen in den Leib stoßen wird, so wird der Hamlet Deutschland den Stoß und den Gegenstoß überleben.

Allein diese allgemeine Betrachtung ist nicht das Einzige, was Hamlet zugute kommt. Wir müssen nun wieder aufnehmen, was wir von einem dunkeln Gedanken bereits gesagt haben, welcher als der eine, verhüllte Grund von seinem Zaudern zu betrachten sei. Es schwebe dem Hamlet, haben wir angenommen, undeutlich vor, daß er eine Art öffentlichen Strafverfahrens gegen den König einzuleiten habe. Verhält sich dies so, will er nicht morden, sondern richten, so dürfen wir ihn nicht anklagen, daß er nicht mit so wilder Entschlossenheit zufährt wie Laertes; er braucht Vorbereitungen, Anstalten; nur freilich haben wir hinzugesetzt, sie müssen kurz sein, und daß er auch zu diesen Vorbereitungen, zu denen ihm der verstellte Wahnsinn die Zeit verschaffen soll, nicht schreitet, darin bleibt seine Schuld sich gleich. Die Spuren dieses dunkel leitenden Gedankens haben wir teilweise oben aufgezeigt, hiezu sind noch wesentliche Belege nachzuholen. Man sehe sogleich den ersten Monolog genauer an. Die Leidenschaft im Vortrage des Schauspielers mahnt Hamlet an seine Untätigkeit und indem er sich ihn als Muster vorstellt, ruft er aus: „Hätt' er das Merkwort und den Ruf zur Leidenschaft wie ich, was würd' er tun? Die Bühn' in Tränen ertränken und das allgemeine Ohr mit grauser Red' erschüttern, bis zum Wahnwitz den Schuld'gen treiben und den Reinen schrecken, Unwissende verwirren, ja betäuben die Fassungskraft des Auges und des Ohrs. Und ich, ein blöder, schwachgemuter Schurke, schleiche wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd, und kann nichts sagen, nichts für einen König, an dessen Eigentum und teurem Leben verdammter Raub geschah.“ Es geht

aus diesen Worten wohl deutlich genug hervor, daß dem Hamlet eine Szene vorschwebt, wo er eine öffentliche Volksrede zu halten hätte, und man wird diesmal nicht sagen, er denke an Worte statt der Taten, vielmehr er meint offenbar Worte, die eine Tat begleiten, zu einer Tat führen sollen. In der Sage von Amleth bei Saxo Grammaticus hält er eine ausführliche Volksrede allerdings erst nach der Ermordung des Statthalters und seines Anhangs, überzeugt durch sie das Volk von der Gerechtigkeit seiner Tat und erreicht so einen zweiten Hauptzweck, er wird zum König ausgerufen. Daran denkt Shakspeare offenbar in diesem Monolog, natürlich aber ist es, daß er seinem Hamlet eine Rede, wodurch er das Volk überzeugt und gewinnt, als einen Schritt vorschweben läßt, welcher der Tat vielmehr vorangehen müßte. Hiezu müssen wir sogleich den Schluß heraufnehmen. Was Hamlet im Tode am meisten drückt, ist, daß er nicht mehr reden, kein Licht über seine Tat mehr geben kann. Er hatte sie sich offenbar so jäh nicht gedacht, sondern immer trug er sich mit dem Bild einer Veranstaltung, worin er versammelte Zeugen durch Gründe hinreiße, mit ihm den König zu stürzen, zu vernichten: „Welch' ein verletzter Name, Freund, bleibt Alles so verhüllt, wird nach mir leben!" Darum soll Horatio der unbefriedigten Welt seine Sache enträtseln, und ebendarum, weil ihn das Dunkel drückt, das vor der Welt auf dieser blutigen Katastrophe liegt, sind denn auch seine letzten Worte: „der Rest ist Schweigen." Man wird nun erkennen, daß es richtig gesagt ist, wenn man als seinen schuldigsten Augenblick den bezeichnet, wo er nichts unternimmt, obwohl der König bei Aufführung des Schauspiels sein böses Gewissen verraten hat: da könnte er ja „die Bühn' in Tränen ertränken" usw. Allein das Schicksal nimmt sich seiner an; während er fort und fort zaudert und seinerseits positive Schuld auf sich lädt, gönnt es ihm, indem es ihn straft, doch zum dunkel geahnten Ziele zu gelangen.

Dies Ziel ist: überzeugender Beweis für die alte Schuld des Königs durch eine neue und Vollziehung der Rache vor einem Kreise von Zeugen, also in der offenen Form, die annähernd den Charakter eines Gerichtes trägt. Das Schicksal gibt Hamlet darin Recht, daß der König nicht im Dunkeln, nicht ohne besondern, in das Bewußtsein von versammelten Personen fallenden Akzent vernichtet werden soll. Und diesem Schicksal hat Hamlet dunkel, mit einem dämmernden Halblichte des Be-

wußtseins v e r t r a u t: das ist es namentlich, was hier noch ins Licht gesetzt werden soll.

Man hat in der Erläuterung des Hamlet öfters auf den wachsenden Glauben des Helden an eine V o r s e h u n g aufmerksam gemacht, aber nur, um hinzuzusetzen, das sei nichts als eine neue Ausflucht, die er vor seinem Gewissen über sein Nichtstun gebrauche. So Rötscher und Gervinus. In einem Drama, wo Alles so tief verwickelt, Recht und Unrecht so dicht verschlungen ist, mag Shakspeare diesen Gedanken seines Helden nach der einen Seite vielleicht auch zu seinen Schwächen rechnen; in der Hauptsache gewiß nicht, die Stellen klingen viel zu ernst und feierlich. Es sei zunächst Selbstbeschönigung, da er zu lange zaudert, aber es ist nicht Selbstbeschönigung, sofern er sich doch bewußt ist, daß er noch handeln wird. Wir haben bereits von dem Dämmerschein des Bewußtseins gesprochen, womit Hamlet in der Lage, in die er die Familie des Polonius versetzt, das Gegenstück seiner eigenen erkennt. Wir müssen die betreffenden Stellen noch einmal und andere, noch nicht angeführte dazu aufnehmen. Vor dem Leichnam des Polonius sprach Hamlet jene Worte: „der Himmel hat gewollt, um mich durch dies und dies durch mich zu strafen, daß ich ihm Diener muß und Geißel sein." Wenn ihn der Himmel verwendet, den Auflaurer Polonius zu strafen, zugleich aber durch das Vorschnelle seiner Tat ihn auch bestraft, so sieht Hamlet darin eine Absicht, ihn zu Weiterem vorzubehalten. Er hat blutig gehandelt, er gesteht, so grausam er übrigens spricht, etwas von Schmerz und Reue, aber Polonius ist dennoch nicht unverdient gefallen; er weiß sich aufbewahrt, ein durch Schuld und Schmerzen geheiligtes Werkzeug, zu einer ebenso blutigen Handlung, die aber einen Schuldigeren und in würdigerer, vernünftigerer Form treffen wird. Hamlet kennt seine innere Verstrickung, wie sie zum Zaudern, ein andermal zur Unbedachtsamkeit führt; aber es ist ihm so hoher und feierlicher Ernst, daß er sich würdig weiß, doch noch zum Ziele zu gelangen. Er sagt sich: aus Unterlassung, Schuld, Willen der Menschen und aus dem, was wir äußern Zufall nennen, schlingt sich ein Ganzes zusammen, worin sich ein höheres Gesetz der Gerechtigkeit vollzieht. Das ist nicht Selbstbeschönigung, sondern das ist Wahrheit, und das d a r f er sich zum Troste sagen, wenn er den Vorsatz des Handelns trotz den Aufschüben mit ganzer Kraft fest-

hält. Er hofft offenbar im Stillen, daß eine Stunde kommen werde, wo die Umstände dasjenige Maß dringender Gewalt annehmen, daß sie ihn aus der Qual der lähmenden Reflexion erlösen, und er hofft zugleich, daß diese Umstände der endlich reifenden Tat den Charakter geben, den er ihr aufdrücken möchte, nämlich den einer Art von gerichtlichem Akt. Man muß diesen Begriff eines vertrauenden Wartens behutsam anwenden, sonst natürlich kann man in diesen Äußerungen des Vorsehungsglaubens nur die Ausflucht der wachsenden Scheu vor dem Handeln finden. Der Begriff der Vorsehung darf allerdings zwischen unser Handeln eigentlich gar nicht von uns eingeschoben werden. Blicke ich, statt das Ganze der Geschichte unter dem Standpunkte des Ewigen anzuschauen, aus der Reihe meiner praktischen Lebensmomente (— von den Stimmungen der Andacht ohne praktische Beziehung ist hier nicht die Rede —) vereinzelt hinüber auf Gott: ich kann nicht wissen, was sein Wille ist, er kann ja seine Zwecke vollführen oder vollführen wollen auch ohne mein Handeln. Eine völlige fatalistische Betäubung mußte dies konsequenterweise eigentlich zur Folge haben; wenn wir uns aus den ungesichteten Vorstellungen vom göttlichen Ratschluß Ernst machen wollten, so dürften wir keinen Finger rühren; wir würden uns nicht einmal kleiden; denn wenn Gott es will, kann er uns warmhalten ohne das oder durch Kälte töten trotzdem. Es klingt ganz sonderbar und ist für einen denkenden Menschen unverständlich, wenn man z. B. an einem Krankenbett sagen hört, die Mittel der menschlichen Wissenschaft und Kunst seien erschöpft, hier könne nur Gott noch raten und helfen. Gottes Tun würde demnach da eintreten, wo das menschliche Tun nicht weiter kann; das heißt: man beschränkt Gottes Tun auf die Natur, statt das Menschliche auch in ihm mitzubegreifen. Dennoch ist diese ganz verworrene Logik die des gesunden Menschen ohne dialektische Bildung; denn nur vermittelst dieser Konfusion kann er sich neben dem kindlichen Vorsehungsglauben die Tatkraft erhalten. Er halbiert: ich tue das Meinige, danach mag der liebe Gott das Seinige tun; das ist sehr gedankenlos, wenn man die Forderung deutlicher Begriffe stellt, aber in seiner unbewußten Gedankengrundlage ganz recht und gut. Das Wahre ist nämlich eigentlich dies: die Vorsehung, das Gesetz der Weltordnung webt das Schicksal der Menschheit aus zwei Fäden, menschlichem Tun und äußerem Ge-

schehen der Natur. Die Kreuzungen und Verbindungen dieser Fäden sind uns ganz unberechenbar; nur nach langer Entfernung der Zeit übersehen wir einen Teil des Gewebes und erkennen in dem Gang der Dinge, der so verworren schien, das höhere Gesetz. In der Gegenwart aber, wo wir als Handelnde mitten im werdenden Gewebe drin sind, dürfen wir auf dieses verborgene Gesetz des ganzen Gewebes uns gar nicht berufen; da es uns dunkel ist, so entsteht für uns sogleich der Schein, es bedürfe unseres Tuns nicht, es könne des Individuums auch entbehren, weil es absolut sei. Wir haben daher mitten in den Kämpfen des Lebens nichts zu denken als: ich tue, was ich nach bestem Gewissen als recht erkenne; wie sich mein Tun zum unerforschten Ganzen alles Tuns, zusammengefaßt mit allen Naturzufällen, verhält, weiß ich nicht, das geht mich jetzt nichts an; was im Ganzen herauskommt, das werde ich später erkennen, wo ich die Vergangenheit und mich mitten darin überschaue. Der naive Mensch nun nennt das Ganze nach Abzug *seines* Beitrags Gott und fährt dabei mit seinem Beitrage unbeirrt fort; seine Vorstellung ist unrichtig, sein Verhalten richtig; er läßt sich nicht zur Untätigkeit des Fatalismus verführen, wiewohl sein Denken nicht ausreicht, sich jeder unzeitig vereinzelnden Einmischung des Gottesbegriffs zu enthalten und dessen Anwendung auf die Stunde der rein kontemplativen Betrachtung des Vergangenen zu verschieben. Besonders liebenswürdig und in seiner Naivität vernünftig ist das bekannte Gebet eines österreichischen Generals vor einer Türkenschlacht: „Lieber Gott, wenn du *uns* nicht helfen willst, so hilf nur wenigstens den verdammten Türkenhunden nicht, und du sollst deinen Spaß sehen.“ Hamlet nun befindet sich offenbar in einer schwebenden Mitte zwischen lähmendem Fatalismus und jener das Handeln nicht lähmenden Halbierung, die der schlichte Verstand vornimmt. Er schöbe den Vorsehungsbegriff ganz falsch ein, wenn er den Willen des Handelns konsequent dabei wirklich aufgäbe. Er gibt ihn aber nicht auf, sondern hofft nur, das dunkle Gesetz des Ganzen werde ihn zu dem Momente leiten, wo er die innere Hemmung überwinden und zugleich die Handlung in einer würdigen Form, von der er noch kein deutliches Bild hat, ausführen könne. Er wartet, und das ist bedenklich genug, aber der Dichter will uns sagen, einmal könne das Gesetz der Weltordnung auch eines edlen und unglücklich genial organisierten

Menschen Unterlassung und in Schuld verstrickendes Warten zur Vollführung des höheren Zwecks verwenden, wofern nur der Zaudernde nicht gedenke, die Hände ganz in den Schoß zu legen. Wir werden später sehen, welchen besondern Zug Shakspeare seinem Helden noch beilegt, um diese schwebende Stellung zwischen gefährlicher Einmischung des Vorsehungsbegriffs und stets aufschiebendem, doch eifrig festgehaltenem, der Zukunft vertrauendem Vorsatz des Handelns zu rechtfertigen.

Die Erzählung, wie er auf der Reise nach England Rosenkranz und Güldenstern überlistet hat, leitet Hamlet mit den Worten ein: „laßt uns einsehn, daß Unbedacht uns manchmal trefflich dient, wenn tiefgehegte Plane uns versagen; wir lernen draus, daß eine Gottheit ist, die unsere Zwecke formt, wie immer wir im Groben sie uns schnitzen mögen.“ Die Worte entsprechen genau jenen, welche bei Polonius Leiche gesprochen sind. Hamlet hat bei der Überlistung, die er eben erzählen will, zwar nicht unbedacht in dem Sinne gehandelt wie bei der Ermordung des Polonius, sondern nur ohne langes Bedenken, immerhin rascher, als es recht scheint, wenn es Menschenleben gilt, aber er hat sich, den zu Großem Berufenen, Aufgesparten gerettet, und er zieht daraus die Lehre, die er ausspricht. Er hat sich nicht so schwere Vorwürfe zu machen wie damals, wo ihn „der Himmel durch dieses strafte“; aber Vorwürfe könnte er sich über seine Raschheit doch machen, da er sonst so weit ausholend überlegt, und er unterdrückt diese Vorwürfe mit der Vorsehung. Was ihm dabei vorschwebt, kann nichts Anderes sein als eben der Gedanke, den wir schon ausgesprochen haben; diesmal ist es uns deutlicher nahegelegt: Hamlet hofft, daß wie bei diesem raschen Entschlusse, so auch für seinen Hauptzweck ein Augenblick kommen werde, wo Alles zusammenwirkt, alle Vorbedingungen der zu vollführenden Tat ihm erfüllt entgegentreten und zugleich durch das Ganze der Umstände jener mangelnde Stoß der Naturkraft, den er Unbedacht (indiscretion) nennt, endlich in ihm sich einstellt, so daß er kühn das Jetzt, den Moment ergreifen wird. Ohne Zweifel befaßt Hamlet unter der Idee, die er an dieser Stelle ausspricht, auch das Abenteuer mit den Korsaren, die ihn gefangen nahmen, aber schonend behandelten und gegen Lösegeld wieder frei gaben. Die Episode sieht auf den ersten Blick wie eine Nothilfe des Dichters aus, seinen Helden von der Ver-

schickung nach England wieder bald zurückzubringen; blickt man aber näher hin, so erkennt man, daß gerade dieser Zwischenfall recht auf den tiefen innern Zusammenhang angelegt ist, welcher uns hier beschäftigt. Shakspeare will uns sagen: „der Mensch denkt, Gott lenkt," und Hamlet darf darauf vertrauen, daß das dunkle Ineinanderwirken der Zufälle mit menschlichen Willensakten einem verborgenem Gesetze gehorcht, das auch ihn noch zum Ziele bringen wird. Zugleich benützt Shakspeare dieses Motiv, um ein Licht auf Hamlets Tapferkeit zu werfen; wir haben darauf oben bereits aufmerksam gemacht, aber auch dies fügt sich nun in die bedeutendere Beziehung ein. Seine Lässigkeit hat ihn vermocht, sich nach England schicken zu lassen, aber seine rasch besonnene List lenkt den Mordplan des Königs ab, seine verwegene Tapferkeit isoliert ihn dann auf einem Korsarenschiff, das ihn nach Dänemark zurückbringen muß; die Seeräuber, denen es um reiches Lösegeld zu tun ist, müssen dafür sorgen, daß Hamlet wieder den Schauplatz betritt, wo er das Schicksal vollstrecken soll. Und doch wird auch hier der Gedanke der Vorsehung nicht eingeschoben, um ein träges Nichtstun zu beschönigen, sondern um die Schuld eines Aufschiebens zu mildern, das mit dem Bewußtsein eines ungeschmälerten Schatzes von Kühnheit verbunden ist. Wer sich, der Erste, im Handgemenge auf ein geentertes Korsarenschiff stürzt, kann auch noch einen mörderischen König niederstoßen.

Es ist hier ein Wort von den mancherlei Nebenumständen zu sagen, durch welche Shakspeare überhaupt seine Fabel aus so vielen und bunten Fäden zusammensetzt. Goethe hat diese Buntheit getadelt und zu vereinfachen gesucht. Er zählt dahin die Unruhen in Norwegen, die Gesandtschaft an den alten Oheim, den geschlichteten Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende, die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlets, dahin zu gehen, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, selbst die Verschickung Hamlets nach England, die Gefangenschaft bei den Seeräubern, den Tod der beiden Hofleute durch den Uriasbrief: „Alles dies sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieses Stücks, in dem besonders der Held keinen Plan hat, auf das äußerste schaden und höchst fehlerhaft sind." Man sieht, wie Goethe schon zur klassischen Reduktion der dem modernen Drama aus man-

chen Gründen so natürlichen Polymythie neigt. Die norwegischen Verhältnisse braucht Shakspeare, um uns zu zeigen, wie hübsch der König in diplomatischen Audienzen, in Sachen der äußeren Politik zu repräsentieren versteht, ferner, um an des gemordeten Königs heroische Taten zu erinnern, „als er sich mit dem stolzen Norweg maß, als er in hartem Zwiesprach aufs Eis warf den beschlitteten Polaken", um uns so die Heldengestalt in epischer Großheit vertrauter zu machen; Fortinbras muß nach Polen ziehen, um den letzten Monolog Hamlets in unersetzlicher Weise zu motivieren, er muß zurückkehren, und wir brauchen ihn überhaupt, weil eine ganz unberührte, von außen her den verwilderten Boden betretende persönliche Kraft nötig ist, um über den Leichenhaufen eines ganzen vom Wurm angefressenen Geschlechtes das zerrüttete Staatsleben von vorn anzufangen; Wittenberg steht im Hintergrund, um Hamlets höhere, ideale Bildung zu motivieren, er soll studiert haben, und daß Shakspeare auf die Reformation als die Quelle hindeuten wollte, woraus Hamlet die Tiefe seines Denkens und die Lösung seiner Subjektivität aus der Substanz des unmittelbaren Seelenlebens geschöpft hat, dies ist gewiß keine gesuchte Annahme; denn bei dem Namen Wittenberg fiel jedem Zuschauer Luthers Reformation ein, wie sie den Menschen auf sein eigenes Inneres weist; Shakspeare zeigt uns überhaupt einen Zustand, worin rohe, mittelalterliche Sitte und moderne Bildung, die von außen eingeführt ist, nebeneinander herlaufen: die jungen Leute gehen fort, bilden sich im Ausland, Laertes muß daher nach Frankreich, und ohne diese Reise verlören wir auch zwei Szenen, die wir um keinen Preis entbehren möchten, weil sie zum komischen Charakterbilde des Polonius mit seiner Mischung leidlich kluger Lebensphilosophie und väterlicher Autorität mit Abgeschmacktheit, Geschwätzigkeit, kleinlicher Pfiffigkeit und Wichtigtuerei durchaus wesentlich sind; Hamlets Wegschickung nach England endlich und das Abenteuer mit den Seeräubern haben wir besprochen. Die Polymythie hat gerade in diesem Stück ihre besondere Bedeutung und Notwendigkeit. Es braucht eine gewisse Masse von sogenannten Zufällen, von äußeren Umständen, wenn uns gezeigt werden soll, wie aus der scheinbar verworrenen Kreuzung solcher Begebnisse und Verhältnisse mit menschlichen Zwecken, Handlungen, Unterlassungen das Schicksal sich erwirkt.

Hamlet wird nun zu dem Fechtspiel mit Laertes eingeladen, und wir finden ihn in einer ganz besondern Stimmung. Es ist ihm gar übel ums Herz, eine Art schlimmer Ahnung lastet auf ihm, „die ein Weib ängstigen könnte“. Die Ahnung ist wohl zu begreifen, sie ist das Produkt einer verhüllten, unbewußten Schlußreihe. Er hat Laertes nicht nur durch die Vernichtung seiner Familie in die Lage des Bluträchers versetzt, sondern ihn auch zuletzt noch, an dem Grabe Ophelias, tödlich gereizt; daß der König Arges sinnt, darüber kann er nicht in Zweifel sein. Allein nicht in jedem Gemüt ersetzt sich der Mangel deutlichen Bewußtseins über nahe Gefahr durch das starke Gefühl. Hamlet ist ahnungsreich. So tritt er ja gleich anfangs auf, es liegt zentnerschwer auf ihm, er wittert, was er noch nicht weiß, die Ermordung seines Vaters. Dies ist der besondere Zug, den wir oben angedeutet haben, es ist das Ahnende in Hamlet, dem darum so große Wichtigkeit zukommt, weil darin Alles sich schließlich zusammenfaßt, was wir dafür vorgebracht haben, daß sein Hinblick auf die Vorsehung nicht bloße Ausflucht sei. Das ist die vollständige, triftige Entschuldigung, obwohl nicht Rechtfertigung von Hamlets Zaudern, daß er nicht nur denkt, sondern tief und sicher ahnt, daß noch Vieles, was ihm unbekannt im Schoße der Dinge schlummert, zusammenkommen muß und wird, um seine Tat zur Reife zu bringen. Und wohlgemerkt, er ahnt, aber *fürchtet* nicht: „Ich trotze allen Vorbedeutungen.“ Daher werden wir ihm am allerwenigsten jetzt einen Vorwurf daraus machen, wenn er bestimmter als je vorher auf die Vorsehung sich beruft. „Es waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch weiß, *was* er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mag's sein!“ Ihm sagt die innere Stimme, daß der Augenblick gekommen ist, wo sein Geschick sich erfüllt; nichts berechtigt, die Worte so zu verstehen, als denke er bloß an ein passives Erliegen, er fühlt brütend über sich die Stunde der Entscheidung, die ihn von der langen Last der innern Hemmung entbinden soll, aber so, daß die Geburtsstunde der Tat die Todesstunde des Täters ist. Hier müssen wir auch ein Wort heraufnehmen, das er dem Laertes zugerufen hat, als dieser in Opheliens Grab rin-

gend ihm die Gurgel drückte: „Ob ich schon nicht jäh und heftig bin, so ist doch was Gefährliches in mir, das ich zu scheu'n dir rate!" Hamlet will sagen, daß ein verborgener, lang gesammelter Feuerherd von Zorn und Tatkraft in ihm glühe, der unvermutet plötzlich sich entladen könne, aber er will zugleich offenbar mehr verkündigen: daß er ein Geschlagener und Gezeichneter des Schicksals sei, will er sagen, der da warte, bis die Stunde seiner Befreiung aus den innern Fesseln schlage, der noch nicht sicher erkenne, welches diese Stunde sei, der aber nicht gereizt werden dürfe, damit er nicht den nächsten Augenblick für den erharrten nehme und vernichtend umherwüte. Ein Geist hat ihn berufen, daß er ihn erlöse; in der unseligen Verstrickung seines Innern geht er nun um und ist selbst ein Geist geworden; aber so weiß er sich auch dämonisch gefeit gegen jede Gefahr, bis die Stunde kommt, die beide Geister erlöst, den Vater aus dem wirklichen Fegfeuer, das kein Unberufener antasten darf, ohne sich die Hand zu verbrennen. Und freilich, indem er also warnt, reizt er den Laertes noch mehr zur Rache, legt noch ein weiteres Motiv an, das diesen treibt, mit dem König den tückischen Mord zu beschließen.

Der Augenblick denn, wo dieses neue Verbrechen sein Ziel erreicht, zugleich aber die Königin mittrifft, ist der Augenblick seiner Erlösung. Er hat schuldhaft gezaudert, und er hat doch nicht umsonst geharrt, vertraut, nicht falsch geahnt. Was ihm noch fehlte zur Tat, ist also jetzt da: ein neues Verbrechen des Königs mit doppelt und dreifach mörderischer Wirkung ist vor Zeugen konstatiert und bestätigt das erste Verbrechen, er hat um sich einen versammelten Hof, und sein Racheſtreich erhält so die Bedeutung eines öffentlichen Richterakts; zu zweifeln ist nicht mehr, das Denken zur Ruhe gekommen, der Krater bricht auf, und die arme Seele ist frei. Er hat sein Zögern unter den Skorpionen des innern Vorwurfs schwer gebüßt und büßt es vollends mit dem Tode, aber im Tod ist er noch wert, das Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit zu sein. Er hat schuldhaft aufgeschoben, aber er war auch providentiell aufgehoben, aufgespart, er ist schuldig unschuldig wie der rechte tragische Held. Und so ist er auch unglücklich glücklich. Sterben muß er; „wie kann ich ihn am Leben erhalten, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt?" sagt Goethe; aber sein Sterben ist auch Wohltat, er darf sterben.

Die Königin büßt ihre häßliche Hingebung an einen Schurken; wer einem Mörder die Hand gibt, hat zu gewärtigen, daß es in seiner Nähe unheimlich zugeht und seine Gifte einmal auch an den Falschen gelangen können; aber sie stirbt mit geläuterter Seele, der Sohn hatte mit furchtbarer Hand an ihr schlafendes Gewissen gepocht. Der König und Laertes büßen volle, klare Schuld, aber Laertes bereut und darf mit den schönen Worten sterben: „Laß uns Vergebung wechseln, edler Hamlet! Mein Tod und meines Vaters komm' nicht über dich, noch deiner über mich!" Der Tod der Königin war ein Zufall, vom König nicht beabsichtigt; aber er kommt dennoch ganz auf seine Rechnung wie im Rechte culpa dolo determinata: er konnte solchen Zufall vorher sehen, er hat ihn zu verantworten und Hamlet rächt wie seinen Vater, wie den verführten Laertes, wie sich, so auch seine Mutter. Unschuldig stirbt nur Ophelia, eine Blume am wilden Wassersturze eines ungeheuren Geschicks wird sie mit in den Abgrund gerissen, aber kein dumpfer, bitterer Schmerz bleibt uns an ihrem Grabe; sie gehört unter jene Leidenden, die bestimmt sind, im unschuldigen Untergang ihre ganze innere Schönheit zu enthüllen, unter die Blüten, die hinsinkend am schönsten duften.

Shakspeare entläßt uns endlich mit der Aussicht, daß auf dem verwilderten Boden, den der Tod kahl gemäht hat, eine neue, gesunde Ordnung von dem ungebrochnen, intakten Fortinbras gesäet werde, dem auch Hamlet sterbend seine Stimme zur Nachfolge auf dem Thron gibt. Im Richard III., Lear, Macbeth eröffnet er uns nach so vielen und tiefen Erschütterungen dieselbe tröstliche Schlußperspektive; sehr verschieden von Schiller, der uns im Don Carlos, im Wallenstein, in der Braut von Messina trostlos nach Hause sendet und in der ersten dieser Tragödien nicht einmal die viel tröstlichere Wirklichkeit, den Abfall der Niederlande, zu einer Hellung des Horizonts verwendet. Das war seine dualistische, antikisierende Schicksalsidee, die er in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans nur beziehungsweise, im Wilhelm Tell ganz überwunden hat. Shakspeare hat einen Bodensatz ungelöster Bitterkeit gegen den Weltlauf in Troilus und Cressida und im Timon von Athen abgelagert, für die hohen Tragödien aber sich die Idee einer furchtbar strengen, jedoch gerechten und das Gute zum Sieg führenden Weltordnung gerettet.

Man hat am Schlusse des Hamlet die Empfindung, von einer drückenden Schwüle durch ein Gewitter befreit zu sein. Jedes große Werk der Poesie hat seine bestimmte Atmosphäre, die des Hamlet ist Schwüle. Zuerst im Sinn eines brütenden Geheimnisses, das auf der Welt lastet, die wir hier vor uns sehen. Anfangs weiß nur der König seine Tat, Hamlet ahnt sie. Die Königin scheint sich ignorierend, merkend und nicht wissen wollend dazu verhalten zu haben, der Druck des Geheimnisses liegt schwer und dumpf auf ihr. Der Geist erscheint zuerst dem Horatio und zweien Offizieren, sie ahnen, daß dies dem Staat eine besondere Gärung verkünde. Der Geist ist das kundwerdende Geheimnis; „schnöde Taten, birgt sie die Erd' auch, müssen sich verraten", dies ist die Wahrheit, die in seiner Erscheinung persönlich, wirklich wird. Er eröffnet Hamlet das Geschehene und legt ihm den furchtbaren Beruf auf, die Freunde Hamlets erfahren nichts davon, sie bleiben bei der Ahnung stehen, bei jenem dunkeln Drucke des Gefühls, der das allgemeine Grundelement unseres Dramas bildet; „etwas ist faul im Staate Dänemarks". — Hamlet aber weiß nun. Jetzt, da er die zweckwidrige Maske des Wahnsinns anlegt, fällt dem König in Beziehung zu ihm die Rolle der Ahnung zu: er ahnt, daß Hamlet wisse. So gehen sie umeinander herum, der König mit Blicken, als fragte er: Weißt du? Hamlet mit Blicken, die ihm sagen: Ja, ich weiß; ich weiß, wie es in deinem Wissen von dir, in deinem Gewissen aussieht. Ringsumher nun das Schmetterlingsvolk der Hofleute mit ihrer Neugier, die doch die Tiefe des furchtbaren Geheimnisses nicht ausspürt, mit ihrer Dienstfertigkeit, ihrem Horchen, Forschen, Ausfragen, Sondieren, tänzelnd, umherflatternd, bis sie sich an der Flamme verbrennen. Diese Letzteren also ahnen nicht, ihre Pfiffigkeit wird zuschanden, aber der leichtfüßige Chorus, der immer wissen möchte und nicht weiß, naseweis ist und doch mit der spitzen Nase nichts riecht, Alles erraten zu haben glaubt und mit der profunden Weisheit fehlschießt, gehört als unentbehrlicher Kontrast zu der kompakten, dumpfen, schweren Mitte. Seit nun aber Hamlet weiß, wird es schwül noch auf andere Weise, nämlich durch Hamlets inneres Unglück, nicht zum Handeln gelangen zu können. Es ist, wie wenn der Zustand vor einem Gewitter fixiert wäre.

Der Druck des Geheimnisses wird zugleich zur allgemeinen Un-

wahrheit und gegenseitigen Vermummung. Alles spielt Theater, der König und die Königin, die Gefühl und Würde heucheln, während ihr Inneres sie verdammt, und mit wohlgesetzten, elterlichen Ermahnungen die gefährliche Schwermut des Neffen und Sohns beschwören, die Höflinge mit ihren überzuckerten Manieren und mit ihrer auslauschenden Zutulichkeit zu Hamlet, ihrer Wohldienerei gegen den König, Hamlet mit seinem Wahnsinn, neben den sich durch die Schuld dieser verkehrten Wahl des Mittels in seiner Furchtbarkeit der wahre Wahnsinn Opheliens stellt. Wir belauschen Alle und Alle belauschen einander; hier meint Jeder, der Andere müsse ihm aufspielen, und spielt doch selbst dem Andern auf, auch Hamlet, unter Allen der einzige wahrhaft Wissende, der hinter seinem Wahnsinn sich zu verbergen meint, ist darin doch wieder Objekt der Belauschung und Durchschauung für den König. Aus diesem allgemeinen Theaterspielen springt wie von selbst das wirkliche Theater hervor, das Hamlet aufführen läßt, ein Schein im Scheine. Die durchdachteste aller Tragödien Shakspeares, diejenige, worein er mehr von seinem eigenen Wesen und Leben, mehr Reflexion über sich selbst gelegt hat, als in irgendeine andere, wird auch zu einem Reflexe seines Standes, seiner Kunst. Allein dies affirmative Verhältnis des wirklichen und doch fiktiven Theaters zum Theater, das in der Handlung an sich liegt, dreht sich ebenso sehr zur entgegengesetzten Bedeutung um: das Theater im Theater ist die einzige Wahrheit, welche zwischen die Welt der Lüge und Maske hineinfährt und dem blutigen Hauptkomödianten wie ein jüngstes Gericht in das Innere blitzt. Dies ist auch in dem oben angeführten Aufsatze von Zaubitz bemerkt: „Die Wirklichkeit ist zum Schauspiel, das Schauspiel zur Wirklichkeit geworden, die Histrionen vertreten die Wahrheit, während das Königspaar Komödie spielt“ usw. Diese ineinanderglühenden Reflexe, dies Netz von unheimlich sich kreuzenden Lichtern und Schatten arbeitet mit einer Welt von beunruhigenden Reizen an unserem feinsten Nervenleben, unserer Phantasie, unserem Denken. Endlich aber fällt der Wetterschlag, die Dünste sinken, die Schwüle ist gelöst, Nerv und Geist beruhigt durch die Offenbarung der reinen Wahrheit, die heilende Einfachheit der Entscheidung.

Man hat gefragt, ob die neuere Poesie noch eine Schicksalstragödie haben könne, nachdem sie die verkehrte Form derselben, die falsche

Nachahmung der antiken, gründlich überwunden hat. Hier ohne Zweifel ist eine Schicksalstragödie und eine echte, d. h. eine solche, die zugleich wahre Charaktertragödie ist, Alles aus dem Innern der Handelnden und vor Allem des Helden motiviert. Hier lehrt Alles, daß die Verhältnisse stärker sind als der Mensch, das Ganze unendlich größer als der Einzelne, und doch entwickelt sich das Ganze der Verhältnisse nur aus den einzelnen Menschen. Dadurch erst, durch diese Tiefe der Ineinanderschlingung von Mensch und Schicksal, ist Shakspeares wunderbarste Schöpfung sein Hamlet.

(Geschrieben 1860, herausgegeben im zweiten Hefte der Neuen Folge der Kritischen Gänge 1861.)

Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.*)

Der Leser erinnert sich vielleicht eines allerliebsten Büchleins „Klopstock in Zürich im Jahr 1750—1751", das Mörikofer 1851 herausgab. Es erzählte, wie Bodmer, entzückt von den drei ersten Gesängen der Messiade, die in den Bremischen Beiträgen erschienen waren, den jungen Klopstock nach Zürich einlädt, erwartend, er werde einen Propheten, einen Heiligen, eine Art zweiten Messias, angehenden Seraph, dem die Federn schon an den Schultern hervorsehen, in seine Arme schließen. Mit einigem Kopfschütteln freilich muß der gute Mann bereits den Brief gelesen haben, worin Klopstock die Einladung annahm, denn er schloß mit der Frage: „Wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte?" und mit der Bitte: solchen Mädchen ja nichts von „seiner Geschichte" (der berühmten Schwermuth wegen unerwiderter Liebe der Fanny, eigentlich Sophie Schmidt) zu sagen, denn „sie möchten sonst vielleicht zurückhaltend werden". Klopstock kommt und ist kein Heiliger, er macht lustige Ausflüge mit Jünglingen und Mädchen, raubt Küsse, spielt Pfänder, „schüpft den Schuh", er raucht, er trinkt gern Wein, er reitet im Galopp zum Schrecken der Züricher Zöpfe durch die Straßen, kurz er ist eben jung, und auf Bodmers vorwurfsvolles Wort, daß man in dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet hätte, entgegnet er: „Glaubet ihr, ich äße Heuschrecken und wilden Honig?"

Die kleine Schrift, die uns dies und anderes gar angenehm erzählte, bildet jetzt abgekürzt einen Teil des strengen literaturgeschichtlichen Werkes, dessen Titel an der Spitze dieser Anzeige steht und das uns ein volles, getreues Bild der herrlichen Kräfte gibt, womit die Schweiz zu dem wunderbaren Geisterleben des achtzehnten Jahrhunderts, zu dem Sturm, worin der Genius auferstand und die Schale der vertrockneten, konventionellen, verlebten Formen sprengte, ihr gutes Teil beigesteuert hat. Da schreitet gravitätisch der ernste, ge-

*) Von J. C. Mörikofer Verlag von S. Hirzel, 1861.

dankenschwere Haller vorüber, gleich gewichtig in Naturwissenschaft wie in feierlicher Lehrdichtung; da legt der rührige, bewegliche Bodmer mit seinem getreuen, pünktlichen, bedächtigeren Knappen Breitinger die Lanze gegen Gottsched ein und wirft den tönernen Riesen in den Sand; da faltet in mystischer Andacht Lavater die Hände, dann regt er sie liebevoll allseitig tätig, mit dem Zauber seiner Sitte und Rede Alle gewinnend, für das Heil der Mitbürger und der Menschheit; dann sitzt er sinnend und ahnend über Bildnissen menschlicher Gesichter, aus ihren Zügen den Charakter zu erforschen; dort sehen wir Pestalozzi mit seiner Schülerschar wandeln, voll feuriger Träume von neuen Wegen der Menschenbildung, begeistert von Rousseau und doch in seiner Verehrung des Weibes, in seinem Sinn für Sitte und Haus ganz ein Deutscher; da wirken die Hirzel, die Iselin als Publizisten in der Mitte vereinigter Menschenfreunde für Volkserziehung, Menschenwohl im Vaterland und in der weiten Welt; da setzt Salomon Geßner seine sanfttönende Hirtenflöte an, belauscht Meyer von Knonau die Tierwelt, daß sie ihm die Bilder für seine Fabeln leihe, dichtet Usteri im derb heimlichen Schweizerdialekt seine liebenswürdigen Sittenbilder, Salis seine empfindsamen Lieder; Sulzer, der Ästhetiker und Pädagog, Johannes v. Müller, der Geschichtschreiber, wandern aus nach Deutschland, reihen sich enger in die deutsche Literatur ein; der vielen Namen nicht zu gedenken, die, den berühmtern untergeordnet, den unterschiedenen Hauptbildern angeknüpft, in Wissenschaft, Schule, Staat tätig, die Gruppe der Hervorragenden zur vollen Heerschar bilden.

Indem man diesen versammelten gedrängten Geisterzug, dieses blanke, geistige Schweizerregiment, geführt von einem Schweizer, an sich vorüberziehen sieht, so erkennt man in ganzem Gewicht und Umfang zum erstenmal, was diese Kräfte geleistet haben für die Schweiz und für Deutschland. Vor allem haben sie in der deutschen Schweiz deutsche Sprache und deutschen Geist gerettet und neu belebt. Denn dieser wahre und wirkliche Kern der Eidgenossenschaft, diese Alemannen, die einst in das rauhe Hochgebirge als Römerbesieger vorgedrungen, waren ja wirklich schon auf dem Weg, durch die eidgenössische Verbindung mit den Welschen romanisiert zu werden, wie der Stamm der Burgunden. Die politische Trennung von ihrer Nation durch die Freiheitskämpfe war leider auch eine Trennung von

den Mittelpunkten deutscher Bildung geworden, die Sprache war rauher Dialekt, örtlich vergröberter Zweig des Mittelhochdeutschen geblieben, während die neuhochdeutsche Schriftsprache längst sich entwickelt hatte; wer gebildet reden und schreiben wollte, der stieg daher nicht in der Muttersprache zur reineren Form auf, sondern griff nach der fremden, der französischen. Ein solcher Zustand ist unnatürlich, ist ein großes Übel. Ein Deutscher, der ein rohes Deutsch und ein gutes Französisch spricht, spaltet seine Seele in zwei Stücke. Ein Mensch soll nicht im Zweifel sein, was seine eigentliche Sprache, die Sprache seines Herzens sei, nicht in der Wahl schwanken, ob er mit sich und mit seinem Gott in dieser oder jener Sprache reden wolle. Es ist rührend, zu sehen, wie nun jene geistvollen Männer — Bodmer in Zürich, Haller in Bern, auch Iselin in Basel — arbeiten und ringen, reines deutsches Wort und deutsche Bildung sich selbst anzueignen und in der Heimat zu verbreiten, verstärkt durch Vereine nach dem Vorgang deutscher Gesellschaften in Leipzig und Hamburg, tätig durch Journalorgane nach dem Muster des „Zuschauers" von Addison, denn der englische Geist wirkte als Wecker dieses ganzen Aufschwungs mit, wie in Deutschland selbst, so auch in der Schweiz, wo ja in höherer Beziehung, im Gebiete der Poesie und der Kritik, ein Milton von so wesentlichem Einfluß vor Allem auf Haller und Bodmer gewesen ist. Öfters taucht zwar die Unterscheidung schweizerisch und deutsch auf, als ob das Schweizerische neben dem Deutschen eine Art berechtigter, eigener Sprache wäre; dem liegt die Ahnung zugrund, daß die universale Form, die Sprache der Nation, von den im Dialekt erhaltenen echten Schätzen Manches zurückgelassen habe und wieder habe sich aneignen müssen; ebenso auch der große Irrtum, für den Dialekt noch ein anderes Recht, das Recht auf öffentliche Geltung neben der zum Gesetz gewordenen, allgemeinen Form, die sich aus den Dialekten längst herausgearbeitet, in Anspruch zu nehmen. Doch siegt die richtige Einsicht, und eben, indem diese Männer das reine Deutsch in der Schweiz durchsetzen, retten sie ihr die Verbindung mit dem deutschen Geist, der deutschen Bildung.

Gab es nun im formellen Sprachgebiete schon genug der Hindernisse und Mühen, so noch mehr im Kampfe mit dem Ganzen der Sitte, der Gesellschaft, der Vorurteile. Die Zustände muß man sich vorstellen wie die stehengebliebenen Schichten, Familienkreise einer

alten Reichsstadt, die sich wie fossile Reste noch da und dort vorfinden, aber womöglich noch steifleinener, noch verhärteter; deutsche Ehrbarkeit, wohl mit etwas französischem Zuckerguß darüber, aber ohne Anmut, ohne Phantasie, ohne Leben; keine Gesellschaft, die Geschlechter getrennt, daher die Frauen ungeweckt, die Männer eckig und ungeschlacht; kurz, Leute, an deren Nerven sich eine ganze Welt von Reizen, die das menschliche Wesen erst viel- und volltönig machen, noch gar nicht gelegt hat und die sich in langweiliger Spröde gegen diese Neuerung sperren und sträuben. Man bekommt davon heute noch eine klarere Vorstellung, wenn man einem der Gesichter begegnet, deren Eigentümer noch jener Urformation angehören und in denen jeder ihrer gefrornen Züge zu sagen scheint: nur um Gottes willen keinen neuen Begriff einlassen! Man muß sich recht in jene Zeit zurückversetzen, wo noch unzählige solcher Gesichter umgiengen, um ganz zu würdigen, was die Schweiz jenen Weckern dankt, jenen entschlossenen und geduldigen Arbeitern, welche die farblose, schwere, grobe Sackleinwand ihrer alten Zustände gewalkt, geglättet, geschmeidigt, gefärbt haben. Und die Mühe war um so größer, weil fast allerwärts das verhärtete Vorurteil im Besitz der Macht war, im geistlichen und weltlichen Amt, ausgerüstet mit der mächtigen Waffe der Zensur, deren lastende Schwere man eben auch aus diesem Buche kennen lernt.

In den Boden, den sie unverdrossen geackert, pflanzten diese freieren, voraneilenden Geister hellere sittliche Begriffe, beweglicheres Denken über Gott und Welt, Schwung des Empfindens, Poesie, Formgefühl, kurz, echte Menschenbildung; die weltumschaffenden Ideen des Jahrhunderts ergossen sie in die schwere Masse, das Prinzip des freien Menschentums. Es ist natürlich, daß wir aus dieser unbegrenzbaren Summe geistiger Entwicklung vor Allem die Poesie ausheben, denn an sie denkt man zuerst, wenn man von Literatur spricht. Und dies führt uns auf Deutschland. Die Schweiz ist es, von welcher der erste Anstoß zu jener Umwälzung kam, aus welcher in der Folge die moderne klassische Dichtung der Deutschen hervorgieng; dieser abgetrennte Zweig des Stammes hat die wunderbare Rückwirkung geübt, daß der Stamm eine neue Poesie treiben konnte. Gottsched, das heißt die pseudoklassische Regel, die Ordonnanz der zentralisierenden französischen Fremdherrschaft im Reiche der Phanta-

sie, mußte gestürzt sein, ehe der neue Geist, der eigene deutsche, hereinbrausen konnte; den Hauptstoß führte allerdings ein Deutscher, Lessing; dieser stürzte die französischen Muster, aber vorher stürzte Bodmer den Musterreiter, nämlich eben Gottsched, und das war keine geringe Vorarbeit für jenen; die Fremdherrschaft war leichter zu brechen, nachdem der Deutsche, der ihren Intendanten machte, um sein Ansehen gebracht. Kühne, grobe Schweizerkraft, gesunde freie Alpenluft ist es, welche diesen Götzen, diesen „großen Ledernen" zu Boden geworfen, umgeweht hat. In jenem Augenblick war die Schweiz deutscher als Deutschland selbst. Mit einem wehmütigen Blick auf die Gegenwart sagen wir es. Denn als dieser große Vorschub getan war, als es die Vollendung der neuen Kritik und dann wirkliche Neuschöpfung galt, als Goethe und Schiller ihre Höhen erstiegen, da trat die Schweiz zurück; nur an jenen Dichtungsformen hatte sie produktiv teilgenommen, welche nachher als bloße Vorstudien gegen die wahre klassische Poesie Deutschlands zurücktraten, ihre Leistung blieb auf das allgemeine Wecken, Anregen, Rütteln beschränkt, und auch hierin auf die Anfänge; seither hat sie immer nur vereinzelt, nicht unbedeutend im Einzelnen, aber niemals schwunghaft mit vereinigten Kräften am deutschen Geistesleben teilgenommen. Doch nicht bei dieser Vergleichung der Zeiten, sondern bei dem damaligen schönen Bilde des lebendigen Verkehrs zwischen der abgefallenen Provinz und dem Mutterlande wollen wir jetzt verweilen. Aus diesem Verkehr haben wir sogleich zu Anfang Klopstocks Aufenthalt in Zürich herausgehoben. Ihn hatte freilich auch in gerader Linie schon Milton für das religiöse Epos begeistert, aber Hallers gedankentiefe, ernste Dichtung und Bodmers neue Ideen von moralischer Schönheit als erstem Gesetz der Poesie, vom Wunderbaren und vom Malen, wie er die Anschauung nannte, die der Dichter vor unser inneres Auge führen soll — das Alles (nur freilich, wie wir Klopstock kennen, die erste und zweite Forderung mehr als die dritte) hatte ebenso großen Anteil an der Entstehung der Messiade, deren erste drei Gesänge Bodmer, er der erste, als Aufgang einer neuen Ära mit Entzücken begrüßte. Diesem geliebten Sohne nun nahm es der väterliche Gönner übel, daß er ein Mensch war; kummervoll, mühsam versöhnt sah er ihn nach einem Jahre scheiden.

Interessant und ergötzlich ist nun hier die Parallele mit Wieland.

Der kam ja auch nach Zürich, auch eingeladen von Bodmer, und wohnte zwei Jahre bei ihm in seinem Hause droben, dann noch fünf unten in der Stadt. Also die zwei geistig ganz divergierenden Linien, das Erhabene und die leichtfertige Grazie, laufen nach diesem Zürich, vereinigen sich auf diesem örtlichen Punkte. Aber freilich — und das eben ist das Ergötzliche — Wieland war damals noch Seraphiker, Dichter des geprüften Abraham, schrieb Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde und andere überschwengliche Visionen aus dem dritten Himmel mehr. Die Linien scheinen noch gar nicht zu divergieren, Bodmer hat einen neuen Klopstock gefunden, ja jetzt erst den wahren Klopstock, der nicht raucht, nicht trinkt, nicht Küsse raubt. Allein der gute Bodmer übersah, daß es doch ein Zirkel, ja ein „Serail" (wie Wieland selbst es nennt) von Frauen war, mit denen er tagtäglich über die himmlisch reinen Empfindungen geschlechtloser Liebe plauderte und an die er seine verzückten Gesichte von einer Welt voll Sympathien ohne Sinnlichkeit adressierte; eben um die Sinnlichkeit auszuschließen, mußte ja von Sinnlichkeit gar viel gesprochen werden, das Negierte mußte gerade recht akzentuiert werden, und die Hauptsache bei den Schriften, die aus diesen Platonischen Engelsunterhaltungen hervorgiengen, waren die Adressatinnen, d. h. die Beziehung, daß ein Inhalt, der von geschlechtloser Seelenliebe handelte, an das schöne Geschlecht adressiert wurde; Bodmer hörte nicht auf einen Freund, der ihm bedenklich sagte: Wieland schreibe doch von Küssen (eben während er sie ausschließe) „zu saftig", kurz, er entdeckte nicht den zierlichen Faun, der unter der Kapuzinerkutte, ganz naiv und ehrlich, versteckt war und alsbald nach dem Abzuge von Zürich sich entpuppte. Klopstock, der Treulose, der Sinnliche, blieb Dichter der ätherischen Erhabenheit, Wieland, der ordentliche Sohn, der ehrbarlich bei Bodmer und seinen alten Herren saß, schlug um, flatterte hinweg als loser Amorette.

Die bedeutendste weitere Verbindung mit Deutschland ist dann die Freundschaft zwischen Goethe und Lavater. Mit diesem stehen wir schon mitten in der Zeit der Originalgenies, der Sturm-und-Drang-Periode. Der kühne Geist, dem das Bewußtsein seiner Unendlichkeit aufgegangen, der „von hundert Welten trächtig" ist, will und kann sich noch nicht mit dem festen Weltzusammenhang, der objektiven Ordnung der Gedanken und Naturgesetze vermitteln, verwirft die

gegebene Wissenschaft, die seichte Aufklärung und will mystisch, magisch die Pforte des Geheimnisses aller Dinge sprengen, aus dem Nexus der Dinge heraus unmittelbar in das Absolute hineinstürzen. Lavater hat mit Faust, dem Verächter der Bücher und Instrumente, der als Zauberer den schaffenden Erdgeist beschwört, des Gemeinsamen genug, um den Freundschaftsbund mit dem jungen Goethe begreiflich zu machen. In seinem ahnenden, prophetischen Wesen, das im einfach menschlichen Umgang so naiv, zutraulich, anmutig, herzgewinnend war, sieht Goethe wie aus tiefem Schoß der Erde den Urquell des Unmittelbaren, das sich enthüllende Innerste der Natur und Geisterwelt fließen. Wer denkt nicht gerne daran, wenn er über den Peterhof am bekannten Hause vorübergeht, wie der jugendliche Dichter einst dahinaufflog und seinen Lavater in die Arme schloß! Die Gemeinschaft der physiognomischen Studien entsprang demselben Zuge zum Divinatorischen, zum ahnungsvollen Zusammengreifen der Welteinheit in ihren Polen, Geist und Leib.

Dies sind nur einzelne, besonders hervorleuchtende Stücke des lebendig geknüpften Bandes zwischen Deutschland und der Schweiz. Das Buch von Mörikofer gibt einen reichen Überblick über die Menge der geistigen Fäden, die herüber und hinüberliefen; Reisen, Korrespondenzen, Übersiedlungen, Wechselbeziehungen von Schriften in Bund und Kampf vermitteln die Gemeinschaft; Haller wirkte in Göttingen, Sulzer in Berlin, hochgeachtet von Friedrich dem Großen, der die Schweizer besonders liebte, den Zimmermann — der Arzt, aus Brugg gebürtig — in Hannover verherrlichte; Joh. v. Müller lebte und schrieb in Mainz, Wien, Berlin, Kassel. Hier tritt freilich eine unerfreuliche Erscheinung, der Abfall eines Schweizers an die Napoleonische Herrschaft, ein. Doch vorerst soll uns nicht das Unerfreuliche beschäftigen, vielmehr gedenken wir für jetzt noch einer andern, einer schönen, erfreulich bedeutenden Seite der Wechselwirkung zwischen beiden Ländern, welche Mörikofer nicht versäumt zu betonen: die Schweiz hatte den Beruf, für Deutschland die französische Bildung zu vermitteln. Das steht nicht im Widerspruch mit unserem Ausgangspunkt, wo wir als erstes wesentliches Moment hervorstellten, daß durch dieses lebendige Aufstreben der Geister deutsche Sprache und Bildung in der Schweiz selbst sich befestigt. Die französische Literatur hatte als rein formelle Geschmacksdisziplin die seit

dem dreißigjährigen Krieg verwilderte deutsche Poesie geregelt und gedrillt, den verrotteten Garten mit großer Baumschere geradlinig beschnitten. Dann sollte das erstarkte eigne Leben dem Stabe des Schulmeisters entwachsen, der Stoß des erwachten freien deutschen Geistes mußte revolutionär g e g e n diesen fremden, romanischen Zwang gehen. Allein inzwischen war in Frankreich selbst der Strom einer neuen Ideenwelt eingeschossen; früher, geistreicher, radikaler als die Deutschen, ergriffen die Franzosen die in England zuerst entwickelten großen Gedanken von Rückkehr zu der Natur, von Freiheit, Rechtsstaat, Vernunftreligion, Duldung, und die Schweizer, mit französischen Stämmen in politischem Verbande, vertrauter mit der Sprache, die Schweizer, deren Mitbürger Rousseau war, wurden natürliche Träger dieses Ideensamens für Deutschland. Dieser Same fiel vor Allem befruchtend auf das Gebiet der Pädagogik und die Schweiz war bald der Hauptboden für die Versuche mit den Prinzipien des Genfer Idealisten. Der Spötter Voltaire, die Materialisten, die Enzyklopädisten faßten zwar entscheidenden Fuß in Berlin, allein die lebhafte Debatte über diese negativeren Geister, welche die Schweiz bewegte, war der andere, für Süddeutschland nähere Weg, auf dem sie Eingang bei uns fanden; man denke an Wieland in Bern und Warthausen. Jene Debatte war allerdings mehr Bekämpfung als Zustimmung, ein Lavater steht ja im Vordertreffen der geistreichen Mystiker gegen die Aufklärer; allein der Kampf beleuchtet seinen Gegenstand für einen Dritten noch schärfer als die Zustimmung und Aufnahme. Den ganzen Wert dieses Beitrags zur Vermittlung der französischen Aufklärungsideen für Deutschland erkennt man, wenn man auf die weiteren Wege des deutschen Geistes vorwärts blickt. In Deutschland sollten diese trüb gärenden Bestrebungen, die in Frankreich zur blutigen, zerstörenden Revolution ausschlugen, sich geistig reinigen und läutern; ein Lessing verhält sich zu den Aufklärern, an deren Spitze er steht, wie ein Schwan zu Raubvögeln, und noch höher, freier idealisiert sich der unvergorene Stoff in Schiller, in ihm, welcher als goldne Gegengabe für das einst Empfangene der Schweiz den Wilhelm Tell hinüber bietet.

Eines aber unterscheidet recht bezeichnend auch in dieser Periode, wo das Land so poetisch, so innerlich elektrisiert war, die Schweizer von den Deutschen: keiner beschränkt sich auf Wissenschaft und Poesie,

alle sind zugleich praktisch, alle wirken, alle sind tätig für ihre Vaterstadt, ihren Kanton, die Eidgenossenschaft, die Welt. Nur Usteri etwa, der freilich unter allen in unserm Werk aufgeführten Namen am meisten spezifisches poetisches Talent hatte, obwohl er es nicht auf große Stoffe richtete, ist als eine rein betrachtende Natur auszunehmen. Selbst ein Pestalozzi, wahrlich Schwärmer genug, ist doch ganz Praktiker, unpraktisch im Praktischen, praktisch im Unpraktischen, und wie er sich immer überschießen mag, säet er doch unendlich fruchtbaren Samen; der mystische Lavater lebt ganz und unermüdlich im liebevollen Wirken, Bodmer begnügt sich gar nicht mit Kritik und Dichtungsexperimenten: Erziehung, Anstalten für Ausbildung von Staatsmännern, Preßfreiheit beschäftigen ihn; wir weisen nur noch auf Hirzel, den „Menschenfreund", auf Iselins vielseitige Tätigkeit für Schule, Sittenbildung und Staat hin, nennen noch Zollikofer, den der Verfasser vielleicht nicht mit zureichendem Grund übergangen hat, und durchlaufen übrigens die Reihe nicht weiter, sondern verweisen auf unser Buch, das gerade diese Seite mit besonderer Liebe behandelt. Solches Leben im Öffentlichen gibt dem schweizerischen Charakter etwas Objektives, etwas Antikes; freilich es beschränkt ihn auch, die geistige Arbeit erreicht in der Teilung das Höchste und es kann die Zeit kommen, wo der Deutsche beweisen wird, daß er es nicht zu bereuen hat, zuerst einseitig dem Subjektiven, der Idealwelt seine Kräfte geweiht zu haben, um sie später gedrängt und konzentriert auf den politischen Zweck zu richten.

In der raschen Übersicht über die Summe schweizerischer Verdienste um die deutsche Literatur im vorliegenden Zeitraum mußten wir Manches überspringen; das Gebiet der Naturwissenschaft haben wir bei Haller nur genannt; für sie und für die Mathematik zeigten die Schweizer immer besonderes Talent; Mörikofer erwähnt die Bernoulli, Euler, Scheuchzer, Muralt. Nicht versäumen dürfen wir, noch daran zu erinnern, wie Bodmer in der Hebung der Schätze altdeutscher Poesie vorangeht.

Fragen wir nun nach dem Charakter des Werkes, das ein so bewegtes, volles Lebensbild vor uns ausbreitet, so wissen wir kein besseres Wort, um ihn zu bezeichnen als: Bravheit, Gediegenheit. Gar nicht allein der treue Fleiß, die strenge Quellenforschung, welcher sich da und dort bisher noch unbenützte Schätze in Privatbesitz öff-

neten, soll damit gemeint sein, auch nicht bloß das Meiden jeder leeren Phrase, die Reinheit von allem Schöntun, das willkürlose Halten an der Sache: nein, es ist ein Element, ein Gesamteindruck, der sich nicht weiter aus Einzelnem beweist, es ist die Atmosphäre des Werks, die sich nicht anders ausdrücken läßt als: ein wackeres Buch. Und sehr nachdrücklich beteuern wir, daß dieses Wort keine Einwicklung sein soll für die Pillen der Kritik, die allerdings dies und jenes an der höchst tüchtigen Leistung auch auszusetzen hat. Diese Ausstellungen fassen sich alle in der einen zusammen: nicht der zureichende Grad von Freiheit. Die Aufgabe des Historikers ist, aller Willkür entsagend, im Gegenstande zu sein und zugleich frei darüber zu schweben. Man hat das zweite Glied dieser Einheit Ironie genannt in jenem reinen Sinne des Worts, der jedes hohle Spiel der eiteln Subjektivität ausschließt; und so dürfen wir sagen: es fehle dem Verfasser zu der tiefen ernsten Wärme — nicht ganz, aber doch am Element der Ironie.

Es ist zuerst die Sprache, die etwas Unfreies hat. Sie ist herb, eckig, klanglos, nur selten, am ehesten in Einzelnen zusammenfassenden Charakteristiken, befreit sie sich zu Fluß und Wohllaut. Die Härte liegt teils in der Art, wie der Verfasser seine Übergänge von Satz zu Satz nimmt; ganze Seiten herunter laufen die Perioden mit dem Anfang: allein, hingegen, jedoch, oder: dadurch, dabei, zugleich, unvermittelt nacheinander fort; teils stößt man allerwege auf Dinge, die so nicht gesagt werden können, logisch-grammatisch nicht so lauten dürfen wie hier, z. B. auf persönliche Fürwörter ohne vorangegangenes Subjekt, auf das sie sich beziehen könnten; teils schnappen die Sätze hölzern und tonlos im Silbenfall ab. Der Verfasser reiht sich durch diese Schwere seiner Sprache fast an diejenigen an, deren mühsamer früher Kampf mit der Sprache einer der Gegenstände seiner Schrift ist. Keineswegs zählen wir dahin einige ungewohnte, aber gute Ausdrücke, die er aus dem schweizerischen Gebrauch aufnimmt, wie: angriffig, Machenschaft, geruhter Boden; uns hätte er dieser Art noch weit mehr wagen dürfen; wir reden von dem knarrenden Klang überhaupt, den uns seine Sprache im Ohr zurückgelassen hat. Wollten wir boshaft sein, so würden wir sagen, oft sei uns Fischarts Titelspaß eingefallen: „ein frischräs Geläs, als wenn man Haberstroh äß“; indem wir es nun doch gesagt haben,

setzen wir eilig hinzu, daß es in gutmeinendem Scherz geschieht. Das Holzbirnenhafte dieses Stils hängt zu eng mit der treuen Sachlichkeit zusammen, als daß man dem Verfasser zürnen könnte. Freilich wir müssen unsere Ausstellung nun weiter als auf die sprachliche Seite des Stils ausdehnen, nämlich auch auf die Darstellung, dann auf den Inhalt, und endlich auf die künstlerische Beherrschung des Stoffs im Ganzen. Der Darstellung hätte Mörikofer ganz wohl blühendere Farben geben können, ohne süßlicher Blumenmaler zu werden. Ohne Bild wird keine Rede warm und frisch; wir erinnern uns kaum auf eines gestoßen zu sein. Die Kunst der Belebung und Vergegenwärtigung liegt für den Literarhistoriker unter Anderm namentlich darin, daß er in seinem nüchtern gemessenen Gang an der rechten Stelle ein lebenswarmes, frisches, phantasievolles Wort aus dem Dichter aufnimmt; man vergleiche nur z. B. den Auszug aus Hallers Alpen: er ist dürr, es lebt nichts. Einige Epitheta aus dem Original, die das Bild vergegenwärtigen, vor die Sinne rücken, taktvoll aufgegriffen und eingewoben, hätten allein schon hingereicht, zu bewirken, daß die Farben heraustráten. Dann durfte Mörikofer aber auch nicht vergessen, zu sagen, wie prosaisch aus gewissen Stellen wieder der gelehrte Botaniker und Mineralog herausschaut. Dies ein Beispiel, wir könnten noch manche anführen, eilen aber zum Wichtigeren, zum Inhalt. Zureichende Freiheit in der Durchschauung des Gegenstands, im Urteil, vermissen wir am meisten bei der Darstellung Lavaters, und dies führt dann weiter auf des Verfassers Stellung zu jener Gestalt des Geistes, die man Aufklärung, Rationalismus nennt. Er ist, wie sich erwarten läßt, ein Gegner der seichten Formeln, womit sie das Rätsel des Lebens zu fassen glaubte, ein Gegner ihrer Abstraktion eines „höchsten Wesens", welches von fern mechanisch die Welt regiert, ihrer Verflachung der Religion zu Moralvorschriften; er schaut und denkt dynamisch, des Menschen und der Welt Verhältnis zu Gott ist ihm Lebensgemeinschaft. Allein nicht minder wahr und tief will daneben ein anderer Begriff sein Recht: der Begriff, daß die Naturordnung unzerreißbar und das Göttliche nicht anders als in ihr wirklich und gegenwärtig ist. Beide Begriffe müssen sich vollständig decken. Hier liegt die Versöhnung des Rationalismus und des Teils von Wahrheit, der im Mystizismus ist. Die Aufklärung hat uns die große Wahrheit er-

kämpft, daß der echte Religionsinhalt mit dem Wunder nichts, rein nichts zu schaffen hat. Daß sie ihn, also richtig ausgeschieden, an sich zu seicht nahm, darin haben die Mystiker Recht gegen dieselbe, während sie in ihrem Wunderbegriff Phantasten sind. Ein Lavater glaubte durch die Inbrunst der Andacht mit Gott so eins zu werden, daß er im höchsten Moment frommer Entrückung aus der gesetzlich geordneten Lebenskette, aus dem Naturgesetz heraustrete, Apostel, Prophet, Wundertäter werde. Dies ist Mystizismus, dies ist Keim von Wahnsinn, dies ist nicht mehr sittlich religiös, sondern Verkehrung des sittlich Religiösen ins Physikalische, und zwar ins verrückt Physikalische. Um diesen Wahnsinn drehte sich Lavaters, übrigens so edles, so aufopferndes, so bezauberndes Wesen und Leben; Mörikofer deckt das nicht mit der Schärfe auf, die wir von einem Biographen des seltenen Mannes fordern, er ist doch zu sehr Partei für ihn. Nun nehme man hinzu, daß eine geheime Stimme der Vernunft doch in jedem Menschen spricht, daß der Mystiker und Wundermann sich allgemach immer gewöhnt, diese Stimme zu ersticken, und dann bedenke man, wie unvermerkt Selbsttäuschung zur Täuschung Anderer führt. Nicht genug: man vergesse nicht, daß Lavater eitel war, wie es am Ende Dichternaturen menschlich verzeihlich alle zu sein pflegen, daß aber diese Eitelkeit in ihm ungemein genährt werden mußte durch das Zuströmen von Verehrern, noch mehr von Verehrerinnen, die prozessionenweise zu dem Wundermann wallfahrteten; daß ihm daneben jener Zug von Schlauheit nicht abgieng, der den Gebirgsalemannen eigen ist, und diesen Zug fasse man zusammen mit dem Bekehrungs- und Propaganda-Eifer, den er mit allen Schwärmern teilte: so begreift man die Abwendung des reif und klar gewordenen Goethe und seine späteren harten Urteile.

Mörikofer scheint Goethes Wort in dem bekannten Briefe, das er anführt: er sei aus der Wahrheit geboren, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne — nicht gut verstanden zu haben; das ist nicht Materialismus, sondern das ist das Bekenntnis des gesunden Glaubens an die wirkliche, gleichmäßige, durch die feste Naturordnung organisch ergossene Präsenz des Göttlichen; das ist Überzeugung, daß die Idee da ist, und zwar im Leben als einem gesetzmäßigen Ganzen. — Hier fühlt man einen Rest von Unklarheit, der die ruhige, unparteiische Gerechtigkeit, womit der Verfasser überall Licht und

Schatten, Für und Wider abwägt, merklich hindert, zum richtigen, schließlichen Wahrspruch zu gelangen. Wie gewissenhaft er untersucht, sieht man namentlich an der pünktlichen Aktenprüfung im Prozeß über Joh. v. Müllers Abfall. Wir unsererseits möchten auf diesen Mann nicht schimpfen wie Wolfg. Menzel, aber wir meinen, Mörikofer hätte immerhin in die Wagschale der Strenge ein Gewichtstück mehr legen dürfen, der schweizerische Republikaner gegen einen schweizerischen Republikaner, dessen Brief an Maret (S. 409) trotz einiger Einwendungen deutlich genug sagt, daß, wenn Napoleon aus seinem Gedanken, der Schweiz einen Fürsten zu geben, Ernst gemacht hätte, er es sich auch hätte gefallen lassen. Die Hauptursache von Müllers tiefem Fall war Eitelkeit; als er an Dalberg schrieb, wie sehnlich er wünsche, „von Napoleon bemerkt zu werden", war er im Innern schon dessen Kreatur. Mörikofer zeichnet in der Charakteristik, die er seiner Erzählung folgen läßt, scharf genug des Mannes Schwächen; er hätte wohl immerhin zu einem strengeren Schlußurteil gelangen dürfen. Zu der Darstellung Sulzers bemerken wir, daß die Denkverwirrung dieses Ästhetikers im Prinzip, im Begriff des Schönen nicht herausgestellt ist, wie man es erwarten dürfte; eine kurze Beleuchtung der Wolf-Baumgartenschen Vollkommenheitstheorie, wie dieselbe dann subjektiv gewendet wurde, so daß man vom Empfinden des Vollkommenen als Lust, des Unvollkommenen als Unlust in ewigen Zirkeln hin und wieder sprach; das gehörte hier zu der Aufgabe des Literarhistorikers. Das prinzipiell Ästhetische führt uns weiter zurück, auf Bodmers und Breitingers Streit mit Gottsched. Der Hergang verlief sich bekanntlich neben den Hauptschriften in ermüdenden Einzelheiten und es will scheinen, daß die entscheidenden Punkte, obwohl Mörikofer natürlich nicht versäumt, sie herauszuheben, doch nicht ausdrücklich genug hervorspringen, zu sehr nur unter Änderm vorkommen.

Hier war für die Hervorziehung des roten Fadens eine bestimmte Stelle vorzubehalten, hier mußte dann auch in einer historischen Darstellung geradezu mit ästhetischer Kritik eingedrungen und zugleich dem halben Bewußtsein der tastenden Kämpfer unter die Arme gegriffen werden. Bodmer und Breitinger ahnen im Wunderbaren, das sie als ein wesentliches poetisches Motiv verfechten, die freie Erfindung der Phantasie; es müßte gesagt sein, daß man diese eigent-

lich recht wohl verfechten kann, auch getrennt von jenem, daß beide Begriffe den Zürichern noch in unkritischer Vermengung vorschweben; ein Poet kann ja geistvoller Erfinder sein ohne Erfindung irgend eines Wunders, und die moderne Zeit hat ihre kulturhistorischen Gründe, einen solchen vorzuziehen. Richtig erkennen Gottscheds Gegner die wahre Tätigkeit der Phantasie, wenn es die Ausführung des Erfundenen gilt, im Vergegenwärtigen, im Erzeugen eines Bildes für die innere Anschauung; sie nennen dies Malen, und hier sollte, scheint uns, aus Lessings epochemachender und grundgesetzlicher Kritik dieses Begriffs in Kürze das Nötigste herausgegriffen sein, um denselben zurechtzustellen; gelegentlich bemerken wir hier auch, daß Breitingers „Kritische Abhandlung über die Gleichnisse" zu leicht behandelt wird; gerade in dieser Schrift tritt jener Begriff der Vergegenwärtigung, Veranschaulichung in ein noch volleres Licht, hier taucht das Verständnis Homers auf — Homers, der für die Wiedergeburt unserer Poesie so unendlich wirksam werden sollte. Breitinger ahnt in ihm das ewige Muster reinen Schauens. Ungleich lebhafter und nachdrücklicher setzt Mörikofer die andere Seite des Verdienstes dieser Vorkämpfer ins Licht: daß sie die erniedrigte Würde der Phantasie, der Poesie wieder aufrichteten, indem sie vom Gedicht moralische Schönheit, nicht eigentlich lehrhaft, sondern als Ausfluß eines begeisterten Gemüts forderten; freilich auch darin waren sie, was Mörikofer nicht übersieht, noch unklar, indem sie diese Forderung, die auf den Inhalt geht, mit ihrem Formprinzip, dem Vergegenwärtigen, nicht zur rein ästhetischen Einheit zusammenbrachten. Eine gewisse Unsicherheit in ästhetischen Begriffen fiel uns allerdings auch an einer Stelle der Einleitung auf: dort sagt Mörikofer: der Roman könne in der Schweiz nicht aufkommen, weil „kein solider Schweizer es wagen dürfe, sich berufsmäßig mit phantastischen und erträumten literarischen Schöpfungen abzugeben," und darauf die Vorliebe für Geschichte, historisches Gemälde, Bilder aus dem Volksleben begründet. Muß denn etwas, um wahr zu sein und Geist der Wirklichkeit zu atmen, geschehen sein? Soll man Wunder erfinden dürfen, aber nicht Solches, was möglicherweise geschehn kann?

Von den direkt ästhetischen Fragen wenden wir uns zu einer allgemeineren, den Inhalt betreffenden Anforderung an den Geschichtschreiber der Literatur, welche wir mit dem Ausdruck bezeichnen: er

solle es nicht an der nötigen Perspektive fehlen lassen. Wir muten dem Geschichtschreiber nicht zu, daß er den Philosophen der Geschichte mache; allein wir glauben, er müsse an den rechten Stellen gewisse Erhöhungen klar und erkennbar anbringen, die der Leser mit ihm ersteigt, um aus der nächsten Umgebung den Blick zur Fernsicht und Rundschau zu erheben — Punkte, wo er die geistigen Hauptmächte, welche eine Zeit beherrschen, aus der Summe des Einzelnen frei, einleuchtend herausstellt, auf die Vergangenheit zurück-, auf die Folgezeit hinausweist. Der Streit gegen Gottsched war durch einige bündige Sätze einzuleiten über den Stand der deutschen Literatur unter seinem Regiment, sein Verdienst und die Notwendigkeit seiner Stürzung, über Satzung und Freiheit in der Poesie. Doch dies ist nur ein Einzelnes, dieser Kampf war nur Vorbote eines größeren, allgemeinen.

Der Verfasser hat es mit lauter Erscheinungen zu tun, welche jener großen Geisterströmung angehören, die man Aufklärung nennt, die wir auch als Herrschaft der Revolutionsidee bezeichnen können, wobei wir den Begriff der Revolution keineswegs auf die politische beschränken, in welcher diese Idee zur blutigen, zerstörenden Praxis wurde. Ihr gehören die Mystiker, gehört ein Lavater so gut an als die Gegner, die sie bekämpfen, die Verstandesleute, die Skeptiker, Materialisten, Rationalisten. Es genügt da durchaus nicht, daß man da und dort von seichter, leugnender Aufklärung und dann von ihrer Bekämpfung spricht; man muß die Losreißung des Geistes von der Autorität, womit er sich auf die eigenen Füße stellt und sich in seiner Freiheit, d. h. Unendlichkeit, erfaßt, als ein großes, weltumbildendes Prinzip voranstellen, das zunächst mit der Beschränkung der Subjektivität, der Willkür, der Abstraktion behaftet ist, das daher eine gegebene Welt zerschlägt, ohne noch eine wahre neue bauen zu können; man muß durchschauen, wie die scheinbaren Gegner dieser Abstraktion und ihrer negierenden Verständigkeit, die Männer, welche die fromme Bindung der Geister und unmittelbare, die Naturordnung magisch durchbrechende Seelengemeinschaft mit Gott, oder die Natur, das reine Ursprüngliche, Urzustand der Unschuld zum Losungswort machen, nicht minder willkürlich und gewaltsam sind, daß sie dem fahlen, seichten Scheine nicht das volle Sonnenlicht und die satte Farbe, sondern ein trübes, schwüles Dunkel gegenüberstellen; die

Mystik und Natursehnsucht ist nur die feurigere, blühendere, seelenvollere Schwester der bleicheren, hageren, schneidend verneinenden Frau, die man Aufklärung heißt. Lavater scheint bei dem Verfasser dadurch in Gunst zu stehen, daß er sich stets auf die Bibel beruft; allein darauf kommt es an, was er aus der Bibel unkritisch für sich herausnahm, das war ein phantastischer Wunderbegriff und darin ist er so subjektiv, so willkürlich als die ganze aufgeregte Zeit.

Alle miteinander sind Idealisten, Ideologen, aber frische, unverbrauchte, jugendliche Stürmer, von einer, zwar noch unverstandenen, großen Wahrheit trunken — Menschen, die in ihrem Schaffen hinter dem, was sie zu schaffen glaubten, unendlich zurückbleiben und doch ein Unendliches, eine neue Welt des Geistes und des Liebens schaffen, ungeheure pelasgische, zyklopische Grundsteine legen, auf denen wir heute noch fortbauen. Als einen der Züge, welche dieser neuen Gestalt des Bewußtseins eigen sind, nennen wir die Sentimentalität. Einmal motiviert Mörikofer den sentimentalen Ton ganz speziell aus gegebenen Verhältnissen (S. 269); die Sentimentalität war aber der allgemeine, notwendige Reflex der noch abstrakt gefaßten innern Unendlichkeit im Gefühl; gegen das, was der unendliche Geist herrlich, göttlich, sich selbst anstaunend in sich trägt, erscheint die wirkliche Welt gemein und roh, er projiziert daher seine Schönheitswelt in ein Jenseits, nach dem er sich nun hinübersehnt, und diese Sehnsucht, Wehmut, die bebende Träne pflegt er mit Andacht als Ausweis und Erkennungszeichen der „edleren Seelen". Dieser ganze Geisterzug der Zeit nun, hier empfindsam, dort stürmisch, zweifelnd, verneinend oder mystisch, war bestimmt, in Deutschland einer zunächst innerlichen, kritischen, poetischen, sittlichen Läuterung entgegenzugehen. Hierauf hätte an den Stellen hinausgewiesen werden sollen, wo es der Zusammenhang mit sich brachte: bei der Unklarheit der ästhetischen Begriffe auf Kant, Lessing, bei dem Humanitätsbegriff wieder auf diesen und auf Herder usw., alles natürlich kurz, aber mit festen Zügen und gerechter, als es bei Goethe geschieht.

Endlich ist noch ein Wort von der Beherrschung des Stoffs im Sinne der Einteilung zu sagen. Mörikofer gibt eigentlich eine Reihe von Biographien, angeordnet nach der zeitlichen Folge der Geburtsjahre, mit einziger Ausnahme Hallers, den er Bodmern voranstellt, obwohl er zehn Jahre nach diesem geboren ist und erst 1729 mit

seinen „Alpen" auftritt, während Bodmers folgereiche Tätigkeit 1721 mit den „Diskursen der Maler" beginnt. Es bietet sich so natürlich dar, den ernsten, würdevollen Mann als Zugführer hinzustellen, daß wir daran nicht rütteln wollen. Neben dem Chronologischen macht sich teilweise das Landsmännische (Stadt, Kanton) als anreihendes Moment geltend. Mit Kunst und Fleiß sind in die Biographien je die Mitstrebenden, die Freunde und Gegner des Mannes hineinverarbeitet, dem der Abschnitt gewidmet ist. Wir verkennen nun keineswegs, daß es zu mißlichen Wiederholungen geführt hätte, wenn statt der biographischen Aufreihung eine Einteilung nach Richtungen gewählt worden wäre; trennte man die Wissenschaft, die Kritik von der Dichtung: Haller und Bodmer sind auch Dichter; oder die Religion von beiden: Lavater ist neben dem Frommen, dem Geistlichen auch Physiognomiker und Dichter; die idealen Gebiete von den praktischen: alle diese Schweizer sind ja auch Männer des Wirkens; die Persönlichkeiten würden also zerschnitten und die Stücke unter verschiedene Rubriken auseinandergeworfen. Allein die Biographien hätten wenigstens mehr nach innern Gründen gruppiert werden können; es stellt sich eine Reihe von Männern doch heraus, welche ganz der Praxis angehören, sie waren zusammenzustellen; Hirzel z. B. durfte nicht zwischen Dichtern und Kritikern stehen, er gehörte mit Iselin, Pestalozzi als Philanthrop zu e i n e r Gruppe. Meyer von Knonau, Usteri, Salis hätten ganz gut zu Haller und Bodmer heraufgerückt werden können, so daß diejenigen zusammenstünden, die doch vorzugsweise der Literatur und Poesie angehören. Lavater der Poet, Mystiker und zugleich tätiger Philanthrop, stand dann an der rechten Stelle zwischen beiden Gruppen; Johannes v. Müller aber bildete naturgemäß den Schluß, da der Geschichtschreiber allen denen nachzufolgen hat, welche irgendwie Geschichte machen.

Wir haben nun mancherlei ausgestellt, und wir säumen nicht, den Tadel mit dem Lob wieder zusammenzufassen in dem Wort: das treffliche Buch trägt einen Charakter des U n g e l o c k e r t e n; das soll heißen einerseits: jedes Lockere im übeln Sinn ist ihm fremd, andererseits: es dürfte mehr Lockerung im guten Sinn zu verspüren sein; da bedeutet Lockerung: frei über dem Gegenstand schwebender, durchdringender, an das Allgemeine knüpfender philosophischer Gedanke, beherrschend, organisierend, auch die Sprache elastisch durch-

bildend. Allein wie schwer ist es, diese Kraft zu vereinigen mit der gediegenen, sachgetreuen, ernsten Objektivität des Historikers! Wieviel lieber muß uns der Mann sein, der inhaltsschwer ist mit einiger Schwerfälligkeit der Form, als der, welcher sich leicht bewegt, aber auch leichtsinnig wird gegen die Sache! So wünschen wir denn unserer Literatur herzlich Glück zu dem gewichtigen Werk; kein Literarhistoriker kann es entbehren, kein Liebhaber der Literatur wird es ohne das Behagen, womit wir von einem saftigen, kräftig derben Mahl mit nahrhaftem braunen Roggenbrot aufstehen, kein Schweizer ohne gehobenes Selbstgefühl im Rückblick auf jene schöne Zeit aus der Hand legen. Einer der geschilderten Männer, Iselin, eifert in seinen „Philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes" 1755 gegen die „Handelschaft", gegen die steigende Herrschaft dessen, was wir jetzt materielle Interessen nennen. Es wäre abgeschmackt, den Wert der Industrie, die kulturhistorische Bedeutung des Handels und großen Geschäfts, die Bedeutung des Wohlstands, der aus Gewerbfleiß und kaufmännischer Vieltätigkeit erwächst, idealistisch zu verkennen; aber daß es nicht gut ist, wenn diese Richtung die geistigen Interessen überflutet, darüber bedarf es auch keines Worts, und wahr ist es, daß, wer dieses statistische Buch gelesen, mit Wehmut sich sagen muß: wie eine ganz andere Luft, bei aller altmodischen Steife, muß doch damals in den Schweizerstädten geweht haben, als Phantasie, Humor, Geist, Debatte über Kunst und Dichtung und Religionsfragen frisch und jugendlich die Gemüter beschäftigten, als der bewegliche Bodmer unter den Bäumen der Platzpromenade von Zürich mit einem Kreise von Freunden und blühenden Mädchen wandelte und Literatur plauderte, Geßner an den Ufern der Sihl träumte, Lavater mit den leuchtenden Augen und feinen Lippen in die helvetische Gesellschaft trat und muntere Kehlen seine Schweizerlieder anstimmten! Mag auch das eine Frucht des willkommenen Buches sein, daß es in seiner Heimat die Geister, die dem Idealen zugewendet sind, aneifert, kompakter, geschlossener neben der Welt der Aktien, „Papiere" und Maschinen sich geltend zu machen, einmal wieder als Legion aufzutreten wie damals.

Und noch etwas haben wir auf dem Herzen: daß es in seinem Teil mitwirken möge, die politische Trennung der Schweiz von Deutschland wenigstens durch geistige Bande breiter und breiter zu

überbrücken! Wer kann das Bild jener fruchtbringenden Wechselwirkung, das Mörikofer vor uns ausbreitet, anschauen, ohne sich im Innersten zu sagen, daß wir eines Volkes Glieder sind! Die Schweizer sind und bleiben Deutsche, Deutsche sind der Kern der Eidgenossenschaft; ein Schweizer, der über Deutschland spottet, spottet über sich selbst. Darum, weil uns im Großen politisch noch nicht gelungen ist, was ihnen im Kleinen gelang, sind wir nicht zweierlei Nationen geworden. Es gibt ja bei uns zu beklagen und zu verspotten genug, ja wohl, wir klagen und spotten selbst; wir können es, wir dürfen es, weil wir in unserm Kern die unversehrte Kraft wissen, uns eines Tags stark und groß hinzustellen unter die Völker; nur so wie wir selbst auf unsere Zerfahrenheit zürnen, so wie man mit Grimm und Humor auf sich selber schilt, schelte ein Schweizer mit uns; aber auch kein Deutscher soll im Bewußtsein der verbreiteteren Bildung und der größern Macht, die wir selbst in der Zerrissenheit unserer Teile haben, auf die Schweiz und ihre manchen Blößen, die sie freilich im Urteil über Deutschland nur zu leicht vergißt, heruntersehen; wandelt ihn die Lust an: er denke nur wenigstens der Zeiten, die uns hier geschildert sind, und erinnere sich, was auch wir geistig der Schweiz verdanken; doch nicht allein das — er erinnere sich: es ist Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut, und eigentlich gehören wir zusammen.

(Augsb. Allgem. Zeitung, Beilage, 1861.)

Oberschwäbische Zeitbilder.

Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben

in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Akten und mündlicher Überlieferung dargestellt von Dr. M. P. Mit 6 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Joh. Baptist Pflugs. Stuttgart. Verlag von Albert Koch 1866.

Ein Stück deutscher Brigantaggio, freilich nicht mehr vom großen Schlage; da ist kein bayerischer Hiesel, Konstanzer Hans, kein Hannikel, kein Schinderhannes mehr, es ist flacherer Nachwuchs, es sind keine Wölfe, Tiger, noch gar Löwen, es sind nur Marder. Der lange Krieg hatte das Fortleben des Gezüchtes begünstigt, die Teurung das Ihrige beigetragen, die nahen Grenzen von sechs Ländern (Schweiz, Österreich, Bayern, Württemberg, Sigmaringen, Baden) boten in jener Südwestecke Deutschlands den willkommenen Wechsel des Schlupfwinkels, die spärliche Bevölkerung, die großen Wälder, die vielen einsamen Höfe (Einöden) erleichterten das Handwerk, indem sie gegenseitige Hilfe der Überfallenen und Bedrohten, Nachforschung, Verfolgung erschwerten, und was zur Erklärung noch fehlt, das findet sich in der Unzulänglichkeit und Schwäche der Polizei, die namentlich eine wahre Fertigkeit darin zeigt, gefangene Gauner wieder entspringen zu lassen. — Anfangs will das Buch fast ermüdend dünken. Die drei Banden, deren kurzes Räuberleben beschrieben wird, deren Mitglieder zum Teil von der einen zur andern übergehen, sind sich darin gleich, daß sie den Mord vermeiden, freilich weniger aus Zahmheit als aus Vorsicht. Diebstahl folgt auf Diebstahl, stets in der Form des Einbruchs, mit blutwenig Wechsel der Methode und der Umstände. Straßenraub ist Ausnahme; es kommen nur zwei Fälle vor. Man fragt sich, ob diese sozialen Trichinen solcher verweilender, mikroskopischer Untersuchung wert seien. Humor wenig; einmal gibt es zu lachen, weil ein gestohlener Ochs in Stiefeln bei der Bande eingebracht wird, die ihm zur Verbergung der Spur angezogen sind; ergötzlich ist mitten unter den Söhnen der rohen Natur ein Wirt, der im gerichtlichen Verhör auf durchaus affektierte Weise den Heuchler macht; es ist der Wirt der Gaunerher-

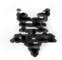
berge: Storchenhäusle, wo die dritte Bande schließlich gefangen wurde; er beteuert die Wahrheit seiner Lügen mit den Worten: „Wenn ich heut' sterbe, bin ich ruhig, und nicht ein Zoll breit soll an meiner Seligkeit mankieren“, und nach Vorlesung des Protokolls sagt er: „Mich freut nur das Protokoll, das ist mir lieber als 100 fl.; es ist scharmant abgefaßt, ganz so, wie ich gesprochen hab'“. — Liest man aber weiter in das gewissenhafte, gründliche Buch hinein, so fühlt man mehr und mehr Interesse und begreift, daß Auslassen schwierig war, wenn einmal auf durchaus historischem Weg ein Gesamtbild gegeben werden sollte. Die Räuberexistenz wird anschaulich, was man sich nur ungenau vorgestellt, wird überzeugend klar. Wie ist es dem Menschen zumute, der sich aus der Menschenwelt ausgestoßen hat, und wie besteht er? Wie lebt die Gesellschaft außer der Gesellschaft? Da muß also z. B. jeder Bissen und Schluck gestohlen, geraubt werden, denn ein Haben, ein ordentliches Kaufenkönnen gibt es ja nicht. Hunger und Durst befiehlt in kurzen Fristen: „man muß wieder etwas holen“, wie es in der euphemistischen Sprache heißt; man muß in ein Bauernhaus „hineingehen“. Einmal ist zum Schmause der geraubten Lebensmittel das Salz vergessen, es muß noch einmal eingebrochen werden, um es zu bekommen. Die Kleider gehen drauf, man „kommt von der Montierung“; sie müssen geraubt werden; die Waffen selbst, um den Bürger zu bedrohen, werden dem Bürger entwendet, entrissen. Die Wohnung ist der Wald, Einkehr in die Diebsherbergen kurz, gefahrvoll; ewiges Wandern, eine bange Hetze das ganze Leben. „Wenn ich wieder los werde,“ sagt der Bregenzer Seppel vor Gericht, „stehle ich gewiß nimmer; das ist ein elendes Leben, man hat nie Ruhe; wenn nur ein Blatt am Baume zittert, meint man, es komme etwas.“ Man kann sich des Mitleids trotz allem Abscheu nicht erwehren, um so weniger, da man von den Einzelnen erfährt, welche Verwahrlosung ihrer Jugend sie in den Pfad des Verbrechens geführt; zu den Ausnahmen gehört der Fall des „einäugigen Fidele“, der das Maurerhandwerk gelernt, aber wieder aufgegeben hat, weil es ihm zu „dreckig“ war. — Gibt es auch Romantik? Hat Rinaldini auch seine Rosa? Ja, er hat sie, muß sie haben schon darum, weil ihm sonst niemand kocht (namentlich „Knöpflen“), näht und wäscht. Einzelne Beschreibungen geben immerhin etwas für die Phantasie. Da ist Seppels Geliebte, „des

Siebers Resel", ein „hochgewachsenes Weib von 26 Jahren mit frechen braunen Augen und einer Fülle blonden Haars, das in dicken Locken über die Stirne hereinhieng". Doch meist sieht es minder poetisch aus; Kreszenz, Agnes, Agathe gehören einer Familie an, die den stehenden Namen „die dreckete Partie" führt. Auch „Salznase" lautet nicht sehr anmutig. Flotter ist die „Günzburger Sephe" mit den rabenschwarzen Locken, Meisterin in Verschmitztheit, Beredtsamkeit, Kartenschlagen, Lüge, doch treue Genossin des Hauptes der zweiten Bande, des „schwarzen Veri", dessen jähen Tod sie rührend beklagt. Man ist nach Kräften galant, solang es keine Händel gibt. Gewöhnlich werden den Weibern die Einbrüche verschwiegen, obwohl sie natürlich wohl wissen, woher die Beute kommt; doch ausnahmsweise müssen sie als Trägerinnen mitwirken; einmal auf rascher Flucht wird eine Schöne empfindlich, weil man sie allein durch Sumpf waten läßt, während man einer andern die Hand bietet, sie verläßt die Bande. Liebesgaben: Uhren, Schmuck, Geld liefert natürlich der Raub. Höchste Blüte des Räuberglücks sind die Freudentage im Wirtshaus zu Michelwinnenden nach reicher Beute: großartiger Räuberball, worauf das stärkste, wildeste, gefürchtetste Mitglied der betreffenden (dritten) Bande, der „Käferen-Hannes" als Löwe glänzt; die Andern pflegen ihn „Herr Johannes" zu nennen. Nicht der kleinste Spaß in dieser kurzen späten Jubelzeit ist, daß die „Walburg" und eben der Herr Johannes bei dem übertölpelten Schultheiß des Orts zu Gast sitzen und sein geräuchertes Schweinefleisch und Sauerkraut sich schmecken lassen. Bald nachher aber gibt es im Wald eine wütende Eifersuchtsszene, da der Käferen-Hannes einen alten Schatz, die „Veron" (Veronika) am Arme des „Fidele" sieht. Er droht wütend Mord und Totschlag, läßt sich jedoch durch andere Weiber so ganz besänftigen, daß er, wie später die „Marien-Urschel" vor Gericht bezeugt, „Reden gibt, man hätte sie essen können, so gut". Im Verhör und im Gefängnis fand der Untersuchungskommissär die Weiber hartnäckiger, böser und gegen Rührung verschlossener als die Männer. Zu den schlimmsten und frechsten zählte hier: „das Ottilie", die Geliebte Mauchers, des „Bometshauser Schneiderle". — Doch das Interesse wächst noch in anderem, ernsterem Sinn. Die Räuber werden frecher und frecher, die Einbrüche verwegener, die Mißhandlungen, Todesdrohungen, wodurch sie von schwachen Weibern, doch auch von

überraschten Männern Beute erpressen, wilder, schrecklicher; ein altes Weib stirbt, ein Mädchen wird wahnsinnig infolge des erlittenen Grauens. Matte Lichter von ein bißchen Edelmut, Mitgefühl, Reue dringen durch das Dunkel der Barbarengemüter. Der menschlichste ist eigentlich der genannte schwarze Veri und höchst naiv, was ein Zeuge als Äußerung seiner Humanität meldet S. 56: „Der Veri war der bravste Mensch. Er war so kurzweilig, man hat müssen lachen. Er hat, wenn er so im Wirtshause saß, oft sagen können, er tu' den Bauern nichts, wenn er ihnen auch manchmal ein Stück Fleisch nehme. Er bleib' deswegen doch ein Bauer. Er müsse eben auch wieder etwas zu leben haben. Er hat wohl auch von Einbrüchen geredet, die sie begangen haben, aber mordieren, hat er gesagt, tu' ich keinen; nur wenn ich kann in ein Kamin kommen (wo die Bauern ihr Rauchfleisch haben), da geht's an." Allein Notwehr führt nun auch zu Blutvergießen, von einer Räuberschildwache wird ein Vorübergehender niedergeschossen. Der Nerv der Erzählung spannt sich höher und höher, mit der Frechheit, mit der Größe der Beute wächst die Angst vor der sich sammelnden Macht der mißhandelten Gesellschaft, über die Lichtungen der Wälder wird selbst bei Nacht nur im Sprunge gesetzt. Nun folgt die Wendung, Recht und Gesetz treten in Kraft. Die Gefangennehmung der Häupter der zweiten Bande gewinnt dramatische Farbe durch die Tapferkeit eines Forstpraktikanten Langen, der ganz allein sich ans Werk macht und, als die Hilfe anlangt, schon das Beste getan hat. Kurz darauf wird durch Streifmannschaft und Militär die dritte aufgehoben, vereinzelte Gauner werden überdies in großer Anzahl da und dort aufgegriffen und die unzureichenden Gefängnisse der Stadt Biberach sind in kurzem von 73 Verbrechern und Verbrecherinnen überfüllt. Wie ein banger Traum liegt es nun auf der Stadt; die Bewachungsmannschaft ist unzulänglich; dunkle Gerüchte drohen Brandstiftungen zur Befreiung der Gefangenen; wildes Singen, wüstes Geschrei, Pfeifen, seltsame Laute, Zeichen, wodurch sie sich über ihre Aussagen im Verhör von Turm zu Turm ins Einvernehmen setzen, durchtönen wie dämonische Geisterstimmen die Luft über den friedlichen Straßen. Eines Tages fährt in diese Gewitterschwüle ein wirkliches Gewitter. Im hohen, runden „Siechenturm" unterhält sich der schwarze Veri durch seine Gitter mit den gefangenen Weibern im höheren Stock und ruft: „wenn doch der Blitz auch ein-

mal in das verfluchte Loch hier schlüge!“ Gleich darauf fällt ein furchtbarer Donnerschlag, der Blitz ist in den Turm, durch alle seine Stockwerke gefahren. Man dringt ein, findet Ziegel, Mauerteile zerrissen, im vierten, im dritten Stock keinen Gefangenen beschädigt, Veris Zelle aber im zweiten mit Rauch, Schwefelqualm dicht erfüllt und den Bewohner mit versengter rechter Seite und Brust, brennendem Hemde tot auf seiner Pritsche. Der Blitz hatte das Ende seiner in die Mauer eingelassenen Kette ergriffen und war an ihr fortgelaufen. — Gustav Schwab hat sich durch den blendenden Schein des grellen Ereignisses verführen lassen, die frommen Schlüsse, die er täuschend nahelegt, in einer Ballade voll harter Verse auszusprechen. Die Vorsehung wird sich wohl nicht bemüßigt finden, dem Henker seine Arbeit abzunehmen. Man sollte darauf verzichten, Zufälle zu besingen, die den Zweck zu enthalten scheinen, Böse zu richten, Gute zu retten oder Beides auf einmal. Der Dichter soll nicht den Verstand zu schweren Bedenken herausreizen, ihm nicht die Frage brennend nahelegen, warum in unzähligen Fällen die Verbrecher straflos ausgehen, die Guten elend untergehen. Aristoteles erwähnt den Fall, wie die Bildsäule eines gewissen Mithys in dem Moment umfiel, wo der Urheber seines Todes sie betrachtete, und diesen Schuldigen erschlug; und er empfiehlt Fabeln dieser Art dem tragischen Dichter. Er hat Unrecht aus dem genannten Grunde. Und ebendaraus ergibt sich, daß Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“, so glänzende Bilder die Ballade auch enthält, als unpoetisch im Hauptgedanken erscheinen muß. — Man wird keine Einwendung gegen diese Sätze daraus entnehmen, daß jener Blitzschlag zu Biberach in dumpfer Verbrecherseele plötzliche Gewissensbisse weckte: einer der Mitgefangenen verlangte schwerere Ketten, ein dunkles Gefängnis, am liebsten das, worin Veri erschlagen worden. Die Andern erschreckt das Ereignis ohne nachhaltige Wirkung, Einigen gelingen noch Ausbrüche trotz Ketten, Mauern, Gittern; der „Schleiferstoni“ sagt zum Richter: „Gewissen? Mein Gewissen ist wie ein Zehentstadel, der hinten und vorn ein Loch hat.“ Die sämtlichen Verbrecher erreicht dann die Strafe. Mehrere starben bald an der Schwindsucht, Folge des Waldlebens in Wind und Wetter. Von Maler Pflug, dessen lebendigen Erzählungen der Verfasser Anregung und einen großen Teil des Stoffs verdankt, existieren mehrere Bilder, auch ganze Gruppen und Szenen darstellend, wovon

das Buch nur einige Porträtfiguren gibt. Dasselbe stellt sich als weiterer Beitrag neben das Werk von Avé-Lallemant: Das deutsche Gaunertum. Es wird gewiß nicht nur dem Juristen interessant sein. Die herbe Speise ist nicht ohne Nahrung. Selbst Schiller äußerte noch kurz vor seinem Tode, daß er in leeren Stunden gern Räubergeschichten lese. (Schwäbischer Merkur 1866.)



Zusatz.

Der Grund, warum ich diese kleine Arbeit zum Wiederabdruck bestimmt habe, ist einfach: weil ich glaube, daß sie ein Bild gibt. — Zugleich bin ich der angezeigten Schrift einen Nachtrag schuldig, der seine Stelle finden wird, wenn im Folgenden das Wirken des Reichsgrafen Schenk zur Sprache kommt.

Es haben aber die Zustände, welche hier geschildert sind, später eine erweiterte Darstellung erfahren durch Jul. Ernst Günthert: „Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts.“ 1874; „Zweite Reihe“ 1877. (Nördlingen. Becksche Buchhandlung.) Der Schwabe ist derselbe Maler Pflug, dessen Aufzeichnungen und Gespräche die Quelle der älteren Schrift von Dr. M. P. (Planck) gewesen sind. Daneben hat Günthert noch Chroniken, Archivakten, namentlich die Aufzeichnungen eines Konrektors Krais von Biberach benützt, der zum Teil selbst der städtischen Chronik folgt, zum Teil treulich berichtet, was er erlebt hat. Beiden Verfassern, Planck und Günthert, kommt es zugute, daß sie doch hauptsächlich aus der mündlichen Mitteilung des wackeren, liebenswürdigen Biberacher Künstlers schöpfen. Der hat weit mehr selbst erlebt als der Chronist, und so trägt auch die Wiedergabe den Stempel des lebendig Vernommenen. Pflug ist außerhalb Schwabens wenig bekannt; das zweite der Hefte von Günthert charakterisiert ihn näher und zählt seine Bilder auf. Pflug ist weder mit der Farbe, noch mit der Zeichnung fertig geworden, Umstände und Ereignisse rissen ihn zu bald aus der Schule.

Doch weiß man, daß eine gewisse Unbehilflichkeit, Trockenheit der Form und Seichtheit der Farbe überhaupt das Gepräge unserer Malerei in den ersten Jahrzehnten (Pflugs Studienjahre zu München fallen in das erste) des Jahrhunderts bildet; er ist in dieser Unreife also zugleich als Kind seiner Zeit stehengeblieben. Allein durch das unvollkommene Können leuchtet dennoch mit solcher Frische eine Künstlernatur hervor, daß man leicht und gern suppliert, was fehlt. Diese Bilder sind naiv, und das ist doch nicht wenig gesagt —, meist glücklich im Motiv, fest in der Charakteristik, bald streng ernst oder heiter humoristisch, bald rührend gemütlich in der Auffassung, klar durch zweckmäßige Komposition bei einfachen Stoffen. Die Zeit hatte über die Mängel in der Durchführung ja überhaupt noch sehr wenig Kritik, vollzog daher das nötige Supplieren unbewußt, so wurde er der Liebling Schwabens und galt für einen Maler erster Bedeutung, einen schwäbischen Teniers, Ostade oder Brouwer. Er ist ganz Oberschwabe und man meint den härteren, breiteren, aber auch volleren, saftigeren, am Altdeutschen gemessen reineren Dialekt unseres alemannischen Oberlands aus seinen Bildern herauszuhören. Ich habe ihn nicht gekannt, sein Wesen muß einen herzgewinnenden Eindruck von Bravheit und Frische gemacht haben. Als sein Biberach, bis dahin freie Reichsstadt, 1803 württembergisch wurde, und zwar unter dem Kurfürsten, dann König Friedrich, bekam es zu fühlen, was es bedeute, einem zusammenregierten Land anheimzufallen; Pflug verspottet nicht ungern das untertänige Schreiberland und stellt ihm die unbefangene, mit dem alten Adel frei verkehrende altbürgerliche oberschwäbische Heiterkeit entgegen. — Er ist Volksmaler, Soldatenmaler und Räubermaler. Das letztere Feld bringt uns auf unser nächstes Thema zurück.

Die Landplage des Gauner- und Räuberwesens ist es denn, welche in den Heften Güntherts in vielfältig bereichertem Bilde vorübergeht. Auch die Bande des schwarzen Veri tritt wieder auf, sein Ende in Biberach findet sich noch etwas ausführlicher erzählt. Aber da tauchen noch andere Gestalten auf, als Gauner, die nur ausnahmsweise zu Mördern werden; nicht Marder nur, Wölfe, Bären, Tiger. Der Schrecken der Verbrecher, einst in aller Schwaben Munde, Oberamtmann Schäffer von Sulz, führt den gefangenen Hannikel nebst seiner Bande aus Graubünden her und macht über Mittag Halt in

Biberach. Das Wild war ihm in Chur, wo er mit seiner Beute sehr ehrenvoll empfangen worden war und der Kriminalpräsident auf dem Rathaus eine „flozlange“ (— berichtete Schäffer —) Rede über die verdienstvolle Tat gehalten hatte, noch einmal entwischt und dann nach schwerem Raufkampf wieder eingefangen worden. Von Augenzeugen weiß Pflug über den bayrischen Hiesel (eigentlich zu schreiben Hiasel, von Matthias) und seine Kühnheit, seine blutige Gegenwehr bei der Gefangennehmung zu berichten. Außerdem zieht sich ein breiter Faden von Gauner- und Räuberabenteuern durch das ganze hier gegebene Zeitbild; dieser Faden flicht sich am Schluß um einen Mittelpunkt, ein höchst merkwürdiges Charakterbild. Es ist der „Malefizschenk“, wie ganz Oberdeutschland ihn nannte, Franz Ludwig Schenk, Reichsgraf von Kastell usw., seßhaft zu Oberdischingen an der Donau. Seine Leidenschaft war die Verfolgung des Gauner- und Räubertums. Er organisierte sein eigenes Kriminaljustizinstitut, zugleich Zucht- und Korrektionshaus, schloß mit den Nachbarn Verträge über gemeinsames Fahnden und Ablieferung von Verbrechern an seine Anstalt; diese, die „Fronfeste“ war stets gefüllt; prompt, aber gesetzlich wurden die Prozesse geführt, die Schuldigen zu Gefängnis oder Tod verurteilt. Günthert beschreibt aktengemäß einen Gerichtstag, wo zwölf Züchtlinge auf den Pranger gestellt, vier schwerere Verbrecher hingerichtet wurden. Er gibt das Tagebuch des Scharfrichters, eine lange Liste von Gebrandmarkten, Gestäupten, Gehängten, Geköpften. Von Einzelnen dieser Plagegeister der Gesellschaft, ihren Diebstählen, Raub- und Mordtaten wird Näheres erzählt; sie werden nach den Namen benannt, die sie in ihrer edlen Gesellschaft trugen, — eine hübsche Auswahl von „Kosenamen“: da ist der Buckelte, der Butzenjörgle, der Schinderstephan, der Wannen-Michel, der krummaulet Marte, der Franzosenhannes, der Wälderliselhannes, der Pfalzerjörgle, der rotzig Toni, unter den Weibern eine der schlimmsten, die den Grafen selbst frech bestohlen, die schwarze Lisel. Man darf die blutige Tätigkeit des Grafen nicht sentimental betrachten. Der damalige Zustand ist schon in unserem obigen Artikel geschildert: allgemeine Unsicherheit aus den genannten Ursachen. Der schneidige Mann mit seinem energisch beschränkten Lebenszweck, seinem Kriminalpathos, er steht mit Geißel und Schwert in der Hand als Wohltäter der von dieser Schmarotzerpflanze umschlungenen

Menschheit, ja als eine Art Theseus im Kleinen da, der die Lande von Blutmenschen und Ungeheuern säubert. Sein Walten verlangte Mut und nicht wenig. Tödlich gehaßt von dem Gesindel schwebte er in beständiger Todesgefahr; der rote Hahn wurde ihm auf sein Schloß gesetzt, es brannte ab, und er wohnte von da an im Zuchthaus selbst. Und der grimme, furchtlose Mann war auch menschlich gut. Er verkehrte mit seinen Sträflingen, trug Sorge für Reinlichkeit und Gesundheit, prüfte, wer noch besserungsfähig sei, suchte sie für die Gesellschaft zu retten, ließ verwahrloste eingefangene Kinder unterrichten, zur Religion anhalten, Kinder von Hingerichteten auf seine Kosten erziehen, ein Handwerk lernen, pardonnierte manche zum Tod Verurteilte, ernährte sie in seinem Zuchthaus, das neben den Beisteuern der Nachbarterritorien zu nicht kleinem Teil auf seine Kosten lief, und tat das Mögliche, in den Verwilderten den Menschen zu wecken*).

Das wohlverdiente „Institut" mußte der neuen Zeit weichen, welche Souveränetätsrechte in kleinen Sphären nicht duldete; es wurde 1808 durch die Krone Württemberg aufgehoben; „die um sich greifenden höheren Mächte" schreibt der Reichsgraf. An sich schon hart genug für den rechtseifrigen Grafen; aber es geschah überdies unter höchst ungerechtem Vorwand, der Mann mußte zum schweren Abschied

*) Hier tritt ergänzend ein späterer Aufsatz von M. Planck ein: „Konventionen zwischen dem Reichsgrafen Schenk von Kastell und der Reichsstadt Dinkelsbühl, sowie den Kantonen Schwyz und Appenzell-Außer-Rhoden in betreff der Ablieferung von Verbrechern in das gräfliche Zucht- und Arbeitshaus in Oberdischingen." Vierteljahrshefte für württembergische Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 1878 Heft III. Der Verfasser gibt Aktenstücke aus dem Archive von Oberdischingen, das auch Günthert benützt hat: amtliche Schreiben der Behörden, Briefe des Grafen und seines Beauftragten an ihn. Man sieht, wie geschäftsmäßig geregelt hier alles zugieng, man erkennt aus der Bereitwilligkeit der deutschen Stände des Schwäbischen Kreises und der Schweizer-Kantone (auch Zürich tritt bei), welche Wohltat die energische Tätigkeit des Grafen für die Nachbarn war, man findet, daß in diesem Manne Gewandtheit und Klugheit mit der Kraft vereinigt war ohne Schaden seines Edelsinns, denn natürlich nicht alle Kosten der Unterhaltung seiner Anstalt wurden durch die Beiträge gedeckt, die er stipuliert und die ihm nach etlicher Verhandlung bewilligt werden, und ebenso bestätigt sich des Näheren, was in unserem Text über seine Menschlichkeit gesagt ist.

von seinem Lebensinhalt noch eine bittere Kränkung mit auf den Weg nehmen, und dadurch bekommt der Hergang etwas Tragisches. Schreiende Ungerechtigkeiten, Unordnungen, Willkürlichkeiten, Verzögerungen wurden dem in Wahrheit ganz normalen Rechtsverfahren seiner Anstalt in einem Königlichen Reskripte vorgeworfen, er verteidigte sich mannhaft, wurde aber schließlich dennoch in die Kosten der eingeleiteten Untersuchung verurteilt, in welcher man selbst seine Züchtlinge als Kläger gegen ihn vorrief.

Dies ist nun aber nur ein Teil des Inhalts der zwei Hefte von Günthert. Die Kriegsstürme der hochbewegten Zeit gehen an Pflugs Vaterstadt vorüber, und gar nicht bloß als Schauspiel, sie wird hart gestreift, empfindlich getroffen. Im Jahr 1796 ziehen zuerst die fliehenden „Condéer" an ihren Mauern vorbei, deren Tore ihnen versperrt werden. Bald folgen vom Rheine her die siegreichen Republikaner, die Soldaten der Freiheit, zerlumpt, mit Beutestücken bepackt, räuberisch brutal; zwischen Feldzeugmeister Latour und Moreau kommt es zum Treffen bei Biberach. Im Jahr 1799 zieht Erzherzog Karl nahe vorüber, seinem Siege bei Ostrach entgegen: „Der Prinz Karle kommt" heißt es, die Bürger eilen hinaus, ihn zu sehen: „Er ist grad e Manle, wie der alt Grotzer" (— Grotzer ein Biberacher mit ähnlicher Habichtsnase und Unterlippe —) ruft einer. Pflug hat den Erzherzog gemalt, wie er in einem Bauernhause bei Ottenswang Kriegsrat hält. Im Frühling 1800 kommt es zwischen Kray und S. Cyr ganz unmittelbar an der Stadt zum Treffen, der Kampf wälzt sich in die Stadt hinein, in den Straßen wird heftig gefochten; die Österreicher sammeln sich zuletzt auf einer Höhe gegenüber, und ihre Artillerie meint so viel Zeit übrig zu haben, daß sie mitunter nach Häusern der Stadt zielen könne, wo französisch republikanisch gesinnte Bürger wohnen: „So, jetzt schickt's wieder ein paar Kugeln dem patriotischen Apotheker zum Gruß!" befiehlt der Kommandant einer Batterie; aber das französische Grenadierbajonett stürmt die Höhe und entreißt sie ihnen. — Der Kampf um Ulm mit dem schmählichen Ende, der Kapitulation des General Mack, wettert nahe genug bei Biberach, die Nachbarschaft hat unter dem Haß der in Eilmärschen hinrückenden Franzosen auf alles Österreichische nicht wenig zu leiden, und nicht die letzten sind dabei die Klöster. Pflug kann das Einzelne berichten fast wie ein Augenzeuge; das Ringen um Elchingen, das

dem Marschall Ney seinen Namen gegeben, wird lebendiges Bild. Nach der Übergabe wird Biberach vom Ulmer Magistrat ersucht, Lebensmittel für die von Freund und Feind schrecklich überfüllte Stadt zu senden. Pflug selbst verfügt sich mit einem Proviantwagen dahin, sieht mit Augen das Elend der verratenen, entehrten, hungernden österreichischen Soldaten inmitten der Sieger und sieht, obwohl wegen des Gedrängs nur von ferne, Napoleon auf dem Kienlesberg, wo er die österreichische Besatzung defilieren und die Waffen strecken ließ; mit stillen Flüchen ihren Führer verwünschend, der sie hingeopfert, gebückten Hauptes schleppen die Armen sich am Triumphator vorüber und legen die Gewehre nieder — wer sie nicht im Grimm schon in die Gräben geworfen hat. — Ich erwähne noch das Jahr 1809, die Nähe des Tiroleraufstands, der sich ja nach Vorarlberg erstreckte, also Biberach nahe genug berührte, dann den Durchmarsch der Württemberger, die gegen Österreich zogen, um bei Abelsberg, Eßling, Aspern unrühmlichen Ruhm mit Napoleon zu erfechten. Es genügt, auch hier zu sagen, daß das aus der politischen Geschichte Bekannte, ebenso wie das Kulturgeschichtliche den Reiz des Gesehenen erhält und daß der Sehende mit dem Auge des Malers sieht. Der „Rotmantel" (Szerezaner) mit Messer und Pistolen im Gürtel, der Schrecken der Einwohner, wo er erschien, der ungarische Husar, der Ulane, der reguläre Tiroler Jäger wie der Scharfschütz in der Juppe, der Kosak und der rotjackige Tartar aus dem Ural (Russen in Biberach nach der Schlacht bei Zürich im Jahre 1799), der geschmückte, ordonnanzmäßige Franzose des kaiserlichen wie der verlotterte des republikanischen Heeres — Kaisergarde und „Löffelgarde", — all das Kriegsvolk tritt in hellen Farben auf die Bühne und kreuzt sich gemütlich, komisch oder roh und wild mit dem friedlichen Bürger. Auch das alte Reichskontingent fehlt nicht. Biberach hatte zum schwäbischen Kreis eine Kompanie (175 Mann stark) zu stellen, Nördlingen hatte dazu den Hauptmann zu ernennen. Im Jahr 1793 marschiert diese Abteilung aus, dem Rheine zu, nicht lächerliche Figuren, sondern wohl ausgerüstete stattliche Leute, von weinenden Angehörigen eine Strecke weit geleitet: man letzt sich noch, ja man tanzt in einem Wirtshaus vor der Stadt, dann folgt der schwere Abschied. Im Jahr 1796 kommt das ganze Korps der schwäbischen Kreistruppen vom Rhein zurück und schlägt ein Lager bei Biberach; ein heiteres Lager-

bild tut sich auf, man belustigt sich mit den besuchenden Bürgern. Aber was geschieht? Das Lager wird von österreichischen Truppen umzingelt und das Kontingent entwaffnet. Erzherzog Karl hatte den Befehl gegeben, „weil das Kreisdirektorium mit den Franzosen voreilig Frieden geschlossen habe.“ Man traute diesen Schwaben nicht, befürchtete Neigung zu Frankreich. Fluchend mußten sie gehorchen; sie hatten doch am Rheine redlich und rühmlich an der Seite der Österreicher gefochten. Ein Dragonerrittmeister (von Falkenstein) duckte sich nicht, er jagte in die Stadt, um bei dem österreichischen Kommandanten Einspruch zu erheben, das österreichische Militär versperrte ihm den Weg, da spornte er sein Pferd, daß es mit einem ungeheuern Sprung über einen Brunnen setzte, gelangte zum Kommandanten, trug seine Einrede vor, aber vergeblich. Hierauf sprengt er zurück, läßt schnell zum Abmarsch blasen und führt seine Schwadron fort, aber nicht in die Hände der Österreicher, sondern heimwärts dem rechtmäßigen Herrn zu.

Nicht minder frisch lebt das Bild entschwundenen Bürgertums wieder auf. Es ist vor Allem die alte Reichsstadt mit ihren ehrenfesten und derbheiteren alten Sitten, Ordnungen und Bräuchen, ihren Kirchen- und Schützenfesten, ihren Schwörtagen, wo beim Schwure jeder Bürger seine Waffe als wehrtüchtiges Glied der Gemeinde vorzeigen muß. Die Gegend war reich an Klöstern, Pflug behagte sich in ihrer Schilderung; das katholische Wesen hat noch die plastische Fülle des Mittelalters; Kapuziner und Nonnen, beleibte Prälaten, Flagellanten, Büßer in härenen Kutten, Prozessionen, Umzug holzgeschnitzter, bemalter oder reich bekleideter Bilder auf geschmückten Wagen, „Blutritt“, Wallfahrten: kurz ein volles Bild guten alten Heidentums, alles gegenständlich mit ruhigem Humor erzählt. In diese gediegene Masse hinein hat sich längst die Reformation geschoben, Biberach ist paritätisch, sorgt für seine Schulen; auf protestantischem Boden schlagen die Ideen der modernen Zeit Wurzel, mit ihnen die Illusionen der französischen Revolution, und bewegtes Parteileben rüttelt die Gemüter; so erfreut man sich des Bildes der „guten alten Zeit“, ohne entfernt für Stagnation gestimmt zu werden. Das Moderne im nivellierenden Sinn dringt ein mit dem oben schon erwähnten Ende der Reichsstadt, der Einverleibung in Württemberg, 1803 noch Kurfürstentum, bald darauf Königreich.

Fragt man, wie es dem Nacherzähler gelungen sei, den Erzähler wiederzugeben, so liegt die Antwort bereits im Gesagten. Der Verfasser hat wohlgetan, nicht nach strenger Disposition zu ordnen, sondern dem ungezwungenen Gange mündlicher Mitteilung und schriftlicher Tagebuchaufzeichnung gleich ungezwungen zu folgen, doch hätte er unbeschadet dieses ganz angemessenen Charakters lebendiger Zufälligkeit klarer ordnen dürfen, im ersten Hefte wenigstens, wo die Rücksprünge von Späterem in Früheres, von Gleichem in Ungleiches manchmal verwirren; das zweite Heft gruppiert wenigstens chronologisch bestimmter und sammelt am Schlusse die zerstreuten Gaunergeschichten im kompakter gehaltenen Bilde des originellen Verfolgers, des Malefizgrafen, zu geschlossener Einheit. Ein paarmal läßt sich, nicht gut stimmend mit dem realistischen Zusammenhang, ein sentimentaler Anklang vernehmen. Doch das ist Ausnahme, die Naivität des Inhalts bleibt verstanden und bewahrt. Man erkennt die Feder eines Dilettanten, aber so mancher Historiker hat sich die Kunst um den Preis der Frische, des Verständnisses naiver Zustände erkauft, daß wir gerade diesem Stoffe, der Beides recht besonders verlangt, die Dilettantenart aufrichtig gönnen. Es gibt eine Geschichte der Stadt Biberach (von Lutz), die Kriege jener Zeit kennt man durch Historiker; aber der Geschichtschreibung soll immer die Memoirenliteratur ergänzend zur Seite gehen und die letztere mag wieder in zweierlei Formen sich teilen, eine kunstmäßigere und eine leichtere, der eine gewisse Unbesorgtheit gut ansteht. Das gibt Fundgruben nicht nur für den Geschichtschreiber, sondern auch für den — Poeten.

So seien denn die zwei Büchlein bestens einem Dichter empfohlen, der Lust hat, einen Roman in dieser Zeit, auf diesem Schauplatz spielen zu lassen, edlere, bedeutende Figuren auf einen unheimlichen, auch unheimlich komischen Hintergrund zu stellen und dadurch seine Fabel gut — ohne falsche Kunstgriffe — zu spannen, dem Zarten und Großen das Wilde zur Folie zu geben. Ich müßte mich lästig wiederholen, wenn ich ihm aufzeigen wollte, was alles, welche Fülle ihm da entgegenkommt. Fast begehe ich diesen Fehler bereits, wenn ich auch nur darauf hinzeige, wie energisch zusammenfassende Figuren in diesem Malefizgrafen, in Vandamme, Ney, Erzherzog Karl, Napoleon, auch im dicken, gewalttätigen Württemberger Friedrich da sich

aufdringen. Lebte Hermann Kurz noch, der wäre der rechte Mann für diesen Stoff.

Aber noch etwas! Ich habe noch nichts davon erwähnt, daß auch Kulturgeschichte im höheren Sinn hereinspielt, vertreten in lebendigen Gestalten. Wir sind ja in Biberach! Da ist ja Wieland! Und ganz nahe Warthausen, Graf Stadion, Sophie Laroche! Das spielt allerdings vor Pflugs Zeit; dieser ist 1785 geboren, Wieland lebte als Senator, dann Stadtschreiber und Kanzleidirektor 1760 bis 1769 in seiner Vaterstadt, aber Pflugs Frau hatte dreizehn Jahre lang einer Tochter des Grafen Stadion, gefürsteter Äbtissin des Frauenstiftes Buchau, als Kammerjungfer gedient. Letztere sprach gern und viel von ihrem Vater, seinen Verhältnissen und Umgebungen, Frau Pflug bewahrte dies in treuem Gedächtnis und so hatte unser Maler reichlich Gelegenheit sich zu ergänzen, was seine Mitbürger ihm von jenen Zeiten zu erzählen wußten.

Nun frage ich, ob der Wieland, der Oberschwabe, noch vor wenigen Jahren Pietist, jetzt zur französischen, angeblich griechischen „Grazie" bekehrt, dort unter seinen Abderiten, hier im prächtigen Rokokoschloß bei seinem Grafen, der feinen Adelswelt, die da verkehrte, neben der Jugendverlobten Sophie nicht eine kostbare Figur für einen Roman wäre? Und welche Farbenwirkung gewänne man, wenn man ihm den schwäbischen Volksdichter Sailer gelegentlich gegenüberstellte, nicht zu erwähnen den unsauberen Weitzmann, der neben jenem in diesen Heften auftritt. Daß das Bild nicht zu knochen- und muskellos literarisch würde, dafür wäre gesorgt durch das Gauner- und Räubertum und den Malefizgrafen. Diese Gegensätze, Salon, Bürgerstube, Wald und Räuberhöhle — Süßes, Zahmfleisch und Wildbret — durch gute Kompositionsmotive ineinanderzuflechten, einer guten Küche würdig zusammenzustellen wäre für ein nach guten Rezepten gebildetes Talent kein überschweres Werk, vielmehr nur angenehme Arbeit. Die Zeiten zusammenzurücken müßte erlaubt sein: so könnte man die bangen Tage hereinziehen, wo die Bande des schwarzen Veri in Biberach gefangen lag, und die Schreckensstunde, wo der Blitz den Hauptmann erschlug. Leider wäre es wohl allzukühn, auch die Kriegsbilder hereinzunehmen; es ist zu allgemein bekannt, daß dies spätere Zeiten sind, und der Poet, so frei er ist, schadet doch sich selbst, wenn er den Verstand und sein Wissen gegen sich zum Widerspruch

herausreizt. Ja noch mehr: es sind Kriege der Revolutionszeit; Wieland aber und der Kreis in Warthausen sind Figuren, die noch nicht in diese Luft gestellt werden dürfen, obwohl das Knistern von ferne schon vernehmlich war, als die Crebillons, die Grécourts, als die Chansonisten scherzten, ja vernehmlich genug, als Voltaire seine Funken warf. Aber Voltaire ist nicht Rousseau, vollends nicht Rousseau, der die Lunte an das donnernde Geschoß des Revolutionszeitalters anlegt.

Also Beschränkung! Etwa auch Beschränkung auf den Umfang einer Novelle! Und dem Poeten, der dazu Lust hätte, dem will ich einen Stoff denunzieren, den ich absichtlich bisher nicht erwähnt habe und der sich allerliebst zum führenden Faden einer Novelle darbietet. Das ist die köstliche Geschichte vom Pfarrer Brechter. Günthert erwähnt sie in Kürze (1. Buch, 3. Kap.); Wieland erzählt sie selbst, ich erinnere mich nicht in welcher seiner Vorreden, ausführlich findet man sie in der anziehenden, an Beiträgen zum Bilde der Zeit reichen Schrift: Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Professor Dr. O f t e r d i n g e r (einem geborenen Biberacher); s. XII, S. 178 ff. Wielands Vater als Senior der protestantischen Geistlichkeit in Biberach ist in dieser Sache tätig gewesen zugunsten des wackern Kandidaten, von dem man unmittelbar nach seiner trefflichen Probepredigt erfuhr, daß er mit großem Beifall im Dienst eines fahrenden Wunderdoktors als ausschreiender Hanswurst gedient hatte. Der Hauptgegner des armen Enthüllten war ein Abendprediger Zell — der Priester Strobylos in den Abderiten. Mehr verrate ich nicht, nicht die Art der Entdeckung, die das eigentlich Komische am Vorfall ist; ein Poet, dem ich Appetit gemacht habe, lese selbst nach; ist er dramatischer Dichter, so wird er finden, daß auch eine rührende Komödie in dem Vorgange steckt und nur gehoben werden darf; auch das wird er finden, daß eine höchst bequeme Lösung des Knotens schon im Gegenstande liegt, und zwar durch den Stellentausch zweier Geistlicher. Novelle oder Lustspiel: wie leicht ist die Fabel so zu wenden, daß Wieland selbst, in wohlwollendem Sinne natürlich, einwirkend in dem Handel auftritt! Und wie leicht sind diese Hergänge mit der Gesellschaft in Warthausen zu verbinden, wie bequem läßt sich der Sturm gegen Brechter steigern, wenn man etwa seinen frühern Prinzipal mit dem Gaunergesindel in Verbin-

dung bringt! Natürlich müßte mit der Begegnung Wielands mit der Jugendgeliebten, in die sich soviel zarten Reizes legen ließe, eine spannende Liebesgeschichte her: also zum Beispiel des armen Brechter Not wird hoch gesteigert, weil er in die Pfarrwohnung eine geliebte Braut einzuführen hoffte; nun gebe man etwa dem Helfer in Schwaigern, durch den die berührte schließliche Lösung erfolgt, eine Tochter, welche —

Doch genug, wenn ich nicht selbst komisch werden will als Ratgeber, als öffentlich geheimer Kompositionsrat für Poeten. Bleibt meine Empfehlung unbefolgt, so beruhigt mich das Bewußtsein, Manchem, der die angezeigten Schriften nicht kannte, einen Dienst getan und zum Schluß die Bemühung meiner Leser noch durch ein spezielles Vergnügen versüßt zu haben, das sie erwartet, wenn sie die comédie larmoyante, die der Stoff Brechter auch unbearbeitet vorstellt, an den genannten Stellen aufsuchen mögen. Ruft aber meine Lockung ein gutes poetisches Kindlein ins Leben, so darf ich mich mit einigem Stolz zwar nicht Vater, aber doch etwa Onkel desselben nennen.

(Altes und Neues von Friedr. Theod. Vischer, 3. Heft, Stuttgart, Bonz & Co., 1882.)

Die realistische Shakspeare-Kritik und Hamlet.

Eine Erscheinung wie die „Shakspeare-Studien" von G. Rümelin mußte einmal kommen, war längst Bedürfnis. Man meinte über den unkritischen Kultus des großen Dichters hinaus zu sein und man war es noch nicht. Man stand noch immer auf dem Boden der Voraussetzung und die Voraussetzung hieß: in Shakspeares Werken muß Alles vollkommen sein; sie wurde zum Vordersatz eines Schlusses, dessen weitere Glieder lauteten: hier scheint etwas unvollkommen (unmotiviert, unzusammenhängend, geschmacklos usw.); da aber diese Unvollkommenheit nach der Prämisse nur Schein sein kann, so muß sie hinauserklärt, Vollkommenheit muß hineinerklärt werden. Die willkommene Wache für das Schmuggelgeschäft des Hineinerklärens, Zurechtlegens, Beschönigens war von der gefährlichen Wahrheit ausgestellt, daß das Innerste des dichterischen Schaffens ein unbewußtes Tun, daß es Recht und Aufgabe des Philosophen ist, in den hellen Begriff zu fassen, was dem Dichter selbst in seiner letzten Bedeutung dunkel blieb. Es versteht sich, daß die ehrliche Unehrlichkeit zugleich Schulvornehmheit war; wo es nichts einzudeuten, umzudeuten gab, wurde wenigstens aufgeschraubt, mit ästhetisch-philosophischer Phrase der Mund voll genommen, der schlichte Shakspeare in einen Dozenten, sein natürlicher Gang in Paradeschritt verwandelt. Man war seit Lessing und Herder mit der Verstandes- und guten Geschmackskritik des vorigen Jahrhunderts fertig, sie war zu Grabe getragen und man vergaß, zu fragen, ob die wohlweise Alte mit der großen Brille nicht doch auch Einiges recht gesehen habe. Gewiß hatte sie Unsinn gefunden, wo nur der holde Wahnsinn der Phantasie, Schwulst, wo nur Glut, Roheit, wo nur Kraft zu finden, Verletzungen des wahren Gefühls, wo nur das falsche oder von Begriffen einer bestimmten Zeit und Gesellschaft bestimmte verletzt ist, gewiß aber hatte sie nicht durchaus, nicht immer Unrecht, wenn sie auf dem Lichtkleide Shakspeares einzelne große Flecken fand, die da heißen: aberwitzig, versalzen, wüst, widrig, ekelhaft; gewiß irrte sie, wenn sie ihn für ein wildes Genie erklärte, und gewiß irrte sie doch nicht, wenn sie ihm mehr Geschmack wünschte. Ich gebe es der

Shakspeare-Forschung als eine sehr interessante Aufgabe anheim, diesen Punkt zu ausdrücklicher Untersuchung noch einmal vorzunehmen. Wir haben längst Schönheitssinn und Geschmack unterscheiden gelernt, wir wissen, daß ein Künstler und Dichter sich zur höchsten Schönheit erheben und doch häufig gegen Takt und Maß verstoßen kann; man denke nur an Mich. Angelo, der unsrem Dichter so nah verwandt ist; wir können also bei aller Pietät doch mit aller Schärfe der Kritik vorgehen, um so freier, da für Shakspeare überdies die eigentümliche Mischung der Bildungselemente in seiner Zeit und seinem Vaterland ganz besondere Entlastungszeugnisse beibringt, denn in der Tat, Shakspeares Flecken sind weit mehr Flecken der Epoche als seine eigenen. Ein sehr feiner Sinn für richtige Unterscheidung wäre freilich gefordert; Shakspeare hat z. B. Bilder von ungeheurer Kühnheit, seltsam traumhaftem Feuerschein, die jeder Johnson und Voltaire heute noch nur absurd, Jeder, der Phantasie hat, nur groß und herrlich finden wird. — Ich kehre zu meinem Ausgang zurück und sage: es ist nur ganz in der Ordnung, daß endlich einer kommt, ein Realist (wie sich der Verfasser auf dem Titel nannte, als seine Studien zuerst im Morgenblatt erschienen), und dem kritiklosen Kultus, der Alles zurechterklärenden ästhetischen Spekulation ins Gesicht wirft: ihr seid unnatürlich; versucht es einmal und, wo etwas keinen guten Sinn geben will, denket einfach: es wird halt eben nicht recht sein; hört auf, euern Mann absolut zu nehmen, fragt erst einmal genauer, unter welchen geschichtlichen Bedingungen er lebte, und vergeßt nie, daß er ein Mensch war. Ich wüßte gleich noch einen Dichter zu nennen, dessen blinde Verehrung auf eine Höhe gestiegen ist, daß nachgerade „Studien eines Realisten" auch Not täten: es ist Dante. Wo ist er wahrer Dichter? Wo ist er scholastisch, wo peinlich dunkel, wo abgeschmackt? Das müßte bei dem großen Wanderer durch Hölle und Himmel auch einmal genauer genommen werden als bisher. Es bedarf keines Wortes weiter, daß wir hier ein bekanntes Gesetz notwendiger Reaktion gegen Übermaß einer Aktion vor uns haben, wie solches in aller Bewegung und Entwicklung wirkt. Aber auch das ist keine Neuigkeit, daß die Reaktion ihrerseits selbst ins Übermaß zu fallen pflegt, daß sie gern das Kind mit dem Bad ausschüttet. Es ist ein sehr gefährliches Verhalten, wenn man einen Dichter mit dem leitenden Gefühle des Wider-

willens gegen seine blinden Verehrer und hochtrabenden künstlichen Ausleger zur Hand nimmt; nur zu leicht wird die Mißstimmung gegen die Unnatur dieser Korybanten sich als eine zerpflückende, entblätternde, duftabstreifende, grobe Verstandesstimmung auf den Gegenstand selbst werfen; nur zu leicht wird man die Stöße, die rückwärts gegen die Leute hinter unsrer Schulter, die lebtagaufschlagenden Bewunderer gemeint sind, vorwärts gegen das arme Buch führen; man wird Mephistopheles sein, auch wo Faust keine Abkühlung verdient, und Verachtung geschraubten Geistes wird leicht in Geistesverachtung umschlagen. Nicht bloß dem Dichter, wirklich doch auch denen, gegen die man zunächst Recht hatte, wird dann Unrecht geschehen. In der Tat, eine Philosophie der Kunst gibt es und soll es geben; nicht daß sie Inhalt und Form eines Kunstwerkes in ihre höhere, wissenschaftliche Sprache faßt, ist ihr Fehler, sondern wenn sie es tut, ehe sie einfach empirisch aufnehmend, prüfend den ganzen Bestand des Objektes sich zu eigen gemacht hat, dann verfällt sie in die Schuld der Abstraktion und des Formalismus. An dieser schlichten Arbeit ist man lange gewesen, ehe der Realist auftrat; ich habe sehr viel zugegeben, als ich vornherein den Stand unsrer heutigen Shakspeare-Forschung noch in unbestimmter Allgemeinheit als den eines unkritischen Kultus bezeichnete. Über die romantische Jugend- und Affenliebe wenigstens sind wir gewiß hinaus. Doch es ist wahr, gesammelt, zusammengerückt, als klare Losung ausgesprochen ist der Vordersatz aller Kritik: seht euch einmal euren Gegenstand darauf an, ob er nicht möglicherweise auch unvollkommen, fehlerhaft sei, nehmt ihn einfach einmal natürlich, menschlich! — Fest und straff ohne Scheu herausgestellt ist dieses befreiende Wort zum erstenmal von Rümelin, und seine Studien hätten nicht das Aufsehen gemacht, wenn sie nicht in eine dunkel gefühlte Lücke getreten wären. Unsre historische Forschung, so tüchtig sie auch im Zug ist, und unsre kunstphilosophische Analyse lagen doch bis jetzt noch zu unvermittelt auseinander und die letztere wurde daher dem eignen besseren Willen zum Trotz oft genug zur Konstruktion; man reduzierte auf Begriffsform, ehe man recht gelesen hatte. Natürlich könnte nun dem Bekämpfer dieser Inkongruenz nichts Unglücklicheres begegnen, als wenn er auf demselben lahmen Roß ertappt würde, wenn sich zeigte, daß auch er urteilt, ehe er recht angesehen hat; denn er würde nun gerade

in dem Punkte schwach befunden, worin seine Stärke, seine Rüstkammer liegt. Es könnte sogar geschehen, daß sein Standpunkt, der Grundsatz der Freiheit von Vorurteil, selbst zum Vorurteil werdend und mit solcher Ungenauigkeit in Kenntnisnahme des Materials verbunden, ihn wirklich geradezu in die Laster hineinführte, die er in seinen Gegnern bekämpft, die Unnatur, die Gesuchtheit, die Künstlichkeit und Gequältheit der Auslegung, die Konstruktion statt der Analyse, freilich dann die umgekehrte Konstruktion: das Konstruieren des Destruierens. Rümelin bemüht sich um wirkliche Unbefangenheit, die Schrift hat warme Stellen, Zeugnisse wirklicher Liebe und Pietät; eine der schwersten Blößen des Dichters, das Wüste, Rohe, Widerliche, Aberwitzige, wovon er nicht freizusprechen, ist nur zu wenig benützt, jene Aufgabe, die ich als eine sehr gegebene vorhin bezeichnet habe, nicht fest genug in die Hand genommen; wie er sich aber durch die bezeichneten Gefahren geschlagen, die er zu umschiffen hatte, davon möge für diesmal seine Beurteilung des Hamlet eine Probe ablegen.

Rümelins Meinung ist bekanntlich, Shakspeare habe szenenweise, stückweise gearbeitet und es sei ihm „der Effekt der einzelnen Teile überall wichtiger gewesen, als der kunstvolle Faden des Ganzen". In Anwendung auf den Hamlet lautet dies: hier waltet im Wesentlichen der reine Zufall; d. h. nicht etwa: es greifen manche Zufälle in die Handlung ein und es entsteht die Frage, wie dies mit dem Begriff eines waltenden Schicksals zu vereinigen sei, sondern es heißt: das Stück ist in seinen Teilen vom subjektiven Zufall zusammengeweht; ihr stoßt auf einen Schein von Widersprüchen, von Konfusion in dieser Tragödie: gebt euch keine Mühe, ihn zu klären, es ist nicht Schein, es ist so, aber eben nur des Dichters eigne Konfusion, sein eigener innerer Widerspruch!

Mangel an Einheit wird natürlich vor Allem den Charakteren, und in erster Linie dem Charakter der Hauptperson vorgeworfen. Rümelin nimmt nun die schon von Andern, namentlich von Schipper (Shakspeares Hamlet, ästhetische Erläuterung" usw.) ausgesprochene Behauptung auf, Hamlet sei nicht unschlüssig. Er setzt hinzu „und sogar feig". Dieser Zusatz ist verwirrend und erleichtert auf schiefe Weise dem Realisten seine Polemik gegen die gewohnte, verbreitete Auffassung. Meines Wissens hat noch Niemand,

der Hamlet als unschlüssigen Melancholiker auffaßte, ihn auch für feig genommen; ja man hat kaum ihm selber Recht gegeben, wenn er selbst sich sagt, das zu genaue Bedenken des Ausgangs, das er sich vorrückt, enthalte stets nur ein Viertel Weisheit und drei Viertel Feigheit. Also nur: Unschlüssigkeit. Nun sehe man aber denn doch zu, wo die Künstlichkeit, wo die Gesuchtheit, die Gequältheit, die Pikanterie, die Unnatur der Auslegung ist, wo die schlichte, die natürliche Auffassung! Ein Dichter führt uns einen Prinzen vor, der gleich zu Anfang, da er zwar nur einen Teil der begangenen Frevel kennt, den andern erst dunkel ahnt, da er aber doch bereits widerrechtlich aus der Thronfolge gedrängt ist, nicht an Reagieren denkt, sondern unter Seufzern und Klagen der tiefsten Schwermut bedauert, daß der Ewige sein Gebot gegen Selbstmord gerichtet habe; des Vaters Geist erscheint, offenbart ihm das größere Verbrechen, legt ihm mit furchtbar ernster Mahnung die Pflicht der Blutrache auf, und was ist nach den nächsten Äußerungen der Aufregung, der Empörung sein erstes, als klares Merkzeichen für den Leser und Zuschauer den ersten Aufzug abschließendes Wort der Reflexion, der unwillkürliche, unfehlbare Ausdruck seiner Selbsterkenntnis?

Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!

(„Schmach und Gram" für cursed spite — von Schlegel noch schwach übersetzt.) Nachdem er beschlossen, sich wahnsinnig zu stellen, diese seine Rolle auch angetreten, tut er in der Richtung zum vorgezeichneten Ziele über drei Akte hindurch nichts, als daß er dem König das unfreiwillige Geständnis seiner Schuld entlockt; er tut nicht nur Nichts, sondern das volle Gegenteil vom richtigen Etwas, indem er auf jede Weise den Feind zur Gegenwehr reizt; in drei Monologen, im zweiten, dritten, vierten Akte macht er sich die heftigsten Vorwürfe über seine Untätigkeit, hetzt, spornt, peitscht sich durch jede Selbstbeschimpfung zur Tat; der dritte dieser Monologe, veranlaßt durch den Zug des Fortinbras nach Polen, ist sogar erst in der zweiten der uns bekannten Redaktionen in einer Weise eingelegt, daß man nur zu deutlich die Absicht des Dichters merkt: Hamlet ist mit Rosenkranz und Güldenstern auf der Reise nach England, begegnet den norwegischen Truppen und schickt seine Begleiter voraus mit den Wor-

ten: „ich komme sogleich nach, geht nur voran,“ um — seinen Monolog halten zu können, — eine Störung der Illusion, die gerade bei Shakspeares gewohnter fester Einhaltung derselben recht auffallen muß, aber ein Fehler, der nur um so nachdrücklicher zeigt, wieviel dem Dichter daran lag, daß sein Hamlet richtig verstanden werde; kurz vorher ist ihm der Geist des Vaters zum zweitenmal erschienen, „den abgestumpften Vorsatz zu schärfen“, und hat damit die Frage des Sohnes bejaht:

Kommt ihr nicht, euren läss'gen Sohn zu schelten,
Der Zeit und Leidenschaft versäumt zur großen
Vollführung eures furchtbaren Gebots?

(laps'd in time and passion — wohl richtiger:

Der, sich in Zeit und Leidenschaft verlierend,
Die große Tat, die furchtbar streng befohlne,
Versäumt. —)

Und der Mann soll nicht unschlüssig sein! Es ist dem Dichter nur so passiert, wenn es so aussieht! Wenn das nicht Unnatur künstlicher Auslegung ist, dann weiß ich nicht mehr, was von nun an natürlich und was unnatürlich heißen soll! Doch hören wir die Gründe. Kein unbefangener Leser wird einem Mann, der im Verlauf des Dramas, ehe er seinem Hauptgegner den Todesstoß versetzt, noch gleichsam en passant vier weitere Personen tötet, der einem Gespenst, vor dem die Kriegsleute ängstlich zurückbeben, kühn entgegenschritt und in die Einsamkeit nachfolgt, der auf ein enterndes Raubschiff allein vor der Zeit hinüberspringt, dem es keine Ruhe läßt, daß ein Anderer für einen tüchtigeren Fechter gehalten werden soll, der in jedem Worte, das er spricht, von Geist und Feuer sprüht, einen Hans den Träumer, einen aus Reflexion und Unentschlossenheit zum praktischen Handeln unfähigen Charakter erkennen.“

Es ist wahr, daß die Verbindung dieser Züge mit dem der Unschlüssigkeit, Untätigkeit einen Anschein von Widerspruch mit sich führt, und gewiß das leichteste Mittel der Lösung besteht darin, zu leugnen, was mit deutlichen Buchstaben geschrieben steht. Rümelin beruft sich hiefür nicht nur auf die genannten einzelnen Beispiele von Mut und energischer Leidenschaft; er behauptet positiv, Hamlet handle ununterbrochen im ganzen Stück; sich wahnsinnig stellen sei

auch ein Handeln und zwar ein sehr intensives und anstrengendes. Wir Andern meinten, da, wo handeln heißt: einen Mörder niederstoßen, sei sich wahnsinnig stellen, den Mörder leben und rüsten lassen, obwohl in anderer Beziehung relativ immerhin auch ein Handeln, doch eben kein Handeln. Wie verhält es sich aber mit der wiederkehrenden Selbstanklage in den Monologen? Diese ist nach Rümelin eben nur ein Beweis, wie ganz den Hamlet der Gedanke an seine Aufgabe erfüllt und begleitet; daraus auf „Feigheit" (soll also heißen: Unschlüssigkeit, Untätigkeit) zu schließen, sei gerade so, wie wenn man den Melchthal im Tell der Mutlosigkeit zeihen wollte, weil er einmal sagt: was für ein Feiger, Elender bin ich, daß ich an meine Sicherheit nur dachte, oder Thekla im Wallenstein, weil sie sich einer „unedeln Säumnis" anklagt. Aber wie kann man den vorübergehenden Vorwurf, den dramatische Personen um kurzen Zögerns willen gegen sich erheben, um dann rasch zur Ausführung ihrer Entschlüsse zu schreiten, — wie kann man ihn gleich achten den wiederholten, entwickelten, furchtbar leidenschaftlichen Reden, worin ein Mann sich selber schilt, der gegenüber einem schlauen, tätigen Feind nichts zu tun weiß, als sich wahnsinnig zu stellen? (Etwas, was mehr ist, tut er zwar, das führt Rümelin nicht einmal an der rechten Stelle für sich an; davon an einer andern Stelle.)

Nun wohlgemerkt, gibt aber auch Rümelin einen Widerspruch zu und erklärt ihn auf seine Weise, nur einen Widerspruch anderer Art, der jedoch auch wieder auf den besprochnen zurückführt, wie sich zeigen wird. Habe ich seine Auseinandersetzung, die mir — selbst etwas konfus erscheinen will, recht verstanden, so unterscheidet er genau, genauer als angeht, zwischen Mangel an Handeln und zweckwidrigem Handeln; den Mangel hat er vorerst geleugnet, das zweite gibt er zu. Nun ist aber ein zweckwidrig, verkehrt handelnder Held untragisch; Shakspeare, sagt Rümelin, wußte das recht wohl, wie kommt es, daß er dennoch seinen Helden konfus und unzweckmäßig verfahren, seltsame und unverständliche Mittel zu seinem Zwecke wählen läßt? „Der Grund hievon ist nicht, daß der Dichter ihn so darstellen wollte", sondern — das ist ihm eben so passiert. Dies wird nun so erklärt: in den alten Sagen-Hamlet trug er sich selbst, seinen Geist, Humor und seine pessimistische Stimmung über; eine so subjektive Natur, wie sie der Held nun angenommen, wird aber

nicht in der Disposition sein richtig zu handeln; über dieser Konsequenz, die sich aus der Identifizierung des eignen Ich mit dem Helden ergab, übersah der Dichter die Inkongruenz mit der dramatischen Aufgabe und ließ ihn denn — zwar allerdings immer handeln, aber zweckwidrig handeln. Zugleich blieben in einzelnen Handlungen die rauhen Züge des Amleth der Sage stehen, und so ist das Resultat: erstens ein unwillkürlicher Verstoß gegen das poetische Gesetz, das einen zweckmäßig handelnden Helden verlangt, und zweitens ein Widerspruch zwischen einem fein und edelfühlenden, am Idealismus erkrankten, zerrissenen, modernen Menschen und einem sagenhaften, altnordischen, rauh dreinschlagenden Helden, einem „fünffachen Mörder".

Nun aber liegt zweckwidrig Handeln und nicht Handeln doch oft eng nebeneinander. Wir müssen noch einmal auf die Untätigkeit zurückkommen. Rümelin, nachdem er sie geleugnet, gibt — das eben ist nun seine Konfusion — hintennach doch einen Schein davon zu: Der Dichter konnte sich nämlich, so heißt es, nicht verbergen, daß, wenn die witzigen, geistreichen, weltschmerzlichen Dialoge des subjektiven Hamlet so viel Raum einnehmen durften, dadurch allzustark retardierende Momente in die Handlung hereinkamen; — „der Sagen-Hamlet mußte sich deshalb selbst von Zeit zu Zeit der Säumnis und Untätigkeit anklagen, und es schob sich so als vermittelndes Zwischenglied fremdartiger Elemente die Vorstellung des geistvollen, unschlüssigen Säumers herein, die dann hie und da und besonders durch den Kontrast mit dem resoluten Laertes jenen Schein, als ob das Ganze doch in einem Guße gedacht wäre, erregte, der sich bei eingehendem Besinnen wieder schlechthin nicht halten läßt"*).

Also — ein zweckwidrig handelnder Held: das liegt wirklich vor und ist ein Fehler, der dem Shakspeare unvermerkt zugestoßen ist; ein unschlüssiger, untätiger Held — das liegt eigentlich nicht vor, scheint aber einigermaßen vorzuliegen durch die genannten Monologe, die nur eingeflickte Lederstücke sind und für den Stiefel eigentlich nichts zu bedeuten haben. Der Dichter hatte mit dem subjektiven Inhalt, den er in die alte Sage eintrug, eine Sohle geschnitten, nachträglich fand er, daß sie für das Oberleder zu breit sei und nähte diese

*) Rümelin schreibt sonst fließend; Satzbildungen wie diese, die man unsrer Zeit in T. bei D. St. lernen konnte, habe ich nicht wieder gefunden.

Grillen ein, die eigentlich — gar nichts besagen. Vorhin galten diese Monologe als Beweise von Drang zur Tat, jetzt gelten sie als Nachträge, die denn doch auf ein Gefühl von Zeitverlust hinweisen, aber nur — Zeitverlust des Dichters.

Nach unserem armen Verstande bereitet sich Hamlet sowohl durch Nichtstun, als auch durch zweckwidriges Tun den Untergang. Auch dieser Zusammenhang wird nun aufgehoben. Hamlet muß tragisch endigen einfach, weil er ein innerlich kranker Mensch ist. „In der Sage beruft Hamlet nach der Ermordung des Königs das Volk zusammen, erzählt und rechtfertigt das Geschehene, wird darauf zum König ausgerufen und regiert lange und ruhmvoll. Dazu nun war freilich der Shakspearesche Hamlet nicht berufen; er mußte tragisch enden, wie alle die Gestalten, in welche die Dichter einen Krankheitsstoff des eignen Lebens ergossen haben, wie Werther, Clavigo, Faust, Eduard. Sie müssen gleichsam als stellvertretende Opfer sterben, während der Dichter andere Register seines Geistes aufzieht und neue Melodien spielt." An sich ließe sich das hören; einem Menschen wie Hamlet steht es nicht an, glücklich zu sein; so fühlen wir Moderne. Aber war Shakspeare so modern? Ließ er nicht seinen zerrissensten, seelenkranksten Helden noch Lebenskraft genug, um handelnd, kämpfend es mit einer Welt aufzunehmen? Spürt man ihm und seinen Personen nicht jene wunderbare Zeit an, die mit dem tief und leidenschaftlich erregten Seelenleben einer neuen entdeckungsreichen Weltperiode noch das Bärenmark des Mittelalters vereinigte? Gibt es hier im Ernst etwas wie Werther, Clavigo, Faust, Eduard, die sich passiv verzehren oder doch auf dem Wege dazu sind? Nein, dies ist abermals nur ein Hineintragen und Auslegen, modern recht im raffinierten Sinne des Wortes.

So steht es mit dem Versuche, die scheinbaren Widersprüche im Hamlet aus Subjektivität, Planlosigkeit, Laune, regelloser Nachhilfe, kurz Unkunst des Dichters zu erklären: er verkehrt sich selbst in eine Reihe von Widersprüchen und ist verrenkter, als jede noch so sehr geschraubte Deutung der Kritik, die Plan, Einheit, Kunst im Dichter voraussetzt. Man wird sich also wohl entschließen müssen, aus diesen Krümmen zum geraden Wege des einfachen Problems zurückzukehren, welches lautet: ist es ein unlösbarer Widerspruch, oder nicht viel mehr einer der ganz erklärlichen Widersprüche in einem Charakter,

wie ein Dichter solche recht wohl kann darstellen wollen, wenn ein und derselbe Mensch da, wo kein besonders schwieriger Knoten zu lösen ist, feurig, leidenschaftlich, entschlossen, tapfer spricht und handelt, vor Einer großen Lebensaufgabe dagegen, die seinem denkenden Geiste einen solchen Knoten darbietet, unschlüssig, grüblerisch, aufschiebend stehen bleibt, bis ein starker, aktiver, zwingender Reiz ihn in die Tat stößt? Wenn er, darüber mit sich selbst zerfallen, dahin und dorthin rücksichtslos um sich schlägt, während er doch in dem Einen, was Not tut, der Schuldner seiner Pflicht bleibt bis zum letzten Augenblicke, wo jener Reiz, — das konstatierte und das alte Verbrechen konstatierende neue Verbrechen des Königs, die Todeswunde in der Brust, die Todeswaffe in der Hand — endlich eintritt?

Der Aufsatz über Hamlet im zweiten Heft der neuen Folge Krit. Gänge*) hat Hamlets tragische Säumnis im Wesentlichen aus einem Überschusse des Denkens abgeleitet: die Annahme, worin, nur durch Modifikationen voneinander abweichend, die meisten Erklärer zusammentreffen: Dort habe ich auch aufgezeigt, daß mit dem unzeitigen Denken, das mit dem Willen nicht in die Spitze des Entschlusses zusammenlaufen kann, auch ein gutes, berechtigtes Denken sich mischt, welches einigen Aufschub, nur nicht einen so langen, begründet, ein Denken, welches von einem Rechtsbegriff ausgeht, daß also in diesem Zögern durchaus Krankes und Gesundes, Gerechtfertigtes und Ungerechtfertigtes durcheinanderschillert. Hamlet will volleren Beweis als die Aussage des Geistes, und er will den Akt der Blutrache vor Zeugen wie einen Gerichtsakt vollziehen: daran tut er gut; Hamlet macht sich keinen Plan, wie er die Tat ausführen wolle, schiebt immer wieder auf, benützt den Augenblick nicht, wo alle jene Bedingungen eintreffen, jenen nämlich, wo den König bei der Aufführung vor dem versammelten Hofe sein Gewissen verrät, bleibt untätig selbst den mörderischen Gegenschritten des Feindes gegenüber: das ist sehr schlimm und sehr unrecht. Das verkehrte, unrechte Denken in diesem Knäuel rechten und unrechten Denkens bezeichnet er selbst nur einmal genauer als „verzagten Zweifel, der zu genau bedenkt den Ausgang“; damit meint er gewiß nicht Furcht vor Übeln, die ihn treffen könnten, sondern vor dem Mißlingen an sich; es ist natür-

*) Hier, im 5. Bande der neuen Auflage, oben S. 57—120.

lich nicht der einzige Irrweg, worin seine Reflexion sich verrennt, aber es genügte, den einen für viele andre zu nennen.

Nun also: eine Natur, die mit tiefer geistiger Anlage Feuer und Energie genug verbindet, um frischweg zu handeln, wo die Dinge klar liegen, fängt sich im Netze der Reflexion in einer großen, grenzenlos spannenden, furchtbar ernsten Angelegenheit, wo Manches nicht klar liegt: soll denn das ein Widerspruch von solcher Härte sein, daß man lieber annimmt, der Dichter habe sich selbst widersprochen? Der Zögerer handelt im einzelnen Momente zu rasch, übereilt sich, der Idealist wird grausam rücksichtslos: ist das so unwahrscheinlich, daß man lieber annimmt, der Dichter übereile sich und mißhandle seine Aufgabe? Shakspeares Zeitalter verband mit dem gewecktesten Geiste, der erwachenden Wissenschaft, der höchsten Nervosität die derbste Gröbe der wilden Kraft, und sein Hamlet soll sie nicht verbinden können? Ich gehe nicht weiter ein, um mich nicht zu wiederholen, benütze aber den Anlaß, einen Mangel meiner früheren Darstellung zu ergänzen.

Die Schriften von D. Aug. Döring „Shakespeares Hamlet, seinem Grundgedanken und seinem Inhalte nach erläutert", und von C. Hebler „Aufsätze über Shakespeare", haben mich auf diesen Mangel geführt. Zwar gibt Döring den Inhalt meiner Analyse sehr flüchtig an; er erwähnt nicht, wie ich davon ausgehe, daß Hamlets Idealismus in Weltverachtung umspringt, weil er den „Eindruck des Ekels zu weit ausdehnt und die ganze Welt unter diesem Standpunkt anschaut", wie sehr ich dann in der weiteren Zergliederung Hamlets Feuer, sein zorniges, leidenschaftliches Wesen, dessen Drang und Stoß nur nicht in den Entschluß mündet, hervorgehoben und betont habe. Auch ist, was er mir eigentlich vorwirft, nicht der Mangel, zu dessen Erkenntnis er mir übrigens verholfen hat. Döring hat gegen die herrschende Deutung des Hamlet einzuwenden, daß sie den Begriff der tragischen Schuld verkenne. Diese müsse bestehen in einer freien, klar imputablen Verirrung; man gerate, meint er, in die verpönte Schicksalstragödie, wenn man des Helden Fehl und Leiden aus einer angebornen, festen Charaktereigentümlichkeit ableite. Keine der Erklärungen aus dieser Gruppe, kaum die Goethesche, schließt die Schuld aus. Sie nehmen alle eine Einseitigkeit an, die zwar angeboren ist, aber nicht ohne schuldhaftes Zulassen,

Pflegen, Nähren sich verfestigt hat. Ja, der Hang, eben das angeborne Hängen auf eine der Seiten, welche die menschliche Persönlichkeit in sich vereinigen sollte, wird vom sittlichen Urteil mit Notwendigkeit selbst schon unter den Begriff der Schuld gestellt; die Lehre von der Erbsünde ist nicht ohne Sinn; das wußte Kant sehr wohl, als er seinen Religionsbegriff aus dem Begriff des radikalen Bösen entwickelte. Es ergeht an Jeden die Forderung, daß er die ganze Menschheit in sich darstelle; dringt an einen schwachen, guten Menschen — wie Heinrich VI. — der Ruf zur Herrschaft, so wird ihm eben zugemutet, daß er herrschen könne, gleichviel wie schwer es seiner sanften Natur werden mag, und er muß, wenn er es nicht kann, büßen, wie wenn er nicht gewollt hätte, was er wollen sollte. Aus einem Hange muß auch Döring die Schuld ableiten, die er nun aber gewiß richtig als eine Verkehrung des Idealismus in Pessimismus bezeichnet. Auch ich bin, wie gesagt, davon ausgegangen, aber ich habe diesen Ausgangspunkt nicht genug premiert, bin nicht genug dabei verweilt und habe die Leidenschaftlichkeit Hamlets nicht in diesem Zusammenhang, wie ich hätte sollen, ins Licht gestellt, sondern, nachdem ich erst die Krankheit des überschüssigen Denkens zur Sprache gebracht, diese Seite nur nachgetragen. Also: die erste sehr schwere Erfahrung wirkt auf Hamlet so, daß er den Vorwurf, den ein Weib verdient, mit wilder Leidenschaftlichkeit auf das ganze Geschlecht, ja, die ganze Menschheit ausdehnt und gründliche Verbitterung, Lebensüberdruß in sich aufkommen läßt; die zweite Erfahrung, die Kunde von der Ermordung des Vaters, vollendet diese Schuld, die ihn teilnahmlos, fühllos gegen das Leiden Anderer macht, zu verkehrtem Handeln reizt, das wahre Handeln lähmt. „In die Angelegenheiten einer Welt, in der Alles schlecht ist, könnte er sich mischen? Er könnte sich versucht fühlen, die überlistete Tugend zu rächen, wo es keine Tugend gibt? Er sollte sich getrieben fühlen, da die gestörte sittliche Ordnung wiederherzustellen, wo er das Bestreben einer solchen gar nicht anerkennt?" Man kann die Erkrankung sowohl qualitativ als quantitativ bezeichnen: die Schuld der genannten falschen Ausdehnung des Urteils, das nur Einzelne trifft, auf die Menschheit, auf die Welt, liegt an einem Zuviel des Abscheus, der Bitterkeit, und umgekehrt, die verkehrt weite Subsumtion

des Urteils steigert die Heftigkeit des Abscheus. Beides gleichmäßig lähmt den Willen: der quantitative Fehler, weil das Interesse sinkt, Einen Schuldigen herauszugreifen und zu strafen, wenn die ganze Welt verdorben ist; der qualitative, weil der Weltekel überhaupt eher über die Welt speien möchte, als sich um ihre Züchtigung und Besserung bemühen; ein Mensch, der Schneide zum strafenden Handeln hat, haßt wohl von Herzen das Böse, den Bösen, den er strafen soll; aber er hat keine Zeit, sich diesem Gefühl einseitig zu überlassen, er hat ein Geschäft, er muß darauf denken, wie er die Rache ausführe, die heiße Empörung des Gefühls faßt sich mit dem kühlen Erwägen zur Einheit des Zweckbegriffs zusammen, und dazu, zum wahren Zweck, kann es der seine Verbitterung nährende, sich an ihr weidende, weltverachtende Idealist nicht bringen; ein Urteil in Gefühlsform versperrt, verrennt die Stelle des Zwecks. Der versteckte Kern dieser Gemütslage ist eben als falsche Verallgemeinerung eines Urteils gewiß auch ein Denken, aber das Denken arbeitet hier in einer Gefühlswolke und tritt nicht in seiner eignen Gestalt heraus. Es sind denkende Naturen, die Idealisten, die zum Weltschmerz neigen, aber auch nur denkende Naturen, nicht naturgemäße Denker; der falsche Schluß, wenn ich nicht die ganze Welt so gut finde, wie mein Herz und meine Vernunft es erwartet, so muß die ganze Welt böse sein, ist eben ein in vorschneller Verzweiflung sich verfinsterndes Denken.

Wie richtig es ist, hierauf vor Allem Gewicht zu legen, das sagt uns Hamlet selbst, wenn er seine Krankheit, seine Schuld als Schwachheit und Melancholie bezeichnet; es ist an der Stelle (II. 2), wo er für möglich hält, daß der Geist ein Teufel gewesen sei, der ihn vielleicht, indem er sein weakness und melancholy benütze, durch Täuschung ins Verderben locke; denn sehr mächtig, sagt er, sei der Teufel bei solchen Geistern. Nun kann man also sagen, daß Hamlet in einem bestimmten Sinne zu viel, nicht zu wenig Leidenschaft habe; ihm fehlt die Leidenschaft, die straff zum Ziele führt, ihn lähmt die Leidenschaft, die aus der stets erneuten, nur theoretischen Betrachtung des Bösen und des Übels aufflammt; daher bin ich sehr geneigt, die oben schon angeführten Worte Hamlets bei der zweiten Erscheinung des Geistes in der dort bereits gegebenen Bedeutung zu nehmen: laps'd in time and passion heißt

dann nicht: lässig, säumend in Beziehung auf Zeit und Leidenschaft, den rechten Moment an sich und den Moment der zum Handeln führenden Leidenschaft verpassend, sondern: versunken, hineingesunken in zeitverschwendende Leidenschaft, in jene Leidenschaft, die eben, statt zu handeln, im eigenen Schmerze wühlt und darüber die Zeit verliert.

Stellt man nun dies Moment mit dem geziemenden Nachdruck voran, so entgeht man auch einem Vorwurf, der zwar nicht mit Recht, aber mit Schein erhoben wird, wenn man im Fortgang der Analyse das eigentliche, wirkliche Denken als den stärksten Hemmschuh der Bewegung unseres Helden heraushebt. Es sieht nämlich dann immer aus, als müßte Hamlet ein Phlegmatiker, als müßte jene Nüchternheit und Ruhe ihm eigen sein, die bei gewohnheitsmäßiger Richtung auf das Denken sich einzustellen pflegt. Es ist in Wahrheit keine notwendige Folge; ein Reflexionsmensch kann wohl zugleich ein Heißsporn, ein Phantast, ein Fanatiker sein, aber da Hamlet recht ausdrücklich einer der Reflexionsmenschen ist, bei denen ein übereiltes Denken wie Feuerfunken in das Pulver des Gefühlslebens fällt, so ist jede Mißdeutung abgeschnitten, wenn man auf diese Seite ein gehörig volles Licht wirft. In zweiter Linie nun aber muß allerdings, und zwar mit größtem Nachdruck, festgehalten werden, daß auch eigentliches, unzeitiges, nicht in Entschluß mündendes, in unendlicher Linie sich fortspinnendes Denken ihm den Weg verrennt; ich nehme von den betreffenden Sätzen meiner früheren Untersuchung kein Iota zurück, darum keines, weil Hamlet selbst für mich zeugt, vollkommen schlagend zeugt im Monologe des vierten Akts, in den schon angeführten Worten: „Verzagter Zweifel, zu genaues Bedenken des Ausgangs." So stimme ich nun ganz mit Hebler überein, der mir als Fehler nachweist, daß ich die Passion nicht voranstelle, nicht jene Leidenschaft, die einem Zuviel von Wasser gleicht, wodurch Mühlräder öfters gestellt werden, der aber dann als zweiten Grund der Hemmnis ebenfalls das Denken annimmt, das mit dem Wollen nicht zum gemeinsamen Dritten, zum Zweck und zweckmäßigen Handeln sich einigt, sondern — sagt er treffend — „um es in Hamlets herbsten Selbstanklagen auszudrücken, wie ein Hund seinem Herrn bald voranläuft, bald hinter ihm zurückbleibt, anstatt ordentlich ihm zur Seite zu bleiben".

Was nun aber Döring durchaus nicht hinreichend erkennt und anerkennt, das ist Hamlets eigne Einsicht in seine Schuld, sein ehrlicher Wille und Eifer, aus dem Knoten und Knäuel, worin er sich verfangen, Arm und Fuß herauszureißen. Die Monologe der Selbstanklage beurkunden seine Schuld und sind ebensosehr Schritte der Befreiung aus derselben.

Hamlet ist daher keineswegs ein bloß retardierender, er ist doch zugleich ein vorwärtsschiebender Held. Man fasse nur noch einmal die Probe ins Auge, auf die er den Mörder durch die Aufführung des Schauspiels stellt; sie ist ein unzweifelhaft praktischer, zweckmäßiger Akt, und der Vorwurf des Gegenteils knüpft sich nur darum an diesen Schritt, weil Hamlet — seine schwerste Versäumnis — den Moment des vollen Erfolgs unbenützt entfliehen läßt. Dies führt mich auf den Realisten zurück. Da nach seinem Urteil Hamlet nichts weniger als ein unschlüssiger und untätiger Mann ist, so sollte man meinen, dieser einzige unzweifelhafte Beweis von klarem Beschließen und Handeln werde nicht unbenützt bleiben, ja nur zu sehr ausgebeutet werden. Er zieht es, wie wir gesehen, vor, zu solchem Beweise Hamlets Wahnsinnrolle zu wählen, sein kluges Überführungsmittel aber — wie erklärt er es? Shakspeare, da er einmal seinen Stoff benützte, um eigenen, inneren und äußeren Lebenserfahrungen dramatische Form zu geben, wünschte auch Anspielungen auf die damaligen Londoner Theaterwirren und die eigenen Gedanken über das Bühnenwesen vorzubringen; zu diesem Zweck führte er Schauspieler in das Stück ein; nun „fragte es sich aber, wie lassen sich denn überhaupt Schauspieler in die Hamletfrage einfügen? Der Dichter kam auf den ganz plausiblen Einfall, die Aussagen des Geistes durch die Beobachtung des Königs bei Aufführung eines Stücks von gleichem Inhalt zu kontrollieren, so daß nun die Unterhaltungen Hamlets mit den Schauspielern als das Sekundäre, nur episodisch Eingeschaltete erscheinen."

Ich frage, ob es erlaubt ist, so mit einem großen Dichter umzugehen. Nicht ein Schein von einem Grunde liegt vor, anzunehmen, daß dieser Schritt Hamlets nicht streng bezweckt im Plane des Dichters liege. Rümelin selbst gibt sich nicht einmal die Mühe, auch nur ein Sophisma auszusinnen, um uns plausibel zu machen, daß hier ein Einschiebsel, nein — vielmehr ein Einschiebsel um eines Ein-

schiebsels willen anzunehmen sei. Was in der weiten Welt bleibt denn hier übrig, als die Frage an den Verfasser, ob er denn meint, er habe nicht bereits genug Proben seines destruktiven Scharfsinns gegeben? Er nannte sich einen Realisten; dies ist nicht Realismus, sondern Materialismus; der (angeblich) philosophische weiß nur von Atomen, die ein Wirbel zusammengeblasen, der ästhetisch-kritische nichts Besseres und scheint sich wie jener dabei recht wohl zu gefallen.

Ein bischen Phantasie wird immer nichts schaden, wenn man Werke der Phantasie erklärt. Auf den Einfall, den Schuldigen durch Aufführung eines Schauspiels zu entlarven, wäre die reine Logik wohl nicht gekommen; Hamlet ist nicht Kiesewetter, noch Krug. Da ist nun noch so eine Stelle, wo die unverständige Phantasie vorausgesetzt ist, um zu verstehen. Über den vielbesprochenen Monolog „Sein oder Nichtsein" sagt Rümelin, der Gedankengang habe etwas ganz Eigentümliches; — „aus den beiden Prämissen: die Übel des gegenwärtigen Lebens sind groß und gewiß, was nach dem Tode sein wird, ist ungewiß, sollte man den Schluß erwarten: also wäre der Tausch wohl zu wagen; denn aus demselben Grunde, aus dem wir ein gewisses Gut dem ungewissen vorziehen, sollte man auch das erste fragliche Übel gewisser wählen, als das gegenwärtige und gewisse. Hamlet zieht den entgegengesetzten Schluß und konnte auf keine naivere Weise verraten, wie die Lust am Leben mit siegreicher Sophistik auch den ärgsten Pessimisten noch zu täuschen weiß." Da müßte aber Hamlet ja aus der menschlichen Natur weit herausgetreten sein, wenn wir nicht vielmehr gerade den Schluß von ihm sollten erwarten dürfen, den er wirklich zieht. Die Phantasie verhundertfacht in ihrem Zauberspiegel das vorgestellte Gut wie Übel. Nur zu gern ziehen wir ein ungewisses Gut dem gewissen vor — dem Hund mit dem Stück Fleisch in der Fabel gleich; nur zu geneigt sind wir umgekehrt, das fragliche Übel für unendlich schrecklicher, als das gegenwärtige und gewisse, anzusehen und daher das letztere uns gefallen zu lassen, träg und feig fortzuschleppen — dem deutschen Bund in der Wirklichkeit gleich.

Zwei Punkte bleiben übrig, bei denen ich in Zweifel bin, ob Shakspeare absichtlich unterlassen oder gefehlt hat. Es ist, wie Rümelin richtig hervorhebt, nirgends deutlich ausgesprochen, wie es sich eigentlich mit dem Erbrechte verhält, durch welche Form, welchen

Modus der Brudermörder den Neffen aus der Thronfolge verdrängt und auf die Zukunft vertröstet hat. Die Verkürzung Hamlets um sein Recht an den Thron wird von diesem ein paarmal berührt; aber man gewinnt auch keinen Blick in den Grad der Kraft, den das Motiv des gekränkten Rechts- und Ehrgefühls in seinem Gemüte besitzt. Wollte Shakspeare durch diese Unterlassung uns sagen, daß in seiner edlen Natur die sittliche Empörung eine ungleich stärkere Sprache führt als der Ehrgeiz? — Ferner: wir erfahren nie, ob Hamlet sich bestimmt Gedanken bildet über die Art seines Vorschreitens. Deutlich ist zwar und hier aus meinem früheren Aufsatze bereits wiederholt, daß er an einen Akt denkt, der in gewissem Grade den Charakter eines vor Zeugen vollzogenen Gerichtes tragen soll, daß er dabei vorhat, seine Tat durch eine Rede zu rechtfertigen; aber damit wissen wir immer noch nicht, ob er nur im gegebenen Momente rasch mit eigner Hand das Werk zu vollbringen, oder ob er daran denkt, einen Anhang zu sammeln, wie Laertes, mit bewaffneter Schar wie dieser den König zu überfallen; einmal, am Schluß des Gesprächs mit der Mutter, spricht er von tiefen Plänen, von Minen, die er — gräbt oder zu graben nur beabsichtigt? Die Sache ist nicht leicht zu nehmen. Der König hat seine Leibwachen, der Ausgang ist allerdings recht sehr zu bedenken. Ist es nur tatloses Vertrauen auf die Vorsehung, wenn Hamlet sich passiv nach England schicken läßt, oder, da er eben in jenem Momente von den tiefen Plänen spricht, beabsichtigt er, wie Malcolm im Macbeth, Richmond in Richard III., am fernen Ufer ein Heer zu sammeln? Wenn nun Shakspeare darüber schweigt, will er uns sagen, daß Hamlet wohl bald Dies, bald Jenes denkt, das Eine und Andere bald wieder verwirft, bald wieder aufnimmt? Daß er, Hamlet, uns darüber nichts mitzuteilen hat, weil er — selber nichts weiß? Hätte aber Shakspeare nicht eben dies, daß Hamlet ohne Resultat an verschiedenen Plänen herumkommt, allerdings ihn uns sagen lassen sollen? Oder durfte er annehmen, dies errate sich gar leicht von selbst? — Ich gestehe, daß ich vorderhand mit einem non liquet abbrechen muß. Es handelt sich übrigens dabei auch um Horatio; man sollte doch erwarten, daß Hamlet mit ihm bespreche, was er zu tun gedenkt, denn eingeweiht ist er in das Geheimnis. Rümelin findet nicht nur den Helden „rätselhaft und unfaßlich“, sondern ebenso die andern Charaktere „schillernd und un-

greifbar". Ein Rätsel ist ihm vor Allem Polonius, und es ist der Mühe wert, etwas dabei zu verweilen, weil gerade dieser Charakter uns dienen kann, ein Bild von Shakspeares fein, tief planvoll fortschreitender Zeichnung zu geben, die uns gleichsam zuruft: wartet noch, schiebt euer Urteil auf, das wahre Licht wird auf die zuerst vortretenden Züge durch die nachrückenden fallen! Wie er zum erstenmal auftritt, erscheint er ganz vernünftig in den Lehren, die er seinem Sohn auf den Weg gibt, ebenso in der Warnung seiner Tochter, nur mäßig läßt er hier im spielenden „Tothetzen eines armen Wortes" den Euphuisten heraus; wir sollen erst später, doch bald genug, das Material erhalten, woraus sich der sonnenklare Schluß ergibt, daß die vernünftige Predigt ein auswendiggelerntes Theaterstückchen, höchst würdiges Stück Vaterrolle des alten Gecken ist; denn in den Aufträgen an Reinhold zeigt er doch wahrlich etwas Anderes, als, wie Rümelin meint, die Klugheit des erfahrnen Weltmanns. Hier ist so eine Stelle, wo man etwas genauer lesen muß, als der Realist gelesen hat. Shakspeare will uns ja vielmehr zeigen, daß der „graue Halbschelm" Windungen, Krümmungen, Schliche liebt, wo der gerade Weg ausreicht, daß ihm an des Sohnes Ehre und Tugend in Wahrheit nichts liegt, wenn nur er, der Papa, sich an seiner Pfiffigkeit, an seinem Geschwätze weiden kann. Reinhold selber stutzt ja, da der alte Sünder erlaubt, er könne im Nachfragen nach der Aufführung des Sohnes so weit gehen, daß er ihm, um zu sondieren, bei Dritten nachsage, er kenne ihn als Hurer. „Das würd' ihm Schande bringen, gnäd'ger Herr," sagt er; „Mein Treu nicht" usw., antwortet der Herr Oberkämmerer. Was ruft er aber Reinhold zum Schlusse nach? „Und daß er die Musik fleißig treibt!" Die paar Wörtchen erst enthalten den ganzen Schlüssel: der Sohn darf spielen, trinken, raufen, fluchen, zanken, in saubere Häuser „videlicet Bordelle" gehen, wenn er nur Musik treibt; echte Kavalierserziehung! Danach ist nun also die erste Szene, sind die weisen Lehren des Vaters an den scheidenden Sohn zu beurteilen: der alte Komödiant hat das Zeug natürlich auswendiggelernt; Rümelin dreht es um und findet alles Spätere unwahrscheinlich, weil ihm Polonius dort als würdiger Mann erschien; der *feine* Shakspeare, der Schalk, täuscht den Erklärer, der an ihm den Schalk machen wollte und es mit etwas zu groben Fingern anfing. Wenn dann die hochkomischen

Züge, im Geschmacke einer Zeit, die grellere Originale gewiß auch am Hof, als unsere Zeit, kannte, sich in ihrer köstlichen Klarheit entfalten, wenn der große Hauptpfiffikus und Witzkopf erst im Galakleid als ganzes Prachtexemplar sich entwickelt, so hat natürlich „der Dichter niedrig Komisches eingelegt, ohne an die sonstige Haltung, die er der Rolle gab, zu denken". Wie man sich auch nur den Spaß so verderben mag!

Daß Laertes im Rachedurst zu einem Schurkenstreiche sich verführen läßt, soll unwahrscheinlich sein, — als ob nie die Leidenschaft das Gewissen verdunkelt hätte.

Ophelia nimmt Rümelin gegen die bekannte Nachsage Goethes und Tiecks mit der leichten Wendung in Schutz: sie ist nicht sinnlicher als wir bei einer jungen Hofdame verzeihlich finden; daß er sie reizend, liebenswürdig, mitleiderregend nennt, das verliert allen Wert durch diese zweideutige Bemerkung. Für den wunderbar rührenden Flor, den süßen Nebel, die holde Dämmerung, worin das ganze grundgute, wehrlose Wesen schwimmt, das nur lieben kann, hat er keine Worte. Ich erwähne bei diesem Anlaß eine kleine Broschüre von Leop. Feist „Über das Verhältnis Hamlets und Ophelias", die über den Charakter des unglücklichen Geschöpfes wie über Gang und Bedeutung der Liebe zwischen ihr und dem Helden für den Fortschritt der Handlung das Beste, Treffendste sagt, was ich bis jetzt irgendwo gefunden. — Nun aber noch ein Hauptstück! Ophelias Wahnsinn ist nach Rümelin ungenügend motiviert — „ein Naturereignis, dessen Prämissen uns nicht gegeben werden". Ein weibliches Gemüt, das reine Hingebung ist, dem alle Widerstandskraft selbständiger Charaktere fehlt, sieht in plötzlichen Stößen ihre ganze Liebeswelt zertrümmert, den Vater durch den Geliebten erschlagen, sieht zugleich mit Blicken dunkler Ahnung in einen Abgrund, in welchem entsetzliche Geheimnisse brüten, und dies Weib soll sich mit dem Gemeinplatze trösten, daß „nach normalem Lose der Sterblichen die Eltern vor den Kindern sterben!" usw. Armes Kind! In welch kalten Wassern sollst du zum zweitenmal ertrinken!

Die Charakterfrage ist in der Beurteilung einer Tragödie nur Vorarbeit der Schicksalsfrage. Hamlet ist im höchsten, besten und reinsten Sinne Schicksalstragödie oder, wenn man das Wort nicht anthropomorphisch mißverstehen will, Vorsehungstragödie. Es ver-

steht sich, daß diese zweite, wichtigere Frage bei einem Drama, das der Zufall zusammengewürfelt hat, gar nicht eintreten kann. Hamlet, der Weltverächter, begeht die schöne Inkonsequenz, auf eine waltende Weltordnung zu bauen, die auch ihn führt, auf ein ewiges Gesetz, das Handlung und Handlung, Zufall und Handlung, Handlung und Unterlassung, ineinanderflicht und aus diesem Gewebe seine gerechten Gerichte wirkt; ob er Recht oder Unrecht, ob er vielleicht in dem Sinne, wie ich in der erwähnten Untersuchung zu zeigen gesucht, sowohl Recht als Unrecht hat mit diesem Vertrauen, das Mitschuld an seinem Aufschube trägt, und das ihn, den zum Handeln doch stets noch Entschlossenen, dennoch zum gehofften Ziele führt: das sind Untersuchungen, wovon hier natürlich nicht mehr die Rede sein kann. Wie der König, Allen an Klugheit, dem Helden unbedingt an Entschluß überlegen, mit all seinen Ränken sich selbst sein Grab gräbt, Polonius, Rosenkranz und Güldenstern ihren Vorwitz, ihre ausholende Pfiffigkeit, zudringliche Geschäftigkeit büßen, Laertes in die eigne Schlinge fällt, die Königin zu erfahren hat, was es heißt, an der Seite eines Giftmischers leben, wie alle diese schuldigen Hände daran arbeiten müssen, dem Helden in dem Augenblick, wo er seine Säumnis, sein zweckwidriges Tun mit dem Leben zahlt, doch noch das Richtschwert in die Faust zu drücken: die bewundernswerte Schlingung dieses Knotens, dieser Organismus, worin Alles ineinandergreift und wechselwirkend die Einheit, das gemeinsame Schicksal zutage fördert ohne eine Spur von transzendentem Eingriff: Rümelin wird nicht sagen, es sei nicht seines Amtes gewesen, sich damit zu befassen, da er sich auf einzelne Bemerkungen habe beschränken wollen; nein, es blieb kein Interesse, kein Sinn dafür übrig, weil das Interesse dahinging, das Drama zu zerstücken.

Es kann nicht bestritten werden, daß Shakspeare da und dort Szenen eingelegt hat, die zu der lockeren Gattung der Episode zu zählen sind: Zugeständnisse an die Gewohnheit, Sitte, das Lachbedürfnis seiner Zuhörer, kleine einzelne Bilder verschiedener Art, die über das hinausgehen, was streng der Zusammenhang der Handlung erfordert. Aber man kann nicht behutsam genug unterscheiden. Episode: das ist ein schwieriger Begriff. Shakspeares oberster Grundsatz ist, Alles zu beleben, nichts flach, allgemein, abstrakt, tot liegen zu lassen, — Lebendigkeit um jeden Preis, und wäre es um den der

Häßlichkeit! Nennt man nun alles das Episode, was nicht ein für die Handlung notwendiges Geschehen enthält, sondern nur dient, den Charakteren der Handelnden und der Stimmungsfarbe des Ganzen volleres, wärmeres Leben zu verleihen, und denkt man sich unter Episode ein eingelegtes, an sich überflüssiges Bild, in welche Grenzen der frostigen Magerkeit wird man die zum Realismus, zum gesättigten Kolorit überhaupt und notwendig strebende Poesie einklemmen! Die Pförtnerszene, die Bestellung der Mörder Banquos im Macbeth sind entbehrlich: — wer möchte sie missen! Mit jener ginge ein Ruhepunkt und Kontrast zugleich verloren, der geradezu Bedürfnis ist, mit dieser ein ausgezeichnet wirksamer Beitrag zum Mordgeruch, der durch das Ganze geht. Man streiche im Hamlet den Abschied zwischen Polonius und Laertes, das Gespräch zwischen jenem und Reinhold, und wir sind auf die wohlweisen Schliche, Pfiffe, Räte und Geckenwitze des Alten vielmehr eben nicht vorbereitet, er wird ein Gerippe ohne Fleisch, ja dann erst ein Zerrbild; man streiche die Totengräberszene, und es wird sein, als wüsche man von einem historischen Gemälde ein Stück Landschaft weg, das durch düstere Stimmung, trübes Licht und etwa ein paar grelle Weidenknorren höchst wirksam das Tragische der dargestellten Handlung hebt. Alles das aber hält Rümelin für willkürliche Einschaltung, die ebenso leicht in einem andern Stück ihren Platz fände. Nur ein Teil des Gesprächs mit den Schauspielern ist wirklich als solche, als Episode der lockern Art oder, wenn man bei dem Wort Episode überhaupt an lockeres Einschiebsel denkt, einfach als Episode zu bezeichnen.

Man sieht, durch welche Betrachtungen und Auffassungen Rümelin auf die Vorstellung gekommen ist, daß Shakspeare überhaupt stückweise, szenenweise gearbeitet, daß er so gut als nicht komponiert habe. Dies ist nun ein Thema, das eine besondere Untersuchung fordert. Eine solche müßte vor Allem zwischen Komödie und Tragödie unterscheiden. Komödie hätte Shakspeare auch seinen Heinrich IV. und V. genannt, wenn nicht der geschichtliche Inhalt die Einteilung unter die chronicled histories begründet hätte. Shakspeare komponiert in den Komödien anders als in den Tragödien: freier, lockerer, mit Neigung zum Dualismus der Fabel. Das passiert ihm nicht von ungefähr, das hält er für Recht. In der Tragödie stellt

er die höchsten Anforderungen an sich, und er erfüllt sie. Er ist in der Kunst der Gliederung, in der Tiefe der Durchdenkung womöglich noch staunenswerter als in der Genialität der Erfindung und Fülle der Belebung. Dies muß ich hier unbewiesen hinstellen. Ungern verzichte ich namentlich darauf, mit Beispielen die Resignation zu belegen, womit er die Ausführung von Szenen opfert, die für sich von der ergreifendsten Wirkung wären, die aber an der bestimmten Stelle den reißenden Gang der Handlung aufhalten würden; nur an die paar Worte im Lear erinnre ich, womit Edgar den Tod seines Vaters erzählt: welcher andere Dichter hätte wohl dem Reize widerstanden, das rührend schöne Motiv wirklich zu entwickeln! Es wimmelt von Keimen zu Dramen in den Dramen Shakspeares; nicht nur aus seinem Ärmel, aus einer Falte seines Ärmels könnte man einen Rock für manchen armen Schlucker im Dienste Melpomenes zurechtschneiden. Besonders aber wäre es eine schöne Aufgabe, auf die kleinen, feinen Züge, die kurzen, leisen Winke aufmerksam zu machen, durch die er das aufmerksame Auge, das er fordert, auf den roten Faden der Einheit in den Charakteren und im Ganzen hinweist, die „Drucker“, die Licht- und Farbenpunkte, die er nur mit der Spitze des Pinsels aufsetzt und über die man freilich bei der Restauration seiner Gemälde nicht mit grobem Schwamm oder Kehrbesen fahren darf.

Zum Schlusse noch ein persönliches Wort! Rümelin hat die „deutschen Professoren der Ästhetik“ auf dem Korn, „die die Auffindung der Grundidee in Shakspeares Dramen für ihr Hauptgeschäft halten, — dafür den möglichst abstrakten Ausdruck suchen —, die vor- und rückwärts blättern und aus den zerstreuten Reden jeder Person ein abgeschlossenes Charakterbild zusammenlesen wollen, — aus der unendlichen Anzahl denkbarer Bezüge Nahes und Fernes in einer neuen Kombination mischen, — denen eine dramatische Dichtung verstehen nichts Anderes heißt, als an ihr die Begriffe moderner deutscher Ästhetik erproben“ — kurz die Männer der „ästhetischen Salbaderei und philosophischen Phrase“. Es gibt mir dies eine willkommene Gelegenheit, den Zuhörern meiner ersten Vorlesungen über Shakspeare zu sagen, daß ich längst meinen Gegenstand anders behandle als in jener Zeit, und ihnen zu erklären, wie ich zu dem damaligen Verfahren kam. Ich hatte mir ursprünglich vorgenommen, einzelne Seiten Shakspeares zu beleuchten. An sich, das wird man

gerne zugeben, ist es kein Unsinn, sich bestimmte Gesichtspunkte als Rubriken festzustellen, nach welchen ein Dichter geschildert, beurteilt wird, als z. B.: Shakspeare nach dem Umfange der Lebensmotive (πάθη) die er behandelt hat, — Shakspeare als Charakterzeichner —; Shakspeare in seiner Auffassung des Schicksals usw. Wer in getrennten einzelnen Aufsätzen diese Seiten bespräche, der würde nur tun, was von jeher die Kritik, das literarische Charakterbild ganz einfach und natürlich gefunden, ganz unbehelligt getan hat. Allerdings werden dann die Dichtungen auseinandergerissen, der ganze Stoff unter Einteilungen gebracht, welche nicht die des Dichters sind, doch das begründet gar keinen Vorwurf. Nun aber war mein Fehler, nicht einzusehen, daß, wer in Einem Zuge den ganzen Shakspeare zu behandeln, insbesondere jugendlichen Zuhörern lebendig vorzuführen hat, keinswegs so verfahren darf, wie es in einzelnen Abhandlungen erlaubt ist. Die Glieder jedes Dramas müssen beisammenbleiben; es entsteht eine peinliche Verrückung und Wiederholung, wenn z. B. zuerst die Grundideen der sämtlichen Dramen hervorgestellt, dann das Personal derselben vorgenommen und charakterisiert, dann wiederum auf jedes der Reihe nach zurückgegangen wird, um die Form zu beleuchten, in welcher das Schicksal damit waltet. Ich hatte freilich den guten Willen, den so auseinandergenommenen Bau der Stücke zu rekonstruieren in einem besondern Kapitel über Komposition; allein dazu reichten die Semester nicht mehr und so entließ ich meine Zuhörer mit der Erinnerung, die disjecta membra poetae hier in einem philosophischen Professorenfachwerk aufgestellt gesehen zu haben. Ich bin zufrieden, wenn man begreift, wie Jemand auf einen solchen Unsinn geraten kann, ohne eben verrückt, ohne philosophischer Hochmutsnarr zu sein; ich bin noch zufriedener, wenn man für möglich hält, daß vielleicht die Praxis doch besser war als ihre Schulordnung und daß ich, weil ich selber eigentlich doch lebte, vielleicht trotzalledem meinen Dichter den jungen Augen, die zu mir aufsahen, lebendig machte; den Fehler selbst gebe ich jeder Kritik mit gutem Humor preis, auch wenn sie von einem alten Schüler herrührt, der vielleicht trotz demselben etwas bei mir gelernt hat. Hätte ich über das Ganze der „Shakspeare-Studien“ zu schreiben, so hätte ich gar manche Partien des sehr zeitgemäßen Buches mit voller und freudiger Anerkennung zu begleiten;

ich darf sagen, ich bedaure es um dieser Partien willen, daß andere, namentlich aber die hier besprochenen, aus gesundem Realismus in so gröblichen Naturalismus fallen.

Ich schließe mit dem erneuten Gefühle, daß der Hamlet noch lange nicht erschöpft ist, nie erschöpft sein wird. Es gibt nur Ein Gedicht, das ihm in der Eigenschaft gleichkommt, den Charakter der Unendlichkeit, der keinem wahren Kunstwerke fehlt, in ganz besonderem Sinn an sich zu tragen: Goethes Faust. Beide Gedichte erfahren immer neue Deutungen, und Niemand fällt es doch ein, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, daß Kants Definition: schön ist, was ohne Begriff gefällt, so schlecht auf sie zu passen scheint; von beiden sagen wir uns mit Gewißheit, daß die Dichter selbst die sprossende Gedankenwelt, die sie in ihre lebendigen Bilder ahnend hineingesenkt, mit dem Worte des Begriffes nimmermehr heraufzuholen vermöchten; beide spannen, rühren, erschüttern auch Den, der sich über jene Gedankenwelt kaum die notdürftigste Rechenschaft zu geben weiß, und ebendarum gereicht ihr Dunkel ihnen nicht zum ästhetischen Vorwurf; Goethes Faust genießt dies Vorrecht freilich nur in seinem ersten Teile; poetisch gemessen ist er ein Torso; der Hamlet aber ist kein Torso, sondern ein fertiges, ganzes Bildwerk, um dessen ungebrochne, scharfe und klare Umrisse die Luft von brütendem Geheimnis zittert.

(Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft, herausgegeben von Friedr. Bodenstedt, 2. Jahrg., Berlin 1867.)

Durcheinander aus Oberitalien.

Geschrieben im April.

Wer aus und über Italien schreibt, hat einen schweren und leichten Stand; schwer, weil der nordische Fremdling, der offene Sinne hat, nicht ungestraft in den hesperischen Lüften wandelt; eine Trunkenheit erfaßt ihn, die er vielleicht erst ausschlafen sollte, ehe er zur Feder greift, denn er läuft sonst Gefahr, das Bild eines Zustandes zu Papier zu bringen, in dem ihn der Leser, der doch nicht von der Assunta des Tizian, nicht vom Markusplatz, nicht vom betäubenden Lärm der Gassen, nicht aus der Luft, die jeden Nerv höher belebt, nicht vom dunkeln Coneglianowein herkommt, für einen Menschen halten muß, bei dem es im Obergeschoß nicht ganz richtig ist; und doch darf er auf einige Nachsicht hoffen; ein gutes Präjudiz, das Nachsicht im Gefolge hat, kommt ihm zu Hilfe; dies gute Präjudiz ist eine gewisse gutmütige Neigung des Lesers, sich mit dem Rausch anstecken zu lassen; schon der Name Italien bringt ja für den Nordländer eine gewisse Disposition zur Trunkenheit mit sich. So ist denn der schwere Stand doch auch wieder ein leichter; der Leser wird sich namentlich einige Unordnung gefallen lassen, und ich werde diese Nachsicht ansprechen müssen. Ich wollte nur vom Theater schreiben, kann dem Reiz nicht widerstehen, auch von Werken der neueren bildenden Kunst zu schreiben, ohne doch planmäßiges Verfahren oder irgend Vollständigkeit versprechen zu können, und ich besorge, daß ich dazwischenhinein ins Plaudern über Leben, Welt, Sitte, Zustände hineingeraten werde: kurz ein geschriebenes Flanieren wird es eben werden, das weiß ich zum Voraus; also — Durcheinander. Auch zu der Langmut ist der Leser wohl aufgelegt, mir nachzusehen, daß ich gar Manches noch einmal bespreche, wovon tausendmal schon die Rede gewesen; wer Wiederholungen scheut, mag die Feder, die von Italien schreiben will, nur gar nicht eintunken.

Als ich Abends, am 29. März, in Venedig angekommen, hielt ich es, wie billig, für meine erste Pflicht, auf der Piazza und durch die Frezzaria und Merceria zu schlendern, um mir die venezianische Welt

anzusehen, die sich jetzt, wie ich mir denken konnte, nicht mehr schmollend verborgen hält, sondern herausgeht und bis in die späte Nacht auf jenem einzigen Platze der Welt, in den genannten, obwohl äußerst engen, doch vom Gaslicht der zahlreichen Kaufläden beglänzten Gassen umtreibt. Da las ich an einer Ecke der Frezzaria (das ist eigentlich der alte Trödelmarkt) die Anzeige: Teatro Apollo Serata a benefizio della prima attrice, Matilde Pompili-Trivelli La drammatica composizione condotta e diretta dall' attore E. Rossi esporrà *Macbeth*, tragedia di Guilielmo Shakspeare. Natürlich schnell linksum und hinein durch das enge Winkelgäßchen in das mir wohlbekannte Lokal; Rossi, jetzt der erste Schauspieler Italiens, gibt den Macbeth, das muß man sich notwendig ansehen! Wie anders sah es da drinnen aus als vor Jahren, wo ich dieses Theater zum letztenmal besucht hatte! Damals — 1860 — gab es hier kein italienisches Schauspiel noch Oper. Eine deutsche Gesellschaft spielte in Apollo. Zuschauer waren nur Deutsche, in der Mehrzahl die Offiziere der großen Garnison. So waren die Räume natürlich kaum zur Hälfte besetzt. Jetzt fand ich Parterre, Bänke und freien Platz, sämtliche Logen gefüllt. Reizende Frauen der ersten Gesellschaft schauten aus den letztern; in der Platea (Parterre) sah man statt des österreichischen Jägers im einfachen grauen Rock den Bersagliere mit den Pumphosen und dem theatralisch überreichen Hahnenfederbusch, statt der weißen-Linie die dunkelblaue, verschwenderisch mit Silber aufgeputzte italienische; statt der leichten schlichten Mütze die geschmacklose Kübelform, die so weit ist, daß sie fast bis auf die Nase hereinreicht und die meist schönen Köpfe ganz ins Blöde entstellt. Alles, was im Parterre keinen Sitzplatz gefunden, behält bekanntlich in ganz Italien den Hut auf dem Kopf, und die Ruhe, das Stillehalten wie in Deutschland, wird man auch bei einem klassischen Stück vergeblich suchen. Allein man ist darum nicht so unachtsam, wie es nach unsern Begriffen von Gesetztheit scheinen möchte, und diesen Abend zeigte ein Blick auf die vollen Bänke und Logen, daß man dem hier vielleicht noch nicht aufgeführten Werk des britischen Dichters großes Interesse und Spannung entgegenbrachte. Die Übersetzung (von Rusconi, wenn ich nicht irre) schien mir, soweit sich bei dem raschen Gang der wirklichen Darstellung urteilen läßt, in Erwägung der großen Schwierigkeiten recht anerkennenswert. Sie ist prosaisch, er-

hebt sich aber gemäß der rhythmischen Gangart der italienischen Sprache von selbst in Jambenbewegung. Selbst solche Stellen, die durch ihre gedrängte, traumhafte Bilder- und Gedankentiefe auch der geistverwandten deutschen Sprache große Schwierigkeit bereiten, wie Macbeths Monolog vor dem ersten Mord mit der dunkel ahnungsvollen, Mordstimmung atmenden Anrede an die „festgefugte Erde", wie die unheimlichen Reden in jenem schon auf Banquos Ermordung vorbereitenden Gespräch vom schläfrig summenden Käfer, der die gähnende Nachtglocke läutet, vom beginnenden Dienst der schwarzen Hekate und dem Flug der Dohlen nach dem Walde — schienen mir nach Verhältnis ganz brav wiedergegeben. Dagegen war Anderes traurig verfehlt. Wie Macbeth vom Mord zurückkommt, sind seine ersten Worte: „ich hab' die Tat getan"; sie hießen in der Übersetzung matt und nichtig: c'è fatto. Wie die Worte der Lady während des Mahls: he is about it, übersetzt sind, konnte ich nicht entdecken, ich hörte hier das Einzelne nicht deutlich; freilich hat bei uns selbst Jordan statt des furchtbar Andeutenden: „er ist daran", geglaubt ins Klarere übersetzen zu müssen: „jetzt tut er's"!!! Daß Rossis Bühnenbearbeitung nach Kräften das Abgeschmackte zu beseitigen strebte, wie es Shakespeare gewollt hat, um die Wirkung des Ungeheuern zu verdoppeln, das läßt sich auf einem italienischen Theater erwarten; also drei ganz leidlich saubere, pathetisch redende Weiber verkündigen in der ersten Szene aus grünen Nischen ihr Orakel, behalten im vierten Akt den tollen Hexengesang rein für sich, lassen die glückverkündende Weissagung durch eine hübsche weißgekleidete Festjungfrau vorbringen, unterschlagen das entsetzlich rufende blutige Kind und setzen dann den Zug der gekrönten Nachkommen Banquos in Szene, den einzigen Teil dieser wüst dunkeln und um so schauervolleren Zukunftsbilder, der theatralisch glatt und einleuchtend verläuft. Die Erscheinung Banquos blieb natürlich unverändert, Geister sind den Italienern so wenig etwas Fremdes als den alten Römern; auch war man nicht so töricht schüchtern, wie ich es auf deutschen Bühnen gesehen, den Gemordeten fein sauber gewaschen und gekämmt, wie einen schottischen Geheimenrat, an die königliche Tafel zu setzen; er erschien mit blutüberronnenem Haupt, verwirrtem Haar, weit offenem, stierem Auge; nur machte man den Fehler, ihn an einer andern Stelle als dem für ihn bestimmten Sitz

erscheinen zu lassen, so daß er sich dann mit deutlichem Menschenschritt dahinbegeben mußte, um niederzusitzen. Die Rauschreden des Pförtners durften natürlich einem italienischen Publikum nicht vorgesetzt werden, und Schillers Änderung, die hier gewiß sehr beifällig aufgenommen würde, ist dem Bühnenarbeiter entgangen; kommt eben ein Kerl heraus, reibt sich die Augen und schließt das Tor auf. Fragt man mich nun nach der Hauptsache, dem Spiel, so kann ich sagen: der Italiener zeigte sich auch hier als Meister in dem, was sein Element ist: Darstellung der Leidenschaft; verloren aber gieng fast ganz das tiefe Dunkle, Mystische, Dämonische, seltsam Verwickelte im Seelenleben des Menschen. Lauter taghelles Pathos; um dieses ganz in Wirkung zu setzen, eine Welt von Mitteln, worin der Sohn des klaren, heißen Himmels dem Nordländer so sehr überlegen ist: Gelenkigkeit, Straffheit, Resolutheit der Körperbewegung wie der Stimme; da ist nichts verklebt, nichts halb zurück, Alles ganz heraus. Man kann sich allerdings leicht die Stellen denken, wo diese Art des Italieners ganz unzureichend blieb, oder wo sie ihn zu tollen Extremen verleitete. Die Szene, wo Macbeth den Geisterdolch in der Luft sieht und darnach greift, schlug ganz fehl, und der Ausdruck auf den Gesichtern im Publikum war ein unverkennbares Kannitverstan, denn Rossi machte einen Mißgriff, der freilich nicht geeignet war, dem Verständnis nachzuhelfen. Der Dolch, den Macbeth in der Luft zu sehen glaubt, muß doch natürlich in der Richtung nach Duncans Schlafgemach schweben, denn der Sinn ist ja: Macbeth wird der Knecht seines eigenen lange gehegten Gedankens, das Bild seiner Tat zieht ihn hin wie eine magnetische Kraft, und dieses magnetische Gezogenwerden muß in räumlicher Richtung, wie sich von selbst versteht, der Stelle zugehen, wo die Tat geschehen soll; Rossi dagegen sah den Dolch in abwechselnder, und zwar mehr in abgewendeter Richtung. Es war aber auch nicht der rechte, geheimnisvolle Ton in Stimme und Spiel; man sah, er wußte nicht recht, wie mit der sonderbaren Szene fertig werden. Nach dem Morde muß Macbeth ganz langsam, wie versteinert, selbst zum Gespenst geworden, mit stierem Blick, wirrem Haar auftreten. Rossi stürzte wie wahnsinnig die Treppen herunter. Unterschlagen darf ich nicht, daß er in einzelnen Stellen des folgenden Gesprächs doch auch den geisterhaften Ton ergreifend zu treffen wußte; so sprach er die Worte von den Schlafreden derer,

die im Nebengemach lagen, von dem Amen, das ihm in der Kehle blieb, mit Gefühl und großer Wirkung; mit Ausnahme jenes Fehlgriffs erschien mir die Szene nach dem Mord als die gelungenste. Das obige Urteil kann ich aber darum nicht zurücknehmen; wer das Traumhafte in Shakespeares Phantasie nicht bloß ausnahmsweise versteht, der läßt nicht z. B. das wunderbare Bild von den auf Wolken reitenden Cherubim im Monolog: „wär's abgetan, wie es getan ist", als flüchtiges Schlußwort abschnurren, wie Rossi tat. Von der Mordszene an, mit der schrittweisen Verwilderung, nahmen nun die Übertreibungen zu und vermißte man um so mehr die Tiefe in der Darstellung des innern Zustands; überall aber, wo starke Leidenschaft am Ort ist, war der Italiener im Vorteil gegen alle mir bekannten deutschen Darstellungen. Gut und übel vereinigte sich sehr fühlbar, besonders in der Szene des Mahles, wo Banquos Geist erscheint; mit vollem Verständnis wurde das wahnsinnige Wüten gegen den entsetzlichen unangreifbaren Gast zur Erscheinung gebracht, aber nichtiger Überfluß, Futter für alte und junge Kinder war es, wenn Macbeth am Schluß der ganzen Szene, nachdem alle Gäste weg sind, vor dem Abgang mit Lady Macbeth noch einmal nach der Stelle hinblickt, wo der Geist erschien, noch einmal wie ein Verrückter aufschreit und unter allerhand tollen Faxen sich von ihr hinausziehen läßt. Im letzten Akte muß der Schauspieler wohl bedacht sein, sich so viel innere Ruhe zu bewahren, daß er die Momente zur vollen Geltung bringe, worin der Held seiner tragischen Blasiertheit, dieser Verkohlung und Aussaugung, dieser Gefühllosigkeit und Gewissenlosigkeit und dem Wissen um dieselbe den tiefen, unwillkürlichen Ausdruck gibt. Sie giengen fast ganz verloren; „mein Leben ist ins dürre Laub geraten" — „das Leben ist ein wandelnd Schattenbild" usw.: man fand die herrlichen Stellen kaum heraus, man hörte sie kaum. Darin konnte sich der Künstler freilich auch nicht von seinem Publikum unterstützt fühlen; es lachte bei den Worten Macbeths, da ihm der Tod seiner Gemahlin gemeldet wird: „sie konnte sterben zur gelegnern Stunde". Der Romane hat sehr mangelhaftes Verständnis für das entsetzlich Komische oder komisch Entsetzliche. Daß Jemand im furchtbarsten Augenblick etwas ganz Triviales sagen, daß gerade diese Trivialität uns einen Schauderblick in sein Innerstes eröffnen kann, das will dem südlichen Gefühl nicht einleuchten; es liebt gerade Linie und

Welle, der Zickzack ist ihm fremd. Freilich auch ein rechtes Fortissimo, ja Furioso des Zugs ist in seinem Geschmack. Das Großartigste in dieser Art der Zeichnung hatte sich Rossi aufs Ende aufgespart. Macbeth mußte im Widerspruch mit dem Text auf der Bühne fallen. Vorerst ist zu melden, daß das Gepritsche des Waffenkampfs, wie unsere deutschen Schauspieler es betreiben, sehr gesetzt und vorsichtig, um einander nicht weh zu tun, lauter Spaß ist gegen die rasende Wamserei, die da auf einer italienischen Bühne losgeht. Diese Kerle fahren so wütend herum, lassen die Hiebe so hageldicht fallen, daß man, gerade durch diese Furie übertäubt, nicht merkt, wie sie einander schonen. Unter solchem Prügelregen treibt Macduff den Macbeth an eine Baumgruppe in der Mitte des Theaters, und hier wußten es die beiden so zu machen, daß man veritabel meinte, jener habe diesem sein Schwert in den Hals gestoßen, so daß es da stecken geblieben; Macbeth scheint (indem er es mit der Hand hält) mit aller Kraft daran zu reißen, um es herauszubringen, es gelingt, er tut einen Schrei wie ein fremder Vogel, etwa eine angeschossene Schneegans, macht hierauf einen Sprung in die Luft wie ein getroffener Hirsch und plumpt dann nieder, als schmisse man einen Sackvoll — Kartoffeln kann ich nicht sagen — etwa Zwetschgen oder Nüsse mit dumpfem Schlag auf den Boden und wirft die Beine baumelnd noch einmal in die Luft. Dann noch ein Zucken, er stirbt, er ist tot. Man hätte meinen sollen, der Mensch habe sich in Stücke zerfallen, ich sah ihn aber den Tag darauf wieder ganz, aus einem Stück in einem muntern Lustspiel von Goldoni. Eine solche Technik des Hinhagelns sieht man nicht wieder, hätte ich nie für möglich gehalten. Mir kam ein Lachkrampf, aber ich mußte mich zusammennehmen, ich sah um mich, und mein Blick fiel nur auf ganz andächtige Gesichter. Sehr schlecht war Rossi von der Benefiziantin, M. P. Trivelli, unterstützt; ich hatte gefürchtet, sie werde nur zu sehr die Furie spielen, aber doch heroischen großen Stil erwartet, wozu die Italienerinnen so viel mehr Anlage haben als unsere lispelnden deutschen Frauen; aber es war mir vorbehalten, eine sentimentale Lady Macbeth in Italien zu sehen; sie trieb die Wahrheit, daß dieses Weib allerdings als liebende Gattin mehr noch den Geliebten als sich durch den Strahlenkranz der Krone verherrlicht sehen will, bis zur ganzen, alle Wildheit und Schrecklichkeit abdämpfenden Unwahrheit; alles Grasse wurde

zum nur Unerklärlichen. Dieselbe Signora habe ich in den „Innamorati“ von Goldoni allerliebst spielen sehen; Herr des Lebens, wie flog da diese Zunge, wie rollten und purzelten die helltönenden Worte der schönen Sprache gleich Schneeflockengewirbel übereinander! Ihr Sinn scheint durchaus für das Realistische, sie scheitert am Grandiosen. Am besten spielte nach meinem Dafürhalten Orlandini als Macduff, hier standen Haltung und Feuer im besten Gleichgewicht. Ich wollte ihm einmal applaudieren, aber — es tat Niemand mit.

Weil wir eben an Shakespeare sind, mag sich der Leser noch gefallen lassen, daß ich ihn nach dem Theater Malibran führe. Man gibt da freilich heute kein Shakespearesches Stück, sondern „I tremendi misteri della inquisizione in Spagna“, aber das Publikum kann uns eine höchst lehrreiche Vorstellung von Shakespeares Theater geben. Liest man die Schilderungen, wie es da zugieng, welcher Pöbel fast alle Plätze inne hatte und welchen Unfug er trieb, so begreift man rein nicht, wie Shakespeare für solche Zuschauer solche Stücke schreiben konnte, wie er nicht fürchten mochte, seine Perlen vor die Säue zu werfen. Man gehe in Malibran und begreife! Tagtheater ist es nicht mehr, sondern gedeckt und ganz sauber hergestellt, ornamentiert, ausgerüstet. Hier kann man sich darauf verlassen, blutwenig gute Gesellschaft zu finden: Barcarolen, Seeleute, Handwerker, eine Masse unnennbaren Volks von jener Klasse etwa, die durch Ausrufen von Waren aller Art auf den Straßen unser Ohr mit den Löwenstimmen betäubt, Frauen, Mädel, Buben aus denselben Regionen. Sie sind durchaus unruhig, sie schreien, pfeifen ins Stück hinein, sie lärmen auf jede Weise, von objektiver Kunstbetrachtung ist keine Rede; da ist sicherlich keiner, der aus der Ästhetik wüßte: schön ist, was ohne Interesse durch seine bloße Form gefällt. Der Bösewicht, je besser er spielt, um so wilder wird er ausgezischt; zum Teufel! zum Galgen! schrie man dem Großinquisitor, seinen Pfaffen und Philipp II. an jeder der stark aufgetragenen Stellen zu, wo die Inquisition und der Despotismus ihre Schwärze offenbarten. — Die katholische Kirche kommt überhaupt auf dieser Volksbühne grundschlecht weg; Garibaldi hat seine Parole nicht umsonst gegeben, oder vielmehr er brauchte sie nicht erst zu geben. — Der Gute dagegen, der Tugendhafte, der Retter aus der Not mag spielen, wie er will, er wird leidenschaftlich applaudiert, einmal übers andere gerufen. Da-

für aber wie frisch sind diese Menschen! wie unblasiert! wie aufmerksam andächtig bei allem Lärm! Und wieviel Naturerziehung hat selbst der Gemeinste! Da fällt kein schnödes Wort, wird nicht getreten, gestoßen, da ist man vor jeder Roheit gesichert! Und so ist es ja hierzuland überhaupt. Ich wollte sehen, wie es hergienge, wenn in einer deutschen Stadt die ganze Bevölkerung, die höchste Aristokratie bis herab zum Bettler in Lumpen, eng gedrängt, sich die langen Abendstunden durch 5—8 Fuß breite Gäßchen, wie die Frezzaría und Mercería, spazieren schieben wollte! Der Student würde den Studenten rennen, der Gardeleutnant den Säbel so stellen, daß der Bürger sich daran stoßen, darüber stolpern müßte, der Knote würde mit dem Ellbogen puffen, den Mitmenschen auf die Zehen treten — kurz, der Reiz zur Lümmelhaftigkeit, der so tief in uns liegt, würde unwiderstehlich wirken und die Sitte im ersten Versuch aufheben, der ja aber schon darum undenkbar ist, weil Hr. Graf soundso und Frau Ober-Ober soundso schon bei seiner bloßen Nennung die Nase rümpften. Hier streifen sie ruhig am braunen, von der südlichen Sonne vergoldeten Seemann, am Bettler in Fetzen hin. Eine Bettlergestalt begegnete mir neulich; da konnte man einmal sehen, was Lumpen sind! Ganze Quasten, Troddeln, Nesteln hingen an den Resten der gewesenen Substanz seiner Kleider herum; dabei sah er ganz heiter aus; so ein Mensch ist wohl unglücklich, aber lange nicht so unglücklich als mancher Glückliche im deutschen Land; denn er lebt sich aus, er würgt nichts in sich hinein, auch er ist eine gediegene klassische Existenz, echter, flotter Husar der Bettelei, ein Stand, eine Gattung. Aber am Sonntag darauf sah ich ihn wieder unter den Arkaden des Markusplatzes; er hatte seinen Staatsrock angezogen: Grund rhabarberfarbig, neu geflickt mit großen, prächtigen blauen Pletzen — ich bemerkte Körbe mit solchem Material gefüllt, um ein paar Kreuzer in den Nebengäßchen der Frezzaría zum Verkauf ausgestellt —; er schritt stolz, festlich und führte seine Gattin am Arm. So, ihre Signora am Arm, zogen die Bettler auch mit auf im Festjubel, als Garibaldi hieher kam, — damals, als im allgemeinen Rausch des Entzückens von einem Operateur des betreffenden Übels ein Hühnerauge von Garibaldi vorgezeigt und austrompetet wurde. Polizei fehlt nicht, aber man braucht sie nicht, um den Anstand zu schützen. Von Stunde zu Stunde schreiten Karabinieri, stets zu

zweien, langsam, feierlich durch das Gedränge mit den langen Fräcken und querüber aufgesetzten großen Hüten. Zur Instruktion dieser Organe des Gesetzes scheint vor Allem zu gehören: erscheine würdig! zeige durch die einfache Hoheit deiner Erscheinung, daß das Auge des Gesetzes wacht! Ja, das zieht so ernst majestätisch einher, daß man sagen möchte: hier ist mehr als Polizei, hier ist Moral! Nicht zwar Kantischer kategorischer Imperativ — da müßten die Hüte den langen Weg aufgesetzt sein, um das Einschneidende des Begriffs zu bezeichnen — nein, mehr die ruhige, geschlossene Pracht des Wolffischen Vollkommenheitsprinzips. Die Neapolitaner nennen diese würdevollen Gestalten nicht übel: Dio patre.

Das Theater Malibran hat mich darauf geführt, vom Volke zu sprechen, und das verleitet mich denn, auch ein Wort weiter zu sagen vom allgemeinen Zustand, wie er sich dem Reisenden eben von selbst aufdrängt. „Was sagst du nun von Italien? Wie steht es mit deinen österreichischen Erinnerungen?“ Soll ich sprechen, so sag' ich: wer nicht die Gabe hat, umzuschlagen wie ein Purzelmännchen, dem ist, als würde ihm das Herz in zwei Stücke auseinandergerissen. Auf diesen Plätzen, in diesen Lokalen — wieviel Freundlichkeit und Zuvorkommenheit hab' ich von Deutschen, namentlich den braven österreichischen Offizieren, genossen! Als ich einmal, eben in Venedig angekommen, am ersten Abend unter der Veranda des Vapore den Imbiß nahm, redete ich einen Grenadierhauptmann an, an dem es mich rührte, daß er keinem der vielen Bettler ein Almosen versagte. Nach einer halben Stunde waren wir so bekannt, daß er mit mir gieng, um eine Privatwohnung zu suchen; sie fand sich; er wies mir seinen Offizierburschen als Kleiderputzer an; der kam gleich am ersten Morgen, meldete sich als gesandt von „Sior Capitagno“; — so, wie mir in jenen Wochen, sind nur den Göttern im hohen Olymp die Röcke ausgeklopft, die Stiefel gewichst worden. Wie leer ist's nun geworden in den Räumen, wo einst so gemütlich konversiert wurde! Im Café ai Quadri sitzt wohl der italienische Offizier, aber ach! er kneipt nicht; im Cavaletto ist es gar still, und Zahlkellner Augusto hat volle Muße, die Zeitung zu studieren, und der Bierwirt mit dem sehr italienischen Namen Prellhans in der Strada di Castello (jetzt Strada Garibaldi) — er ist fort, weg, verschwunden aus horror vacui. In Verona ist's nicht anders. Im Kaféhaus dort an der Ecke von Piazza

di Brà, das von Besuchern wimmelte bis in die späte Nacht: jetzt heißt es apparent rari natantes æquore vasto. Ebenso drängt sich in Padua, Vicenza, Brescia durch die Leere der öffentlichen Lokale und, die gewohnten Stunden des allgemeinen Spaziergangs ausgenommen, der Straßen die große Lücke auf, welche der Abgang der starken Garnisonen gelassen hat, die der neue italienische Staat gar nicht oder nur mit kleinen Kontingenten ersetzen kann. Sie waren wohl ein wandelndes Bild der Fremdherrschaft, aber doch auch eine Belebung der vereinsamten Plätze und Wege dieser von ihrem alten Glanze längst herabgesunkenen Städte; das Offizierkorps brachte das gemütlich gesellige deutsche Wesen herein, der Verkehr desselben mit den Italienern war — im engeren Kreise, denn im Salon war es freilich seit dem Aufleben Italiens anders — ein freundlicher und munterer, Ehen wurden mit den Töchtern angesehener Häuser geschlossen, dem Volk aber, den Gewerben und dem Handel führte die Verpflegung der großen Besatzungen reiche Nahrungsquellen zu. Auch außerdem tat Österreich sehr viel für die Wohlfahrt dieser Städte, besonders Venedigs. Welche Summen hat allein die Restauration der großen Haupträume des Dogenpalastes, der Markuskirche, des Uhrturms, der Kirchen S. Giovanni e Paolo und anderer gekostet! So wird denn ihren Bewohnern der Übergang von der alten in die neue Zeit ungemein schwer, und nicht nur der deutsche Fremdling, der es einst anders gesehen, mag nicht so schnell die vielen guten Menschen der eigenen Zunge vergessen, die hier einst heimisch, in freundlicher Gewohnheit des Lebens sich bewegten, nein, auf gar manchen italienischen Lippen schweigt doch auch Heimweh nach den gemütlichen Gästen. Der Haß gegen Österreich ist verschwunden; es war mir rührend, von Italienern selbst das Geständnis eines tragischen Mitgefühls mit den neuesten Schicksalen des einstigen Feindes zu vernehmen. Wer wollte darum vergessen: die Forderung einer Nation, daß das Ihrige ihr selbst gehöre, ist eine absolute, eine cosa sacra, wie gestern der alte, Österreich ganz freundlich gesinnte, unter seiner Regierung in treuem Dienst ergraute Oberbibliothekar von S. Marco, Valentinelli, zu mir sagte, — ist eine Forderung, die keinen Ersatz kennt! Vor ein paar Tagen sah ich im Vorübergehen eine schöne junge Frau in einem der geringeren Kaféhäuser neben einem Offizier sitzen; sie sah tief traurig, wie in ein unendliches Leid versenkt,

vor sich hin. Was sie wohl haben mag? dachte ich, vergaß aber das Bild im Gedränge der Umgebung. Kurz darauf führte mich der Weg an dieselbe Stelle zurück; eben trat das Paar heraus auf die Straße; der Offizier, ein bildschöner, großer Mann, war ein Krüppel, hatte einen hölzernen Fuß. Die Vorübergehenden wichen ehrerbietig aus und ich hörte flüstern: Custozza. — Und freilich, auch das ist wahr, daß Österreich einen andern, nicht minder heiligen Drang dieser liebenswürdigen und gebildeten Nation nicht anerkannte, sondern haßte und verfolgte: den Drang nach vernünftiger Reform in der Religion. Den schlechtesten Teil dieses Volks, die ultramontanen Werkzeuge der Kurie, benützte es umgekehrt, um die eignen deutschen Nachbarländer zu verwelschen. Wahr! Alles nur zu wahr! Und den Venezianern sei herzlich gegönnt, daß ihr Markusplatz wieder ihnen gehört; eine Welt von Menschenschönheit ist wieder ausgeschüttet, wenn die „banda“, nun die eigene, die der Nationalgarde, spielt! Marschieren Bersaglieri mit einem lustigen Trompetermarsch im Geschwindschritt vorüber, wie leuchtet den Zuschauern das Auge; sono i nostri, steht strahlend auf jedem Gesicht geschrieben, ein Schwarm von Buben springt voraus — so was kann man bei uns auch sehen, aber wieviel leidenschaftlicheres Blut ist hier in diesen Jungen! Sie müssen förmlich tanzen, sie m ü s s e n , und dort der kleine Kerl mit seinem Tabulet am Tragband, der mir gestern mit dem Ausschreien seiner Seife fast das Trommelfell sprengte, er tanzt in so tollen Sätzen mit, daß ihm sein ganzes Warenlager zu Boden fällt. — Auf der Riva spielt nur noch e i n Puppenkasten; es ist wohl der, welcher früher die moralischen Stücke gab, denn er hat die Inschrift: Ancor scersando (s. scherzando), se corregga il vizio (nur immer mehr Scherz, wenn er das Laster bessert!). Die Besserung des Lasters besteht hier darin, daß der Hanswurst alle sittlichen und richtenden Mächte, Polizei, Justiz, Tod und Teufel totprügelt. Ach, sie sind eben doch göttlich naiv!

Dies liebenswürdige Volk, in dessen Mitte ein Deutscher, der sein Vaterland, wie billig, über jedes liebt und doch jeder Nation das Ihrige gönnt, den Italienern aber besonders wohl will, mit so widersprechenden Bewegungen des Gemüts umwandelt, dies Volk ist nun plötzlich auf die eigenen Füße gestellt, soll ohne führenden Arm gehen lernen und bekommt zu fühlen, daß der deutsche Arm doch nicht

so übel war, als er dem bitteren Haß erschien. Es steht im Ganzen und Großen, wie man weiß, sehr ernst, sehr bedenklich; die schwere Stunde trifft einen erschreckenden Mangel an Charakteren, an Unbestechlichkeit, Ehrlichkeit, an Vertrauen selbst zu der Landesvertretung, und das Mailänder Witzblatt Spirito Foletto hat soeben ein Bild gebracht: Italia sucht Menschen mit der Laterne des Diogenes und findet nichts als Frösche und Schlangen; der Aufschwung der letzten Jahrzehnte war eine Erhebung der heißen Phantasie, noch lange keine Umwandlung des sittlichen Grundes, ohne den ein Staat in die Luft gebaut ist; wie auf Stufen der Gesellschaft, wo man es nicht vermuten sollte, von den höchstgestellten Personen gesprochen wird, kann hier gar nicht erzählt werden, und mehr als Ein ernster Mann hat mir kein Hehl aus der Überzeugung gemacht, daß diese Generation, das Produkt der verdorbenen Zustände des alten, verkommenen Italiens, erst dahin sein müsse, ehe es besser werde. Die österreichische Verwaltung, Rechtspflege, Polizei war gewiß keine musterhafte, aber in allen ihren Gebrechen doch immer noch ein Muster deutscher Ordnung gegen das welsche Unwesen, wie es jetzt am Tage liegt. Der Garibaldi-Kultus hat seinen guten Grund; in ihm verehrt die Nation ihre eigene bessere, noch unter Unrat verschüttete Seele; es sind gar nicht bloß seine Taten, es ist mehr noch die Uneigennützigkeit seines Charakters, die Reinheit seines guten, unpolitischen Kinderherzens, woran sich die Gemüter mit andächtigen Augen aufrichten. Daher, weil er nicht ein Einzelner, nicht ein empirischer Mensch, sondern ein Symbol ist, verzeiht man, vergißt man ihm Alles, die Dummheit bei Aspromonte, die Karlchen-Miesnik-Briefe an die Nationen, die Schlappen in Tirol; Anschlagzettel sagen, der Ruhm ermüde an seiner Größe (— „di che si stanca la fama“ —); er wächst zu einem Erlöser, zu einem Jesus empor und in Venedig brachte ihm ein Vater sein Kind, daß er es taufe, was er denn auch willig tat. Man muß lächeln und begreift es doch so gut; ja man hat auch Augenblicke, wo man dem deutschen Volke wünschen möchte, daß es neben die Männer der entschlossnen, aber groben und unsaubern Realität, welche mit Giften und Messern die letzte rohe Kur mit ihm vorgenommen haben, ein solches Idealbild zu stellen hätte, wie Italien in seinem Volkshelden Garibaldi.

Wie glücklich ist man doch oft, daß man nur ein einzelner, poli-

tisch bedeutungsloser Mensch ist! Von der traurigen Betrachtung all des Dunkeln und Düstern, das hinter der Erscheinungswelt eines Landes und Volkes verborgen gärt und wirbelt, auf dem noch immer der Strahl der klassischen Schönheit ruht, wie oft habe ich mich durch die lächerlich einfache Reflexion befreit: ich bin an allen diesen Dingen nicht schuldig, habe nichts zu verantworten, könnte mit dem besten Willen nichts anders machen, also fort mit den schweren Gedanken, freue dich an dem, was gewiß, was hell und ganz und aus Einem Stück ohne einen Hintergrund voll ängstlicher Fragen dir vor Augen steht, am Schönen, an der Kunst, an den Formen! Und so möge der geduldige Leser noch Einiges aus dieser kummerlosen zweiten Welt vernehmen.

Vom Theater sei es für diesmal genug; in Mailand sah ich Salvini, den Viele über Rossi stellen, aber in einem der schwächeren Stücke Goldonis, der Pamela, worin mir der gefeierte Künstler gegen das Ende hin von der Seichtigkeit im Schlusse der Dichtung angesteckt und ermüdet schien. Ich wollte, wie gesagt, von bildender Kunst noch Einiges erzählen, von moderner nämlich, mit schwerer Entsagung freilich, denn wer schweigt so leicht von den tausendmal beschriebenen Schätzen der Alten, womit dies herrliche Land wie aus unerschöpflichem Füllhorn gesegnet ist! Nur ein Wort möchte ich nach dieser Richtung hinzufügen, ein Wort über das lebendige Band zwischen Ehedem und Heute. Hier im Norden gehen wir in eine Galerie, heben uns an den Werken der Kunst in den Himmel der Schönheit, und wenn wir herauskommen, ist der wirkliche Himmel grau, die Häuser sind meist meskin und die Menschen, die uns begegnen, Philister. Daß die hohen Werke der Kunst und die gegenwärtige Umgebung der Wirklichkeit nicht einander widersprechen, sondern zusammenstimmen, darauf beruht der ideale Zustand, in den uns Italien versetzt. Kommst du in Venedig aus der Akademie oder dem Dogenpalast oder einer der bildergeschmückten Kirchen, so siehst du nicht eine Welt um dich, welche die Kunstwelt, die dich entzückte, Lügen straft. Ringsum strahlt alles von Licht, blitzend spiegelt sich diese Lichtwelt in den Kanälen und die Schatten selbst sind von wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit; die reine, feine Luft verjüngt deine Nerven; Palast steigt an Palast, Säulenhallen umgeben die innern Höfe, so manche Plätze wie den unvergleichlichen Marcus-

platz. Nun tritt mit mir da in die nächste Trattoria; einige Signori sitzen am Tisch; sieh sie näher an: die alten Bilder leben in ihnen, das sind ja die Köpfe, die Giorgione, Tizian, Veronese, Tintoretto gemalt haben; oder willst du die Weiber dieser Meister und eines Palma vecchio, eines Bordone, Pordenone wieder in Fleisch und Blut wandeln sehen? Komm mit auf den Marcusplatz, die Musik spielt eben, die schöne Welt gibt sich ihr Stelldichein; da sieh nach den lichtvollen, vom südlich größeren Augenlid umschlossenen, von vollen Wimpern beschatteten Augen, den Gesichtsformen, woran nichts klein und gekniffen ist, dem lebendigen, beredten Spiel der Züge, dem schwungvoll aufgesetzten Halse; bemerke auch, wieviel Blonde darunter sind, selbst von der Farbe des sanften Aschblond, das man sonst nur im Norden sucht; das wird wohl von Goten und Longobarden stammen, wenn nicht die alten Veneti selbst schon manche Schönen dieser Farbe auf dem, damals wohl noch etwas mangelhaften, Marcusplatz spazieren führten; die Jahrhunderte aber haben den nordischen Menschenstoff ganz in die südliche Form geprägt und nur die Farbe gelassen; — genug, es sind die Modelle, es sind die reizenden, vollen, gefährlichen Schönen der alten Maler, und ob du sagst, ihre Bilder leben wieder, oder, das Leben werde zum Bilde, Beides ist gleich wahr. Geh' nicht unaufmerksam hier an dem Barcarolen, dem Gondolier, dem Matrosen vorbei; vergoldet habe ich diese Seeleute genannt; die Luft des nordischen Meers weht die Gesichtshaut zu einem glanzlosen Krebsrot auf, die Sonne des südlichen bleibt wie solide Feuervergoldung auf diesen Gesichtern liegen; es ist nicht übertrieben, wenn ich sage: sie leuchten im Schatten vom eigenen Glanze. Nun brauchst du nicht mehr zu fragen, wo die venezianische Malerschule von Giorgione, ja von Giov. Bellini in seiner höchsten Reife an, ihr blutwarm glühendes Inkarnat geholt hat. Alle zusammen aber haben in festen Zügen, Locken, Mienenspiel, Bewegung und Tragung des Kopfs und Leibs einen gewissen Wurf, ein leidenschaftliches Etwas, das den Luft- und Lichtmenschen vom Stubenmenschen unterscheidet und jenes Gepräge der Verhärtung in der Besonderheit des Standes und in Pedanterie jeder Art ausschließt oder auflöst, das unsere Erscheinung in seinen eckigen Model preßt; du siehst z. B. kein Kanzleigesicht, das zu sagen scheint: wir haben heute wegen mehrerer Formfehler im Amtsbericht dem Herrn Rat oder

Sekretär einen Verweis erteilen müssen; du siehst dem Weber, Schneider, Schuster, Schulmeister nicht auf den ersten Blick sein Geschäft an; der Typus des allgemein Menschlichen zerteilt siegreich den Typus der Spezialität. Dafür fehlt freilich der Blick der Gemütlichkeit, den wir überall zuerst suchen; wie der Ausdruck der Köpfe auch dem, der nicht als Neuling vom Norden aus Italien betritt, in den ersten Tagen immer gefährlich, unheimlich vorkommt, das ist unzähligemal gesagt, auch ich habe früher schon diesen Ankunftschauer zu schildern gesucht; ach, hier ist auch gar Niemand, der dich ansieht, als wolle er sagen: sollten wir nicht Vetter sein, etwa durch die Humslerischen, oder durch Herrn Helfer Luitle aus der Promotion Beisele? Das ist schmerzlich und mancher biedere Deutsche hat daher nach wenigen Tagen seiner Italienfahrt Reißaus genommen und ist heimgezogen in die gemütliche Stube, ordentlich ausmöbliert, warm, sauber, mit genau schließenden Fenstern und Türen, an welche traulich heut Abend noch der Nachbar, Drittekindsverwandter, klopfen wird, ihn zum Löwen- oder Stern-Bräu, zum Weinwirt oder zum Tee bei Herrn Oberappellationsgerichtsrats abzuholen. —

Wohin hat mich der Plaudergeist wieder geführt? Ich verspreche, nun gesetzter zu werden und beim Thema, der Kunst, zu bleiben. Zwei venezianische Maler habe ich bereits in den „Kritischen Gängen" erwähnt: Zona im ersten und Squarcina im fünften Hefte*). Der Letztere ist mit seinem Gemälde: Galilei im Momente nach seiner Abschwörung, nicht so weit, als ich nach zwei Jahren erwartete, doch um ein Gutes vorgerückt. Der ernste, fast deutsch nachdenkliche Mann arbeitet langsam; jeder Zug wird tief und nachhaltig überlegt und ein Augenübel gebietet Pausen. Wenn das tragische Bild vollendet ist, wird es die Wanderung nach Frankreich und Deutschland antreten; dann mag man sich überzeugen, ob ich es an jener Stelle zu hoch geschätzt habe. Zona traf ich nachher in Mailand mit einer großen Komposition beschäftigt, welche die Opferwilligkeit der Venezianer im Kriege mit Genua darstellt: Jung und Alt, Mann und Weib tragen das Beste ihrer Habe herbei als Beisteuer zur Rüstung gegen den Feind, der von Chioggia aus die Vaterstadt bedroht. Zona ist in der ganzen Grundstimmung heiterer als der sinnende Squar-

*) S. hier, in der zweiten Ausgabe, Band I und IV. A. d. H.

cina, beide aber gehen auf Einer Linie der Richtung; sie haben mit dem falschen akademischen Idealismus und mit dem theatralischen Pathos gebrochen, die sich seit so manchen Jahrzehnten, wie man aus den Kunstausstellungen der Brera mit Verdruß oder auch mit Lachen sehen konnte, in Italien breit machten; sie haben eben damit die Fessel der Nachahmung gesprengt, denn diese Übel kamen doch von Frankreich, wiewohl das auch als Rückwanderung bezeichnet werden kann: Italien war ja die Wiege des abstrakten, konventionellen, akademisch eingedrillten Klassizismus und ebenso der wilden naturalistischen Leidenschaftlichkeit in Stoffwahl, Auffassung und Stil; ins Französische übersetzt, in moderne Effektsucht und Bespiegelung getaucht, kam der Export als Import zurück. Squarcina und Zona sind zu den alten gesunden Meistern, den großen Cinquecentisten zurückgekehrt und schöpfen wie sie aus der Natur, aus der Wahrheit, aber nicht aus der gemeinen. — Hier dürfen wir doch an unserem Landsmann Nerly nicht vorübergehen, denn er wohnt in demselben Palast Pisani, wo Squarcina sein Atelier hat. Wir werden den Karton zu einem neuen Bilde bei ihm finden: die Vermählung des Dogen mit dem Meer. Mächtig wie ein Held schwimmt der Bucentoro auf den Wellen, der Doge wirft den Ring hinab und umher in Barken und Gondeln, wie auf dem Prachtschiffe selbst, wimmelt es von festlich geschmückten Menschen. Gewiß ein sehr glücklich gegriffenes Motiv für ein historisches Sittenbild; wie denn das alte Venedig eine Welt des günstigsten Stoffes für diese Gattung liefert; da fehlt keine Bedingung zu einem malerischen Bilde: zauberische Licht- und Schattenwelt der Luft und des Wassers, Reichtum und romantischer Zug der Architektur, charakteristische Formen der Fahrzeuge, farbige Pracht der Trachten, schöne Menschen: Alles ist beisammen, was nur den geschichtlichen Genremaler einladen kann. Zona ist es, der sich vornehmlich diese Stoffe erwählt hat, und kommen seine Werke erst einmal zu uns heraus, so werden wir mit Freude sehen, wie würdig er auf der Spur seiner Ahnen wandelt, deren eigentliches Element trotz der historischen Taufe ihrer Figuren doch das höhere Sittenbild war.

Ich gestehe, sehr wenig Kenntnis von der neueren Landschaftsmalerei der Italiener zu haben. Nur ein bedeutendes Bild ist mir bekannt; es befindet sich in Zürich, im Besitz eines kunstliebenden Deutschen, Hrn. Kaufmanns Wesendonck: eine große Landschaft von

dem Neapolitaner Vertunni, die eine Gegend aus den sumpfigen Niederungen Toskanas, den Maremmen, darstellt, ebenso düsterstimmungsvoll im Ton als stilvoll in Linien: Ein Beweis wenigstens, daß die Italiener sich lebhaft rühren, die Franzosen und Deutschen in der künstlerischen Auffassung ihrer schönen Natur einzuholen. Daß das Talent da ist, bewiesen früh, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die zum Teil wahrhaft poesievollen landschaftlichen Hintergründe ihrer historischen Bilder; geweckt war der Sinn allerdings durch deutschen Vorgang, durch die van Eyckische Schule. Im siebzehnten wirkten wieder fremde Muster, niederländische und französische, — auf einen Salvator Rosa muß Claude Lorrain Einfluß gehabt haben. Merkwürdig wäre, wenn man aus Vertunnis Wohnort, Neapel, schließen dürfte, daß gerade in der Heimat dieses großen Naturalisten der Geist der Landschaft wieder eingekehrt sei. Ob Einzelnes, was ich in Mailand gesehen, zu dem Schlusse berechtigt, daß Nachahmung moderner gallischer Verirrungen daselbst überhaupt im Schwang gehe, kann ich nicht beurteilen. Es sollte mir leid tun, wenn nun die Richtung auf die nackte Wahrheit des Einzelnen auf Kosten eines poetischen Gesamtbilds aufkäme, wie sie in Frankreich von Courbet ausgegangen ist. Dazu lebt man nicht in Italien, um einen Kohlgarten mit etwas Hintergrund als höheres Kunstobjekt zu bewundern.

Der plastische Sinn liegt zu tief in Blut und Nerv der Nation, als daß er nicht rascher aus Banden des akademischen Frosts, der zuckrigen Süßigkeit, des prahlerischen Pathos und gemeinen Naturalismus sich hätte befreien müssen. Der erstarkte Geist des politischen Selbstgefühls erzeugt den Drang, die Plätze der Städte mit Denkmalen zu schmücken, und die monumentalen Aufgaben kommen erhebend dem allwärts erwachten Zuge zum reineren Stil entgegen. Nur Eine Ausnahme, eine sehr leidige freilich, macht das Cavourdenkmal in Mailand. Der Staatsmann steht mit pumpigen Hosen und in jener traurig-kahlen Schale, genannt Paletot, auf einem Steinwürfel mit nackten ungegliederten Flächen, auf dessen Stufen ein halbnacktes, ideales Weib, Italia, die Taten des Gefeierten in ein Buch einzeichnet. Beide Arme hält er halb erhoben mit unschön geöffneten Händen, namentlich banausisch getrenntem Daumen. Diese Gebärde verstand ich zuerst nicht, bis mir die wahre Idee des Ganzen

und mit ihr auch die Deutung des Einzelnen aufgieng. Es steht hier ein wohlhabender Käsehändler, der mit der unten sitzenden Dame Abrechnung über eine bedeutende Lieferung seines Erzeugnisses hält; sie hat die Summe zu hoch gefunden und er bedauert, daß er nichts nachlassen kann. Oder ist das Handelsobjekt Schnupftabak? Verzeihe mir der weisere Leser die Albernheit, auf die ich durch den Namen des Künstlers geriet, von dessen Hand die obere Statue ist; er heißt Tabacchi. Die Italia ist von Tandardini. Sonst aber ist nun manches Erfreuliche von Monumenten zu berichten. Der sinnende Dante in Verona auf dem Rathausplatz, von Zanoni, will mir besser gefallen als der pathetisch gestellte in Florenz, den ich freilich nur aus einer kleinen Photographie kenne; in Vicenza steht ernst gehalten, ausdrucksvoll neben seiner Basilika und hinüberblickend nach seiner Loggia del Delegato der Stolz dieser stillen Stadt, der Liebling Goethes unter den Architekten, Palladio, Werk des Römers Gajasso (Bädeker sagt: Bressari, sollte heißen Bressan, der aber nicht der Künstler, sondern der Schenker ist). Wer durch die Straßen von Brescia wandelt, der strebe zu vergessen, was im Jahr 1849 hier getobt hat, Knall der Geschosse, Geheul der Wut und der Todesqual. Ich wollte an einem Monumente vorübereilen, das den Gefallenen von damals auf der Piazza Vecchia errichtet ist; doch fesselte mich das wilde Weib — Italiens oder Brescias Genius — das, auf dem Postamente stehend, den Streitern, deren Kampf in Reliefs an dessen Flächen dargestellt sind, mit schmerzvoll zusammengepreßten Lippen den Lorbeerkranz hinabreicht. Ich riß mich von dem Anblick los, der nicht geeignet war, mich für das wohlbekannte Herrliche zu stimmen, dessen Anschauung ich mir vorbehalten hatte; ich mußte ihn vergessen, vergaß ihn auch in der Dämmerung der Kirchen vor den entzückenden Bildern des Moretto und vergaß ihn vor der Himmelserscheinung der Viktoria im Museo patrio. So heißt eine Sammlung von Altertümern in Räumen, die auf dem Grundbau eines Vespasianstempels, seiner Einteilung in drei Zellen entsprechend, hergestellt sind. Ich trat gegen Abend in den Hof, in welchem eine Treppe — es sind die alten Tempelstufen — zu dem Gebäude hinaufführt. Die Sonne glühte mit goldnem Schein auf den Kapitellen, Architraven, Friesen, die im hohen Gras, unter Ginster und blühenden Rosen umherlagen; ich stieg hinauf, der Kustode öffnete, die herrliche Gestalt stand vor

mir. Es ist ein Erzbild, Werk des reinsten griechischen Stils, von Vespasian, wer weiß woher? in seinen Herkulestempel zu Brescia versetzt; schlanke Bildung blühender Weiblichkeit und doch majestätisch, keusch, ruhig, rein und groß in Formen und Ausdruck; weich, leicht in schwungvoll einfacher Bahn der Faltenzüge umwebt das Gewand, Arme und rechte Schulter frei lassend, die göttlichen Glieder; ernst sinnend blickt sie auf den Schild herab, den sie mit dem linken Arm auf das linke Bein aufgestemmt hält, und zeichnet ruhmwürdige Taten auf seine Fläche ein. Merkwürdig, daß das herrliche Werk so wenig bekannt ist; erst neuerdings geschieht Einiges, durch Nachbildungen das verborgene Kleinod von Brescia ans Licht der Welt herauszuführen.

Weil wir denn an der Skulptur sind, so möge der Leser dulden, daß ich ihn noch in zwei Künstlerwerkstätten zu Mailand führe. Bei Magni sehen wir das kleine Modell für das Denkmal des Lionardo da Vinci; das große ist nach Paris gewandert. Das gibt ein ander Ding als das tabakige Cavourbild. Ernst sinnend steht auf wohlgegliedertem Postament in monumentaler Ruhe, wie es sich ziemt, der große Mann mit dem schönen langbärtigen Kopf, den forschenden Augen und feinen Lippen, ihn umgeben auf besonderen Postamenten seine bedeutendsten vier Schüler als Zeugen und lebendige Fortbildung seines Geistes, seines Ruhms. Hier fiel doch auch die Kostümnot hinweg. Die Tracht des vorigen Jahrhunderts hat unter Rietschels Meißel noch plastisches Leben gewonnen, — unzweifelhaft in seiner Lessing-Statue; gegen das Goethe-Schiller-Monument gestehe ich ehrlich, mehr als Einen Skrupel zu haben: Goethe mag ich nicht im Frack, Schiller nicht in solchem langschößigen, aufgewehten Kittel sehen; die Geschichte mit dem Lorbeerkranz, den Goethe hält und wonach Schiller greift, dünkt mir unmonumental, beunruhigend, beziehungsvoll und — verzeih mir der Himmel die Sünde — reizt mich zu boshaft-mephistophelischen Gedanken, Ideen zu anderweitigen Vorschlägen, die ich gar nicht gestehen sollte, so ruchlos sind sie; wäre ich aber ein Karikaturzeichner, — der darf ja schon frevelhaft sein gegen Größen, die einen Spaß ertragen können —, ich würde eine Skizze entwerfen: Goethe hat den Kranz in der hintern Tasche, Schiller stibitzt ihn heraus; oder: der Kranz auf einer Kletterstange, beide klettern danach; oder: sie zerren beide am Kranz mit entgegen-

gestemmten Füßen; oder sinniger, wahrer, edler: die Köpfe beider unter dem Einen Kranz. Zu niedriges Postament und als Hintergrund ein reithausartiger Theaterbau kommt noch hinzu, das Unglück eines Denkmals zu vollenden, das doch in beiden Köpfen und in der statuarischen Würde der Goethegestalt so viel Schönes aufweist. Mit dem modernen Kostüm aber gestehe ich für die Skulptur ganz und für immer fertig zu sein und Grauen ergreift mich, wenn ich mir denken soll, ich müsse einst unsern Uhland im armseligen, magern, hungerleiderischen Röcklein und in den bambusknopfigen Höslein unserer Zeit auf der Basis stehen sehen. Schließt eines Mannes Bild vermöge seines besonderen Charakters den verhüllenden Mantel, noch mehr die klassische Tracht aus, dann greife man zur Kolossalbüste; Rumpf, Arme und Füße werden wir nicht vermissen, wenn symbolische Eckfiguren und Reliefs dafür des Mannes geistigen Leib und Geistesgewand voll, reich und stattlich vor unserem Blick ausbreiten. Es wäre daher zu wünschen, daß das Komitee nicht unnachgiebig auf einer ganzen Figur beharrte. — Von Magni wäre noch mehr zu erzählen: ein höchst anmutsvolles lesendes Mädchen beweist sein Talent für die einfachere Grazie, in zwei Gruppen von symbolischen Figuren sind schwierige Aufgaben: die Entdeckung einer für das Wasserbedürfnis Triests sehr wichtigen Quelle in Nabresina und die Durchstechung der Landenge von Suez in wahrhaft genialer Weise gelöst. Doch ich beschränke mich auf diese paar Worte, um noch eine Empfindung sehr gemischter Art zu schildern, die in einem andern Atelier mir bereitet war. Im Hinterhofe des Palasts Litta, dessen schöne Gemälde leider verkauft und fortgewandert sind, besuchte ich die Werkstätte des Bildhauers Breganzòla; man hatte mir viel von seinem der Vollendung ganz nahen Werke „Amore degli angeli" gesagt. Das Motiv ist aus Th. Moores Gedicht: The loves of angels, genommen; eine Jungfraugestalt schwebt aus einer Fülle von Blumen empor; es ist eigentlich der Geist einer Gestorbenen im verklärten Leibe; ein Engel ist hergeschwebt, küßt sie auf das Antlitz, eine Mischung von Wonne und tragischem Schmerz spricht aus seinen edlen, schönen Zügen. Nach Möglichkeit, mit Hilfe des Gedichtes, gibt dieser Ausdruck zu verstehen, daß er in diesem Momente gefühlt hat, was ein Engel nicht fühlen darf, menschliche Liebesentzückung, er ist sich daher bewußt, gefallen zu sein, während für die Jungfrau

sein Kuß die Wirkung eines reinen Geistersiegels hat und sie in die Mitte der seligen Scharen führt, aus denen er nun sich verstoßen weiß. Die Gruppe ist mit einer außerordentlichen Virtuosität ausgeführt. Ungemeine statische Schwierigkeiten sind kühn aufgesucht und meistermäßig überwunden worden: die Jungfrau schwebt in einem Bogen aus der Blumenmasse, denn die Bewegung geht von unten nicht gradlinig, und ihren Oberleib biegt sie zurück dem Kuß, der Umarmung des Engels entgegen; diese Figur aber mit den großen Flügeln ist unmerklich gehalten und getragen durch den Zusammenhang des Marmors an den Stellen, wo sie sich mit der ersten berührt; man glaubt wirklich, eine schwebende Gruppe zu sehen, und das Geheimnis, in das sich der Schwerpunkt verbirgt, trägt wesentlich bei zum Geheimnisvollen im Grundgedanken und seinem künstlerischen Ausdruck. Der Marmor ist mit wunderbarer Weichheit behandelt, das Fleisch ist unter dem gewandten Meißel wirklich zu Fleisch geworden, das schon verklärten, der Schwere entnommenen Leibern zu gehören scheint, und der beabsichtigte wonnige, wehmütige, seligtraurige Ausdruck ist ganz gelungen. Das ist denn ein Werk, das nach allen Seiten über alle Grenzen der Plastik hinausgeht: mystisch im Motiv, transzendent, überirdisch im Scheine völliger Befreiung vom Gesetz der Schwere, im idealen Fleisch und in der Sprache der Züge, die von unaussprechlichen Höhen der Seligkeit und Abgründen des Schmerzes verschwebende wortlose Worte seufzen. Und ebensosehr, ja um so mehr ist die Wirkung eine raffiniert sinnliche; dieser sich zurückbiegende, von den Hüften aufwärts nackte Leib der blühenden Jungfrau, diese Umarmung, dieser Kuß, der so heilig sein sollte und so schmerzlich süße Sünde ist: das trifft wie ein feingespitzter, ritzender, reizender Pfeil haarscharf auf jene Stelle in unserem Wesen, wo die höchste Sentimentalität mit den beweglichsten Nerven der Sinnlichkeit in geheimnisvoller Mitte sich lüstern begegnet. Die Gruppe soll nach Paris wandern und wird bei der modernen Welt sicherlich einen Sturm von Begeisterung hervorrufen: so viel Himmel und so viel Welt, so wollüstig und die Wollust doch entsündigt durch überirdische Ahnungen und freilich aber auch wieder doppelt gewürzt durch diesen inneren Gegensatz, so übersinnlich-sinnlich und sinnlich-übersinnlich, — das ist ja wahre Gänsleberpastete für modernen Gaumen.

Ach was! Hinaus ins Freie aus dem Kreuzfeuer, wo das höchste

Geistesleben und der Geschlechtstrieb gleichzeitig mit krabbelnden Fingern gekitzelt werden, fort auf die Eisenbahn, wir wollen aufatmen in einem stillen Raume, wo freilich auch Schätze und Reize der Welt sich mit dem Gefühle des Himmlischen verschmelzen, aber wie ganz anders, wie unschuldig und kindlich fromm! Wir fahren zur Certosa bei Pavia. Wir treten durch das Portal der Ringmauer, die das Kartäuserkloster vom Geräusche der Welt streng absondert, und vor uns steht die Marmorfassade, die der gotischen Kirche geraume Zeit nach ihrer Vollendung im zierlich reichen Stile der Frührenaissance von Ambrogio Fossano vorgelegt ist. Ich beschreibe es nicht, dieses Kleinod einer Architektur, die alle Formen mit reizendem Ornament, Reliefs, Bildsäulen, Büsten in Medaillons, eingelegtem buntem Marmor, kandelaberartigen Fensterstützen und Bekrönungsspitzen in eine große Juwelenkassette, eine gebaute Prachtschatulle zu verwandeln liebte. Man mag seine Einwendungen dagegen haben, man mag sagen, die wesentlichen Grundformen werden zu wucherisch verkleidet, übersponnen; jedes Bedenken muß schweigen vor der Naivität, vor der Liebenswürdigkeit einer so ehrlich gemeinten Pracht. Trittst du nun ein in die gotische Pfeilerhalle, so fassen und heben deine Seele jene weiten, hohen Schwingungen des Gefühls, welche geheimnisvoll von diesen Pfeilern, Bögen und Kreuzgewölben aus- und in unsere Empfindung übergehen; du sammelst dich zur Betrachtung des Einzelnen, und von Schritt zu Schritt wächst dein Staunen über all die Herrlichkeit der Kunst und der Erde, welche altehrliche Andacht zusammengetragen hat, hier dem Geist der Welten ein strahlendes Wunderzelt zu bereiten. Die marmornen Altäre sind mit dem reichsten Mosaik geschmückt und dazu neben buntem Marmor die kostbarsten Edelsteine, Lapislazuli u. a., verwendet, eine ganze Mosaizistenfamilie hat an solcher Zierde für einen einzigen Altar lange Jahre (siebzehn gibt der Kustode an) gearbeitet; das Gitter, das den Chor vom Schiffe trennt, ist aus vergoldetem Erze, reichgeschnitztes Gestühle säumt den Chor, stattliche Grabmonumente steigen an Pfeilern, füllen die Ecken, Gemälde schauen mit leuchtenden Farben von den Altären auf dich herab, zieren al fresco die Wände des anstoßenden Kapitelsaales. Wer einen Perugino nicht oder nur ungenügend kennt, er mag sich in den ganzen Zauber seiner liebevollen Seele versenken beim Anblick der Madonna, wie sie vor dem Kinde

kniet, das auf einem Polster sitzt, und der rührenden Heiligengestalten umher auf den Flügelbildern; es ist eines seiner schönsten Werke, viel tiefer in der Farbe und noch inniger im Ausdruck, als das Ähnliche im Palast Liechtenstein zu Wien; dann betrachte Bernardino Luinis Altarbild, auch eine Madonna mit dem Kinde, dann Borgognones und Solaris Fresken im genannten Kapitelsaale: was entbehrt doch alles, wer Italien nicht gesehen hat! Wahrlich, es handelt sich nicht um Kenntnisse; was will es heißen, ein paar Namen mehr oder weniger wissen? um entbehrte oder gewonnene hohe Freuden, Entzückungen der Seele handelt es sich. Diese Bilder der Frömmigkeit alter Zeit bleiben ewig wahr auch dem, der dem Glauben an ihren Stoff längst entwachsen ist; nicht was, sondern die Schönheit des Gemüts, womit geglaubt wurde, erfaßt dich in diesen Erzeugnissen einer Stimmung, die mit wunderbarem Schwung, mit unsagbaren reinen Schauern das italienische Volk durchweht haben muß seit den Tagen, da der hl. Franziskus von Assisi von ihr erschüttert und durchbebt wurde; sie sammelt sich zum vollendetsten Ausdruck in der Sixtinischen Madonna Raffaels, in den mystischen Sibyllen und Propheten Michelangelos, aber mit Resten der Unreife in der Form rührend verbunden blickt sie dich aus den Werken der vorraffaelischen Meister mit hellen Kinderaugen an. Welche schmerzliche Seligkeit, welche unerschlossene Tiefe der Liebe lächelt und weint dir entgegen aus jenen Zügen und Blicken, jenem hingegebenen Neigen, Beugen, Umarmen der keuschen Gestalten und Gruppen einer noch gebundenen und doch schon so anmutigen Kunst! Man meint gewöhnlich bei uns, die Italiener haben die Grazie, die Deutschen die Innigkeit voraus; es ist falsch, die italienischen Maler hatten die Innigkeit und die Grazie dazu. Ich führe den Leser nicht zurück in die Städte, ich würde kein Ende finden, aber versagen kann ich mir nicht, nur Ein Bild aus Mailand noch zu nennen: gehe, wer eine wahrhaft edle Rührung in sich aufnehmen mag, nicht an der Kirche S. Maria della Passione vorüber; schon die ergreifende Inschrift über dem Portal mag ihn einladen; amori et dolori sacra (aedes). Dort hängt ein Christus von Borgognone; einfache Gestalt, in einer Landschaft stehend, mit einem Spruchband in der Hand: diligite vos invicem. Das Spruchband wäre nicht nötig gewesen. Jeder Zug haucht Liebe, die unendliche Liebe, die den Opfertod aus Liebe stirbt. — Nun müß-

ten wir noch die zwei weiten Höfe mit den umlaufenden Galerien, deren Bögen in zierlichem Backsteinornament von Säule zu Säule springen, wir müßten die Zellen der Kartäuser betrachten, die in den weißen Gewändern ernst schweigend vorüberwandeln — die strenge Ordensregel erlaubt nur alle acht Tage drei Stunden Gespräch —, aber wir verweilen noch an einer Stelle im Querschiff der Kirche. Eine Marmorbüste steht hier auf einem Sarkophag. Der Kustode setzt sich in Positur wie Einer, der etwas Wichtiges vorzutragen hat, räuspert sich und beginnt. Ich war begierig, was er sagen werde, denn ich wußte wohl, wen die Büste vorstellt. Ihren Gipsabguß hatte ich längst gesehen in der Stadtkirche zu — Gmünd in Schwaben. Mein Herr, so spricht der Kustode, man behauptet, diese Kirche sei gebaut von einem Italiener Campione; ich, als Italiener, müßte mich freuen, es bestätigen zu können, aber Wahrheit bleibt Wahrheit, die Certosa ist gebaut von einem Deutschen, er heißt Enrico die Gamodia, und hier — diese Büste ist sein Bildnis. In der ehemaligen Reichsstadt Gmünd also, in den ehrwürdigen gotischen Hallen der Pfarrkirche zum hl. Kreuz, steht an einem Pfeiler der Gipsabguß dieser selben Büste, welche Niemand anders vorstellt als den ehrsamen Meister Heinrich Arler aus Gmünd, und Enrico di Gamodia will dasselbe sagen: so haben sich die Italiener den Namen für ihren Mund zurechtgemacht. Er hat diese Pfarrkirche mit den schlanken Rundpfeilern gebaut, er aber auch den Plan des Mailänder Doms entworfen und den Bau desselben begonnen. Den Gmündern aber hat der Prior des Kartäuserklosters, in dessen herrlicher Kirche wir uns jetzt befinden, diesen Gipsabguß geschickt, und die Gmünder sagen dir, daß er auch diese gebaut habe. Wie steht es nun mit diesem Glauben unseres Kustode in Italien und der Landsleute in Gmünd? Was mir augenblicklich von kunstgeschichtlichen Hilfsmitteln zu Gebot steht, gibt keinen Aufschluß; überall finde ich Campione genannt. Woher aber die Meinung? Soll sie bloße Sage sein? Wie kommt dann die Originalbüste in die Certosa, was hat sie hier zu tun, zu bedeuten? Bei den gotischen Bauwerken in Italien sind wohl weit mehr Deutsche tätig gewesen, als die unzulänglichen, kritisch noch nicht hinreichend gesichteten Überlieferungen besagen. Die Zeit würde stimmen; die Kreuzkirche zu Gmünd ist gebaut 1351—1410; im Jahre 1386 wurde der Mailänder Dom und 1396 die Certosa

begonnen; Heinrich Arler konnte zwischen Anfang und Vollendung jenes Werkes ebensogut den Bau der Certosa als den des Mailänder Doms vornehmen. Ich lege die Sache so hin; wer es besser weiß, möge uns sein Wissen nicht vorenthalten. Einem Schwaben täte es natürlich wohl, wenn herauskäme, daß der Kustode und die Gmünder recht haben. Die Büste zeigt einen echten, festen, trutzigen Schwabenkopf, der recht danach aussieht, als wolle er sich nicht gern nehmen lassen, was sein ist. Ich aber bin nun mit ihm wieder zu Haus angekommen und mache hier ein Punktum.

(Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, 1867; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, N. F., 1889.)

Ein internationaler Gruß.

Der Gruß kommt uns von einem Italiener aus der Schweiz zu, er wird jeden Freund der Poesie diesseits wie jenseits der Alpen herzlich erfreuen: „Traduzionelle e Imitazioni di Fr. Leop. Benelli. Zurigo, Fr. Schulthess 1868.“ Zwischen uns und dem italienischen Volk ist die Scheidewand gefallen, der Zankapfel entfernt. Man mag tief beklagen, was im Jahre 1866 geschehen ist: wer es billigte, der müßte glauben, zwischen Politik und Moral bestehe überhaupt kein Verhältnis; aber es ist geschehen. Italien hat das Seinige, und selbst gegen Österreich ist mit der alten Herrschaft der alte Haß geschwunden. Zwei Völker, durch einen reizvollen und belebenden Gegensatz auf den fruchtbarsten Bildungsaustausch gewiesen, können jetzt erst ohne Rückhalt sich die Hände reichen. Der Deutsche hat längst die seinige ausgestreckt; statt vieler Zeugnisse sei nur unsere blühende Dante-Literatur genannt; manche werte Gabe wurde uns entgegengereicht, Dramatisches und Lyrisches in die klangvolle Sprache übertragen; wer auch nur die Übersetzung des Faust von Guerrieri kennt, der weiß, daß wir nicht über Mangel an Liebe und Verständnis zu klagen haben. Hier nun wird uns ein Strauß von deutschen Blumen lyrischer Dichtung geboten, die, in italienische Erde gesetzt, in südlicher Luft, unter südlichem Himmel Farbe und Duft eigentümlich verändert haben. Diese Veränderung ist schwer zu bezeichnen. Bald erscheint sie als eine Umsetzung in einen andern, doch verwandten Ton, bald als eine Steigerung, Ausdehnung, Entfaltung, wohl auch als eine Abschwächung, doch nur auf einer Stelle, denn auf einer andern kommt reichlich wieder herein, was verloren schien, wie das ja bei allen Übersetzungen der Fall ist, denn keine Sprache hat ihre Stärke genau auf demselben Punkt wie die andere; schließlich aber wird Jeder, der den Strauß in die Hand genommen, beschaut und seinen Duft gekostet hat, mit dem Gefühle reinen Genusses sagen: schön und lieblich, und er wird das reizende Geschenk dankbar in die Vase setzen, um Gesicht und Geruch ferner damit zu erfreuen.

Der Geist der italienischen Sprache ist pathetisch, redsam, stockender,

dunkler Andeutung abgeneigt, vielmehr dazu gestimmt, in ergiebigem Strome seiner reinen Klänge alles in Fülle zu entwickeln, in hellem Tageslicht auszubreiten. Schon die Formen, Wortbildungen und Beugungen sind von längerem Atem als die deutschen, kurzzeilige Strophen unserer Poesie werden notwendig gedehnter. Unter die reinsten Produkte unserer Lyrik zählen wir jene Klänge, die nur wie gehaucht sind, Laute, die im Sprechen zu verstummen scheinen, Farben, die ein tiefes Helldunkel in nebligem Schleier gebunden hält. Und das wohl mit Recht, denn die lyrische Dichtung ist Poesie des Gefühls, das reine Gefühl aber ist nicht beredt, weil es nicht Bewußtsein ist. Sage ich also: Benelli hat es gewagt, Goethes „Ruhe" (eigentlich „Wanderers Nachtlied. Ein gleiches"), Mörikes „Agnes" und „Denk' es, o Seele" zu übersetzen, so wird man billig gespannt sein, wie es ihm gelungen ist, und ich bin überzeugt, daß, wer diese Übertragungen gelesen, sagen wird: das ist nun alles anders und doch auch *s o* schön. In Goethes wunderbar rührender Strophe sind aus den „Wipfeln" Zypressen geworden; wir sind nicht mehr im deutschen Walde, aber das Bild der Zypresse stimmt. Der Schluß: „Warte nur, balde Ruhest du auch," ist aus seiner ahnungsvollen Dämmerung um eine zarte Linie ins Helle gerückt; der Übersetzer konnte nicht sagen: riposi oder riposerai, das lautete im Italienischen trivial; er sagt:

— — — Attendi, e tosto
Della pace nel sen tu pur cadrai.

In den Schoß des Friedens sinken: das ist entwickelter, wortreicher, als ruhen; aber wenn Goethe uns bedeutungsvoll im Ungewissen lassen will, ob „ruhen" heißt: schlafen oder: aus Zerstreuung und Leidenschaft still betrachtend in das eigne Innere niedertauchen, oder: sterben, so ist diese schöne Ungewißheit des Sinns doch mit zartem Gefühl vom Übersetzer bewahrt. Die kurzen, verstummenden Zeilen aber sind zu längeren, in vier Hebungen verlaufenden geworden; das muß uns als eine Schwächung erscheinen, allein, da sie unvermeidlich, d. h. dem Genius der Sprache des Übersetzers einzig gemäß ist, so bleibt einfach zu sagen: dem italienischen Leser wird des Äquivalents so viel geboten, als nur möglich ist. Dagegen hat Mörikes tief wehmütiges, im reinsten Geiste des edelsten Volksliedes empfundenes, im sanft klagenden Refrain ausklingendes „Agnes" nur

eine kaum merkbare Dehnung um einige Silben erfahren; zum Beweis, wie tief und schön Bild und Stimmung erhalten ist, setze ich die dritte und vierte Strophe nebeneinander:

Um die Ernte wohlgemut, Wohlgemut Schnitterinnen singen. Aber, ach! mir krankem Blut, Mir krankem Blut Will nichts mehr gelingen.	Mietendo il grano, in coro allegramente, Allegramente Cantano le compagne: Ma tu, povera mesta, hai il core afflitto, E un core afflitto Non ha vigor, ma piagne.
Schleiche so durchs Wiesental, So durchs Tal, Als im Traum verloren, Nach dem Berg, da tausendmal, Tausendmal Er mir Treu geschworen.	Trascino il piede per fiorito calle Lungo la valle, In sogno abbandonata; E salgo al monte, ov'ei ben mille volte, Ben mille volte M'ha la sua fè giurata.

Ein kleiner Fehler ist nur, daß aus dem Rosenband im letzten Vers ein nastricin (Bändchen, kleine Schleife am Hut) geworden; es ist ein langes, breites Band gemeint, von dessen Flattern sich die Phantasie das genügende Bild muß machen können, um die Vorstellung des Wankelmuts, der Untreue symbolisch daran zu knüpfen. Nicht minder rein und stimmungsvoll ist Mörikes traumhaftes „Denk' es, o Seele" wiedergegeben, ohne einen anderen Verlust, als daß die den Atem gleichsam anhaltende kürzere Zeile, die je einer etwas längeren folgt, dieser an Umfang, an Zahl der Hebungen gleich geworden ist. Daß auch hier die Zypresse auftritt, wird noch weniger Widerspruch finden, als daß Goethes „Wipfel" in diesen dunkeln Baum der Schwermut und des Todes umgewandelt sind, denn das „Tännlein" ist ja erlesen schon, mit dem Rosenstrauch „auf deinem Grabe zu wurzeln und zu wachsen".

Nicht ganz ebenso ist die Übertragung des brütenden Helldunkels, des ahnungsvollen Zwielichts in Gottfried Kellers „Es ist ein stiller Regentag", einem der schönsten Gedichte des markigen schweizerischen Lyrikers und Novellisten, geglückt; die seltsam gemischte, trüb heiter beschauliche Stimmung fand wohl im italienischen Sprachvorrat nicht die hinreichenden Mittel des Ausdrucks.

Doch ich möchte mich nicht beim Einzelnen kritisch aufhalten; im Ganzen und Großen scheint mir, es sei dem Übersetzer der schwerste Teil seiner Aufgabe, die Wiedergebung der Klänge, die im engsten, ungeteiltesten Sinn als lyrisch zu bezeichnen sind, recht wohl gelungen. Wir blicken in ein zart und rein nachempfindendes Gemüt und es tut wohl, zu fühlen, daß unter den Lauten der fremden, volleren, sinnlich schöneren Sprache das Herz so innig schlägt wie unter den scheinloseren, aber gesammelteren und tieferen der deutschen.

Ganz anders natürlich ist der Italiener in seinem Elemente, wo es gilt, Anschauungen, Stimmungen, Leidenschaften, Gedanken zu übertragen, die sich in der breiten Welle des großen Stils bewegen. Hier darf er den Pomp, die würdevolle Pracht, das Feuer und Pathos seiner Sprache walten lassen. Einen ganz besondern Genuß darf ich jedem Leser versprechen von der Übersetzung eines Gedichts, worin uns Goethe längst, ehe er Italien betrat, so täuschend auf den klassischen Boden versetzt hat, daß wir meinen, dort in den Umgebungen des Golfs von Neapel zu wandeln und ländliche Hütten an Trümmer römischer Tempel und Paläste geheftet zu sehen. Es ist „Der Wanderer“, das hohe Bild voll Kunstandacht und voll reiner Liebe zur gesunden Gegenwart der Natur, des Lebens, des rein menschlichen Daseins. Trotzdem, daß hier der Übersetzer ganz zu Hause ist, daß ihm, um eine schöne Einzelheit anzuführen, für „Gefäß“ das antike anforetta zu Gebote steht, darf man sich die Aufgabe wahrlich nicht leicht vorstellen. Wie sollte z. B. wiedergegeben werden: „Glühend webst du über deinem Grabe, Genius!“? Für „weben“ konnte nicht das entsprechende tessere stehen. Benelli übersetzt: ardente spirito aleggia sul tuo sepolcro, o Genio! Glühender Geist flügelt über deinem Grab, o Genius! Gewiß schön, nur wäre wohl besser gewesen, zu setzen aleggi, denn der Genius ist mit dem spirito identisch. Als Probe der anmutvollen Würde, womit das deutsche Gedicht im fremden Gewande schreitet, mag der Schluß hier stehen, worin der Dichter von den hohen, feierlichen Betrachtungen so rührend zum nächsten Menschlichen, zum schlicht-natürlichen Wunsch einlenkt:

Leb' wohl!	Addio! — Or tu guida i passi miei,
O leite meinen Gang, Natur!	O Natura, dell' errante straniero,
Den Fremdlings-Reisetritt,	Che sui sepolcri delle sacre etadi
Den über Gräber	

Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch' ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Il piè conduce. All' asilo lo guida
Che dal gelo il difende, ove dai raggi
Dell' ardente meriggio una selvetta
Di pioppi lo ripara. E allor che a sera
All' invocata mia capanna io torni,
Quando l'indora il sol col mesto addio,
Oh incontro a me tale una donna mova,
Beata d'un fanciul che al petto stringa!

Ungern verzichte ich darauf, durch Anführungen zu zeigen, wie prachtvoll in „Mahomets Gesang", in den melodischen Tönen der Sprache Italiens rauschend der Strom dahinrollt. Den „Gesang der Geister über den Wassern" hat Benelli in Reimen übersetzt; sie wirken mit dem musikalischen Tonfall der reinen Laute reizvoll zusammen, dem innern Gehör und Gesicht Farbe und Klang des Bildes vorzuführen. Man vernehme nur folgende Stelle:

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Da eccelse rôcche eletto*)
Sgorga quel puro getto
E quindi si dissolve
In nubilosa polve
Su scoglio che il riceve
E l'onda sua si beve;
Poi in ondeggiante velo,
Con dolce mormorio
Scende giù giù fino al profondo rio.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

A ogni scheggia sporgente,
Che al cader suo s'oppone,
Spuma sdegnosamente,
E a poco apoco avanza
Fino all' abisso in fervorosa danza.

An die Übersetzung von Goethes Prometheus knüpfe ich eine Bemerkung, die ebensogut schon im Anfang dieser Besprechung oder bei

*) „Eletto" ist wohl etwas gewagt für: herströmend von —

jeder von diesen Nachbildungen Platz gefunden hätte, doch gerade bei dieser, und zwar namentlich am Schlusse sich besonders nahelegt. Man wird nicht behaupten, daß dieser Monolog des Titanentrotzes in den vollen Tönen der Sprache Dantes und Michelangelos seine finstere Großheit eingebüßt habe. Doch geschwächt ist er da und dort, und zwar ohne Schuld des Übersetzers. Ein Mißgriff allerdings scheint es mir zu sein, daß einzelne der Versgruppen mit Endreimen geschlossen wurden; die stolze Titanensprache im Gedicht verschmäht solche Abrundung, begnügt sich mit dem freien Anklang an gemessenen Rhythmus. Doch es ist etwas Allgemeineres, was ich zu sagen habe, und enthält keinerlei Vorwurf für den Einzelnen. Benelli übersetzt die Schlußworte:

„Und dein nicht zu achten
Wie ich!"

so: A sprezzarti cosi, com' io ti sprezzo! Da ist nicht nur überhaupt durch die Zusammenfassung von zwei Zeilen zu Einer gedehnteren die Prägnanz der Kürze des Originals abgeschwächt, sondern dies geschieht namentlich auch durch die letzten Worte. Goethes Schluß: „Und dein nicht zu achten wie ich!" fährt steil, scharf und schroff wie ein Stoß heraus. Nun wäre ein io am Schluß viel zu weich gewesen. Daher, obwohl der letzte Hauptnachdruck auf i ch liegt, zieht Benelli vor, vielmehr sprezzo an den Schluß zu setzen und bereitet es durch avezzo als Reimfolge vor. Sprezzo hat eine energische Wurzelsilbe, aber vokalisch schließt es doch wie io und dies führt uns zu einer allgemeineren, die beiden Sprachen vergleichenden Bemerkung.

Bei einem Bankett in Zürich trat ein Kollege, Professor für italienische Literatur, nachdem Trinksprüche in Deutsch, Französisch, Italienisch gehalten waren, zu mir und sagte: ich habe die Sprachen heute aufmerksam verglichen und muß zugeben: das Deutsche hat doch die solidesten Knochen. Sonst hatte er wie andere Ausländer unserer Sprache gern ihre Härte vorgeworfen. Es ist klar: was er meinte, ist die Bestimmtheit der Artikulierung, und diese liegt in der Herrschaft des konsonantischen Wortabschlusses, der ja freilich dem Deutschen zugleich seine Härte gibt. Über die Härte klagen ist ungerecht ebendarum, weil das Deutsche ihr jene seine Bestimmtheit verdankt. Goethe war in Venedig, mitten unter den Wohlklängen der italienischen Sprache, als er die übellaunigen Verse schrieb:

„Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst"

und als er in einem andern Epigramm klagte, dem Schicksal wäre gelungen, in ihm einen Dichter zu bilden,

„Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt."

Bekanntlich war das Deutsche einst viel reicher an vokalischen Endungen, erst durch Stutzung derselben in konsonantische ist es so hart geworden (amisala-Amsel, mennisco-Mensch) und zur Härte ist Lautabschwächung gekommen, indem die klangvolleren Vokale A O U großenteils in das klanglose E verdünnt wurden. Eine Hauptveränderung, die das Italienische mit dem Lateinischen vorgenommen hat, ist dagegen die Aufweichung konsonantischer Endung zu vokalischer. Nicht ebenso ist (ursprünglich) die französische (gallische) Zunge mit dem Latein verfahren, sie ließ den Konsonanten im Wortschluß vielfach stehen, wo ihn der Italiener in Vokal umbildete (aiment—amano, sont [sunt]—sono), aber so sehr schlug doch auch hier die Liebe zum weicheren Abschluß vor, daß die Willkür eindrang und endlich Regel wurde, die Schlußkonsonanten einfach nicht zu sprechen (état), oder samt der ganzen Schlußsilbe, wenn sie ein n enthielt, in einen (häßlich) genäselten Vokal zu verwandeln (présent), ebenso auch mit einsilbigen Wörtern zu verfahren (fond, sont). Andrerseits hat diese Sprache freilich auch End-Vokale stummgelegt und dadurch eine Menge von konsonantischen Endungen an die Stelle von (lateinisch und italienisch) vokalischen gesetzt (barba, arma—barbe, arme); es ist aber nicht dieser Zuwachs, sondern jener Verlust, was uns hier angeht. „Dein nicht zu achten wie ich" würde im Französischen ein moi als Schluß verlangen, moi klingt etwas voller, als io, wäre aber doch auch ein akustisch unbequemer Schluß; die französischen oi (oa) klingen doch immer wie ein Froschquaken, und der Kraftstoß im Schluß verlangt eben einmal einen Konsonanten.

Nun mag nur noch an zwei Beispielen gezeigt werden, was beide Sprachen mit ihrem Gewinn an Weichheit durch vokalische Endungen zugleich eingebüßt haben. Man nehme das Wort: Hat. Das ist doch ein Wort, ist artikuliert, hat Knochen. Der Italiener aber hat

das lateinische habet in ha, der Franzose in a verwandelt. Jener spricht das h nicht, also haben beide für den Begriff Hat nur einen Vokal, denselben, der zugleich den Dativ anzeigt. Ganz so sind sie mit dem Wort est umgegangen. Unser Ist ist doch ein Wort, ist artikuliert, hat Knochen. Jene beiden Sprachen aber haben von est nur das e übriggelassen (der Franzose spricht ja das st nicht) —: denselben Buchstaben, der auch „und“ bedeutet (der kleine Aussprachunterschied: offenes, geschloßnes e ist doch ganz ohne Gewicht). Nun ist das aber eine Sünde an der Sprache, eine Leichtsinns- oder Weichlichkeits-Sünde, denn man soll kein wesentliches Zeitwort verlottern, so verkommen lassen, daß es einem bloßen Kasuszeichen oder einem Verbindungslaute gleich wird.

Was haben aber diese Bemerkungen mit der Poesie zu tun? Nun, das wird sich an wenigen Fällen zeigen lassen. Ein Dichter will etwa sagen: „er sucht nicht nur, er wünscht nicht nur, er h a t.“ Geht da die Kraft nicht verloren, wenn für dies H a t ein bloßes A steht? Oder: „er scheint nicht nur, er i st.“ Wo bleibt der Nachdruck in Ist, wenn ein bloßes E dafür steht? Nehmen wir noch ein nicht fingiertes Beispiel hinzu: Goethes Tasso sagt von seinen Gestalten im befreiten Jerusalem:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugt,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie s i n d.

Der letzte Vers ist im Klang unschön, ein rechtes Beispiel für die ganz eingestandene phonetische Trockenheit, Hölzernheit der deutschen Sprache; man sehe oder höre hin: 6 (resp. 7) J — wie lauter stechende Spitzen und daneben kein anderer Vokal als das blasse E! Ein Holzbrett mit 6—7 spitzen Nägeln! Aber dann bedenke man das letzte Wort! Setze dafür: sono oder sont (sō), so ist das Werk der Bedeutung in dem Sind mit der hievon untrennbaren konsonantischen Dezision in Brei zerschmolzen.

Quod erat demonstrandum. Man sollte also weniger auf die Härte der deutschen Sprache schmälen, da so erkennbar ist, welches Gut sie um diesen Preis einkauft. Teuer ist er, das bleibt wahr; selbst gegen das Interesse der vorstehenden Verteidigung erwähne ich noch namentlich die Häufigkeit der unschönen, lästigen Endung ung (althochdeutsch noch unga). Es besteht freilich auch eine Pflicht, die

uns durch solche Härte aufgelegt wird, sie heißt: vermeide sie nach Kräften, wo sie nicht dem Sinngehalt durch ihre Energie dient. Leider ist es deutsche Art, vielmehr nach der Regel zu handeln: steigere sie ohne Grund! Eine entsetzliche Mehrheit unserer Schriftsteller schreibt mit verstopften Ohren. Der Dichter vor allem ist berufen, uns hören zu lehren; er wird Härte nicht meiden, wird sie wollen, wo sie den genannten Zweck erfüllt, er wird, wo solcher Zweck fortfällt, mit feinem Nerve dem harten Material akustische Schönheit abgewinnen. Man lese das Mignonlied einmal von diesem Standpunkt und horche der Vokalfolge nur gleich in den ersten Zeilen, so wird man geleistet finden, was ich meine, und dem anklagenden Dichter seine eigene Leistung als Gegenbeweis vorzeigen.

Ich habe betont, daß Goethe im italienischen Lande weilte, als er jenes herbe Urteil schrieb. Unmittelbar neben das Italienische gesetzt, gleichzeitig neben ihm vernommen ist das Deutsche freilich sehr im Nachteil, seine Trockenheit, Härte erscheint auf dieser Folie noch einmal so hart und trocken, dürr, philisteriös, und geblendet von der Klangschönheit und Grazie der Nachbarin hat man nicht Zeit, die Kraft, Tiefe und den Reichtum der Muttersprache zu bedenken. Daher, schließlich nur daher kommt es auch, daß deutsche Stämme unter romanische hineingeschoben nach und nach ihre Sprache aufgeben; die Verkehrsnotwendigkeit zwänge sie nicht dazu, sie dürften ja nur mit Beharrlichkeit auf ihrer eigenen Sprache bestehen, aber ihre Knarrlaute kommen ihnen, wenn sie so oft darüber lachen und scherzen hören, endlich selbst komisch und beschwerlich vor: das ist's. Nur um so mehr freilich ist es Pflicht des Staates, dem solche ausgesetzte Glieder angehören, sie gegen den verführerischen Andrang zu stützen und zu stärken, und zwar durch nachdrückliche Pflege der Schule. Was Österreich hierin gesündigt hat und sündigt, wie neuerdings der deutsche Schulverein gutzumachen strebt, was der Staat versäumt, weiß man.

Doch wir beginnen abzuirren; jetzt ist unser Geschäft, zu zeigen und zu rühmen, was in künstlerischer Hand die italienische Sprache vermag, wenn sie mit der weniger schönen, aber markigeren und reicheren deutschen nachbildend, übersetzend wetteifert. Wir nehmen den Faden wieder auf und reihen zunächst an Goethes Prometheus eine didaktische, doch ebenfalls im hohen, feierlichen Stil gehaltene Dich-

tung: Schillers „Bild zu Sais". Für diese Art gemessen schreitender Würde ist die italienische Sprache besonders gestimmt und mit wahrem Genuß wird man dem Kothurnschritt des Übersetzers folgen. Man vergleiche nur die Versgruppe:

Hier steht er nun und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

mit der Wiedergebung:

Vi è giunto alfin; ma un orrido l'attornia
Silenzio sepolcral, rotto soltanto
Dal cupo risuonar del sacro asilo,
Che il rumore de' passi a lui tramanda.
Giù per l'azzurra volta argentea luce
Manda intorno la luna, e qual d'un Dio
La terribil presenza, a lui risplende
Sotto il chiaror di quell' augusta volta
Ricinto dal suo velo il Simulacro.

Nur das „langen" im letzten Vers ist ausgeblieben und wird vermißt, denn es ist wesentlich zu Bild und Stimmung beitragendes Epitheton.

Wir können hier beim Didaktischen noch einen Augenblick verweilen. Die Perle unter Schillers Lehrgedichten: „die Teilung der Erde" wird man mit gleichem Wohlgefallen in der Übertragung lesen; das heiter Freie, licht und doch ernst Bewegte, Schwebende macht sich nur noch liebenswürdiger in der sonoren, elastischen Sprache Italiens. In dem herrlichen Schlußvers hat allerdings die zweite Zeile Einbuße erlitten: „der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein" ist farblos übersetzt mit: „se ogni bene terreno io già donai," aber nicht darf man sich an dem scanno in der letzten Zeile stoßen; im Deutschen würde es stilwidrig klingen, wenn Jupiter sagte: „Ich habe dir eine Bank da oben vorbehalten," aber das italienische Wort scanno wird öfters, selbst von Dante, in hohem Sinne gebraucht.

Zwei fühlbare Lücken finden sich in der sonst ebenfalls wohlgelungenen Übersetzung von „Das Glück und die Weisheit“: im dritten Verse ist der Pflug und im letzten das „eilt, sich zu ermorden“ weggeblieben, das man aus „Salva l'amico“ nur erschließen kann.

Es war vorher von Gedichten hoch schwungvollen Inhalts die Rede. Wie dem Pathetischen, so kommt dem Tone des höchsten Entzückens der elektrische Nerv unserer südlichen Nachbarn feurig entgegen. Doch will es mir scheinen, von der Sprache der glühenden Sehnsucht, im Tausch unendlicher Liebe das All in sich aufzunehmen oder sich in es aufzulösen, die im „Ganymed“ stammelt, sei in der Übersetzung etwas Wesentliches verlorengegangen, nämlich eben das Stammeln. Daß der Reim gewählt wurde, ist wohl hier nicht als ein glücklicher Gedanke anzusehen, denn er rundet ab, wo ein abgebrochener Ausruf wesentlich ist, er muß öfters dehnen, wo der Flug der mystischen Andacht keine Worte findet, den Satz zu vollenden. Man vergleiche am Schluß:

Aufwärts an deinem Busen,
Alliebender Vater!

Padre amoroso d'ogni tuo creato,
Posar mi sia concesso
Pel tuo paterno amplesso!

Allein ich berufe mich hier auf die Bemerkungen, womit ich diese Anzeige eingeleitet habe. Wir dürfen der fremden Sprache nicht mehr zumuten, als ihre Natur ihr erlaubt, und der italienische Leser, in den wir uns doch nicht ganz versetzen können, liest vielleicht mit voller Befriedigung, wo wir Lücken oder, ein andermal, ein Allzuviel finden, vernimmt, ungestört durch die Vergleichung, obwohl in anderer Tonlage, Klangfarbe und Variation dasselbe Thema.

Ungleich näher bleibt am Originale Goethes „Mailied“. Es war nichts Kleines, diesem geschwellten, kurzen Atem des Entzückens in Strophen zu folgen, die nur um ein paar Silben verlängert sind, die ganze Wonne der Empfindung so voll nachgefühlt in den engen Rahmen zu pressen.

Noch ist eine Gruppe von Gedichten aufzuführen, worin der Übersetzer ganz besonders die Feinheit seines Gefühls bewiesen, worin ihm aber auch der Geist seiner Muttersprache besonders willig seine graziösen Formen dargeboten hat: es ist das Zarte, einfach schön Gefühlte, Weiche, Anmutige und in nahe liegendem Übergang das Schalkhafte, das heiter Spielende, das Humoristische. Wie rein in

der Stimmung ist Goethes „Nähe des Geliebten" wiedergegeben, wie schön z. B. der zweite Vers:

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege	Ti veggo allor che per lontana via
Der Staub sich hebt;	La rena il turbo caccia,
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege	Se in notte oscura per smaritto calle
Der Wandrer bebt.	Il pellegrino agghiaccia.

Wie ganz tönt die Zartheit der reizend weichen Strophen der Gedichte „Gefunden" und „Nähe" in den reinen, süßen Klängen wieder! Das Bild voll griechischer, anakreontischer Anmut vom „Nektartropfen": wie freundlich schwebt es im schmiegsamen, fließenden, farbigeren Gewand am Auge vorüber und hier gewiß wollen wir die Endreime nicht tadeln. Man lese z. B.:

Emsig waren drauf die Bienen	Le industri pecchie a quella volta allora
Hinterher und saugten fleißig;	Volaron tosto, e misersi a succhiare;
Kam der Schmetterling geschäftig,	L'agile farfalletta affaccendata
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;	Diessi pure a sorbire
Selbst die ungestalte Spinne	Onde ottenerne un goccettino anch' essa;
Kroch herbei und sog gewaltig.	Fino il deforme ragno ivi si volse,
	E quanto più potè, più ne raccolse.

Nur in der Übertragung von Höltys „Frühlingslied" ist der Ton nicht getroffen, der rührende Zug kindlicher, protestantischer Frömmigkeit, Kirchenliederton, womit die zweite Strophe schließt, ist verloren: „die schöne Welt" ist mit cose si belle schwach wiedergegeben und die geputzten donzelle, die den Reim besorgen, passen nicht in die Stimmung des Bildes.

Im Gebiete des Schalkhaften bewegt sich der Übersetzer freier als sonst, die traduzione wird hier an manchen Stellen mehr zur „imitazione", aber wahrlich nicht auf Kosten des Originals; das allegro wird um ein paar Wendungen, Töne, nur ganz in der Tonart, bereichert und mit besonderer Genugtuung nimmt man wahr, wie einstimmig die so verschiedenen Sprachen und Volksnaturelle sich in diesem wohligen Elemente zusammenfinden. Wie allerliebst nimmt sich Goethes „Schäfer" in dem um Weniges faltigeren Rock aus:

Es war ein fauler Schäfer,	Oziosi di traeva un pecoraio,
Ein rechter Siebenschläfer,	Un vero dormiglione,
Ihn kümmerte kein Schaf.	Nè vi so dir se lo movesse un guaio.

Ein Mädchen konnt' ihn fassen: Da war der Tropf verlassen, Fort Appetit und Schlaf!	Dato il piede d'amor entro la rete, Perdette Ser Pacione L'appetito, i bei sonni e la sua guiete.
Es trieb ihn in die Ferne, Des Nachts zählt' er die Sterne, Er klagt' und härmt' sich brav.	E astronomo di cor più che di mente, Noverava le stelle Sospirando a nottate allegramente.
Nun da sie ihn genommen, Ist alles wiederkommen, Durst, Appetit und Schlaf.	Ma d' amoroso poi fatto marito, Tornò lo *statu quo*, Tornò il sonno, la sete e l'appetito.

Nur im dritten Vers erwartet man statt: allegramente: tristamente. — Die „Frösche" haben noch größere Vorsätze, als bei Goethe, sie wollen, wenn das Eis schmilzt, auch Akrobaten werden:

E esercitar così la gamba alata
Da oscurarne la fama a un' acrobáta,

ein ganz ergötzlicher kleiner Zusatz! Um ein paar Zeilen erweitert klingt doch ganz gleich anmutig die Selbst-Ironie in „Il proprio inganno" wie in Goethes Original: „Selbstbetrug" und mit ungeteiltem Wohlbehagen, ausgenommen eine Stelle, wird man „Der Knabe und die Müllerin" in dieser Übertragung lesen, die mit dem feinsten Taktsinn dem schelmischen Gange des Dialogs, dem Wiederklang des neckischen Sinns in Reime folgt. Die Stelle, die ich ausnehme, findet sich am Schluß, wo die Worte:

„Euer schönes dunkles Kleid
Tät mir leid
So weiß zu färben"

übersetzt sind:

E poi sporcar del nobil suo vestito
Col bianco il bel colore,
Davver non avrei core.

Goethes Worte geben ja den einzigen Grund an, warum auf der Stelle verraten ist, wer die schöne Müllerin küßt; „Geschichten" gäbe es gerade d a r u m; das poi scheint überflüssig einen zweiten Grund zu nennen.

Ich schließe, ohne sämtliche Gaben dieser willkommenen Bescheerung besprochen zu haben. Außer den hier erwähnten Stücken

kommen Dichtungen von Uhland, Wilhelm Müller, Lenau, Grün, G. Keller, auch des Verfassers Trinklied an die Reihe; doch die aufgeführten Proben werden hinreichen. Wer dieses Geschenks sich ganz erfreuen will, dem rate ich, die Übersetzungen sich laut vorzulesen oder besser, Gelegenheit zu suchen, sie aus italienischem Munde zu vernehmen. Klang und Inhalt hängt in einer so viel naturvolleren Sprache inniger zusammen als in unserer nordischen; es handelt sich aber nicht bloß um Klang, sondern auch um die Akzentfolge, um den Rhythmus, und schwer wird es ein Deutscher dahin bringen, sich in das freiere und doch feingewogene Verhältnis der Hebungen und Senkungen im italienischen Verse so einzuleben, daß er im Vorlesen seine Gewichte ganz zur richtigen Geltung zu bringen vermag.

Man sagt im Schwäbischen von einer guten Speise: das schmeckt nach mehr. Hier ist nicht nur Talent, sondern man fühlt aus der Wahl des Übertragenen wie aus der Leistung eine liebenswürdige Persönlichkeit heraus; Adel und Zartheit der Empfindung, hoher Sinn und schwebende Leichtigkeit des Humors, jenes sinnlich geistige Organ, jener Nerv, der richtig tastet und nachfühlt, sind Eigenschaften, die den natürlichen Wunsch begründen, dem freundlichen welschen Gaste von Florenz auf dem Boden, wo die Völkergenien sich verbrüdern, noch öfter die feine Hand zu drücken.

(Hallbergers „Über Land und Meer" April 1868. Verbessert und erweitert in Altes und Neues, 3. Heft, Stuttgart, Bonz & Co., 1882.)

Zusatz.

Italien hat seither Umwälzungen in seiner lyrischen Poesie durchlebt, Heine ist aufgekommen, das gefährliche Element der Ironie eingedrungen, man spricht von Eineare (Heinisieren). Um so mehr mag es an der Zeit sein, auf eine Erscheinung wieder zu verweisen, welche unsere südlichen Nachbarn an den reinen, lautern Born gesunder Lyrik zurückführen hilft.

(Altes und Neues, 3. Heft, Stuttgart, Bonz & Co., 1882.)

Voltaire.

Sechs Vorträge von D. Fr. Strauß.

Es ist nicht wenig, wenn man ein Buch mit den Worten begrüßen kann: so etwas hat uns just gefehlt; es ist noch lang kein Prädikat, das den Wert desselben im Mittelpunkte bezeichnet, aber es ist kein übles Prädikat, wenn wir es ein hülfreiches Buch nennen dürfen. In der Tat, die Leute werden nicht zu zählen sein, die einmal über Voltaire die Wahrheit erfahren möchten und nicht wissen, wie sie dazu gelangen sollen. Die befangenen freilich, die Köpfe, die im Vorurteil stehen, und die Trägen, die nicht gern selbst sehen, sind fertig: er war frivol — und damit Punktum. Wer aber nicht gern nachglaubt und nachspricht und wer weiß, wie der Mann doch eine Zeit- und Geisterströmung in sich zusammengefaßt und in verdoppelter Wirkung wieder ausgestrahlt hat, der ist gerade ihm gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. Denn wie Viele haben Zeit, aus dem Gebirge von Schriften und Flugblättern sich des Mannes richtiges Bild zusammenzulesen? Welchem Urteil aber, wenn man sich nicht aus den Quellen sein eigenes bildet, soll man trauen, da sich diese Urteile so widersprechen, daß sie dadurch selbst ihre Einseitigkeit verraten? Es verhält sich ja hier nicht wie mit andern Männern, von denen bedeutende Geisteswirkungen ausgegangen sind: weniger als irgend Einen unter denselben hat man Voltaire beisammen; wie sein Geist und Charakter schillert und schwer zu finden ist, so weiß man von seinen Schriften nicht zu sagen: lies dies oder dies, da hast du den Mann. Daher sind es gar nicht bloß billig denkende Leute von mittlerer Bildung, die sich nach Aushilfe sehnen, sondern in den Kreisen der Wissenschaft selbst, da es in jeder ihrer Sphären so Unendliches zu tun gibt, sind Tausende dankbar, wenn Einer das schwere Geduldwerk übernimmt, ihnen vorzuarbeiten, aus der zerstreuten Masse des Einzelnen die Quintessenz herauszudestillieren. Natürlich muß der Helfer in der Not ein glaubhafter Mann sein; doch das hat keine schweren Wege: ob der, welcher sich uns als Vorarbeiter und Verarbeiter anbietet, wirklich selbst gelesen, alles und gründlich, das findet sich ja, das sieht man. Nun, und diesen Un-

zähligen hat Strauß es zum Danke gemacht; eine Schrift, die einem so gefühlten Bedürfnis abhilft, ist eine willkommene, und noch einmal: das ist nicht wenig.

Doch freilich, damit ist auch nur erst angefangen, wenn wir dies Buch charakterisieren sollen, es ist nur ein Vorwort; das rechte Wort wird sein: in eine bessere Hand konnte Voltaire nicht fallen. Ausgerüstet mit allen Mitteln der deutschen Wissenschaft, der deutschen Philosophie durchschaut und überschaut der Biograph — oder wie sollen wir sagen? der Charakter-Analytiker seinen Mann; er sieht ihm in seine Werkstätte, sein Geheimnis, er erkennt die Lücken, Sprünge, Einseitigkeiten und Widersprüche, wie die Lichter, die wahren Fünde seines Denkens, weil er im Besitze des ganzen, konkreten Gedankenzusammenhanges ist, in welchen die Begriffe des unruhigen, philosophisch dilettantisierenden Aufklärers als bloße Stücke sich fügen; ein dialektischer Denker — dialektisch im guten und tiefen Sinne — prüft einem abstrakten Denker, ein ganzer einem halben sein stückweises Denken. Stößt sich jemand, den Witz, die Schärfe, die Lebendigkeit, das bunte Phantasiespiel Voltaires im Auge, hier an der Bezeichnung: abstrakt, so dürfen wir nur sogleich Einen wesentlichen Punkt herausheben. Die Wunder, die uns die Bibel erzählt, müssen, so meint die Aufklärung, da sie nicht wahre Tatsachen sein können, Erdichtung, nämlich absichtliche, also Lüge sein. Hier liegt eine falsche Alternative zu Grunde, und zwar eine abstrakte, weil sie ein Drittes, eine dritte Möglichkeit weglässt, und dies Dritte verbindet in bestimmtem Sinn die zwei Sätze der Alternative: wahr oder unwahr zu dem Begriff: wahr und unwahr, d. h. unbewußte Dichtung, die einen Kern von Wahrheit bildlich umhüllt, ist also ein konkreter Begriff. Dieser Begriff ist: die Wunder sind Mythen; Strauß ist der Entdecker des Mythus-Begriffs, oder besser: der Entdecker seiner Anwendung auf die Urkunden und den Vorstellungskreis der christlichen Religion. Er steht also darin über Voltaire und sieht ihm in seine Blöße, hat den Schlüssel, welcher ihm und den sämtlichen Aufklärern fehlt. Das ist zugleich Überlegenheit der deutschen Wissenschaft; wie heute den theatralisch auffassenden Renan, so rückwärts überschaut die deutsche Tiefe und Gründlichkeit die geistreiche Lückenhaftigkeit des Franzosen in Voltaire. Konkret denken heißt aber auch den Gegenstand nicht isolieren,

also z. B. einen Mann nicht aus seiner Zeit herausreißen. Strauß beginnt, indem er ein einschlagendes Wort Goethes anführt, gleich damit, daß er Voltaire als Repräsentanten des Jahrhunderts der Aufklärungsliteratur faßt, das er mit heraufgeführt und bis dahin begleitet, wo er seine Errungenschaft auf der Schwelle des Revolutionszeitalters niederlegte, und er läßt seinem Mann diesen Standpunkt zugute kommen, indem er aus der Zeit entschuldigt, was aus ihr entschuldigt werden darf.

Doch man könnte mit allen Werkzeugen zu einer Zergliederung ausgerüstet und doch könnte die Hand nicht stet genug sein, sie richtig zu gebrauchen. Strauß hat aber die stete Hand. Sein Geist hat die Ruhe und Klarheit, rein objektiv zu sehen und zu urteilen. Dies ist ja gewiß nicht bloß Sache der wissenschaftlichen Bildung: es ist auch Sinn, Gesinnung, Charakter. Es will Gerechtigkeit. Doch „Gerechtigkeit" ist noch negativ gesprochen. Wahre Kritik erkennt und verwirft den Schatten, das Schlimme, das Unreine, aber nicht mit Haß, sondern mit anerkennender Liebe für das Gute und das Licht, mit der Milde im Ernst, die noch ein Lächeln übrig hat für die kleineren menschlichen Schwächen, noch einen Humor für die Züge, in denen Wert mit Schwachheit, Mannheit mit Kindheit sich mischt. Diese Verbindung von Unbestechlichkeit, Schärfe mit Wohlwollen und Humor ist wohl der Zug, welcher den Charakter völliger Mannesreife vollendet, der unsrem Buch sein bestimmtes Gepräge gibt.

Kaum ist eine Erscheinung denkbar, die vom Beurteiler eine Verbindung solcher Eigenschaften, solche Dialektik nicht nur des Denkens, sondern auch des Gemütes dringender fordert, als dieser kleingroße Mensch, dieser Voltaire, dieses wandelnde, springende Zwielicht von Gut und Schlimm, Ungemein und Gemein, Liebenswürdig und Widerlich, Edel und Niedrig, dieses „Ergebnis des Zusammenspiels gar verschiedener Kräfte, die in ihm durcheinandergiengen, reiner und unreiner Triebfedern, die ihn gleichermaßen bewegten. Mein Name ist Legion! konnte Voltaires Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion waren aber neben den bösen auch zahlreiche gute Geister und selbst von den ersteren eigneten sich nur wenige, in Schweine, wohl aber manche, in Katzen und Affen zu fahren". Goethe schreibt, wenn wir uns recht erinnern an Charl.

von Stein bei Übersendung einer Voltaireschen Schrift: das ist, als hätte es ein Gott geschrieben, aber eine Kanaille von Gott.

Der Geist der reinen Objektivität, der hier so widersprechende Züge zum klaren Bilde zusammenfaßt, äußert sich in der Darstellung als klassische Präzision und Konzision. Wir haben zugesehen, wie Strauß als Biograph zu dieser Schärfe und Kürze, dieser gediegenen Sparsamkeit in subjektiver Zutat sich durchgearbeitet und in seinem Ulrich von Hutten darin bereits die Sicherheit des Meisters erreicht hat. Wir haben schon damals gesagt, diese echt künstlerische Eigenschaft werde eben nicht jedem nach dem Munde sein, denn die Mehrheit wolle mehr „Sauce“. Doch hoffen wir, die Minderheit werde nicht klein sein, welche die maßvolle Enthaltung versteht und würdigt, was es heißt, einen so massenhaften Stoff in eine so gedrängte geistige Gestalt zusammenzuziehen. Der müßte doch sehr plumpe Sinne haben, der bei aller Selbstentäußerung des Verfassers nicht merkte, was er will und wo er steht, der die kurzen, scharfen Schwerthiebe nicht blitzen sähe, die er führt, wo er mit dem Manne, den er so unparteiisch beurteilt, einverstanden ist im herzlichen Haß gegen den dumpfen Wahn, gegen das kirchliche Gauklertum und seine Verfolgungswut, der nicht sähe, wie er zwar ganz die philosophische Unzulänglichkeit jener Geisterbewegung durchschaut, die wir Aufklärung nennen, aber auch ganz Partei mit ihr ist im nie ruhenden Kampf gegen die schnödeste aller Fesseln, die je den Geist erniedrigt und beschimpft haben. Doch er hat es mit einem Manne zu tun, der wohl in ernster Stunde schweres Geschütz gegen den Feind aufführt und heilige Flammen daraus entlädt, übrigens aber bei den Plänklern, bei den leichten Husaren dient. Jedermann weiß, daß Voltaires Hauptwaffe der Witz ist. Er ist ganz ein Neckgeist, ganz Franzose, ganz Gaulois und am wenigsten da zu suchen, wo er in Garderobe und Marsch des Römertums geht, das, dem gallischen Blute aufgeimpft, um jene Zeit zur Allongeperücke und zum steifen Paradegang des Alexandriner-Epos und Alexandriner-Dramas sich aufbauschte; Rabelais Geist, nur noch ungleich weniger harmlos, ruht auf ihm. Dieser mutwillige, prickelnde, wuselige Geist hätte in einzelnen Partien des Buchs wohl munterer hervorspringen dürfen; der Ernst seines Schrittes hätte nicht darunter gelitten, wenn der Verfasser Strecken weit an der Seite des hüpfenden Gesellen in beweg-

teren Takt sich hätte fortziehen lassen. Strauß verfehlt natürlich nicht, gar manches witzige und spitzige Wort des ausgelassenen Knaben aufzunehmen; einiges Mehr hätte nichts geschadet; unter den Schriften nennen wir namentlich den Geschmackstempel und Kandide, von deren Späßen und närrischen Erfindungen ein farbigeres Bild wohl hätte gegeben werden dürfen. Da und dort, wo Voltaire wirklich unsauber frivol ist und der Biograph nur Strenge zu üben hat, hätte er dem ernsten Wißbedürfnis doch mehr Stoff und Anhalt geben sollen; doch hier schrieb freilich auch die Rücksicht auf das weibliche Zartgefühl, welche die Dedikation des Buchs mit sich brachte, bestimmte Schranken vor, so daß z. B. die Darstellung des Inhalts der Pucelle zu früh abbricht; — was übrigens ja nicht gesagt sein soll, als erfreuten wir uns nicht dieser Widmung, eigentlich dieser ursprünglichen Bestimmung der Arbeit, denn wir erfahren, daß sie aus Vorträgen hervorgegangen ist, welche für die in der Dedikation genannte fürstliche Dame und ihren Kreis niedergeschrieben wurden. Man ist gewohnt, in diesen höchsten Sphären häufig genug auf ängstliche Scheue vor Antastung des Positiven zu stoßen; der Ketzer vom Ketzer, obwohl der „frivole" vom ernsten, geschildert: ein solches Buch hätten sich wohl wenige Fürsten öffentlich in die Hand legen lassen, und doch wäre die Religion wohl längst auf reinerer Höhe angelangt, wenn auf des Lebens Höhen öfter der Denker mit dem Lenker wandeln dürfte.

Die Gedankenreife des Buchs spiegelt sich im klaren Stile, den wir an Strauß längst kennen. Die Gangart wechselt mit dem Inhalt: leichtere Bewegung in kürzeren Sätzen, wo zu erzählen und wo zusammenzufassen, logisch gebundener Periodenbau, wo Grund und Folge, wo überhaupt Verflechtung der Dinge und Begriffe darzulegen ist. Strauß liebt nicht den „kupierten" Stil, wie er, ein Bild springender, undisziplinierter und eitler Geistreichigkeit, unerfreulich überhand genommen hat. Mitunter vielleicht bildet er im Streben, diese Manier zu meiden, einen zu schwer verwickelten Satz; aber sehr würde man irren, wenn man von der Schärfe seines Denkens befürchtete, daß sie uns mit einer abstrakten Herbe der Darstellung die Zähne zerbrechen werde. Dieser strenge Geist ist mit einer hinreichenden Gabe von Phantasie ausgestattet, um seine Sprache durch so viel Zufluß des bildlichen Elements zu beleben, daß man ihr im

Ganzen und Großen allerdings das Prädikat eines plastischen Stils zuerkennen darf. Ein saftiges Bild, sparsam, aber am rechten Fleck angebracht, faßt die Gedankenreihen zu konkreter, körniger Kompaktheit zusammen und gibt dem Ganzen jenen Charakter der Rundheit, den alle klassischen Werke zu haben pflegen.

Diese Abrundung zum geschlossenen Bilde ist schon in der Anlage begründet. Strauß zerlegt seinen Mann nicht nach einem abstrakten Schema, sondern ordnet das Ganze biographisch an und fügt eine zusammenhängende Darstellung und Beurteilung seines Dichtens und Denkens da ein, wo es sich natürlich ergibt, d. h. wo eine Lebensperiode besonders einer solchen Tätigkeit gewidmet ist, die eine geschloßnere Betrachtung erfordert. Der erste Abschnitt umfaßt die Jugend bis zur Reise nach England, der zweite den Aufenthalt daselbst, dann nach der Rückkehr die Zeit des Verhältnisses zur Marquise du Châtelet: in diesem Zeitraum wird an die Zaïre als den Höhepunkt seines dramatischen Dichterruhms eine zusammenhängende Beurteilung Voltaires als Bühnendichters geknüpft; die dritte Periode bildet der Aufenthalt in Preußen bei Friedrich dem Großen, die vierte der Lebensabend in Ferney bis zum Tode, die Zeit, wo mit der Ansiedlung am Genfersee sein Leben „aus einem Strome selbst zum stillen See wird". Hier nimmt sich denn auch der Biograph zur stillhaltenden Betrachtung seine Zeit, er widmet dieser Epoche drei Vorträge, den vierten, fünften und sechsten, würdigt im vierten Voltaire als Romandichter, Geschichtschreiber, Philosophen der Geschichte und Stilisten, im fünften als Philosophen und Theologen und kehrt im sechsten zur fortlaufenden Erzählung zurück, begleitet ihn nach Paris, ans Totenbett und seine Reste ins Pantheon. Die einzelnen Schriften, die nicht wesentlich in eine der Sphären fallen, welchen ein Gesamtüberblick gewidmet wird, werden an ihrer biographischen Stelle besprochen; von jenen Werken, die nach Klassen zusammengestellt sind, muß allerdings das eine oder andere außerdem an anderer Stelle in der Lebensgeschichte erwähnt werden, weil sie zum Teil nach und nach entstanden sind und überhaupt nicht gleichmäßig in die Periode fallen, an welche jene beurteilenden Ruhepunkte geknüpft werden; doch hat der Verfasser dafür zu sorgen gewußt, daß keine ermüdenden Wiederholungen entstehen.

Was ist es nun für ein Menschenkind, dessen Züge so taghell

aus diesem mit sicherer Meisterhand entworfenen Bild hervorspringen? Fangen wir nur mit dem Kleinen und Schlimmen in der Mischung an. Deutschland darf in der Tat stolz sein, daß der Geist der Aufklärung sich bei uns in einem Lessing, Goethe und Schiller zusammengefaßt, gereinigt, vertieft hat. Strauß führt mehrmals die Vergleichung mit unsern Koryphäen ein; sie wird durch die entfernte Analogie des großen Dichterpaars mit Voltaire und Rousseau nahe gelegt; er erzählt von den Reibungen dieser beiden Charaktere und sagt: „um den Gegensatz ihrer Naturen und Richtungen zu freundlicher Ergänzung aufzulösen, hätten beide so edle Menschen wie Goethe und Schiller sein müssen, und das war einer so wenig wie der andere." Rousseau war ein krankhaft subjektiver Mensch, hypochondrisch, menschenscheu, verbittert im Selbstgefühl, argwöhnisch, doch ein reiches, tiefes, ahnungsvolles, im Kern ideales Gemüt; Voltaire ist grenzenlos eitel, Voltaire ist Schmeichler, kann ohne Gunst der Vornehmen, des Hofes nicht atmen, kriecht vor Königen, Ministern und Maitressen, Voltaire ist ein nickelhafter Zänker und verschmäht in seinen unendlichen Fehden kein Mittel, insbesondere nicht den Angriff auf die Persönlichkeit statt auf die Sache; Voltaire lügt, verleugnet, ja er heuchelt: der Vorkämpfer der Geistesfreiheit heuchelt, er lobt und rühmt die Jesuiten, läuft in die Messe, nimmt das Abendmahl, um einen Sitz in der Akademie zu erschleichen. Freilich ein andermal ist es Posse und Neckerei, wenn er sich den kirchlichen Formen unterwirft, wie er denn in Ferney die widerspenstigen Pfaffen durch verstellte Krankheit daran kriegt, ihm das Sakrament zu reichen, nachdem er das Confiteor und Credo in einer Art nachgesagt, daß der Sekretär an der halboffenen Tür sich totlachen wollte; „dieses Possenspiel mit der Geistlichkeit, sie zur Spendung ihrer Siebensachen an ihn zu zwingen, von dem sie wußten, daß ihm dieselben ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen." „Als es wirklich zum Sterben kam, blieb doch die letzte Ölung dem Mann erspart, der einst gesagt hatte: es scheint mir äußerst lächerlich, daß man sich ölen läßt, um in die andere Welt zu gehen, wie man die Achsen seines Wagens schmieren läßt, wenn man auf die Reise geht." Die stets sich wiederholenden Verleugnungen aller derjenigen unter seinen Schriften, die ihm Angriff und Verfolgung bereiten konnten, sind immerhin nicht ganz nur aus

Feigheit entsprungen; er war freilich „zwar ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Märtyrertum" (schreibt er an d'Alembert), doch zur Hälfte geschah es um des Spaßes willen; Verstecken, Necken, Foppen war sein Naturell. — Voltaire ist fähig, perfide Tücke gegen Wohltäter zu üben, er ist boshaft. Die niederträchtigste Probe davon ist wohl seine Schrift: „Das Privatleben des Königs von Preußen oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben des H. von Voltaire, von ihm selbst geschrieben," die er im Pult versteckt und die dann freilich ohne sein Wissen veröffentlicht wird. Er ist Geldspekulant, er bereichert sich durch Geschäftchen; die Schmutzgeschichte mit dem Berliner Juden ist bekannt. Im ganzen Verlauf des Verhältnisses zu Friedrich dem Großen steht er doch klein genug neben dem großen Mann und Fürsten; dieser verehrt sein Talent, ja er ist ordentlich verliebt darein; aber den Menschen behandelt er doch sehr von oben, hält ihn kurz genug, wenn er in Politik machen oder seine lästige Nichte bringen will, verachtet fühlbar das Gemeine in ihm, nennt ihn gelegentlich seinen Hofnarren und stößt ihn endlich unsanft genug, doch nicht unsanfter als er verdient, hinweg, versöhnt sich abermals, aber er liebt und verehrt ihn von nun auf Distanz. — Nun käme, um die Anklageliste zu vollenden, noch der Punkt der Frivolität. Ganz unzweifelhaft liegt sie vor, wo er im realen Leben nichts Ideales stehen läßt, sondern „das Strahlende schwärzt und das Erhabene in den Staub zieht." Dies verschuldet er insbesondere gegenüber der Weiblichkeit; er duldet kein hohes und reines Bild, er bewirft es mit dem Schmutze der gröberen und feineren Zote. Strauß nimmt ihn hierin ganz als Mann seinerzeit und erklärt bei Anlaß der Pucelle diesen mäckernden Geist aus dem falschen, aber begreiflichen Extreme des Kampfes gegen den ebenso falschen Idealismus, die aszetische Ansicht der Kirche. Damit soll dieser Zug nicht geschont sein, er ist der widerlichste unter allen Zügen im Antlitz jener Zeit, deren priapisches Lächeln bald genug in das Zucken des Todes unter der Guillotine übergehen sollte; Voltaire ist samt dem Geschmacke, dem er darin angehört, wirklich stinkend, ekelhaft gemein.

Doch der Anklagepunkt der Frivolität ist es, der uns nun gerade auf die Lichtseite des Mannes herüberführt. In der Tat: man empört sich über die Gemeinheit Voltaires so, daß man ihn in eine

Kloake stürzen möchte; aber indem wir ihn packen, macht er einen so guten Witz, daß wir ihn loslassen und doch wieder anhören, ja er richtet sich hoch auf und — wunderbar! auf einmal steht der Schmutzgesell in einem schneeweißen Lichtgewande vor uns, denn —

Wir müssen nun den Begriff der Frivolität genauer nehmen. Frivolität wird doch wohl bedeuten: an solchem Gehalt, der dem Bewußtsein der Menschheit als ideal, als unendlich gilt, die endlichen, realen Seiten aufsuchen, dann, wenn man solche entdeckt hat, diese Betrachtung auf das Ganze ausdehnen, keinen reinen Kern übrig lassen und nun die Waffe des Komischen, den Witz in der Weise führen, daß immer aufs Neue der Schein der Idealität in das Licht des Lächerlichen gerückt wird. Und so, meint man, habe Voltaire die Religion behandelt. Dies ist höchst ungerecht, ist große Leichtfertigkeit eines Urteils ohne Prüfung. Voltaire trug in sich eine reine, volle Begeisterung für den Kern der Religion. Daß er diesen in der Weise der Aufklärung zu eng faßte, dies darf uns schlechterdings nicht beirren. Sein persönlicher Gott, an dem er sein Leben lang festhielt, war freilich ein die Welt von außen leitender, er kennt den ewigen Geist nicht als den, der die Welt von innen bewegt, und daher die Religion nicht als die innigste Vollendung dieser wahren Allgegenwart im menschlichen Gemüt; Recht, Liebe, Duldung, jede Tugend, die er als Wirkung und Probe der Religion fordert, kann er daher auch nur äußerlich an den Gottesglauben knüpfen; sie sind Gebote Gottes und Gott belohnt sie, straft ihre Verletzung. Allein wir haben doch wohl die Menschen nicht nach der Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit der Begriffe zu richten, in denen sie sich Rechenschaft von den großen und ewigen Mächten der Welt und Menschheit geben; wir können doch wohl zufrieden sein, wenn es einem Gemüte mit dem, was Probstein der ächten Religion für alle Zeit bleibt, ein wirklicher Ernst ist, und gestehen wir es nur, unsere, gewiß so viel tiefere, Religionsphilosophie hat sich nur zu sehr bemüht, gar manchem Dogma und manchem Teile des Gottesdienstes, die nur der menschlichen Willkür, Herrschsucht, Scholastik, Absurdität und dem unverbesserlichen Heiden, der in der Menschenbrust sitzt, ihren Ursprung danken, einen gequälten Tiefsinn unterzulegen. Gegen das nun, was er für Verfinsterung des wahren, des wirklich idealen Kernes der Religion hält, führt Voltaire eines Teils

— nur eines Teils — die Waffe des Witzes. Ist es nun frivol, wenn ich als lächerlich aufzeige, was ich als lächerlich erkannt habe? Verachtet Voltaire den Dienst der Hostie als Fetischdienst, ist es dann frivol, wenn er sagt: ihr erweist göttliche Verehrung einem Stück Teig, das ihr in eine Büchse einschließt aus Furcht vor Mäusen? wenn ihm der aufrichtige Abscheu gegen das Absurde die Worte eingibt: „Was ihr eine Messe nennt, heißt: die Luft mit drei Fingern in vier Teile spalten, sich beugen, sich wieder aufrichten, rechts und links, vor- und rückwärts drehen, Götter nach Belieben machen, sie essen und trinken und zuletzt in sein Nachtgeschirr abgeben"? (s. S. 360). Gewiß nicht vor den Unmündigen, nicht vor dem Volke soll man diese Waffen brauchen; aber Voltaire, ganz Aristokrat, hat ja nie für das Volk geschrieben. Hätte er ins Große und Weite wirken wollen, so mußte er freilich mit andern Mitteln wirken; er verachtet solch reformatorische Tätigkeit nur zu sehr: „Man hat nie daran gedacht, Schuster und Mägde aufzuklären, das ist Sache der Apostel," — „was das Pack betrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen."

Das ist nun freilich wieder ein unerfreulicher Zug an dem Mann, aber das Beste haben wir noch nicht ausgesprochen. Voltaire läßt ja gar nicht bloß das Feuerwerk des Witzes sprühen und knattern: eine reine Flamme steigt hinter den spielenden, tanzenden Funken sein ungefälschter Eifer empor und wir erkennen diese Reinheit an der Stimmung in solchen Stellen, an der Kraft und Tiefe des sittlichen Zorns gegen die Verfinsterung der Religion. Je mehr er die Menschenliebe, die Duldung liebt, desto gründlicher haßt er den Haß, den Fanatismus, die Verfolgung. Er sucht auszurechnen, wie viele Millionen Menschen wohl unter den Religionsverfolgungen schon geblutet haben, sein Herz schwillt in heiligem Grimm auf gegen die wilde Scheußlichkeit, welche die Züge der Menschheit verzerrt, wo es den Wutstreit um den seligmachenden Glauben gilt, der (— durch die Athanasianer und Arianer —) das Römische Reich mit „Gemetzel erfüllt eines Diphtongs wegen" und bis auf die Mordszenen in den Sevennen durch die ganze Geschichte der Kirche einen breiten Blutstrom wälzt, „während ein Bischof zu Rom, weich auf einem Ruhebett gelagert, sich die Füße küssen läßt und fünfzig Kastraten ihn ihre Triller hören lassen, um ihm die Langeweile zu

vertreiben." Strauß versäumt nicht, zu erinnern, daß es „die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christentum kehrten; er setzt hinzu: „Wenn er den Satz aufstellt: ‚Wer mir sagt: denke wie ich, oder Gott wird dich strafen, der wird mir bald sagen: denke wie ich, oder ich bringe dich um' — hat dieser Satz an seiner furchtbaren Wahrheit vielleicht etwas verloren, weil es hundert Jahre her ist, daß Voltaire ihn niederschrieb?" — Will man alles beisammen haben, Voltaires wirkliche, herzliche Liebe zu einer einfachen menschlichen Religion, seinen Abscheu gegen ihre Verfinsterung in der Kirche, den Wechsel von spielenden Lichtern des Lächerlichen und von blitzendem Zorn, so lese man die Stelle aus der Epistel an Urania, die Strauß (251 ff.) aushebt, und den Dialog „das Mittagsmahl des Grafen von Bulainvilliers," den er nebst dem höchst interessanten Testamente des Pfarrers Meslier, des heimlichen Atheisten und roten Demokraten, aus dem Voltaire einen Auszug gemacht, im Anhang ganz wiedergibt. Eine beliebte Schlußformel seiner Briefe an Vertraute ist: écrasez l'infame! und er versteht darunter die Kirche ohne Unterschied der Konfessionen als die Trägerin des Aberglaubens und des Fanatismus. So haßt er auch die Theologie: „Die Moral kommt von Gott und ist überall dieselbe; die Theologie kommt von den Menschen und ist überall anders und ist überall lächerlich. Die Anbetung Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Menschen, die verruchte und verächtliche Theologie entzweit sie. Jaget die Theologen fort und die Welt ist ruhig (wenigstens im Punkte der Religion); lasset sie zu, gebt ihnen Ansehen, und die Erde ist überschwemmt mit Blut." Keine Frage, daß all dies graß und schauderhaft erscheinen muß, wenn man das Wahre, das menschlich Gute, das höchst Berechtigte von dem Irrigen, Begriffsarmen und Ungerechten in diesem verschlungenen Knoten nicht voneinander zu lösen weiß. Voltaire, ganz im Geiste der Aufklärung, glaubt, es könne eine Religion sich ausbreiten, ohne sich in Dogmen zu verfestigen und ohne in den Dogmen Solches aufzustellen, was dem Verstande widerspricht. Für das Verstandeswidrige fehlt ihm der Begriff des S y m b o l s und des M y t h u s; er ist in manchen Stellen nahe daran, ihn zu finden, er spricht nicht immer von absichtlicher Erdichtung, er spricht auch von ehrlicher

Schwärmerei und Legenden, aber er dringt nicht zur Klarheit durch, sondern fällt stets wieder in die erstere Auffassung zurück. Also noch einmal: überall die flachen Begriffe der Aufklärungszeit. Aber das ist auch leicht gesagt! Es gehe Einer her und gebe an, wie man es anstellen soll, daß Symbol und Mythus bei einem anständigen Maße stehen bleiben und nicht in jede wahnwitzige, verrückte Absurdität übergehen; wie man es anstellen soll, daß die Menschheit für ihre Dogmen Eifer fühlt und daß dieser Eifer nicht in Haß und Blutdurst gegen Andersdenkende übergeht; er gebe an, wie sich die Religion als ein organischer Körper, ein Staat einrichten soll, ohne, da sie doch im Besitze des Höchsten zu sein glaubt, in gewissem Sinn es auch ist, ein herrschsüchtiger, habsüchtiger, unduldsamer, unverschämter Staat im Staate zu werden, der den wirklichen Staat fressen will; Voltaire meint, es könne eine Religion ihre Segnungen verbreiten, ohne sich als realer Organismus, als Kirche zu konstituieren, also im Grund ohne Ämter: er irrt ja freilich; wenn je der Staat so gut würde, daß er die Kirche in sich auflösen könnte, eine Institution für Kultusverwaltung und höhere Volkserziehung müßte er ja doch gründen; aber es gehe Einer her und gebe an, wie der Staat so gut zu machen zu ist, daß er das durchführt ohne byzantinischen Glaubenszwang von seiner Seite — und wenn er sich über diese Frage vergebens den Kopf zerbrochen hat, so wird er — Voltaire und die Aufklärer gerecht beurteilen und sagen: die wußten doch, was sie wollten.

Voltaire hat aber nicht nur geurteilt, er hat auch gehandelt. Sein Eifer, der nicht ruhte, bis der Urteilsspruch des Parlaments in Toulouse, durch welchen der unschuldige Calas hingerichtet worden, für nichtig erklärt und die Ehre der Familie hergestellt war, ist ein himmlischer Blick im Zwielicht seines Lebens; dieser Eifer war ein heiliger; es kam kein Lächeln über seine Lippen, bis der Justizmord am Tage war. Ebenso verdankte die von demselben Wahn des Fanatismus mit Tod und Verbannung bedrohte Familie Sirven seinen unermüdlichen Bemühungen die Revision des Prozesses und die Umstoßung des ungerechten Urteils. Ein dritter scheußlicher Fall war die Verurteilung der Jünglinge de la Barre und d'Etallonde zu martervollem Tode, weil sie ein Kruzifix beschädigt, vor einer Prozession den Hut nicht abgenommen haben sollten; de la Barre

wird hingerichtet, d'Etallonde zu retten ist noch Zeit und er findet durch Voltaires Verwendung eine Stelle im Heere Friedrichs des Großen. In seiner Empörung über diesen Akt menschlicher Wut war es, wo Voltaire an d'Alembert schrieb: „Ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die so oft zu Tigern werden."

Während wir dies nachschreiben, bringen uns die Züge der Eisenbahn die gefangenen Bestien aus Afrika, die Frankreich auf Deutschland loslassen wollte, und lesen wir, wie der Feind Verwundete blendet, tötet, auf Parlamentäre schießt, die Deutschen austreibt.

Es ist billig, aus der Stelle jenes Briefs noch die Worte anzuführen: „Wie? In Abbeville verurteilen Busiris' im Richtergewande Kinder von 16 Jahren und ihr Spruch wird bestätigt und die Nation läßt es sich gefallen. Kaum spricht man einen Augenblick davon und geht dann in die komische Oper. Es ist wohl eine Schande, daß ich in meinem Alter noch so lebhaft empfinde. Ich beweine die jungen Leute, denen man die Zunge ausreißt, während Sie, mein Freund, sich der Ihrigen bedienen, um höchst anmutige Dinge zu sagen. Sie verdauen also gut, mein lieber Philosoph, und ich verdaue nicht. Sie sind noch jung und ich bin ein alter kranker Mann; entschuldigen Sie meine Traurigkeit."

Muß man dem Manne nicht viel verzeihen?

Doch das ist nicht der einzige Lichtgeist in den Schatten dieses bedeutenden, weitgreifenden Menschenlebens. Voltaire war Forscher. Er hat sich zeitlebens in redlichem, nie ruhendem Ernste mit philosophischen Fragen bemüht. Die Beweise für das Dasein Gottes, das Übel in der Welt, — die Aufgabe, es mit der Gottesidee in Einklang zu bringen (Theodicee), — die Frage über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt in Raum und Zeit, über die Natur und Bestimmung des Menschen, die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit haben unablässig sein Denken und seine fliegende Feder beschäftigt. Er ist durchaus von den Engländern angeregt, es sind die Begriffe der Lockeschen Philosophie, des englischen Empirismus und Sensualismus, die seine Ausgangspunkte bilden. Uns liegt hier mehr daran, den Ernst seiner Bemühung, als den Wert ihrer Ergebnisse zu konstatieren; wir beschränken uns darauf, zu sagen, daß es im Großen und Ganzen der innere Mangel der Auf-

klärungsbegriffe ist, der ihn zu keinen fruchtbaren Resultaten gelangen läßt, so daß er oft, wenn er nicht mehr weiter weiß, mit einem leichten, witzigen Wort, einem heiteren Bild echt Voltairisch sich aus der Verlegenheit helfen muß. Gerade hier fühlt man recht, wie notwendig es ist, daß der, welcher eine geistige Persönlichkeit richtig zeichnen und beurteilen will, zwar Pietät und freundliches Eingehen, aber auch überlegenes selbständiges Denken und Durchschauen mitbringe. Im Wesentlichen können wir jenen innern Mangel auf den Ausdruck bringen: Voltaire gerät mit seinem Denken ins Stocken, weil er überall von der Voraussetzung ausgeht, es müssen zwei sein, wo die tiefere Spekulation eine Einheit von Zweien sieht. Voltaire begreift also z. B. keine innere Zweckmäßigkeit in der Natur, weil er den Geist, der sich überall in ihrer Tätigkeit, ihrem Bauen und Bilden aufdrängt, sich nur außerhalb ihrer in seinem persönlichen Gott vorstellen kann. So läßt er den Philosophen die Natur fragen, wie es komme, daß sie, so roh in ihren Gebirgen und Meeren, in den Pflanzen und Tieren so künstlich sei? „Mein armes Kind," antwortet sie ihm, „willst du, daß ich dir die Wahrheit sagen soll? Man hat mir einen Namen gegeben, der mir nicht zukommt! Man nennt mich Natur, und ich bin doch ganz Kunst." Hätte er begriffen: die Natur ist Natur und Kunst zugleich, ist unbewußte Kunst, so wäre es ein tiefes, fruchtbares Wort, was er ihr in den Mund legt; Voltaire aber meint: von außen, durch Gott hineingelegte Kunst, und faßt nicht, daß damit nichts erklärt ist, weil ja doch die Natur all das, wozu nach unsern zu engen Begriffen bewußtes Denken gehört, ohne bewußtes Denken selbst tun muß. Man sieht, wie weit ab jene Zeit noch hinter Forschungen stand, die sich neuerdings auf Grund unserer neueren Philosophie in einer Schrift wie: die Philosophie des Unbewußten von Hartmann, in dem Teile derselben, wo sie noch nicht in ihre pessimistische Mythologie übergeht, so scharf und tief zusammengefaßt haben. Strauß weist Voltaire seinen Zirkel auf mit dem schlicht überzeugenden Bilde: er ziehe aus dem Sack seiner Beweisführung Zwei heraus, weil er zwei vorher selbst hineingesteckt habe. Ich setze voraus, daß, wenn die Natur Kunst ist, sie nur von einem Künstler außer ihr so geschaffen sein könne; dann beweise ich, daß in der Natur eine künstlerische Tätigkeit vor sich geht, und schließe, was ich

vorausgesetzt: daß außerhalb der Natur ein Künstler sein müsse, der die Kunst in sie legt. Nur in Einem Punkte ist Voltaire kein Dualist, begeht also eine glückliche Inkonsequenz: im Menschen trennt er nicht Seele und Leib; das Gehirn, begreift er, hat die Eigenschaft, zu denken; es gibt kein besonderes Seelenwesen: „So viel ich mir auch Mühe gab, zu finden, daß wir unserer Zwei seien, habe ich doch schließlich gefunden, daß ich nur Einer bin.“ Voltaire war, wie aus allem Gesagten hervorgeht, kein Materialist, und diese Inkonsequenz macht ihn auch nicht zum Materialisten, denn daß die sogenannte Materie etwas hervorbringen kann, dessen Funktion Geist ist, das eben ist ja der volle Beweis gegen den Materialismus; aber er ist weit entfernt, die tiefe Konsequenz seiner guten Inkonsequenz zu ziehen: daß nämlich Materie und Form schlechthin untrennbar, daß die Materie Kraft, Leben, Form in sich selbst trägt und nicht von außen bekommt. Von der Festhaltung der Unsterblichkeit will er nicht lassen, obwohl er die Einheit von Seele und Leib erkannt hat; sie hängt zu eng mit seiner Vorstellung eines lohnenden und strafenden Gottes zusammen; doch schlägt die Klarheit seines Kopfes mit freier und wirklich sittlicher Heiterkeit wieder durch in mehr als Einer Stelle, namentlich in einem Brief an eine geistvolle Frau (s. S. 243).

War es dem Forscher, obwohl sein Senkblei nicht sehr in die Tiefe reichte, doch redlich um den Inhalt und dem handelnden Freunde der Menschheit rein um die Sache zu tun, so ist noch ausdrücklich die Rastlosigkeit in all diesen Bemühungen, die nie endende Geschäftigkeit, Vieltätigkeit, Agilität des Mannes hervorzuheben. Voltaire war unendlich arbeitsam; er ruhte nie. Er war kränklich, übertrieb es wohl gern wie alle nervösen Naturen — und das sind alle geistigen —, aber während er sterbend scheint, „vollbringt er die Arbeit von zwölf Lebenden,“ und — gewiß ein Beweis von einer starken Seele — er verschreibt sich gesteigerte Tätigkeit als Kur gegen Aufregungen und Alterationen. „Was die Geistesfähigkeiten eines gewöhnlichen Menschen gelähmt haben würde,“ sagt sein Sekretär Collini, „das gab diesem außerordentlichen Menschen nur noch mehr Schwung. Er besaß die Kunst, dem Kummer in der Arbeit ein Gegengewicht zu geben.“ Voltaire war ein straffer Geist, die Schwungfeder war von gutem Stahl; weit unter der Höhe

eines Goethe, teilt er doch dessen geistiges: Vorwärts, Vorwärts! — „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." — Wir möchten hier einen Moment nicht übergehen, aus dem eine gewisse rührende Größe spricht. Voltaire wird mit der Marquise von Châtelet auf einer nächtlichen Winterfahrt umgeworfen und muß mit ihr im Schnee sitzend warten, bis der Wagen wieder aufgerichtet und die schwere Ladung geordnet ist. Da sitzt er mit seiner Dame, beide klappernd vor Frost, aber sie vergessen alles über der Pracht der funkelnden Sterne und vertiefen sich in ein Gespräch über die Natur und den Lauf der Gestirne, über die Bestimmung so vieler Weltkörper im unendlichen Raume.

Es wäre noch über seine politischen Ansichten zu sprechen. Voltaire hat wohl seine „Briefe über die Engländer" in die stagnierende Fäulnis Frankreichs geworfen, in der Tat aber sich die Begriffe von Selbstregierung, von wahrem konstitutionellem Leben, vom Vorzuge des Protestantismus in kirchlicher und sittlicher Beziehung nicht bleibend angeeignet. Er hält das französische Parlament für den Hemmschuh der Monarchie, von welcher er allein die Reform, die Heraufführung des philosophischen Zeitalters erwartet. Er ist für das Volk, namentlich den Bauernstand, nimmt sich mit Wärme seiner Rechte an, aber seine Losung ist „alles für das Volk, nichts durch das Volk". Kurz er ist, wie schon gesagt, ganz Aristokrat, ganz Monarchist und könnte sein Frankreich, die Welt ohne Glanz des Hofes sich nicht denken, nicht ertragen; was er einfach und herzlich haßt, ist nur die Hierarchie; er hat keine Ahnung von der Revolution, die gerade er mit heraufgeführt hat.

Wir sind eigentlich im Zuge, Voltaires Lichtseiten aufzuführen, und haben an diese Betrachtung Manches geknüpft, was freilich nicht eben Licht, sondern Halbschatten und Helldunkel in seinem Erkennen ist; sein guter Wille für das Volk bei aller Aristokratie und allem Absolutismus in der Überzeugung führt uns noch einmal auf sein Gemüt, führt uns auf den schönsten, liebenswürdigsten Abschnitt seines Lebens. Wie der Patriarch von Ferney nach und nach ein Dorf schafft, als Wohltäter, als Vater einer Gemeinde lebt, wie er eine Seitenverwandte Corneilles an Kindes Statt annimmt, erzieht, verheiratet, mit dem Manne bei sich behält und an ihren Kindern seine Herzensfreude wie ein wirklicher Großvater hat, — das ist

durchaus ein freundliches, rührendes Bild, ein wahrhaft versöhnendes Schlußbild; Strauß hat die Korrespondenz, worin es sich um die Aufnahme des Mädchens handelt, worin Voltaire dann von ihrem Charakter, ihrer Erziehung, Verheiratung und der jungen Familie berichtet, in der Ursprache beigegeben, und jeder Leser wird es ihm danken. Hier steht denn dieser Voltaire in reinem Gegensatze gegen sich selbst, und zerstreute Züge aus seinem ganzen Leben vollenden diesen Widerspruch. Der habsüchtige, in Geldgeschäften sich beschmutzende Mann verzeiht seinem Sekretär Thieriot einen Diebstahl, er teilt mit nobeln Gemütern die Schwäche, daß er leicht zu betrügen ist, und wenn er nie aufhört, eitel zu sein, so ist er doch läßlich genug, Nebenbuhlern, die ihn in der Liebe verdrängen, und dem untreuen Weibe selbst nicht lang zu zürnen. Doch daß er hier so nachsichtig ist und namentlich der langjährigen Freundin du Châtelet so schnell wieder gut wird, das könnte man auch als eine Gutmütigkeit ansehen, die bis zur Charakterlosigkeit geht; allerdings ist ein gut Teil Unmännlichkeit in dieser Indulgenz, allein die Sache hat doch eine Seite, die das Urteil auch hierin wieder zu Voltaires Gunsten neigt: er hat nicht genug Interesse für Liebesverhältnisse, um sich viel zu grämen oder dem Nachfolger viel zu grollen, wenn er die Weiber treulos findet. Sein Leben ist in diesem Gebiete nicht korrekt, aber wenn man die Sitten der Zeit und des Landes erwägt, kann es sich noch sehen lassen; die längste Liebschaft — eben die mit Frau von Châtelet — ist doch wirklich auch Freundschaft und von inhaltsvollem geistigem Austausch getragen. Ein Zug, den wir nicht erwähnt finden, ist Voltaires Humor. Er scherzt über sich selbst, seine Schwächen, seine dürre Gestalt. Freilich fließt diese Ader nicht reichlich; sich selbst belächeln können ist eine Freiheit des Geistes, die hoch steht, und Voltaire wäre ein Mensch von mehr Würde, als er es ist, wenn er sich mehr von sich lösen und über sich stellen könnte, aber er wäre auch nicht der ungemeine Geist, der er doch ist, wenn ihm die freie Erhebung des Humoristen über sich ganz fehlte.

Wir haben schon gesagt, daß Strauß den Wert seines Mannes natürlich nicht in seiner Poesie findet. Voltaire hat Phantasiegaben, aber sie stehen ganz im Dienste der Tendenz und des Verstandes; was in diesem Dienste noch atmen könnte, erstickt in der Kompresse des Alexandriners. Die französische Alexandriner-Tragödie ist eine ab-

getane Sache und Voltaire als Dramatiker von Lessing gründlich besorgt und aufgehoben. Er sucht die konventionelle Form allerdings von einigen ihrer beengenden Schranken zu befreien, namentlich der Handlung mehr Vielfältigkeit zu geben, den Alexandriner durch Kreuzung der Reime zu beleben, allein im Wesentlichen gerät er doch in das „alte Fahrwasser", und seine frei verschlungenen Alexandriner-Reime „machen den Eindruck einer schlangenförmig angelegten Pappelallee". Er hätte Shakespeare nicht zwar zu einem Hundertteil als Genie bewundert, im Übrigen aber für einen Dorfhanswurst erklärt, mit einem Düngerhaufen verglichen, wenn er fähig gewesen wäre, eine wirkliche Ahnung von Leben, Natur und Handlung aus ihm zu schöpfen. Äußerst bezeichnend ist, daß er sich u. a. höchlich an den Worten der Schildwache im Hamlet stößt, man habe keine Maus rascheln hören; der Eine Zug schon gibt hellen Einblick in die unbedingte Beherrschung des Geschmacks durch die Etikette. — Auch als epischer Dichter ist Voltaire, wo er nicht frivol ist, steifleinener Klassiker, aber die Hauptsache ist auch hier nicht die Poesie, sondern die Tendenz: seine Henriade ist eine Rede für Duldung und Frieden, wie im Grund fast alle seine Dramen. Gerade da, wo er nicht belehren und bessern will, wo er nur spielt, schlägt die poetische Ader am freiesten an; dafür bleiben ihm aber nur die kleinen Formen der poetischen Erzählung, des scherzenden Epigramms, übrig, besonders wo letzteres im Geist anmutiger Galanterie an Damen gerichtet ist, man lese namentlich das allerliebste Madrigal an Prinzessin Ulrike, von Strauß so hübsch übersetzt, wie alles, was er metrisch und prosaisch wiedergibt (S. 331). Voltaire ist Prosaiker; in der Prosa liegt die Kraft des französischen Geistes, und an Voltaire vor allem denkt man, wenn man sagt, die geistreichste prosaische Literatur sei die französische (— nicht die genialste: da müßte erst von Deutschland und England die Rede sein —). Wir haben hier noch einmal zu unterscheiden: das strengere und das freiere Gebiet. Voltaire versucht sich in der Geschichtschreibung; seine Geschichte Karls XII. ist „nicht viel besser als ein Roman", wie Schlosser urteilt, aber ein Meisterstück der Erzählungskunst, wie Strauß dem Kritiker Villemain zugibt. Sein „Jahrhundert Ludwigs XIV." verhehlt die schwarzen Flecken nicht, übergoldete sie aber natürlich mit dem unbedingten Vorurteil, „daß zwischen den Leistungen dieses Zeitalters und zwi-

schen den Sternen nur ein geringer Zwischenraum sei". Wir haben Voltaire mit raschen Schritten in seine redlichen, unmethodischen philosophischen Forschungen verfolgt; hier ist nachzuholen, daß er in seiner Art eine Philosophie der Geschichte schreibt im „Versuch über die Sitten" usw.; es ist der interessante erste Versuch, ohne Einmischung einer transzendenten Ursache im menschlichen Wesen selbst eine Einheit, ein Gesetz, eine Bewegung des geschichtlichen Lebens nach einem Ziele nachzuweisen; er sucht den roten Faden zwischen dem „Wuste von Verbrechen, Torheit und Unfällen", findet ihn in der Geschichte der „Meinungen", eigentlich in einem Kerne, der ihr innewohnt, und dies ist ein Drang der Vernunft, der es — nicht weit, doch zu ein bischen Etwas bringt. „Endlich klären sich die Menschen auf, die Gesellschaften kommen mit der Zeit dazu, ihre Begriffe zu berichtigen; die Menschen lernen denken," und aus dem Kandide setzen wir hinzu: „Wenn alles auch nicht gerade recht ist, so ist es doch passabel." Nicht so stolz, als Hegels Idee von organischer Entwicklung nach großen Gesetzen! dafür gewiß der Eine Faktor besser erkannt als von Hegel: die störende Willkür der Individuen und des Zufalls, wie ihr förderndes Wirken.

Didaktisch ist nun Voltaire freilich auch in den freieren Formen, aber in reiche, bunte, humoristische Erfindung wickelt er seine philosophischen Gedanken ein im Roman, und wir haben schon oben gewünscht, daß uns davon z. B. aus dem Kandide ein farbigeres Bild gegeben wäre. Strauß belobt den „Ingénu" als den besten unter den Romanen, gerade weil er am wenigsten Tendenz hat und menschliches Leben menschlich ergreifend um seiner selbst willen schildert, nicht „Marionetten" vorführt, die am Draht eines Begriffes tanzen müssen.

Das eigentliche Salz Voltaires aber ist in unzähligen Körnern ausgestreut in seinen zahlreichen Flugschriften, entstanden aus zufälligen Anlässen, vom Augenblick eingegeben und ebendaher den glücklichsten Produkten natürlichen Feuers. Voltaire ist wesentlich Publizist; seine Gefechtsart ist die zerstreute; von Busch zu Busch springend, gern Deckung suchend, von stets neuen Seiten anlaufend und umschwärmend, schießt er einen Regen von kleinen Spitzkugeln auf den Feind, oder, wenn man ein Bild vertauschen darf, in unzähligen scharfen Strahlen spritzt er den destillierten Geist der Auf-

klärung in der Welt umher — der eigentliche Verbreiter, der erste Propagandist dieses ätzenden Fluidums. Seine Spritze und seine Manipulation ist die feinste und eleganteste, die man sich denken kann; wir meinen seinen Stil, von dem Strauß sagt: „Voltaire steht unter den Meistern der Sprache und des Stils in erster Reihe; die Vorzüge seiner Prosa sind überall dieselben: einfache Natürlichkeit, durchsichtige Klarheit, lebendige Beweglichkeit, gefällige Anmut. Wärme und Nachdruck fehlen, wo sie hingehören, nicht; gegen Schwulst und Affektation des Stils kam der Widerwille aus Voltaires innerster Natur; wie andererseits, wenn zuweilen Mutwille oder Leidenschaft seinen Ausdruck ins Gemeine herabzogen, die Schuld nicht am Stilisten, sondern am Menschen in ihm lag"; und, da er doch auch im Verse nicht immer der Steifheit des Alexandriners unterliegt, so setzt Strauß hinzu, daß ihm hier die entsprechenden Vorzüge zustatten kommen für die Fächer der komischen Erzählung und des leichten Gelegenheits- oder Sinngedichts.

Was können wir Besseres tun, als dies Bild des Bilds, diese Skizze vom Gemälde mit den Worten des Verfassers schließen, der, nachdem er ausgeführt, daß es für die Ausbreitung des Geistes der Aufklärung kein besser zugerichtetes, kein leistungsfähigeres Rüstzeug geben konnte, also fortfährt: „Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert, wie mit — seinem Vermögen. Er hat gearbeitet wie Wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt hat er wie noch Wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor Vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte, weit über ihn hinaus, gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Axt uns Bahn gebrochen hätte. Andere sind nach ihm gekommen, die geleistet habe, was ihm nicht verliehen war; Deutsche, Protestanten haben der Menschheit gegeben, was von dem Franzosen, auf dem Boden des Katholizismus erwachsen, nicht verlangt werden durfte. Wenn es ein richtiger Instinkt des französischen Volks gewesen ist, im Pantheon neben Voltaire als seine ergänzende Hälfte den im Leben ihm so widerwärtigen Rousseau aufzustellen: so wird im

Elysium unser deutscher Lessing sich nicht weigern dürfen, den ihm moralisch so wenig achtbaren, poetisch so wenig zusagenden Dichter des Mahomet als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen. Kurz, Gretchen mag an der Physiognomie desjenigen, den sie so ungern in der Gesellschaft ihres Heinrich sieht, noch so viel auszusetzen haben: Faust hat doch recht, wenn er meint, es müsse auch solche Käuze geben; und daß dem Herrn unter den Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last ist, hat er ja selbst gesagt."

(Deutsche Vierteljahrsschrift von Cotta 1870; Zweite Ausgabe in Altes und Neues von Fr. Vischer, 3. Heft, Stuttgart, 1882.)

Gottfried Keller.

Eine Studie.

Die erste Auflage der „Leute von Seldwyla“ erschien 1856. Sechzehn Jahre von da bis zu den sieben Legenden: eine lange Pause! Wir kommen darauf zurück und sagen nur sogleich: Die Frische ist in der Länge dieses Schweigens nicht verflogen.

„Der grüne Heinrich“ ist seinerzeit von vielen Stimmen mit heller Freude begrüßt, von vielen angegriffen, neuerdings von Kreyßig (Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart) in Fetzen gerissen worden. Nicht zu entschuldigen — wie wir zu zeigen hoffen —, aber zu erklären ist diese Behandlung aus einem bösen Schein, welchen der grillenhafte Schluß rückwärts über das Ganze verbreitet. Wir wollen immerhin die Betrachtung mit diesem beginnen, auf Gefahr des Vorwurfs, daß wir das Pferd am Schwanz aufzäumen.

Der grüne Heinrich will sich in einer deutschen Stadt (man erkennt leicht die bayerische Hauptstadt) zum Maler ausbilden, wird nach einer Irrfahrt durch verschiedene Stile in der Landschaftmalerei seiner Kunst überdrüssig, nimmt wissenschaftliche Studien auf, ohne zum Entschluß einer neuen Laufbahn in dieser Richtung zu gelangen, verschwendet die Zeit in geselligem Humor mit guten Kameraden, verschuldet, zehrt die Sparpfennige seiner Mutter auf, um die Schulden zu tilgen, fristet sein Leben noch eine Zeit lang durch Verkauf seiner Malerstudien, seiner ganzen Habe, endlich durch niedrige Handlangerarbeit, schreibt seiner guten, treuen, opfernden, sehnenden Mutter nicht mehr, wird als zahlungsunfähiger Mietmann auf die Straße gesetzt und tritt hungernd den Weg in seine schweizerische Heimat an. So lautet bis dahin der dürre Auszug, schweigend von der Welt inneren Lebens, das die Bewegung vom Anfangspunkte bis zu dieser Öde in sich schließt. Aus dieser Innenwelt müssen wir für jetzt nur erst mit kurzen Worten so viel herausnehmen, daß wir dem Mißverständnis vorbeugen, als habe Heinrich auch die Seele verlumpt. Er hat sich die Wahrhaftigkeit, den Stolz, das Mitleid mit fremdem Unglück, die Keuschheit, die Strebkraft des denkenden

Geistes bewahrt; man erkennt: aus dem muß doch noch etwas werden, nur erkennt man nicht, was? Jetzt folgt ein zur Abrundung der Komposition sehr schön erfundenes Motiv. Den Todesmatten, Halbverhungerten führt sein Weg zum Gut eines Grafen, den er sechs Jahre früher kennengelernt, als er an Hoffnung reich nach der deutschen Stadt hinreiste. Hier findet er Gastfreundschaft, hier findet er seine an einen Trödler verkauften, vom Grafen entdeckten und erstandenen Studien wieder, hier eine anmutreiche Pflegetochter, Dorothea, in die er sich verliebt, die ihn nicht ohne Hoffnung läßt, und wie neugeboren reist er der Heimat zu. Aber inzwischen hat er die arme Mutter noch immer ohne Nachricht gelassen. In der Vaterstadt angelangt, begegnet er einem Leichenzug, folgt ihm an das offene Grab und vernimmt aus der Rede des Geistlichen, daß in dem Sarge seine Mutter liegt, welche, nachdem sie ihm alles geopfert, sich in Sehnsucht und Kummer verzehrt hat. Diesen Schlag überlebt der Schuldbewußte nicht, er wird neben der Mutter und dem früh verlorenen Vater begraben.

Also dazu haben die, obwohl krummen und dornigen, Wege geführt, auf denen, wie es schien, ein Jüngling zum Mann reifen sollte?

Um eine Antwort auf diese staunende Frage zu finden, müssen wir, freilich ohne viel Hoffnung, etwas weiter ausholen.

Keller betitelt seinen Grünen Heinrich „Roman". Daß dies nur halb ernst gemeint ist, erkennt man sehr leicht, wenn man nur ein Stück hineingelesen; Kreyßig hat sich durch die Bezeichnung mystifizieren lassen, und schon die falsche Klassifikation mußte sein Urteil verstören. Es ist ein Mittelding zwischen Roman und Selbstbiographie und gehört hiemit überhaupt einem fraglichen Genuß an. Gestehen wir uns nur, daß selbst Goethes „Dichtung und Wahrheit" Poesie und Geschichte in einer Weise mischt, die eben doch an einer gewissen Schiefheit leidet. Kein Vernünftiger wird darum die Tiefe und Großheit dieses Werks verkennen: den genetischen, organischen Geist, der dieses Gemälde des Werdens durchdringt, die stete Zusammenfassung des Individuums mit dem Allgemeinen, den weiten Kreisen der Wissenschaft, Kunst, Dichtung, der häuslichen und geselligen öffentlichen Zustände, worin dieser einzelne Werdende wurzelt und woraus er die Säfte seines Lebens saugt, seine Entwicklung

schöpft, — ein breites, volles, episches Bild, durchleuchtet von Sternen hoher Weisheit und ewiger Wahrheit. Allein in gewissem Sinne doch zu sehr Kunstwerk; eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein. Nicht als müßte jede Menschlichkeit gebeichtet werden; gerade ein Zuviel der Entblößung ist erst recht ein Tun der Eitelkeit, die sich auf andern Punkten für das grausame Selbstgericht um so süßer entschädigt: das sieht man bei Rousseau. Also ohne Zudecken kann es nicht abgehen, dennoch hat bei Goethe eine zu weiche Künstlerhand die herbe Wahrheit überstrichen — eine Glättung, wofür uns die ruhige Selbstironie, mit der er seinem Werden zusieht, und die schöne Geistesfreiheit, die sich darin offenbart, doch nicht entschädigen kann. Nun aber hat er, um abzurunden, auch hinzugedichtet; dazu liegt die Versuchung begreiflich genug im Kompositionsbedürfnis des Poeten. Es ist immer so eine Sache, wenn ein Dichter sein Leben beschreibt; denn wie schwer muß es ihm werden, von seiner Art zu lassen! Diese aber leitet ihn an, ein Kunstwerk zu schaffen. Nun ist nicht zu bestreiten, daß auch der Geschichtschreiber in gewissem Grad ein Künstler sein muß; er muß ausscheiden, erhöhen, gruppieren, um die in den Erscheinungen verhüllt liegende Einheit ans Licht herauszuarbeiten. Aber der Dichter wird schwer dem Reize widerstehen, mehr zu tun: zu erfinden, hinzuzudichten, zwar ganz dem Charakter gemäß und niemals ohne innere Wahrheit, aber doch bedenklich, denn der Leser sucht bei dem Geschichtschreiber faktische Wahrheit; es bleibt immer etwas Beunruhigendes, wenn man nicht genau sehen kann: was ist wirklich gewesen und geschehen?

Es ist freilich ein starker Unterschied: Goethe gibt Selbstbiographie mit eingetragener Poesie, Keller einen Roman, also Poesie, nur mit offenem Durchblick auf Selbstbiographie; dennoch entsteht auch hier eine Mischung, aus der man nicht recht klug wird. Wir fassen dies gleich an dem Punkte, der uns zunächst angeht, da wir für den seltsamen Schluß eine Erklärung suchen. Sein Held ist eine Natur voll Nerv, Phantasie, Empfindung, Feuer, mit einem Kerne so herb und hart als nur irgend der Stein des Pfirsichs. Gute Kräfte sind in dieser Herbe verborgen: die Strenge eines werdenden Charakters, der das Gefühl abzwingt, wo andere sich ihm hingeben, die Schamhaftigkeit einer keuschen Seele, ähnlich der hartschaligen Sprödigkeit

einer unentwickelten Jungfrau; aber das mischt sich mit einem großen Stück puren Eigensinns, der ganz ins Grillenhafte geht. „Jetzt gerade erst recht nicht!" Dies ist die Losung, die das doch weiche, gute, kindlich pietätvolle Herz in den freundlichsten, rührendsten, mahnendsten Lagen unfreundlich, wortkarg, stumm, trotzig, starr, grausam macht. Wo es ihm gut geht, möchte er lieber fort; wo er geliebt wird und liebt, da schweigt, beleidigt er und reißt aus, damit nur nicht gar noch sichtbar werde, wie ihm die Augen übergehen; einmal entzückt ihn das anmutig schalkhafte Tun der geliebten Dorothea, so daß er sich in Gefahr glaubt, das Geheimnis seines Gefühls, das er aus Scham und Stolz wie ein mürrischer Wächter hütet, zu verraten; daher „hielt er sich gewaltsam zurück, aber das tat ihm so weh, daß er aus Verzweiflung unartig und launisch wurde und sich die schönsten Stunden unwiederbringlich verderbte." Auch die schuldvolle Vernachlässigung seiner Mutter hat dann zum Teil ihren Grund in diesem Tick; er ist ein Sohn voll Kindesliebe, und der Kobold in ihm räsonniert und rebelliert gegen diese Kindesliebe. Er erzählt von einer Stunde glücklicher Stimmung, da er neben Dorothea im Wagen in den sonnigen Herbst hinausrollt; nur „war es ihm, als ob er böse wäre auf seine arme Mutter, die da im Unterlande säße und in ihrem Schweigen die unerhörtesten Ansprüche erhöbe, alles zu lassen und ein ungeteiltes Herz zu ihr zu bringen; denn in seiner Konfusion und bei der Neuheit der Empfindung glaubte er, daß es jetzt um die Liebe zu seiner Mutter geschehen sein müsse, da er eine Fremde mit solchen Augen ansah, wie er noch nie eine angesehen".

Ist das Menschenherz und am meisten das Dichterherz in Gefahr, zu beschönigen und zu verschönern, wo es sich selbst schildert, so hat unser selbstbiographischer Poet dagegen offenbar einen eigenen dämonischen Trieb, sich zu verhäßlichen. Er übertreibt im Schlimmen, wenn andere im Guten übertreiben, er macht den Murrgeist, den störrischen Dämon in der Menschenbrust zu einem hart neben dem guten Geist wohnenden Teufel. So entsteht ein Widerspruch, zu grell, um begreiflich zu sein; denn wohl bewegt sich alle Individualität in Widersprüchen, aber es versteht sich, daß sie nicht dargestellt werden dürfen, als wären sie unlösbar. Das Schweigen gegen die arme Mutter wird in seinen Anfängen noch ganz natürlich aus

Scham und Wahrhaftigkeit erklärt, da der ins Elend versinkende Sohn nichts Gutes zu berichten hat und nicht lügen will. Allein so lange, wie dann geschieht, fortgesetzt, und zwar mehr noch aus grillenhaftem Eigensinn fortgesetzt, erscheint es als unbegreifliche und unverantwortliche Barbarei.

Wie ist nun das? Es führt ja eben zu dem Schlusse dieser romanhaften Selbstbiographie, die so ganz unorganisch abfällt. Haben wir es mit dem wirklichen Menschen zu tun, hat sich dieser etwa tatsächlich einmal arg langes Schweigen gegen die ferne gute Mutter zuschulden kommen lassen und straft er sich, indem er die Länge dieser Unterlassung über das Tatsächliche hinausdehnt, durch diesen peinlichen Schluß? Will er sagen: damals hätte man mir den Kopf abhauen sollen, spricht er ein Todesurteil gegen sich? Oder hat er aus irgendwelchem andern Grunde den abreißenden Schluß im Sinn, und übertreibt er darum die Länge des schuldvollen Schweigens?

Dieser andere Grund aber, was für einer mag es sein? Halt! Steckt nicht ein Symbol dahinter? Will uns der Dichter nicht sagen: der alte grüne Heinrich ist tot und ein neuer steht auf? Ja, aber wo ist der neue, da die Toten ja tot sind? Nun — der, welcher es schreibt, der lebt ja doch! Und wer ist dieser Der? Ein Dichter. Soll es also heißen: der grüne Heinrich, der nicht wußte, was er werden soll, ist gestorben, und da der grüne Heinrich, der dies erzählt, ein Dichter ist, so könnt ihr jetzt merken, wer auferstanden, was er als Auferstandener geworden ist?

Ich quäle den Leser mit dieser Dialektik wie ihn der Poet mit dem Schlusse quält, dem die Dialektik gilt. Aber sie war nicht zu umgehen; sie rechtfertigt das Prädikat: eine Art schwebenden Mitteldings zwischen Poesie und Selbstbiographie. Wir stehen hier, dies mußte ich nachweisen, in der Wahl: entweder dem Selbstbiographen mit unzarten Schlüssen in sein Privatleben hineinzugreifen oder dem Dichter eine phantastische Symbolik, einen närrischen Sprung aus der Illusion der objektiven Darstellung in den Kopf des Lesers unterzulegen, und beides taugt nichts. Summa Summarum — eine tolle Art von Abschluß, ein Schnake, eine Mücke, eine „naupengeheuerliche Geschichtsklitterung".

Übrigens, um auf die zweite Deutung zurückzukommen, ist es erst nicht so gewiß, ob wir denken sollen: es sei ein Dichter, der auf-

erstanden ist. Denn der Verfasser scheint auch Anstalten zu machen, seinen grünen Heinrich zu einem Manne des öffentlichen Wirkens zu erziehen. Er führt ihn auf der Heimreise über Basel, läßt ihn hier einem Schützenfest beiwohnen, die ganze für die Schweiz allerdings wesentlich politische Bedeutung dieser Feste erkennen und fühlen, beschäftigt sich mit der Lage seiner Heimat in dem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt, dem zuerst die Freischarenzüge gegen Luzern, dann der geschlossene Staatenkampf gegen den Sonderbund und die gesunde Frucht desselben, die neue Verfassung der Schweiz, folgten; er durchdringt und sättigt den Charakter seines Helden mit mannhaftem Bürgerbewußtsein und Spannkraft zum Streite gegen die Mächte der Lüge und Unfreiheit. Doch diese Wendung darf uns wohl nicht irre machen; der Dichter, der es schreibt, wird eben denken: Dichtkunst allein mache noch kein Mannesleben, und seine Meinung wäre, wenn die zweite der obigen Deutungen richtig ist: vom Tod ersteht ein Dichter auf, der zugleich ein ganzer Mensch und Mann ist.

Nicht von den anderweitigen Teufeleien, die er aus seinen Knabenjahren erzählt, soll gelten, was ich von Übertreibung ins Schwarze gesagt habe: wie der grüne Heinrich durch eine wohlausgesponnene Erdichtung eine Schulstrafe auf einen Kameraden ablädt, wie er aus dem zwar eigenen, doch unter vertrauender Obhut der Mutter stehenden Sparhafen Geld stiehlt, wie er sich mit einem andern Knaben in ein System der gegenseitig durchschauten und doch fortgeführten Wechselbelügung hineinlebt, wie er sich an die Spitze seiner Kameraden stellt, die gegen das Haus eines taktlosen Lehrers ziehen, um ihn zu verhöhnen: das ist nur gründlich wahre Bereicherung der Seelenkunde, des Blicks in die Abgründe, die dämonisch in der menschlichen Seele klaffen; schon über die Knabenjahre hinaus komponiert er in formalem Recht, aber doch undankbar und unedel, einen raffinierten Mahnbrief an seinen Lehrer, den Maler Römer, um Geld, das er seiner Mutter schuldet, — ein Streich, den er fürchterlich zu bereuen hat: wiederum nur ganz aus der Wahrheit der menschlichen Seele heraus offen und ehrlich gebeichtet; anders aber verhält es sich mit einem Duell, das er als Jüngling in der späteren Malerlaufbahn mit einem Freunde besteht und worin er diesen tödlich verwundet, als Ritter nämlich für ein treulos verlassenes Mäd-

chen und als Ritter für — den persönlichen Gott, denn er ist von dem Gegner gefordert worden, als er ihm vorrückte: seine Untreue komme daher, daß er an diesen nicht glaube. Ich muß zunächst hier noch eine Stelle aus der Beurteilung von Kreyßig anführen. Dieser zitiert Kellers Wort: „Heinrich dachte nun mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit an den Freund wie an ein köstliches Pergament, auf welches man seine heiligste Überzeugung schreiben will", und er setzt dazu ein: Sic! Merkt er nicht, daß der Dichter hier ironisch eine Verirrung des Gemüts schildert, hat er nicht gelesen, wie gut dieselbe im Vorhergehenden motiviert ist? Sind wir dahin gekommen, daß unsere Kritiker Subjektiv und Objektiv nicht mehr unterscheiden können? — Aber eine andere Schwierigkeit drängt sich hier auf: dem Heinrich, wie er sonst geschildert ist, sieht doch die Waffenkunst und der blutige Handel nicht gleich, man denkt alsbald: dies ist erfunden, und zwar mehr phantastisch als glücklich erfunden, und da doch immer etwas wie Selbstbiographie hindurchsieht, so befindet man sich eben wieder in der Klemme, die, wie ich gezeigt habe, bei einem Zwitterwerk von Geschichte und Poesie nicht ausbleibt, der Klemme zwischen „Wahrheit und Dichtung".

Nun aber genug des Genörgels, dessen Schuld wir zwar von uns ab auf die schwachen Partien, ja auf das amphibische Genus des Buches wälzen müssen, und vorwärts zu allem Schönen, Tiefen, Herrlichen, was darin steht! Es ist die Stoßvogelhast, mit welcher eine obenhinfahrende Kritik den „Grundgedanken, die Tendenz" aus dem lebendigen Leib eines Dichterwerks herauszuhacken eilt, woraus Beurteilungen, wie die genannte, hervorgehen. Da gibt es kein Verweilen, kein Betrachten, kein Schauen; wer aber nicht schaut, wie will der den Schauenden verstehen, denn was anderes ist der Dichter als ein Schauender? So roh wird sein zartes Gebilde überhin angesehen, daß es der Mühe nicht wert scheint, nur nach der Erklärung zu suchen, wo etwas auf den ersten Blick Befremdendes vom Dichter aus innern Ursachen erklärt wird. Heinrich nimmt, wie er nach Deutschland abreist, einen scheinbar kühlen Abschied von seiner Mutter. Im Texte heißt es dann weiter: „Als er vor ihr her die vier Treppen hinabeilte, fühlte er, daß sein Gesicht ganz heiß wurde, aber er bezwang sich." Kreyßig berichtet einfach: „Heinrich nimmt einen recht kühlen Abschied von seinem Mütterchen", und so erscheint

schlechthin als Roheit, was der Dichter aus einer inneren Scham seines Helden ableitet, das tiefe Gefühl herauszulassen. Die ganze Jugendgeschichte tut dieser Minos mit dem Prädikat ab: „Ganz gewöhnlich und unbedeutend." Wie steht es mit der Ästhetik als „exakter Wissenschaft", was die Herbartianer aus ihr machen möchten, wenn eine Bilderreihe, die andern original und herrlich däucht, dem einen gewöhnlich und unbedeutend erscheint? Wie soll er überführt werden? Und wenn wir andern keine Erklärung für ein solches Urteil wissen, als daß wir denken, der Höllenrichter müsse umgekehrt gelesen haben, und wenn er riefe: „Beweise mir das!" Wie können wir es beweisen? Umgekehrt gelesen; d. h. mir scheint, er habe zuerst nach dem Schluß gehastet, dieser sei ihm, während er nur barock ist, blasiert vorgekommen, und nun habe er, mit höhnischem Lippenzucken flüchtig rückwärts blätternd, in alles die Blasiertheit hineingelesen. Aber „Die Leute von Seldwyla?" Er erwähnt sie gar nicht. Kennt er sie nicht? Die Frau Amrain hätte doch allein schon hingereicht, jeden Schatten einer Vorstellung von Blasiertheit zu verjagen und ihm ein Bild der kernhaftesten sittlichen Gesundheit dafür hinzustellen!

Wir wollen es anders anfangen, den grünen Heinrich zunächst beiseite stellen, unsern Standpunkt in dieser Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" nehmen, von da, wie es uns dienen mag, nach den andern Werken — eben dem grünen Heinrich und nach den Sieben Legenden — ausschauen und so die Züge zum Gesamtbilde sammeln, d. h. zum Gesamtbilde der Dichterpersönlichkeit, vorerst noch ohne ausdrücklich auf Kunstform und Kunsttalent als solche einzugehen.

Was für ein Dichtersmann ist es, der doch wirklich auferstanden aus dem Grabe des grünen Heinrich vor uns steht? Wie ist ihm der närrische Tod bekommen? Nun, ein Dichter, bei dem es einem einmal wieder wohl wird. Nicht leicht habe ich meines Teils Werke eines Dichters so ungern beurteilt wie diese, denn ungern zerlegt man, wo man so im Vollen lebt und genießt. Froh wird man bei ihm; Lebensgefühl strömt ins Herz, von gesundem Wein des Lebens erquickt geht man von dannen. Auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau; denn er trägt ein standhaft

Mannesherz in der Brust, Schicksalssinn und die tränenbezwingende, gesundkühle Klarheit des Denkens. „Es muß eine Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Gestalten herrschen, um etwas Poetisches, oder, was gleichbedeutend ist, etwas Lebendiges und Vernünftiges herauszubringen,“ sagt er einmal; recht so, braver, richtiger Mensch, der du schon in dem doch noch so grünen Heinrich steckst, zu dem daher der Graf mit so gutem Grunde sagt: „Sie sind ein wesentlicher Mensch!“

Dieser ehrliche Mann ist nun aber auch ein Schelm durch und durch. Was immer er anschaut und widerspiegelt vom Menschenleben, man sieht immer ein Lächeln um seine Lippen schweben, man spürt ihm an, er denkt: es wird eben doch auch gemenschelt haben. Nur einem Unverständigen und Bösartigen wäre erst zu sagen, daß dies nicht Blasiertheit und auflösende Romantik ist, daß vielmehr mit der festen Kernhaftigkeit der Gestalten dieses Zittern in der geistigen Luft, die sie umspielt, sehr wohl zusammenbesteht. Die echte Dichter-Ironie ist ja nicht Hohn. Vor dem Dichter stehen die Menschen naiv, aber er würde die Naivetät nicht sehen, wenn in ihm selbst nicht ein gut Stück Naivetät wäre neben aller Überlegenheit. Die hohle Ironie kann nimmermehr naives Leben schauen und zur Anschauung bringen. Jene umspielende Luft ist ja dieselbe, die bei jedem echten Dichter weht, die Luft, worein Goethes Gestalten getaucht sind, und einfach Ausdruck eines Bewußtseins, daß jeder Wert seine Grenzen hat, einfach die Bewahrung der Freiheit, womit der Poet über seinen Geschöpfen schwebt, während er doch zugleich innig in sie versenkt ist. Die Reinheit dieser Ironie wird sich immer dadurch bewähren, daß sie auch Selbstironie ist. Auf Schritt und Tritt geht der Dichter des grünen Heinrich hinter dem grünen Heinrich her, der er selbst ist, und lacht mitten im Ernste der Betrachtung seiner gefährlichen Bahn über seine Torheiten. Wie köstlich ist seine Eselei und Tölpelei, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit bei allem spröden Eigensinn geschildert! Wie reizend ist es, was er da in nächtlicher Stille treibt, nachdem er gehört, daß bei der geliebten Anna, welche brustkrank wird und vor der er sich rührend schämt, daß er nicht auch krank ist, Erscheinungen von somnambulem Fernsehen vorkommen: wie er zu Bette liegt, fällt ihm ein, daß sie ihn möglicherweise wie gegenwärtig sehe; mit dem lieben Gott, der ihn doch gewiß sieht, will

er es aber auch nicht verderben, und so hilft er sich in dieser Weise: „Ich streckte mich im Bette anständig aus, kreuzte die Hände zierlich über der Brust und nahm so eine höchst gewählte und ideale Stellung ein, um mit Ehren zu bestehen, wenn Annas Geisterauge mich erblicken sollte. Allein das Einschlafen brachte mich bald aus dieser ungewohnten Lage, und ich fand mich am Morgen zu meinem Verdruß in der behaglichsten und trivialsten Figur von der Welt." Wie komisch wahr und echt, wenn er das Geständnis seiner Liebe in einem hochrhetorischen Briefe niederlegt, der zu nichts weniger bestimmt ist, als je an seine Adresse zu gelangen, den er, höchst zufrieden mit seiner Leistung, mehrmals durchliest und dann offen auf dem Tische liegen läßt, damit ihn, während er im Garten wandelt, „der Himmel oder sonst wer durch das offene Fenster lesen könne". Wie hell und durchsichtig erkennt er die Sophismen, mit denen er seine Herzensuntreue vor sich beschönigt, da er die gefährlich schöne Judith besucht, als das, was sie sind, als Sophismen; wie zierlich klingelt der Zipfel seiner Narrenkappe und wie gewaltig klopft sein Herz, während er, noch in der Satyrmaske des Künstleraufzuges, stramm und forsch zu dem unsinnigen Duell schreitet! Auch Menschen außer ihm, wenn er sie als klare Menschen über die blinde Mehrheit erheben will, sind Selbstironiker; der vernünftige, feine und liebenswürdige Mann, der Graf, bei dem der grüne Heinrich in seinem Elend Aufnahme findet, sagt zu den Tränen, die ihn bei der Umarmung seines Schützlings beschleichen: „Es geht mir recht närrisch; als ich ein Schuljunge war, war nichts im stande, mir Tränen zu entlocken, und ich galt für einen verstockten Burschen; seit ich groß geworden bin, ist der Teufel alle Augenblick los, und höchstens bring ich es zu einem oder zwei gänzlich trockenen Jahrgängen."

Diese Züge fühlen sich auch Jean-Paulisch. Keller hat eine unserm sentimentalen Humoristen tief verwandte Ader. Auch an Jean-Paulsche Fehler erinnert sein Jugendwerk; bei dem vertrakt willkürlichen Schlusse des grünen Heinrich muß man an Jean-Pauls verflüchtigende Kompositionsgrillen denken, ja vielleicht gar an die negative Ironie der Kunst auf sich selbst, wie sie die romantische Schule liebte, deren Vorläufer ja Jean Paul in gewissem begrenztem Sinne heißen kann. Aber wir haben auch schon gesagt: ganz aufrecht

und gesund sei Heinrich aus seinem Grabe hervorgegangen, und übrigens auch auf die Zeit vor seiner Reise paßt die Vergleichung mit Jean Paul nur in beschränktem Sinne. Seine Gefühlsamkeit ruht nicht auf abstraktem Idealismus, und sein Humor ist daher nicht eine Kur, welche sich dieser stets aufs neue zu verordnen hätte.

Toren seid ihr alle, Menschen dürft ihr sein, aber treibt's nicht zu arg! Sonst geht's krumm und schlimm! Sonst folgt der Sturz ins Elend, im besten Falle der Purzelbaum in die Lächerlichkeit! Es ist nichts einfacher als diese — Lehre, wenn man so will, die nun durch die sämtlichen Novellen bald als Hauptfaden, bald als Einschlag hindurchgeht. Wendet man mir ein, dies sei doch eine ganz trockene Wahrheit, so antworte ich: eben! und weise auf das obige Wort von der Schlichtheit und Ehrlichkeit zurück; ja, Kellers reiche Phantasie steht auf dem Grunde gesunder Trockenheit, ohne den eben einmal nichts Rechtes und Geradwüchsiges werden kann. Es ist die Folie der Vernünftigkeit, auf welcher sich die Menschen als Narren absetzen, sei es als schlimme, denen nicht zu helfen ist, sei es als rettbare, die mit einem blauen Auge davonkommen. Wir durchlaufen von diesem Gesichtspunkte mit raschen Blicken die Novellenreihe. „Pankraz den Schmoller" wollen wir zuerst beiseite lassen; ich habe ein Bedenken gegen die Richtigkeit des Zusammenhangs zwischen seinen Untugenden und seiner Prüfung; die zwei Väter in „Romeo und Julie auf dem Lande" prozessieren sich in verbissener Bauernwut zu Schanden; der Sohn der Frau Amrain wird von seinen Seldwyler Torheiten, namentlich der Freischaren-Unart, durch seine Mutter, das gediegene Urbild einer deutschen Frau, mit herrlichem Gleichgewicht von Mutterliebe und klug erziehender Vernunftklarheit hindurchgelootset und zu einem richtigen Mann in Staat und Haus hinausgebildet; wozu es die Legalität bringt, die in ihrem Grunde Knauserei und nüßige, knickige Habsucht ist, werden wir später aus „die drei gerechten Kammacher" zu unserer nicht geringen Belustigung ersehen; der Quacksalber und Winkeladvokat, „Stadthexenmeister" Pineiß im „Spiegel, das Kätzchen" erschindet mit der grausamen List seiner Gewinnsucht das grauenhafte Glück der Ehe mit einer Hexe, und die Kokette, von der Spiegel erzählt, wie sie ihre Freier und zuletzt ein treu liebendes Herz

gemartert, erntet das Loos der alten Jungfern. Der „Schmied seines Glücks", der eitle und phantastische Gimpel von Barbier, der im vollen Hanfsamentopf schwelgen darf, welche prächtige Ironie des Schicksals erfaßt ihn, da ihm der Hanfsame noch nicht fett genug ist! Von einem kinderlosen, reichen alten Ehemann als Erbe eingesetzt, tut er noch ein übriges, sorgt seinem Gönner für einen Erben von seiner hübschen Frau, findet sich eines schönen Morgens auf die Straße gesetzt und endet als Schmied im traurig-buchstäblichen Sinne des Worts, als Nagelschmied. Hr. Victor Störteler („die mißbrauchten Liebesbriefe") erfreut sich eines guten Glücksstandes, er führt ein einträgliches Kaufmannsgeschäft und hat ein angenehmes, zutuliches, braves Weibchen, aber der Teufel reizt ihn an, Schriftsteller zu werden unter dem Namen Kurt vom Walde und dann sich einer Verbindung windiger Gesellen anzuschließen, die in Literatur machen und eine neue Sturm- und Drangperiode ins Werk zu setzen beschließen; die Lumpen sind ausgezeichnet charakterisiert, es kann keine besser in Fleisch und Blut übertragene Satire modernen literarischen Humbugs geben; man wird von ihrem Treiben durch einen Kellner unterrichtet, der selbst früher der edlen Kompagnie angehört hat, dann aber zur Vernunft und zum Metier zurückgekehrt ist. Nun beschließt Hr. Störteler, Gritli, sein Weibchen, ins Geistreiche hinaufzubilden, zu seiner Mitdichterin und Muse heranzuziehen. Da es mit Vorlesen und Anhalten zum Selbstlesen nicht gehen will, leitet er auf einer Geschäftsreise einen Briefwechsel ein, worin die Frau selbsttätig sich entwickeln und die verrückten Briefe, die er ihr schreibt, ebenso hochgenial beantworten soll, und dieser Briefwechsel ist bestimmt, publiziert zu werden. In ihrer Not zieht die Arme einen Unterlehrer an der Volksschule herbei, der ihr Antworten komponiert, wie sie verlangt werden. Da sie ihm fälschlich angegeben, Adressat sei eine Frau, so verliebt sich der gute Narr in die Auftraggeberin, sie aber liest die Liebe aus dem Feuer seiner Stilproben heraus und wird unbewußt davon angesteckt. Hr. Störteler entdeckt den Betrug, verstößt sein Weib, bereut zu spät seine Rohheit, da sie nun ihrerseits auf Scheidung besteht, wird dann von einer alten, widerwärtigen, häßlichen, affektierten, gefräßigen Schauspielerin, von der er sich „verstanden" sieht, in eine zweite Ehe hineingeschmeichelt, verhaust, zum Gelächter der Stadt geworden, mit ihr

sein Vermögen und verkommt. Nun aber bedarf der Briefkünstler, der Unterlehrer Wilhelm, auch einer Schule des Schicksals. Es war zwar mehr Kinderei als Schlechtigkeit, was er tat, und es ist ungerecht vom Pfarramte, daß es ihn entläßt, aber er ist bis dahin doch ein träumerischer, verliebter Narr gewesen und hat unter anderm ein sparasandliches Spiel mit der Mythologie getrieben (s. B. 3, 167), ja schlimmer: bei schlechtem Wetter und wenn es ihm zu knapp gieng, bei sich selbst behauptet: zu einem solchen Leben brauche man gar keinen Gott. Diesem jungen Mann wird nun aber vom Dichter eine äußerst gesunde Kur verordnet. Als Bauernsohn hat er den Landbau praktisch gelernt, wird von einem Tuchscherer, der Landwirtschaft treibt, als Hüter und Pfleger seiner Weinberge, Äcker, Wiesen angestellt, lebt lang als „Einsiedel“ in einem Weinberghäuschen, gedeiht nun in der Stille und im Arm der Natur „zu einem löblichen Wesen“, endlich wird der hübsche, sonnenbraune Gesell vom geschiedenen Gritli in seiner Einsamkeit entdeckt, besteht wacker eine starke Versuchung, worin eine schalkhafte Freundin der guten Frau die Treue seines Herzens prüft, und feiert eine fröhliche Hochzeit mit dem so lange still geliebten Weibe. Er wird Herr eines großen Landguts, ein angesehener und wohlberatener Mann und Vater von wohlerzogenen Kindern, welche „als sie erwachsen, wieder andere Wohlerzogene zur Ehe herbeiholten. Auch der Tuchscherer blieb in der Freundschaft und erhielt sich als ein geborgener Mann, so daß nach und nach eine kleine Kolonie von Gutbestehenden anwuchs, welche, ohne einem heitern Lebensgenusse zu entsagen, dennoch Maß hielten und gediehen“. Und zuletzt spaziere der Held der ersten Novelle des dritten Bändchens („Kleider machen Leute“) noch auf, der gute Schneidergeselle Strapinsky, der für entschuldbare Schuld vom Schicksal, das ihm die Falle doch selbst gelegt, so herb gezüchtigt und dann so hoch begnadigt wird. Denn als ihn der Kutscher, der den Wandernden aufgenommen, im Wirtshaus zur goldenen Wage in Goldach abgesetzt und für einen Grafen ausgegeben, als ihn zuerst der Wirt, dann nach und nach das ganze Städtchen, ausgenommen Herrn Buchhalter Böhni, für einen solchen hielt, spann sich das nicht wie ein magisches Netz um ihn, war nicht jeder Fluchtversuch vergeblich, und zog sich nicht das Netz unentrinnbar zu, als das schöne Amtsratstöchterlein Nette die letzten

Maschen band? Er war ja im Herzensgrund eine ehrliche Haut, ein ordentlicher Mensch; das entschlossene Mädchen, mit ihm und durch ihn entsetzlich beschämt, — wir sprechen noch nicht von der Entlarvungsszene, denn das gehört in ein anderes Kapitel, — das entschlossene und — eben doch liebende Mädchen erkennt es, rettet ihn vom schmählichen Untergang, setzt es beim Vater Amtsrat durch, daß er sie ihm geben muß, er wird wohlbestellter Ehemann, ein großer Marchand-Tailleur und Tuchherr in Seldwyla, lebt bescheiden, sparsam und weise, und steht, nach Goldach übergesiedelt, als runder, stattlicher, angesehener Herr inmitten eines Segens von zehn bis zwölf Kindern.

Somit wäre uns denn die sehr schlichte Weisheit, die unser Dichter vorträgt, schon zu einem etwas farbigeren Bilde geworden, wir verfolgen aber noch nicht weiter Talent und Kunst der Zeichnung und Farbengebung, sondern freuen uns den Tendenzjägern zum Trotz noch einmal und ausdrücklich an der Einfachheit dieser Grundlage, ja, wenn man will, ihrer volksmäßigen Einfachheit. Wir werden den Reichtum seiner Phantasie und ihre Stärke im Traumgebiete kennenlernen; wir werden auch einen denkenden Geist in ihm finden, welchem der Zweifel nicht fremd ist. Es ist nicht Armut, daß er sich in seinen Novellen nicht auf das Feld schwierig verwickelter moderner Bildungswege und Fragen begibt, es ist nicht Armut, daß er jenen quellenden Reichtum nicht zu einer phantastischen Symbolik für profunde Probleme verwendet, er will ein einfaches Thema, um an ihm eine reine und solide Kunst zu erproben. So steht er mit sichern Sohlen fest aufgepflanzt auf dem Boden der Wirklichkeit. Kurz, es ist ein lebenstüchtiger Realismus in jenem guten Sinn des Worts, der die echte Idealität in sich begreift. Aber ein Realismus von besonderem Charakter. Was ihn eigentümlich unterscheidet, ist eine gewisse ausnehmende Herbigkeit, eine Art von Unerbittlichkeit, womit er uns die Nase auf den Granitgrund der Realität drückt, oder, um ein gröberes Bild zu brauchen, man ist oft an den herzhaften Rettich erinnert, womit sich E. Mörike, indem er ihn bis auf den Schwanz auffrißt, den Magen restauriert, den ihm süßholzige Lyrik erschlafft hat. Doch dies ist für das, was wir hier sagen wollen, „ne törichte Figur, sie fahre hin;“ es ist eben schwer, dieses ganz eigenartig Herbkräftige zu bezeichnen, was ich an Keller in ganz anderem, eb-

lerem Sinn als an dem doch gar zu erdigen, zu breit und grob lehrhaften, wiewohl tüchtigen, schilderungs- und erzählungskundigen Jeremias Gotthelf das echt Schweizerische nennen möchte, d. h. in dem Sinne, daß hier ein solcher etwas knochiger Realismus unlöslich gebunden ist mit einem freien Gemüt und einem Höhenzuge des Geistes, der uns nicht nur an das Gestein der Hochgebirge, die Hütten und die stattlichen Häuser an den Berglehnen und in den Tälern, sondern auch an die silbernen Gletscher, an die reinen Lüfte, die dort wehen, an die brausenden Winde erinnert, nämlich von selbst, auch wenn sie nicht beschrieben werden. Wir sind gewohnt, die Literatur mehr nach Sprachen und Nationalitäten als nach politischen Grenzen einzuteilen, Werke deutscher Schweizer zur deutschen, französischer zur französischen zu zählen; demgemäß nennen wir ein Buch darum nicht schweizerisch, weil es in der Schweiz geschrieben ist oder von der Schweiz handelt, eine Dichtung nicht, weil sie in der Schweiz spielt. Soll aber unter schweizerisch verstanden werden eine besondere Qualität, wie sie nur in der Schweiz entstehen kann, so sage ich: hier bei Keller ist sie, und die Schweiz kann stolz darauf sein, daß sie einen Mann hat, der in diesem Sinne das Prädikat begründet. Sein Geist ist demgemäß auch ein echt und gut bürgerlicher; er führt uns nicht in die hohen Sphären der Gesellschaft, wir sind unter gewerbe- und handeltreibenden Städtern, das Dorf spielt als Idylle herein in den grünen Heinrich, nur „Romeo und Julie auf dem Lande" ist eigentliche Dorfgeschichte; die Novellen bewegen sich sämtlich in und um Seldwyla, einer fingierten Stadt, einer Art von schweizerischem Abdera, worauf alle Torheiten und Schwindeleien abgeladen sind, die der Dichter aufs Korn nimmt. Inmitten der guten Seldwyler-Leute erzieht er nun seine heranreifenden Jünglinge nicht zu weitwirkenden Staatsmännern oder feinen Humanisten, sondern eben zu solidem Gewerke und Gewerbe. Und was braucht es denn mehr? Das reichere Weltbild, das hohe, mittlere und niedere Lebenskreise durcheinanderschlingt, ist für den eigentlichen Roman; daß Keller hiezu das Zeug hätte, ist nicht zu zweifeln, allerdings fragt sich, ob er genug Welt gesehen hat oder noch sehen wird, um sein Talent für Darstellung der höheren Schichten der modernen Gesellschaft auszubilden; auch die Novelle wählt freilich gern diesen Schauplatz, allein es kommt ja in der Poesie doch nicht auf die Bodenschichte an, auf

welche der Dichter seine Menschen stellt, sondern auf die Luftschichte, in die er ihren Scheitel hebt. Da läßt denn Keller seine Jünglinge in die lebendige Teilnahme am republikanischen Leben hineinwachsen und den Leser mit Wohlgefallen in eine gediegene Welt hineinsehen, wo man den Wert der realen Güter des Daseins sehr zu schätzen, aber sie auch daran zu wagen, zu opfern weiß, wenn es den Kampf für höhere Güter, vor allem für vernünftiges Staatsrecht gegen die Anmaßungen der Kirche gilt, in eine Welt, welche zwar auch durch törichte politische Leidenschaften erschüttert wird, aber auch ihr Korrektiv in sich selbst trägt: den schließlich immer wieder siegreichen, im guten Sinne konservativen Menschenverstand und den Charakter. Über einige Ausfälle gegen Deutschland im grünen Heinrich kann man leicht hinwegsehen; das ist lang her; Keller wird jetzt anders denken.

Der eine jener schon angedeuteten Züge ist der philosophische, durch welchen sich Keller in die höhere Rangordnung der Dichter stellt. Über der gesunden Enge der Existenzen, in die er uns führt, spannt sich nicht nur der Himmel des Vaterlands aus, sondern über diesem noch der Himmel des Denkens. Dieser Zug ist kein gemachter, er ist ihm angeboren. Man erkennt leicht, daß es nicht in frühere Zeit zurückgeschobene Denkkraft ist, wenn der grüne Heinrich schon als Knabe, so fleißig und andächtig er mit seinem Gott umgeht (für den er als Kind den vergoldeten Hahn auf einem Dachreiter gehalten hat), doch die Sünden- und Bluttheologie verabscheut, den dumpfen Leineweber- und Sakristeigeruch im rechtgläubigen Kirchentum, den er im Konfirmationsunterricht einatmen muß. Das rechte Wort kann diesem frühen Widerwillen freilich erst der Mann leihen, der ihn schildert, und dieser sagt u. a.: „Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden sich teils begeben, teils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden war, ein Buch der Sage, zart und lustig und weise wie alle Sage, das wurde hier als das höchste und ernsthafteste Lebenserfordernis, als die erste Bedingung, Bürger zu sein, Wort für Wort durchgesprochen und der Glaube daran auf das genaueste reguliert; — — was als geschichtliches Dokument vergangener Geistesträume von der größten poetischen Meisterschaft war, das wurde als aufgedrungene, gegenwärtige Realität zu einem beängstigenden Unsinn, und es ward mir zu-

mute, als ob von alten Leuten ein Kinderspiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesstrafe nach sich zöge." Und in demselben Zusammenhang: „Das Heiterste und Schönste war mir die Lehre vom Geiste, als welcher ewig ist und alles durchdringt. Er war mächtig im Christentum, dessen Beweglichkeit und Feinheit die Welt fortbildete, solang es geistig war; als es aber geistlich wurde, war diese Geistlichkeit die Schlangenhaut, welche der alte Geist abwerfen muß. Denn Gott ist nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit."

Mit dem reinsten Humor ist das Konfirmationsnachtmahl erzählt; man lese im grünen Heinrich 2, 330 ff. und überzeuge sich von der ungeheuchelten Wahrheit der unbarmherzig hellen Knabengedanken bei dieser Szene, in welcher Heinrich mit der Kirche und ihren Apparaten für immer fertig wird, sein Samtbarett in die Hand nimmt und kaum das Ende abwarten kann, „da es mich anfieng gewaltig in die Füße zu frieren und das Stillstehen sehr schwierig wurde". Der ganze grüne Heinrich ist die Geschichte einer nachdenklichen, in sich arbeitenden Natur, und als roter Faden zieht sich die Beschäftigung mit der Frage nach dem persönlichen Gott hindurch, bis er am Schluß „ohne Freude und ohne Schmerz und ohne Spott und ohne Schwere" fühlt: daß „die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen und beweglich werden"; noch ehe er an diesem Punkte angekommen, sagt der das eigene Ich auf seinen Zweifelswegen betrachtende Dichter einmal: „Wo nun der Fall eintritt, daß der Gegenstand eines angebornen Glaubens und Fühlens, welches durch Jahrtausende sich im Blut überliefert, außer dieser körperlichen Welt sein soll, also gar nicht vorhanden ist, da spielt das erhabenste Trauer- und Lustspiel, wie es nur die ganze Menschheit spielen kann" usw., ein Wort, worin kurz die ganze Kantsche Kritik der reinen Vernunft steckt, die er doch schwerlich studiert hat, denn er schildert sich ganz als Autodidakten, der wohl nicht unbekannt mit den berühmten Philosophen, doch nicht in ihnen bewandert ist. Und über das Gebet als Dankgebet die grundgescheidten Worte: „Ist die Vernunft, welche uns über neunundneunzig unangenehme Dinge hinweggeholfen hat, nicht mehr da, wenn das hundertste ein angenehmes ist? Diese Art zu danken und zu denken, ist eigentlich

eher eine Blasphemie, denn indem wir für das eine glückliche Ereignis danken, schieben wir dem Schöpfer ja alle die schlimmen und schlechten Erfahrungen mit in die Schuhe." Daß den Ausschlag zu dem, was man Unglauben nennt und was wir wahre Religion nennen, dort am Schluß ein Weib, ein Mädchen, die anmutige Dorothea gibt, dies stellt Kreyßig mit kurzem Hohn so hin, als wäre es eine Erfindung der hellen Unnatur und Raffiniertheit. Wer selbst liest, wird finden, daß gerade hier ein Meisterstück von Psychologie reiner und naturtreuer Weiblichkeit vorliegt. In der deutschen Hauptstadt wendet sich Heinrich, wie bereits erzählt ist, zur Wissenschaft, besucht Hörsäle, es folgt eine herrliche Stelle über den Alp, der von der Seele fällt, wenn der Mensch doch etwas zu wissen anfängt, über das reine Glück, der Wahrheit teilhaftig zu werden, über den Wert der Naturwissenschaften, der Anthropologie, die Erhabenheit des Blicks in die Gesetzmäßigkeit des Daseins, über Studium der Geschichte und den unendlichen Wert der Einsicht in die Textur des Lebens; Heinrich schlägt sich mit der Frage des Materialismus und der Freiheit herum und gelangt über diese zu dem ins Zentrum treffenden Gedanken: „Die Frage nach einem gesetzmäßigen, freien Willen ist zugleich in ihrer Entstehung die Ursache und Erfüllung desselben, und wer einmal diese Frage getan, hat die Verantwortung für ihre sittliche Bejahung auf sich genommen." Er zieht aus diesen Blicken in die Realwissenschaften immer klarer den Schluß: daß die wunderlose Gesetzmäßigkeit in den Dingen das einzige wahre Wunder und der göttliche Geist nur immanent zu denken sei. Die reiche Summe von Gedanken solchen und andern Inhalts sehen wir hier natürlich noch nicht auf das Verhältnis an, in welchem sie zur künstlerischen Komposition stehen. Davon später. Ich führe hier noch das feine Wort über Ideal und Real an, aus der Stelle über einen Hausgast des Grafen am Schlusse des grünen Heinrich, ein Original von geistlichem Herrn: „Sein Idealismus — und er nannte sich einen Idealisten — bestand darin, daß er gegenüber seinen Zuhörern, welche alles Wirkliche, Geschehende und Bestehende, sofern es sein eigenes Wesen ausreichend und gelungen ausdrückt, ideal nannten, eben dieses Wirkliche materiellen und groben Kot und Staub schalt und dagegen alles Niegesehene, Nichtbegriffene, Namenlose und Unaussprechliche ideal hieß."

Betrachtungen des gediegendsten Inhalts über Kunst und Dichtung, so über Goethe, Homer, Jean-Paul im „Grünen Heinrich", im „Pankraz der Schmoller" über Shakspeare, begleiten die Momente des Reisens und Werdens der verschiedenen Helden, namentlich ist die letztere Stelle voll Anschauung und Erkenntnis. Mit dem Ernste dieses Denkens geht Hand in Hand der Ernst der sittlichen Betrachtung. Es ist schwer darauf zu verzichten, einzelne Stellen herauszuheben, wo in besonderer Helle ihr Gold aufleuchtet. Wenige mögen angeführt werden; eine von der Bedeutung der Ruhe im Charakter und im Künstlergeist: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann, die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen, als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben wie der, welcher am Wege steht. Dieser ist aber darum nicht überflüssig oder müßig, und der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, und wenn er ein rechter Seher ist, so kommt der Augenblick, wo er sich dem Zug anschließt mit seinem goldenen Spiegel, gleich dem achten König im Macbeth, der in seinem Spiegel noch viele Könige sehen ließ."

Pietät ist einer der Grundtöne in diesen Stellen, wo so reiner ethischer Gehalt zu Tage kommt. Es wirt von der Dankbarkeit Heinrichs gegen einen wohlwollenden Lehrer erzählt, dann folgt der schöne Satz: „Die Erfahrung, daß unbedingte Tugend und Güte irgendwo sind, ist ja die schönste, die man machen kann, und selbst die Seele des Lasterhaften reibt sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren, dunkeln Hände, wenn sie sich überzeugt, daß andere für sie gut und tugendhaft sind." Überall sieht man in der Art, wie der Dichter seinen Heinrich und seine Novellenleute handeln, fühlen, leiden, Impietät büßen läßt, auf ein menschlich gutes Gemüt hindurch, das sich durch eigene Bedrängnis nicht gegen das Mitleid mit der Armut verstocken läßt, das der Mißhandelten sich annimmt, die Tiere liebt, dem Schmetterling sein kurzes Sonnendasein gönnt: ein Zug der Weich-

heit, der neben der Herbe und dem strengen Sinn der Gerechtigkeit um so schöner dasteht, aber auch schamhaft hinter diesem sich versteckt. Bei dem Tode der Jugendgeliebten hält sich Heinrich ganz still im Hintergrund: „Denn wenn ich auch bei freudigen Anlässen laut wurde und unwillkürlich eine anmaßende Rolle spielte, so wußte ich dagegen, wo es traurig hergieng, mich gar nicht vorzudrängen, und geriet immer in die Verlegenheit, für teilnahmslos und verhärtet gehalten zu werden, und dies um so mehr, als mir von jeher nur die aus Schuld oder Unrecht entstandenen Mißstimmungen, die inneren Berührungen des Menschen, nie aber das unmittelbare Unglück oder der Tod Tränen zu entlocken vermochten.“ Verbindet sich Mitleid mit Empörung gegen Unrecht, das Mitleidswerten zugefügt wird, so kommt es unter Tränen wohl auch zu Schlägen: es ist eine brave Erfindung, wie der halbverhungerte Heinrich einen Waldschützen mit seiner Manuskriptmappe, seiner einzigen Habe und Waffe, haut, weil er ein armes Weib mißhandelt, das einen Baumast im Walde genommen.

Übrigens steht in dieser Gegend noch eine Bemerkung, die ich gerne hier zum Schlusse dieser Vorbetrachtung anführe. Dem armen Wanderer versagen nachgerade Mut und Kräfte, und er „fällt gänzlich jener Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit anheim, welche durch den Ärger noch erbittert wird, daß ja keine Rede davon sein könne, etwa umzukommen oder unterzugehen, und also das schlechte Abenteuer nur eine entbehrliche Vexation sei“. Dies ist ein echter und originaler Ausdruck dessen, was ich oben gesunde Trockenheit genannt habe; ja es ist mehr: dieses verdrießliche Brummen gegen das dumme und unnötige Mißgeschick, Regen, Hunger, Obdachlosigkeit, Ermattung, dieses mürrische Verachten des äußern Übels, an dessen Stelle wir bei einem andern wohl große Worte von Ermannung, erhabener Willenskraft gelesen hätten, offenbart als kleines, einzelnes Symptom gerade mit ganz besonderer Macht die denkende Natur, welche wir durch ihre inhaltsvolleren Züge verfolgt haben und welche den bedeutenden Dichter auszeichnet.

Nachtragen muß ich doch noch eine Stelle, woran charakteristisch jene Art von Kritik sich gerieben hat, mit deren Bekämpfung ich begonnen habe. Der grüne Heinrich kommt, wie wir gesehen, auf seinem Rückwege zu einem Schützenfest in Basel; da zeigt der Dichter

das warme Gefühl für sein Vaterland und sein Schicksal, das wir schon an ihm kennen; er läßt seinen Heinrich auch begreifen, daß er einst in der Stunde der Gefahr seinen Mann müsse stellen können, daher die Gelegenheit benutzen und sich im Schießen üben. Dies gibt Kreyßig mit folgenden Worten wieder: „In Basel kommt ihm der ganz neue Gedanke, daß ein rechter Mann doch eigentlich wehrhaft sein müsse, er bleibt also da hängen, um schießen zu lernen."

Wozu der widerliche Hohn? Genau um dieselbe Zeit, in der dies spielt, klagte mir Uhland in einem Gespräch über das Schützenwesen der Schweiz: daß seine Generation aufgewachsen sei, ohne zu wissen, wie man ein Gewehr lade. Das Poetische des Zusammenhangs der Waffenkunst mit einem ganzen Mannesleben soll in einer Dichtung nicht mehr zur Sprache kommen dürfen?

Ich weiß nicht, ob ich zuviel oder zuwenig von einer Kritik gesprochen habe, die mit voreilendem Blick ein Kunstwerk schlechtweg darauf ansieht, wieviel echt modernen Gehaltes sich daraus entnehmen lasse. Da wir nun an unsere Hauptaufgabe gehen, Keller erst eigentlich als Dichter zu betrachten, so wird es doch gut sein, vorher einen Augenblick stillzustehen und so viel zum Bisherigen noch hinzusetzen. Es gibt eben ein für allemal zwei Arten, einen Dichter zu lesen; entweder man verweilt auf den Bildern, die er an unserem innern Auge vorüberführt, und genießt sie oder man fragt auf Schritt und Tritt: wohin zielt dies? Mit andern Worten: man hat Sinnlichkeit oder keine. Versteht sich: nicht die gemeine Sinnlichkeit, denn diese hat jeder. Keller wird nie sehr populär werden, einfach weil er wirklich ein Dichter ist. Ich habe es gar manchmal erfahren, daß ich Stellen, Bilder, Szenen aus ihm anführte, die mich entzückt haben, und daß ich dann Gesichter um mich sah, auf denen jeder Zug fragte: was soll nun das? Es sind Menschen, welche Kirschen essen möchten, deren geistige Zungenwarzen aber nur Kirschengeist schmecken; sie beißen auf Kirschen, schmecken nichts, und fragen nun natürlich, was denn da zu schmecken sei? Genug, also zu den Kirschen!

Es ist unmöglich, den Mann und den Dichter auseinanderzunehmen, ohne daß man in jenem auf diesen, in diesem auf jenen hinweist. Eben die fühllos verkennende Kritik, welche Blasiertheit findet, wo ein ganzer Mensch vor uns steht, hat diesen Versuch der Scheidung herbeigeführt. Doch ist es vielleicht an sich gut, daß wir

die Teilung vorgenommen und zuerst die Dichterpersönlichkeit überhaupt betrachtet haben, weil nun, da wir zusehen, was dieser Mensch als Dichter kann, um so weniger der Schein entsteht, als meinten wir, es gebe eine leere Form.

Wir wollen nur sogleich vom Naturgefühl beginnen. Es handelt sich da zunächst um ein gutes Zeichnen und Malen eines gegenüberstehenden Objekts, und hierin kommt es unserm Dichter sehr zugute, daß er sein Anschauen, wie er als poetischer Selbstbiograph erzählt, durch seine Malerstudien geschärft hat. Man erkennt durchaus das Malerauge; man erinnert sich dabei, daß auch Goethe in der Jugend schwankte, ob er nicht zum Maler berufen sei, daß aber diese Beschäftigungen nur Vorstudien des künftigen epischen Dichters waren. Doch was will Schärfe und Feinheit der Beobachtung sagen, wenn nicht die Seele dabei ist und sich mit der Natur zusammenfühlt! „Gelang es mir den rechten Ton zu treffen (nach den Bedingungen der Lokalfarbe, der Tageszeit usw.), so beschlich mich ein pantheistisch stolzes Gefühl, in welchem mir meine Erfahrung und das Weben der Natur eins zu sein schienen." Bei Keller sind wir überall in der großen Natur der Schweiz, gleich der Anfang des grünen Heinrich ist ein weites, groß geöffnetes und doch vertraut ans Herz sich legendes Bild einer Stadt an einem der großen Seen — man erkennt Zürich: wir werden dann aufs Land geführt, Wasser, „formenreiches" und die silbernen Häupter in den Himmel tauchendes Gebirge, Wald und freundlicher Garten, stiller Kirchhof mit wallendem, flüsterndem Gras umfangen die wandelnden Menschenbilder, schauen hinein auf sie und senken sich in ihre Seele. Es ist klare Zeichnung mit leuchtender Farbe, mit feinem Ton und Helldunkel und mystisches Einleben des Beschauenden, was in Eins zusammenfließt. Ein echter Dichter webt in ungewohnter, geheimnisvoller Einheit mit der Natur, aus der sein Genius stammt. Das Einleben wird zur Beseelung, Personifikation, das sind aber nicht Tropenkünste eines Sprach-Haarkräuslers. Heinrich zieht als kühner Zeichnungsdilettant auf Baumstudien aus; der stolze Wald, „engverschlungen Arm in Arm stehend", will ihm keinen seiner Söhne einzeln preisgeben; endlich aber „trat ein gewaltiger Buchbaum mit prächtigem Mantel und Krone herausfordernd vor die verschränkten Reihen, wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe auffordert;

dieser Recke war in jedem Ast und jeder Laubmasse so klar, daß seine Sicherheit mich blendete und ich seine Gestalt mit leichter Mühe bezwingen zu können wähnte". Man lese dann weiter, wie der verwegene Anfänger, impar congressus Achilli, seine Unmacht von dem majestätischen Riesen verspottet sieht (gr. H. 2, 44 ff.). Anders, innig und unmittelbar, nimmt das Herz die Natur in sich herüber oder legt sich in sie hinüber, wenn die Liebe seine Fühlfäden rührt. Immer ist es die Probe eines Dichters, wie er Liebe und Natur in Eins fühlt, und wenn man von J. Paul alles reichlich abzieht, was er von Überschwang der Sentimentalität hinzutut, so ist er an Zauberkraft dieser unio mystica noch reich genug, um Hunderte von Dichterschluckern auszustatten, die meinen, mit ihm fertig zu sein. G. Keller bedarf keiner Anleihe, er ist ebenbürtig. Der grüne Heinrich, trunken von erster Jugendliebe, das Halstuch Annas, „das ihm eine Wolke zu sein dünkte," um Kopf und Schulter geschlungen, tanzt wie ein Besessener über den nächtlichen Berg. „Als ich auf seiner Höhe war unter den Sternen, schlug es im Dorfe Mitternacht, die Stille war nun nah und fern so tief geworden, daß sie in ein geisterhaftes Getöse überzugehen schien, und nur, wenn sich diese Täuschung zerstreute und man gesammelt horchte, rauschte und zog der Fluß immer vernehmlich, doch leise, wie ein im Traume klagendes Kind. Ein seliger Schauer schien, als ich einen Augenblick stand wie festgebannt, rings vom Gesichtskreise heranzuzittern an den Berg, in immer engeren Zirkeln bis an mein Herz heran. —"

Man sieht schon, daß Keller weiß, wie es den Menschen zu Mute ist; es fehlt kein echter Ton in diesem Bilde der ersten Liebe, wie sie schüchtern, keusch, spröde, schamhaft mit ihren Entzückungen über das junge Herz kommt; sie ist durchaus noch transzendent und weiß nichts von der Sinnlichkeit, die in ihr zittert. Voll tiefer Wahrheit und Schönheit ist die Erzählung des Heimrittes von der Aufführung des Wilhelm Tell, wie Anna und Heinrich in ihren Theaterkleidern träumerisch durch die beschneiten Wälder ziehen, durch deren Stämme die ferne Abendsonne blitzt, wie sich die scheuen Kinder endlich mit heißen Küssen ans Herz sinken, dann aber ein Schrecken, ein Ernst, eine Trauer über sie kommt, von deren Bedeutung sie sich ahnungsvoll nur dunkle Rechenschaft geben. Anna stirbt in früher Jugend, Heinrich hilft ihren Sarg zimmern und über den See herführen,

dennoch fehlt auch der Humor nicht, das Rot und Gelb in diesem, wie aus zarten Silberfäden gewirkten, mit Himmelsblau durchschossenen Gewebe. Aber daneben und gegenüber brennt noch ganz anderes Rot: die schöne Judith, die dem unschuldigen Burschen in stillen einsamen Stunden den berauschenden Feuerwein verfrühter, vollgenießender Liebe ganz nah an die blühenden keuschen Lippen führt: ein stilvolles gefährliches Weib, welchem dieser Joseph mit knapper Not entflieht. Ganz meisterhaft sind die Szenen, wo sich Heinrich und Judith im Apfelgarten bei dichtem Nebel zusammenfinden, das Liebesgeplauder mit ihr, während er unsichtbar oben auf einem Aste steht, aber ebenso meisterhaft auch, wie der Dichter seinen so schwer gefährdeten Helden nachher vom Abgrund rettet: das Schicksal tritt auf als Unteroffizier, der dem Kadetten in dem Augenblick ein „Rechtsum kehrt“ kommandiert, wo ihm Judith, auf der Auswanderung begriffen, aber heiß genug, um noch einen letzten Sturm auf ihn zu machen, vom Wagen winkt und sich ihm das Herz in der Brust wenden will. Keller hat die ganze Kraft der Sinnlichkeit, die zum Dichten gehört; die Liebe geht in mannigfachen Formen durch die weiteren Teile des grünen Heinrich, durch die Novellen, nirgends aber fehlt ihr der Nerv, der aus Naturtiefen durch diese Leidenschaft zuckt. Keller ist saftig, heiß, feurig, alles ohne einen Hauch von Frivolität; er weiß, in welche Stimmung er seine Julie auf dem Gange mit dem Geliebten setzen muß, um die Brautnacht am Rande des Todes vorzubereiten; er weiht uns ein in die Versuchung, aus welcher Frau Amrain von ihrem Kinde gerettet worden, aus welcher sie den heranwachsenden Jüngling retten muß; er macht verständlich, was es ist, wodurch das Schwäble unter den drei gerechten Kammachern den Sieg über seine Kameraden, die Mitbewerber um Jungfer Bünzlin, gewinnt, wie es zugeht, daß John Kabys der Schmied seines Glückes wird; schwindelnd und lachend verfolgen wir den seltsam heiligen Vitalis auf seinen bedenklichen Gängen (Legenden); Frau Ännchen („die mißbrauchten Liebesbriefe“) ist gar appetitlich, wie sie als Bauernfrau aufgeputzt hingeht nach Wilhelms Einsiedelei, um seine Treue gegen Gritli, gefährlich genug für sie selbst, auf die Probe zu stellen: „Sie gieng wohlgemut durch das Frühlingsland und badete unternehmungslustig ihre Gestalt in der glänzenden Luft.“ So wahr als einfach

heißt es von der aufblühenden Liebe Heinrichs zu Dorothea: „Das Gattungsmäßige im Menschen erwachte in ihm mit aller Gewalt und Pracht seines Wesens, das Gefühl der Schönheit und Vergänglichkeit des Lebens warf darein eine beklemmende Angst.“ Ich führe dieses Wort gern an, um durch die Tiefe seines Inhaltes zu belegen, falls es noch eines Beleges bedürfte, daß Keller auch im heißen Elemente rein bleibt, daß er kein Wieland ist. Dieser Punkt muß bei „Romeo und Julie auf dem Lande“ noch einmal zur Sprache kommen.

Nicht daß im Stimmungselement die Charaktere an Bestimmtheit des Umrisses verlören; Keller zeichnet mit sicherer Hand fest und scharf Junge und Alte, Weib und Mann. Aus dem grünen Heinrich hebe ich das Bild der guten, treuen, frommen, aber nicht kleinlich frommen, sorgsamen, für den geliebten Sohn sparenden, darbenden Mutter heraus. Da fehlt kein wesentlicher Zug von der Sorgfalt der Kofferpackung für den Scheidenden (wobei das Zeichnungspapier gegen die Leinwand treu dem Frauengeschlecht arg verkürzt wird) und den normalen Waschzettelvorschriften nebst dem Abschiedssegen: „werde nur nicht leichtsinnig und vergiß nicht, daß wir eine Vorsehung haben,“ bis zu dem rührenden Sparsystem, wodurch die arme Witwe für den leichtsinnigen Sohn in der Fremde die nötigen Pfennige erscharrt. „Indem sie ihren abgeschliffenen Dreiviertelslöffel in die Suppe steckte, rief sie pünktlich den lieben Gott an, für alle Leute um das tägliche Brot bittend, besonders aber für ihren Sohn.“ Nur am Sonntag erlaubt sie sich zu der spartanischen Suppe einen Bissen Rindsfleisch; die drei Seiten, worin ihr Gang zu der Fleischbank und auf den Gemüsemarkt geschildert wird („ihre Poesie, Elegie und Samstagstragödie“), enthalten ein Miniaturbild von einem Meisterpinsel, den Kindesliebe und Mitleid geführt hat, ohne beim feinsten Strich zu zittern. — Als Knabe wird Heinrich, nachdem er wegen eines verzeihlichen Mutwillens durch unsinnigen Beschluß der Behörde aus der Schule gestoßen ist, zu einem mütterlichen Oheim auf das Land geschickt, der, ein Pfarrer von altidyllischem Schlage, mehr noch tüchtiger Bauer und Jäger als Geistlicher ist. Aus dem herrlichen Bilde des Landlebens, das hier (Ende des 1., Anfang des 2. Bandes) sich öffnet wie eine weite Tür, durch die man aus enger Kammer in Luft und Leben tritt, wo unter frucht-

schweren Obstbäumen die rotbackige Jugend mit fröhlichen Tieren sich tummelt, auf diesem Grunde von Himmelblau und saftigem Grün hebt sich wie eine sanfte Geistererscheinung in einem Traum, und doch leibhaft und freundlich nahe, das Bild der väterlichen Großmutter. Sie steht, den Enkel erwartend, unter der braunen Türe, die Hand über den Augen, heißt ihn mit sanften Worten willkommen, läßt sich aus blankem zinnernen Gießfasse, das in gebohnter Nußbaumnische hängt, das klare Wasser über die gebräunten Hände laufen, bewirtet ihn, sitzt lächelnd, bis er gegessen und getrunken, und setzt sich dann ganz nahe zu ihm, da ihre Augen schwach sind, und betrachtet ihn unverwandt, während sie nach dem Ergehen seiner Mutter fragt und doch zugleich in Erinnerung früherer Zeit versunken scheint. „Sie war schlank und fein gewachsen, trotz ihres hohen Alters beweglich und aufmerksam, keine Städterin und keine Bäuerin, sondern eine wohlwollende Frau, jedes Wort, das sie sprach, war voll Güte und Anstand, Duldung und Liebe, Freude und Leid, von aller Schlacke übler Gewohnheit gereinigt, gleichmäßig und tief. Es war noch ein Weib, von dem man begreifen konnte, wie die Alten das doppelte Wehrgeld des Mannes forderten, wenn es erschlagen oder beschimpft werde.“ Sie sitzt dann stillvergnügt neben dem Knaben und schläft endlich lächelnd ein. „Über ihre geschlossenen Augen gieng eine leise Bewegung, wie das Wallen eines Vorhangs, hinter welchem etwas vorgeht, man ahnte, daß sich dort Bilder in zartem verjährtem Sonnenschein zeigten, und die freundlichen Lippen verkündeten es in schwachen Regungen.“ Wie sie erwacht, betrachtet sie ihn fremd, Tracht und Sprache des Enkels wollen nicht in ihren Traum der Vergangenheit passen, sie ahnt, daß er aus den Lebensschranken der Familie in eine unbekannte Zukunft hineinwächst, schreitet gedankenvoll in die Nebenkammer und holt aus einem Schrank ein Geschenk für ihn; ihres blöden Gesichtes wegen ergreift sie statt eines mächtigen Taschentuchs ein kleines rotseidenes Halstuch, wie es die Bauernmädchen tragen, und gibt es ihm, noch in das gleiche Papier gewickelt, worin sie es vor vielen Jahren gekauft.

Ich denke, wer dieses Bild gezeichnet, versteht es, im streng Realen ideal zu sein, um das Lebenswahre den Schleier zu ziehen, der ihm den Zauber des ahnungsvollen Traumes gibt. — Unter den

Frauen soll festen Schrittes noch die aufrechte Frau Regula Amrain auf unsern Plan treten, nachdem sie schon mehrmals in der Ferne gezeigt und die kräftige Hand gerühmt ist, womit sie ihren feurigen Knaben Fritz erzieht. Von einem charakterlosen Manne, der nach Amerika geirrt ist, einsam zurückgelassen, nimmt sie fest die Zügel des Hauses in die Hand. Unter mehreren Söhnen ist Fritz ihr Liebling. Klug und klar und sicher führt sie ihn zuerst über die glatten Wege kindischer Blindheit und jugendlicher Lüsternheit hinweg, sorgt ihm für eine brave Frau, sieht zuerst ruhig abwartend zu, wie er sich in die Dummheit des Freischarenwesens stürzt, läßt ihn, wie er gefangengenommen wird, mit heiterer pädagogischer List eine Zeitlang zappeln, ehe sie ihn auslöst, hält ihn, nachdem er so von dieser Torheit geheilt ist, zu Fleiß und Ordnung an, so daß er das vom Vater vernachlässigte Geschäft in Schwung bringt; endlich aber duldet sie nicht, daß er in Seldwyler-Bequemlichkeit sich seiner Bürgerpflicht, der Teilnahme an der Ratswahl, entziehe, denn er soll nicht zu denen gehören, die „immer nach ihrem Rechte schreien, aber sobald dieses Recht auch nach Pflicht riecht, ihr Recht darin suchen, keines zu üben“; er folgt ihr, und es gelingt ihm noch dazu, den unwürdigen Gemeindepräsidenten zu stürzen; unter solcher Leitung gereift, bringt er endlich auch den zurückgekehrten Vater in das Gleis tüchtiger und tätiger Lebensordnung zurück — man muß lesen, zu welchem satten und gediegenen Bilde diese trockene Skizze in der Hand des Dichters auswächst, um es mit innerstem Behagen zu genießen. Stilvoll ist diese Frauengestalt, aber nicht blitzend von gefährlichem Feuer, wie das schöne Rasseweib Judith, sondern ethisch hoch und schön, dabei aber nur ganz bürgerlich natürlich und einfach; unter dem Segen ihres mächtigen und guten Geistes sieht man ein verkommenes Haus sich ordnen und erlabt sich an diesem Gemälde werdender sittlicher Reinlichkeit, als sähe man einen lange vernachlässigten Kranken von freundlichen Händen mit sauberem Weißzeug bekleiden; gerne denkt man bei dieser Frau an die großgliedrigen, wohlgetanen, festen und wackeren, ganz ländlich einfachen, doch stolzen und freien weiblichen Gewächse, die man im deutschen Volk unter den unversehrten alten Stämmen der Alemannen im Gebirge und der Friesen am Meere noch findet. — „Sie lebten alle zufrieden und wohlbegütert,“ heißt der Schluß, „und das Geblüt der Frau Regula

Armrain wucherte so kräftig in diesem Hause, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergang gesichert blieben. Sie selbst streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen und der eine so edle Leiche barg zu Seldwyla."

Vom Mädchenvolk im Heinrich und in den Novellen ist die Rede gewesen, freilich nicht viel; wir werden auf die eine und andere im weiteren zu sprechen kommen; nur mit einem Worte sei hier erwähnt, wie geistreich die originelle Hauptkokatte Lydia im Pankraz durchgeführt ist. Jungfer Züs Bünzlin, die Heldin in der Novelle „Die drei gerechten Kammacher" ist gelegentlich angeführt; diese Tochter von achtundzwanzig Jahren besitzt einen Kapitalbrief von siebenhundert Gulden, in welchen sich jene drei Edlen verlieben; sie weiß ihre Werber zu einer homerischen Wettfahrt anzureizen, deren Ziel und Meta der beglückende Besitz ihrer Hand ist. Einer bleibt dann klug zurück; wie die andern zwei, ihre Ranzen auf Rädchen führend, unter Staubwolken dahinrennen, wird mit wahrhaft genialer Parodie des Epos geschildert; das köstliche Bild des Zimmerschmucks der Jungfer Züs bleibe aufgespart, bis wir vom Reichtum glücklich gegriffener Kleinzüge reden, womit Keller den Individuen und Zuständen ihre Fülle gibt. Unter tüchtigen Männercharakteren steht voran der brave, durch hellen und offenen Geist aus Handwerksenge zum Baukünstler gediehene, früh hingeraffte Vater des grünen Heinrich, Hr. Lee; erwähnt ist schon der Graf am Schlusse des Romans. Keller zeigt hier, daß er es wohl versteht, die freie und sichere Weltbildung des vornehmen Mannes zu zeichnen und sie mit dem besseren Adel der Gesinnung und des vom Wahne freien Urteils zu schmücken. Hinter den vernünftigen Männern stolziert, schwankt und tanzt ein Zug von Originalen, Käuzen, verbissenen Hartköpfen (die zwei feindlichen Bauern in „Romeo und Julie auf dem Lande"), Gecken, Windbeuteln, Knickern (Meierle im grünen Heinrich), Narren und Halbnarren, alle sich selbst gleich, sicher und unbeirrt in ihrer Grille oder Blindheit, alle ungeteilt, rund, ganz. Unter den bedenklichen und schlimmen Originalen sei der Maler im grünen Heinrich hervorgehoben, der treffliche Lehrmeister des Dilettanten, dessen Irrwahn, eine politische Größe zu sein, aus dem Anschein von Gesetztheit und Vernünftigkeit Zug um Zug mit voller ironischer Wirkung

zu Tage tritt. Ein wahres Kabinettstück ist der tolle Lügner und Aufschneider im grünen Heinrich, Bd. 2, S. 306 ff.; aus bodenloser Eitelkeit erwächst in dieser Menschenseele eine Welt von Unwahrheit, in deren flimmerndem Doppelschein kein Auge die Grenze unterscheiden kann, wo Selbsttäuschung und verlogene Selbstbespieglung in die absichtliche Lüge übergeht: ein Kerl, der alles bestreitet, nichts glaubt und dem man kein Wort glauben kann; wie toll er zu Grunde geht, werden wir in anderem Zusammenhang vorbringen.

Die Charaktere der drei gerechten Kammacher müssen wir endlich doch genauer schildern, nachdem sie oben kurz als Typen der bloßen Legalität bezeichnet worden; es sind also Musterexemplare jener Menschengattung, die keinen der Fehler begeht, wozu feurige Leidenschaft die Gemüter fortreißt, weil nur kleine, niedrige, klebrige Leidenschaften unter der toten Erdkruste ihres Wesens hinschleichen, versessene, verhockte, geizige, kleinpfiffige Schlucker, als Urbilder jener Afterform der Sittlichkeit für immer hingezeichnet, verdrießlich komische Ideale, so vollendet wie ein Zeus-Ideal von der Hand Phidias gemeißelt oder eine Venus von Tizian gemalt. Der eine von den drei listet endlich doch den zwei Wettfahrern die Helena, Züs Bünzlin, ab, hat aber in ihr eine Xantippe gewonnen; der eine von den zweien hängt sich, der andere endet als mürrischer Lump. Als Geizhals erscheint der Trödler, der dem grünen Heinrich seine Bilder und Studien abknausert und dem der arme herabgekommene Bursche die Fahnenstangen zu einem Feste malt, um nicht Hungers zu sterben; doch ist er ein Knicker nur aus Geschäftsgewohnheit, eigentlich vielmehr ein guter Kerl, der heimlich sein Opfer liebgewinnt und zum Erben einsetzt: also ein Original, aus zweierlei Garn gesponnen und durch diese Beimischung von Wohlwollen immerhin ein komisches Sittenbild von der gemütlichen Art. Die Trödlerwirtschaft aber, die im ersten Bande des grünen Heinrich mit Meisterzügen eines Teniers und Breughel konterfeit ist, hat einen unheimlichen Hintergrund und gehört daher in ein anderes Kapitel. Höchst behaglich ist der schon erwähnte katholische Pfarrherr, der tägliche Gast im Hause des Grafen, des Wirts und Retters des grünen Heinrich, geschildert: „er war nun vorzüglich die drei Dinge: ein leidenschaftlicher Esser und Trinker, ein großer religiöser Idealist und ein noch größerer

Humorist." Wasmaßen er diese drei Dinge ist und wie er sie vereinigt: man lese und prüfe selbst!

Die Kleinzüge, die er immer bedarf, um seine Bilder bis zur ganzen Wahrheit und Eigenheit des Lebens zu kondensieren, sammelt ein echter Dichter nicht aus Notizen, die er sich ins Tagebuch geschrieben, sondern fischt sie im Sehen auf, schießt sie im Flug, wie Goethe einmal sagt, und hat keine Sorge, daß sie im Gedächtnis nicht wieder aufleben und sich just da niederlassen, wo sie hingehören.

So ein Poet ist Keller, und die Vorratskammer seiner Erinnerung ist darin nicht karg ausgestattet, sondern ausgiebig wirft sie ihm am rechten Orte die rechte Vielheit solcher Züge zu, daß es nur so quillt und sprudelt. Er zählt nicht wenige, sondern viele Geschäfte auf, die der „Stadthexenmeister" Pineiß (in Spiegel, das Kätzchen) treibt, er weiß sehr wohl, was solch ein Quacksalber alles für Künste versteht; der vorgeblichen Anliegen einer Bäuerin weiß er gleich ein ganzes Schock, da die verkleidete Anna den Einsiedler Wilhelm (die mißbrauchten Liebesbriefe) besucht, und gründlich kennt er den Inhalt der Tasche einer Bauernfrau, da sie ihre Siebensachen herauszieht, bis auf die gedörrte Birne. Er muß einmal der edlen Kammmacherarbeit zugesehen haben, oder hat es ihm der Genius geoffenbart, wie man in Schmuckkämme für die Dorfschönen und Dienstmägde aus schönem durchsichtigem Ochsenhorn ein tüchtiges braunrotes Schildpattgewölke beizt, so daß man, wenn man die Kämme gegen das Licht hält, die herrlichsten Sonnenauf- und Niedergänge, rote Schäfchenhimmel, Gewitterstürme und andere gesprenkelte Naturerscheinungen zu sehen glaubt? Wer hat ihm verraten, welche Herrlichkeiten Lade und Stube der Jungfer Züs Bünzlin enthält, z. B. das mit Gold auf eine „Menschenhaut" gedruckte Vaterunser, das silberne Herz, worin ein Riechschwämmchen steckt, das Körbchen aus wohlriechenden Halmen geflochten und das andere aus Glasperlen und Gewürznägelein zusammengesetzt? Wer unter diesen und vielen andern Schätzen den chinesischen Tempel, das Werk des hoffnungslos liebenden Buchbindergesellen, „welcher alle Bücher las, die er einband, und ein strebsamer, gefühlvoller und unerfahrener Mensch war," den sie Emmanuel nennt, während er eigentlich Veit heißt, und von dem sie, nachdem sie ihn fortgeschickt, gegen jedermann sagt, nur er habe sie verstanden und ihr Wesen erfaßt? Den Tempel, in

dessen tiefstem Fach der herrliche Brief verborgen ist, worin er scheidend sein ganzes Herz ausgeschüttet, den aber nie ein Menschenauge, weder ihres, noch irgendeines, gelesen hat? Aus der Kinderzeit erinnert sich unsere Generation, daß es einst hölzerne Nadelbüchschen gab, welche einen Fisch, andere, die ein Wickelkindchen vorstellten; Keller hat es nicht vergessen und zählt sie richtig unter den Habseligkeiten seiner edeln Kammacher auf. Im Pankraz — wie sinnig knüpft er die frühen ärgerlichen Streiche des rechthaberischen Knaben an die Rechtsverletzungen des Schwesterleins beim Essen, das dem Bruder durch allerhand künstliche Stollen und Abzuggräben das Schmalz auf der Suppe ab- und zu sich herüberleitet! Ebenda, nachdem der Knabe längst durchgegangen und verschollen ist, führt er den Leser auf das kleine Plätzchen in Seldwyla, an dem die Mutter mit der inzwischen längst zur alten Jungfer gewordenen Tochter wohnt; die Mittagssonne liegt schwül auf dem begrasten Pflaster, es ist still, die Anwohner sind alle an der Arbeit mit Nähen, Hämmern, Schustern, Kleben, Schnitzeln, Besteln; der Nachbar Schuster findet, daß es Zeit sei, eine kleine Erholungspause zu eröffnen, niest so laut, daß die Fenster rings erzittern, und der Buchbinder gegenüber, der eigentlich kein Buchbinder war, sondern nur so aus dem Stegreif allerhand Pappkästchen zusammenleimte und an der Tür ein verwittertes Glaskästchen hängen hatte, in welchem eine Stange Siegellack an der Sonne krumm wurde — dieser Buchbinder rief: „Zur Gesundheit!" und alle Nachbarsleute lachten; einer nach dem andern streckte den Kopf durch das Fenster usw. Das ganze Bild, wie es auf den Moment vorbereitet, da der lang verschollene Sohn wie ein Wunder vom Himmel angefahren kommt, werden wir noch einmal ins Auge zu fassen haben. Im Anfang von „Romeo und Julie auf dem Lande" finden wir die zwei Bauern, die Väter des unglücklichen Paares, pflügend auf ihren Äckern: beide sind lange knochige Männer, einander sehr ähnlich, nur daß der eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn, der andere nach hinten trägt, was jedoch wechselt, wenn jener gegen den Wind, dieser hinter dem Winde geht; „wenn sie auf ein Hindernis stoßend den Pflug fester faßten, so zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erschütterung".

Dies ist nun Genre-Malerei; wo starker Inhalt großen Stil

fordert, ist sie natürlich nicht mehr am Platze, da ist der starke Zug des breiteren Pinsels gefordert; das versteht Keller wohl und führt mit wenigen Strichen den Umriß in mächtigeren Bahnen, wenn er eine Judith, eine Frau Amrain uns vor die Anschauung zu bringen hat, oder den durch die Liebe aus aberwitzigem Mönchs-Martyrtum zur Welt bekehrten Vitalis, wie er nun um die Mauern Alexandrias schreitet und den roten Mantel im Winde fliegen läßt.

Es muß nun aber auch von erweiterten Bildern die Rede sein; der Dichter hat seine Menschen, Einzelne und Gruppen, mit der Naturumgebung, mit ländlichen und städtischen Räumen zusammenzufassen und beide aufeinander zu stimmen; er bewegt sie durch dieselben im Handeln und Leiden, und wir verlangen, daß dieses Ganze zusammengefühlt sei, daß wir in einen Zustand hineingezogen werden, wie wir vom Maler verlangen, daß sein Bild als Ganzes Totalstimmung und in seinen Teilen Lokalstimmung habe. Auf eine vollgültige Probe dieser Kunst unseres Dichters hat uns soeben ein anderer Zusammenhang geführt: das stille sonnige Plätzchen mit seinen Umwohnern im Pankraz der Schmoller — ein Bild so voll Zuständlichkeit, ein so trefflicher Kontrast zu der nachfolgenden Überraschung, daß es eine Perle zu nennen ist. Die pflügenden Bauern im Anfang von Romeo und Julie gehören ebenfalls auch hieher; es folgt dort das köstliche Spiel der Kinder mit der Puppe, der sie den Kleiengehalt ihres armen Körpers ausquetschen. Ein kleines Ackerstück ist es, um das sich beide Bauern ins Elend hinein prozessieren; der eine, Manz, setzt sich, nachdem er von Haus und Hof springen mußte, auf eine armselige Wirtschaft in der Stadt; der Aufzug mit dem erbärmlichen Reste des Hausrats, das Leben in der düstern Spelunke ist mit Meisterhand in einem stimmungsvoll unheimlichen dumpfen Grau gehalten; beide Lumpen werfen sich aufs Fischen und stehen tagelang angelnd am Flusse, wo sie mit andern verkommenen Seldwyler Gestalten, die demselben langweiligen Werk obliegen, „gleich einer langen Galerie von Heiligen- oder Prophetenbildern“ zu sehen sind. Von bewegteren Szenen darf der Aufzug in „Kleider machen Leute“ nicht unerwähnt bleiben: ein boshafter Maskenscherz der Seldwyler, wodurch das arme Schneiderlein, das als Graf neben der Verlobten sitzt und dessen wahren Stand jene Nachbarn erkundet haben, so grausam entlarvt wird. Da bricht

aus dem bereiften Wald ein Schlittenzug, hoch am weißen Felsrande von weitem sich auf den blauen Himmel zeichnend; das vorderste Fuhrwerk trägt eine Strohpuppe der Fortuna, das zweite einen riesenmäßigen schwarzen Ziegenbock, das dritte eine ditto Scheere, welche mittels einer Schnur auf- und zugeklappt wird und „gewaltig in die Höhe schnappt, als sähe sie das Himmelszelt für einen blauseidenen Westenstoff an". Man steigt am Wirtshaus, wo die Goldacher schon angekommen sind, aus, und es folgt dann eine unbarmherzige Maskenaufführung vor dem Brautpaar, das „unbeweglich auf seinen Stühlen, gleich einem steinernen ägyptischen Königspaar ganz still und einsam saß; man glaubte den unabsehbaren ägyptischen Wüstensand zu fühlen".

Im grünen Heinrich reiht sich an das schon gepriesene Bild des Landlebens eine ganze Reihe gleich tief empfundener idyllischer Zustandsanschauungen; es wird später erzählt, wie mehrere Gemeinden in der heute noch üblichen Weise der Schweizer im Freien den Wilhelm Tell aufführen: nicht auf Einem Schauplatz, sondern in Fortbewegung an verschiedenen Orten, wo Altorf mit der Stange, die hohle Gasse usw. fingiert wird; es entsteht so ein wahrhaft episch gefühltes Bild, seine warme Seele ist das Liebespärchen Anna und Heinrich, die als Bertha und Rudenz hoch zu Roß mitspielen und auf dem Heimritt so süß und bang sich in die Arme fallen, wie oben erzählt ist. Wird uns dabei sonnig, offen, weit zu Mute, so umgibt uns dagegen eine wahre Kellerluft in den alten Klosterräumen, in die wir bald darauf versetzt werden, nachdem Heinrich es bei seiner Mutter erreicht hat, Maler werden zu dürfen. Er wird einem Bilderfabrikanten in die Lehre gegeben, der mit seinen mißbrauchten Scholaren in jenen Räumen haust. Das Treiben der Stecher, Ätzer, Lithographen, Anmaler in dieser Höhle, der traurige Handwerksmechanismus der verteilten Geschäfte, der Humor, den sich die armen Kreaturen doch nicht nehmen lassen, der Meister, Schwarzkünstler Habersaat, in der Mitte: es baut sich auch hier ein Bild von vollendeter Wahrheit der Stimmung zusammen.

Wir haben natürlich nicht vergessen, daß wir es nicht mit einem Maler, sondern mit einem Dichter zu tun haben. Keller beschreibt nicht, er führt uns kein Bild anders auf, als in Bewegung und Handlung. Er verwechselt auch nicht das Geschäft des Dichters mit

dem des Analytikers. Es ist ein Gesetz, das so gut wie jenes Lessings-Gebot: „Du sollst nicht malen!“ zum A B C der Ästhetik gehört, daß der Poet nicht vergessen soll, wie er sich vom Psychologen zu unterscheiden hat; aber wie wird in der modernen Roman- und Novellendichtung gegen dieses Grundgesetz verstoßen! Ganze Blätterfolgen hindurch analysieren die Verfasser, im eigenen Namen sprechend, einen Charakter, einen Gefühlszustand, das Werden einer Leidenschaft, eines Entschlusses, statt einfach ihre Menschen in Bewegung zu setzen und uns aus ihren Worten, ihren Handlungen erkennen, schließen zu lassen, was in ihrem Innern vorgeht! Statt Aufzeigens ein ewiges Zergliedern! Keller spricht im eigenen Namen nicht mehr, als ein Dichter darf und muß, er begleitet seine Leute mit Betrachtungen aus seiner tiefen, warmen und doch auch so täuschungslosen Menschen- und Lebenskenntnis, und es wäre leicht eine reiche Blumenlese allgemeiner Sätze, feinen Blicke und Beobachtungen aus ihm zu pflücken; wir unterlassen es um so mehr, weil wir von seinem denkenden Geiste schon im ersten Abschnitt gesprochen und einige Stellen angeführt haben; aber auch nur begleitend sind diese Reflexionen und nie will sich der Dichter durch sie sein eigentliches Geschäft, eben das Aufzeigen, erleichtern und ersparen.

Namentlich liebt er es nicht, umständlich zu motivieren. Das Motivieren ist ein Punkt, bei dem hier etwas verweilt werden muß. Es steht zu erwarten, daß Keller in Beziehung auf ihn manche Tadler finden wird. Blicken wir einmal auf einen Größeren hinüber, auf Shakespeare. Es wäre freilich Zeit, ihn einer neuen Kritik zu unterwerfen, denn allerdings blüht bei uns immer noch ein unkritischer Shakespeare-Kultus; aber es müßte wahrlich eine andere sein, als die er neuerdings erfahren hat. Es sind Angriffe des Verstandes auf die Phantasie, auf die Poesie: „Der Verstand zur Seite stand, ein proportionierter Mann . . . er geht und spricht: das mag ich nicht, denn das sieht wie ein Gedicht!“ Der Verstand, der die Poesie auf den Verstand examiniert, wird es immer namentlich mit der Frage zu tun haben: wie ist die Situation motiviert? und wird darüber vergessen zu fragen: Wie ist die Situation poetisch benützt, verwertet, entwickelt? Shakespeare motiviert aus dem Großen ins Große, im Kleinen immer nur kurzweg mit raschen,

sparsamen Zügen. Es ist ihm darum zu tun, gewaltige Situationen zu gewinnen, oft erscheinen sie auf den ersten Blick unmotiviert, aber das tiefe Leben, das in ihnen sich entwickelt, steckt ein Licht auf, das rückwärts und vorwärts erklärt, wie alles geworden ist und werden wird. Er sorgt nicht vor, daß wir begreifen, wie Lear so ein Tor sein kann, daß er die Liebe nach der Beredsamkeit mißt und nach diesem Maße sein Königreich verschenkt, aber er läßt in der Situation den greisen König so reden, so auffahren, so handeln, daß wir uns alles erklären können; wir dürfen nur in die Länge der Zeit uns ausgedehnt denken, was sich hier in einige Momente zusammenfaßt: ein langes Schmeicheln der falschen Töchter hat längst sein stolzes und doch weiches Herz verwöhnt, während die jüngste durch herbe Wahrhaftigkeit der Worte oft die Vaterliebe zurückstieß, die sie durch liebende Taten gewonnen. Das ist der dichterische Akt der Kompression, die wieder ausstrahlt, nachdem sie vollzogen ist. Keller, dessen geistdurchdrungener Realismus wirklich zu Shakespeare sagen darf: „Es ist in mir etwas von deinem Geist!“ geht in demselben Sinne weit mehr darauf aus, Situationen zu gewinnen, als zu motivieren. Man wird es schon merken, denkt er, warum gerade diese Leute so handeln, wenn sie nur erst handeln, und übrigens sind sie ja Menschen, und man kennt ja des Menschen Herz! So entzündet er die Liebe in allen Farben und Gestalten, jede schöne und häßliche Leidenschaft mit rascher Hand am glimmenden Dochte der Gelegenheit, des Anlasses, der Umstände; so läßt er aus Irrung und Verfinsterung das Licht der Vernunft an einem Zufall, einer Bagatelle aufleuchten und den Zuschauer schließen, daß es vorher schon an der Schwelle des Dunkels seinen Strahl bereit gehalten habe. So ist z. B. scheinbar nur ganz leichtweg erzählt, wie die gesetzte, gehaltene Frau Amrain zu Anfang der Novelle in die schwere Versuchung gerät, die wir oben kurz angedeutet haben. Ihr Werkführer dringt, vom Wein erhitzt, in nächtlicher Stille heftiger und heftiger, sie widersteht ihm, dann heißt es einfach weiter, sie habe endlich eben doch gedacht: die Dinge werden so oder so ihren Weg gehen. Wie wahr diese Flüsterstimme des Leichtsinns selbst im sonst wachsamen Menschenherzen! Sie heißt „die Frau mit dem festen, dunkeln Blick“; das „dunkel“ bei „fest“ gibt zu denken, zu begreifen. In diesem gefährlichen Moment springt ihr Liebling Fritz-

chen aus dem Bett und schreit: ein Dieb! Das Kind hatte gewacht, dunkel geahnt, sein Ruf bringt die Frau zu sich, und sie ist vom bodenlosen Abgrunde gerettet. Der Kellner in „die mißbrauchten Liebesbriefe", der in die schlechte Literaten-Humbug-Gesellschaft geraten ist, kommt einfach zu sich und zur Vernunft, wie er einmal zu etwas Gelde gelangt, sich wieder anständig kleidet und so in Spiegel sieht; es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, er findet sich plötzlich zu gut für einen Schriftsteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner und er geht in sich. Natürlich ist die Aufgabe eine andere, wo es sich um starke Schicksale im Mittelpunkte der Erzählung handelt; hier muß das Verfahren breiter und ausgiebiger sein, wiewohl auch dann noch grundverschieden von einer breiten und nüchternen verstandesklaren Analyse. Das Werden der Leidenschaften, welche Entscheidungen mit sich führen, sei es Liebe, sei es Haß, sei es irgendwelche folgenreiche Angewöhnung, wird hier mit aller Gründlichkeit, die vom Dichter zu erwarten ist, aus der Tiefe der Seelen und ihrer Verschlingung mit den Umständen hervorgeholt. In Romeo und Julie z. B. ist alles von Anfang eine durch und durch organisch gefügte Vorbereitung des tragischen Schlusses.

Im humoristischen Gebiet ist es durch die Natur der Sache gegeben, daß der Poet gern aus dem Kleinen, aus dem ganz Geringfügigen motiviert; da hilft nun unserem Dichter wieder sein scharfes Auge für die Kleinzüge des Lebens. Wer nicht lachen muß, wenn er liest, wie in dem einen der drei gerechten Kammacher, Jobst, der Entschluß des Wanderns durch den Anblick einer blau übertünchten, auflebenden und fortkriechenden Wanze zum Durchbruch kommt, der — muß eben das Buch weglegen. In „Kleider machen Leute" hat der Dichter zu erklären, wie sich Nettchen aus Schreck und Scham ermannt; sie vergießt bittere Tränen; „da man aber, wenn man weint, fast immer zugleich auch die Nase schneuzen muß, so sah sie (bisher in den Schleier verhüllt und mit diesem die Tränen trocknend) sich doch genötigt, das Taschentuch zu nehmen, und tat einen tüchtigen Schneuz, worauf sie stolz und zornig um sich blickte" usw. — wer sich daran stößt der — stoße sich eben! Ab und zu ist immerhin auch im komischen Gebiet eine Lücke übersehen oder eine Unwahrscheinlichkeit gewagt. Daß sich Hr. Litumlei (in „der

Schmied seines Glücks") von dem unbekannten Eindringling Kabys ohne weiteres rasieren läßt, ist nicht eben glaubwürdig, — rein toll der Untergang des oben geschilderten Lügners und Eitelkeitsnarren im „grünen Heinrich"; dieser tanzt nämlich, nachdem er sich entkleidet, vor einer Gesellschaft her, um seinen schönen Wuchs bewundern zu lassen, während er in der Tat krumm ist, und tanzt sich so in einen See im Wald hinein, worin er ersäuft; dieses phantastische Motiv führt auf ein Kapitel, von dem nachher besonders die Rede sein muß: das Gebiet der närrischen Vorstellung. Weil wir aber gerade bei naturgemäßen, komisch charakteristischen Zügen verweilen, so soll der Leser den Spaß haben, über einen Moment des schwer liebeskranken Heinrich zu lachen: er haßt alle Welt, die kummerlos ihrem Geschäft nachgehen kann, während er so traurig ist; ein vergnügt grinsender Bauer schlenkert vorbei, ein irdenes Krüglein an einem Strick über die Schulter, gafft ihn an und lacht über sein trübseliges Gesicht; „schon das arme Krüglein tat Heinrich weh in den Augen und im Herzen, da es so stillvergnügt und unverschämt am Rücken dieses Burschen baumelte; wie konnte man ein solches Krüglein umhertragen, da Dortchen nicht im Lande war?" Dies führt zu einer Explosion: noch unter Tränen haut Heinrich den armen Kerl so derb, daß er glaubt, der helle Teufel sei in ihm, und sich aus dem Staube macht. Ist dies nicht aus der Seele? — Hr. Kabys und Litumlei beschließen, ein Memoire aufzusetzen, worin ersterer als natürliche Frucht einer Don Juanschen Jugendperiode des letzteren erscheinen und so die Einsetzung zum Erben begründet werden soll; sie schließen sich ein, sinnen vergeblich, können keinen Anfang finden; endlich beschließen sie, vorerst ein Buch starkes und schönes Papier zu kaufen; sie tun es und setzen sich wie nach wohlverrichteter Sache zum Weinglas. — Hr. Störteler, der sich auf den Geniebetrieb geworfen und seine gute Frau zur Nachahmung seiner grundaffektierten Briefe anleiten will, findet Tränenspuren in den Briefen der Armen, erpreßt von der Qual dieses Seelenzwangs, und gerät nun auf den schönen Gedanken, ob solche Tränen zwischen den Zeilen bei einer allfälligen Herausgabe nicht durch einen zarten Tondruck angedeutet werden könnten?

Im „grünen Heinrich" spielen Handwerker Theater, führen Schillersche Stücke auf, fühlen sich ihren Rollen nicht gewachsen, und

„mancher suchte sich selbst zu täuschen, indem er bei der Herrichtung der Bühne mit vermehrter Wut Nägel einschlug“.

Es ist von Charaktergebung, Darstellung von Zuständen, dann von Motivierung, psychologischer Begründung die Rede gewesen, dies hat uns auf humoristische Seelenzüge geführt. Von Schicksalen mußte in jenem Zusammenhang etwas gesagt werden, aber ausdrücklich ist nun zu fragen: Wie steht es mit dem dunkeln Hintergrunde des Lebens, womit nicht zu spaßen ist, mit jenen Mächten, die geisterhaft aus unbekanntem Schoße des Daseins oder wild aus schwarzen Tiefen des Gemüts hervorbrechen und des Menschen Schicksal flechten, — wie steht es mit dem Dämonischen und Tragischen? Ich weise auf das Schicksal des armen „Meretli“, der Emerenzia, des Patrizierkindes, das im „grünen Heinrich“ von beschränkten Eltern einem zelotischen Pfarrer zur Besserung übergeben ist, weil es nicht Gebete hersagen will, und von diesem mit rohen Strafen, die den Teufel austreiben sollen, zu Tode geplagt wird. Wer dieses rührende Bild, dieses Bild, das weinende Geister des Mitleids umschweben, so anlegen, so durchführen konnte, wäre ein Dichter und wenn er sonst nichts geschrieben hätte. Das menschlich Rohe wird gespenstisch grausig, wenn es als so wildes Schimpfen durch die nächtlich stillen Straßen gellt, wie bei dem zankenden, fluchenden Trödlerehepaar im „grünen Heinrich“; ebenso grauenhaft ist das wütende Raufen, Verwünschen und Fluchen der verwilderten, sich grimmig hassenden Väter in „Romeo und Julie“; dämonisch tritt in dieser Novelle die unheimliche Gestalt des schwarzen Geigers ein, des wahren Erben jenes Ackers, um den sich Manz und Marte zu Grunde prozessieren; dämonisch spielt er den verlorenen Liebenden zum ersten und letzten Tanz auf unter dem ausgelassenen Gesindel, in dessen Gesellschaft die unseligen Opfer des Hasses der Eltern geraten sind; es wirbelt sich unter den wilden Melodien ein wahrer Blocksbergreigen in den nächtlichen Wald hinein; alle Hebel aber in dieser Erzählung, die Kellers Ruf begründet hat, wirken zusammen, um im Leser das wahre und das ganze Schicksalsgefühl entstehen zu lassen, das Gefühl jenes unberechenbaren Gewebes, in welches der Mensch hineingeflochten wird, an welchem er strebend und wollend mitwebt, ohne zu wissen, was er webt, und das ihn an entschuldbarer Schuld erfassen, zusammendrücken, all sein Glück und sein Leben selbst vernichten

kann. Es ist ganz kindisch, über die traurige Brautnacht und den Selbstmord dieser Armen zu moralisieren; es ist Geschmackssache, ob sich einer lieber an seiner Wohlweislichkeit weidet oder schauernd im reinen Weh des Mitleids vor dem Bilde des Schicksals steht. Keller hat ganz ausreichend gesorgt, die zwei Opfer mitten in der Glut ganz seelenrein zu erhalten, direkt und durch den Kontrast mit der wilden Gesellschaft, in die sie geraten, von der sie sich aber trennen; was geschieht, ist das reine Resultat der Liebe und Verzweiflung. Vielleicht hätte selbst der Schlußsatz dieser Novelle in der zweiten Redaktion wegbleiben dürfen, man fühlt zu merklich darin die Degenparade gegen die Philister.

Die Proportion, worin diese Novelle dem Ernste, der fühlbaren Vorbereitung des tragischen Schlusses das Komische beimischt, wird Niemand zu den unglücklichen Amalgamen zählen, worin sich diese kontrastierenden Potenzen nicht ineinander lösen, einander nicht heben und schärfen. Anderweitige Beispiele dieser Mischung sind uns bereits begegnet, und wir kennen unsern Dichter ja überhaupt von Anfang an als einen Geist, der gar wohl weiß, wie sich Schauer und Lachen verbinden können. Frei spielt der Humor in den komischen Schicksalen, und wir müssen ihn nun in seiner Selbständigkeit und nicht bloß als Stimmung, sondern in der Kraft seiner Anschaulichkeit ausdrücklich ins Auge fassen. Zuerst denn jetzt etwas von der närrischen Vorstellung! Sie kann eine ganz objektive Beobachtung sein; ich meinesteils gestehe, daß ich laut auflachen mußte, als ich im „grünen Heinrich" die Stelle las, wie der ländliche Gast am feierlich stillen Sonntagmorgen die verlorenen Laute der Predigt von ferne hört: „Sie klangen seltsam und manchmal wie hollaho! manchmal wie juchhe oder hopsa! bald in hohen Fisteltönen, bald tief grollend, jetzt wie ein nächtlicher Feuerruf und dann wie das Gelächter einer Lachtaube." Wie Heinrichs Kunststudien sich am Ende in eine verrückte Strichelzeichnung auflösen, symbolisch in die Brüche gehen, muß man nachlesen (B. 4, S. 22 ff.), und dazu dann die tiefsinnige kunstphilosophische Deutung seines Freundes Erikson; den ästhetischen Formalisten sei diese Stelle zu ernster Erbauung empfohlen. Von vollendet originaler Anschaulichkeit ist das Bild, wie Spiegel das Kätzchen und die Eule miteinander an der Mündung des Schornsteins die Hexe in einem Netze fangen, die eben zum

Blocksberge fliegen will und die sie dem H. Pineiß zur Ehehälfte bestimmt haben: „Sie zappelte und tobte mäuschenstill wie ein Fisch im Netz, aber es half nichts, und das Garn bewährte sich aufs beste. Nur der Stiel ihres Besens ragte durch die Maschen. Spiegel wollte ihn sachte herausziehen, erhielt aber einen Nasenstüber, daß er beinahe in Ohnmacht fiel und einsah, wie man auch einer Löwin im Netz nicht zu nahe kommen dürfe." In der fünften der sieben Legenden versucht der h. Vitalis sein Bekehrungswerk an einer junonisch schönen, rothaarigen Hetäre von besonderer Gefährlichkeit, da „große, schöne Menschenbilder immer wieder die Sinne verleiten, ihnen einen höheren menschlichen Wert zuzuschreiben, als sie wirklich haben". Sie umschlingt ihn, der starke Mönch ringt mit ihr, bindet sie mit Mühe an Händen und Füßen, und „warf den ganzen Pack mit einem mächtigen Ruck auf das Bett, worauf er sich wieder in seinen Winkel begab und seine Gebete fortsetzte, als ob nichts geschehen wäre".

Den sieben Legenden müssen wir nun in diesem Zusammenhang eine besondere Betrachtung widmen. In der Novellensammlung „die Leute von Seldwyla" steht „Spiegel das Kätzchen" isoliert als Märchen da, als Probe des freien Spiels der Phantasie. Daß Keller zu dieser traumartigen Form neigt, werden die Leser aus allem Bisherigen leicht geschlossen haben. Der geborne Dichter wird sie sich überhaupt nicht nehmen lassen. Daß er da, wo er die Gesetze der Natur und des Geschehens einhält, doch das Wirkliche nicht um der gemeinen sogenannten Wahrheit willen nachbildet, sondern im Feuer der Phantasie zur höheren Wahrheit umschmelzt, dies wird er immer auch dadurch geltend machen, daß er der Phantasie Stellen vorbehält, wo sie frei von der Ordnung des kausalen Zusammenhangs sich in ihrem Elemente bewegt. Es ist eine wirkliche Probe des Dichters, ob er auch traumhaft dichten kann. Die entfesselt spielende mystische Bilderwelt der eigentlichen Traumphantasie wachend schaffen ist kein Kleines. Ist der Dichter „in mehr als einem Sinn ein hellsehender Schlafwandler", so beweise er es dadurch, daß er auch einmal ganz wachend ganz träumt. Daß die Phantasie vom Bande des Sinnes sich auch dann nicht völlig losreißen darf, ist außer Zweifel; die schwere Frage ist nur: wie beschaffen dieses Band sein müsse, d. h. wie das in diesem Gebiete veränderte Verhältnis zwischen der nicht zu erlassenden Bedeutung und den frei schwebenden

Bildern zu bestimmen sei. Da die weitschichtige Untersuchung hier nicht vorgenommen werden kann, mag man sich die selbst nur bildliche Auskunft gefallen lassen: das Band darf sich sehr verlängern, aber nicht reißen. In der Erdichtung eigentlicher Träume schlängle sich durch die gaukelnden Erscheinungen ein symbolischer Sinn, symbolisch jedoch nur so, wie der wirkliche Traum in seinen besten Momenten ahnungsvoll, helldunkel, dramatisch symbolisiert. Goethes vielbesprochenes „Märchen" verhüllt seinen Sinn zu tief, wenn es einen hat, und wird dadurch zur beschwerlichen Mystifikation. Im „grünen Heinrich" (4, 221 ff.) steht ein Traum, dessen ersten Teil ich geradezu als normales Beispiel zur Beleuchtung dessen anführen kann, was ich unter dem verlängerten Bande verstehe; es sind echt traumhaft ineinander übergehende, seltsam schimmernde Gesichte, die ganz ungesucht auf den Wohlstand und die Wehrkraft der Schweiz deuten, dem Träumenden erkennbar eingegeben durch den Gegensatz seiner eigenen Dürftigkeit und Hilflosigkeit. Dagegen im zweiten Teil (von der Brücke) mischt sich störend die hellwachende Allegorie in diese Traumdichtung, die Bildlichkeit wird verständig klar, man fühlt die Absicht. Echt aber im Geiste des Traumes ist es wieder erfunden, wenn die unbewußte, sehr ferne Vorstellung von ehelichem Glück dem Schulgehilfen Wilhelm (die mißbrauchten Liebesbriefe) im Schlaf eine himmlisch süße musizierende Kaffeemühle vorgaukelt. — In den sieben Legenden nun hat es Keller gewagt, die heidnisch weltlichen Elemente, die sich in diesen christlich heiligen Sagen finden, herauszukehren und ihnen so „freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hinzuwenden, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen". (Vorwort.) In einem großen Teile derselben bleibt das Wunder, das ja doch eine Geburt der traumhaften Phantasie ist, zwar stehen, aber die ganze Begebenheit wird so gewendet, daß ein weltlich naturgemäßer und gesunder Sinn herausspringt, man kann es als ein Protestantisieren der katholisch heiligen Märchen bezeichnen. Die ethisch klarste unter diesen verweltlichten geistlichen Märchengeschichten ist die „Jungfrau und die Nonne". Eine bildschöne Nonne, die Küsterin ihres Klosters, fühlt ein unwiderstehliches Verlangen nach der schönen Welt und entflieht, nachdem sie den Schlüsselbund auf den Altar gelegt, damit ihn Maria, der sie so manches Jahr treu gedient hat, nun selbst zu

sich nehme. In ihrer Sehnsucht ergibt sie sich dem nächsten Ritter, den sie im Walde findet, bewährt aber Treue und Ehre in einem Abenteuer mit dem Gaste desselben, ist nun würdig, seine rechtmäßige Frau zu werden, gebiert ihrem Gatten in zwölf Jahren einer guten und glücklichen Ehe acht Söhne und kehrt nach genossenem Glück der Welt in ihr Kloster zurück; Maria empfängt sie freundlich, sie hat die ganze lange Zeit das Schlüsselamt für sie verwaltet; an einem Kirchenfeste bringen die sämtlichen Nonnen der hl. Jungfrau Geschenke dar, nur die rückgekehrte Flüchtige hat nichts bereitet, „da sie etwas müde war vom Leben und in ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte als in der Gegenwart"; aber, wie der Festtag erscheint, steigt der Ritter, ihr Gemahl, mit seinen acht Söhnen, die er dem Reichsheer zuführen will, vor der Kirche ab, tritt ein und kniet mit ihnen zum Gebete nieder: so hat sie der hl. Jungfrau die reichste Gabe dargebracht, und acht Kränze von Eichenlaub, welche plötzlich über dem Haupte der Jünglinge zu sehen sind, bezeugen, daß Maria sie gern angenommen hat. Dies die trockene Skizze einer Umbildung, deren reinen, tiefsittlichen Sinn herauszustellen müßig und geschmacklos wäre. Ich habe hier die vierte unter den Legenden herausgegriffen. Die erste, „Eugenia", erzählt die Bekehrung eines antiken Blaustrumpfs, einer schönen jungen Römerin, zur Natur und Weiblichkeit. Keller muß von dem gewaltigen Motiv angezogen worden sein, das sich in der wirklichen Legende (Heiligenverzeichnis des Petrus de Natalibus) findet. Hier wird erzählt, wie sich in die zum Christentum bekehrte, unerkannt als Klosterabt waltende Eugenia, ein leidenschaftliches heidnisches Weib verliebt, den vermeintlichen Jüngling zu verführen sucht, dann als zweite Potiphar-Frau eines gewaltsamen Angriffes auf ihre Person anklagt, wie Eugenia, vor den Prokonsul gebracht, mit dem Tode bedroht wird und nun zum Beweis ihrer Unschuld ihr Mönchsgewand auseinanderreißt. Keller hat das Motiv hinzugefügt, daß der Prokonsul sie liebt, um sie geworben und Eugenia, in der Zeit ihrer gelehrten Studien, ihn wohlweis abgewiesen hat, wiewohl sie unbewußt im Herzen seine Liebe erwiderte. Der Moment jenes von der Verzweiflung eingegebenen Aktes ist in großartig stilvoller Einfachheit und hiemit ganz rein behandelt, alles Vorhergehende mit gewohnter liebenswürdig naiver Ironie erzählt; der Schluß aber scheint mir

ungemäß: sie stirbt, nachdem sie den Prokonsul, der nun ihr Ehemann geworden, zum Christentum bekehrt hat, als berühmte Wundertäterin und Martyrin; nach solcher Wendung zum menschlich Wahren sollte nicht zum Geist der Legende zurückgekehrt werden. Die zweite erzählt, wie die heilige Jungfrau die Gestalt einer Rittersfrau annimmt, die von ihrem Manne dem Teufel als Beute versprochen ist, wie sie diesem, da er sie ergreifen will, plötzlich in ihrer göttlichen Schönheit erscheint und ihn so blendet und schreckt, daß er, nachdem er vergeblich seinerseits sich ebenfalls in reizende Hüllen verwandelt hat, sich geschlagen bekennen muß und „wie der leibhaftige geschwänzte Gram" davonschleicht. Dies ist sichtbar nur darum nachgedichtet, weil das Bild einer solchen Zauberwirkung göttlicher Schönheit, ein allerdings sehr interessantes Stück Heidentum (Venus- oder Freia-Mythus) im vorgefundenen Stoffe, dem Dichter wert schien, in frei ästhetischer Gestalt reproduziert zu werden.

Die dritte ist eine Fortsetzung der zweiten, sie handelt von den Werbungen um dieselbe Rittersfrau, die nun Witwe geworden; jetzt verwandelt sich Maria in einen tapfern und frommen, aber allzu bedenklichen und schüchternen Rittersmann, turniert und wirbt für ihn um Hand und Herz der schönen Frau, gewinnt sie durch Besiegung aller Gegner und reicht ihr den Bräutigamskuß, der sie mit wunderbarer Seligkeit erfüllt; „denn, wenn die Himmlischen einmal Zuckerwerk backen, so gerät es zur Süße!" Hat Keller in seiner Quelle das Motiv so vorgefunden, so ist es eine Legende, welcher sichtbar ein Märchen zugrunde liegt. Die vierte habe ich vorangestellt, die fünfte, die vom „schlimmheiligen Vitalis" handelt, mehrmals erwähnt. Sie birgt unter dem seltsam humoristischen Motiv gesunden und klaren Lebenssinn. In dem sonderbaren Kauz von Mönch, der es sich zum Geschäft macht, Freudenmädchen zu bekehren, mit Wissen und Wollen seinen Ruf daran gibt, einen eifersüchtigen Kriegsmann vor der Türe tötet, durch die er zu der schönen Buhlerin aus- und eingeht, — in diesem scheinbaren Narren schlummert die Anlage zum tüchtigen und der reinsten Liebe werten Mann. Das erkennt Jole, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Alexandria, verliebt sich in ihn und beschließt, da Maria durch ihre Fürbitten sich nicht bewegen läßt, ihn auf einen wohlanständigern Weg zu führen, dies selbst zu übernehmen, „nicht ahnend, daß sie selbst das

unbewußte Werkzeug der bereits einschreitenden Himmelskönigin sei". Um ihre kühnen, im Bewußtsein der Unschuld gewagten Mittel ins Werk zu setzen, bedarf sie Freiheit zum Handeln von ihrem Vater. Da braucht denn der Dichter einen liberalen und läßlichen Charakter, er schildert daher diesen Vater als Freund der Kunst und Poesie; dies soll aber nicht abstrakt nur angegeben, sondern anschaulich vorgeführt werden; so bekommen wir wieder einen Beleg für Kellers Fülle im Konkreten: die Tochter trifft den Vater in entzückter Betrachtung neu angekaufter Gemmen, mehrere werden beschrieben, alle stellen Besiegung selbst der strengsten Gottheiten durch die Liebe dar: auf einem Amethyst sieht man Luna in ihrem Wagen durch den Himmel schweben, nicht ahnend, daß sich Amor hinaufgehockt, während umherschwärmende Amoretten ihr zurufen: „Es sitzt einer hintenauf!" An die Beschauung dieser kleinen Kunstwerke und den Sinn, den sie ausdrücken, knüpft nun Jole ihre Bitte; die Bitte wird gewährt. Welchen Plan das Mädchen ausführt, wie er gelingt, wie bei ihrem ersten Anblick und der ersten sanften Berührung „eine neue, gar seltsame Empfindung den ganzen langen Mönch hinaufsteigt", wie er durch das rein menschliche Gefühl der Liebe zum trefflichen und vollkommenen Weltmann und Gatten umgeschaffen wird, das ist wieder so recht behaglich und schmackhaft und doch mit dem Ernst in der Anmut erzählt, wie nur ein richtiger Poet es vermag.

Die sechste Legende, „das Blumenkörbchen", zerfällt in zwei Teile, die sich nicht zusammenreimen wollen. Wie durch Mißverständnis eine schöne Liebe zerstört, zerrissen werden kann, ist im ersten menschlich wahr und ergreifend erzählt; die Expositionsszene, wie Dorothea mit einer kostbaren, schöngeschnittenen Schale vor Theophilus steht, sie ihm hinreicht und dieser in plötzlich erregter Eifersucht sie fallen läßt, ist ein plastisch gefühltes Bild von idealer Schönheit; im zweiten sterben die Liebenden nacheinander den Märtyrertod und schweben als vereinigtes seliges Paar durch die Kreise des Himmels. Dieser rein legendarische Schluß will zum rein realen Bilde nicht passen; die Versöhnung und Lösung müßte in dieselbe Welt fallen, in welcher das tiefe Unglück der Entzweiung geschehen ist; der Liebende mißkennt aber die Geliebte bis zu ihrem Tod, erst nach diesem befreit ihn ein Wunder aus seiner Verblendung, er wird

Christ und Märtyrer. Man ist nun versucht, jenen transzendenten Schluß symbolisch zu deuten, das geht nicht; unbildlich kann er nicht gemeint sein, denn der Dichter steht ja nicht in dieser Glaubenswelt; so bleibt ein Phantasiebild, in welchem man keinen Kern findet; mir scheint, es war die Anmut eines einzelnen Motivs, was Keller zur Nachdichtung reizte: jenes Wunder besteht nämlich darin, daß ein Wort der Sterbenden erfüllt wird, indem ein himmlischer Knabe dem Liebenden ein Körbchen voll Rosen und Äpfel bringt. Keller hat es schön entwickelt, aber das „Band“, wovon wir oben sprachen, hat er hier entzweigebrochen. — Nun aber folgt zum Schlusse das köstliche „Tanzlegendchen“, freilich erst recht ein freies Phantasiebild, aber ein solches, dessen heiteres Spiel in einen solchen Widerspruch nicht gerät, weil der Boden der Realität eigentlich gar nicht, oder nur scheinbar im Anfang betreten wird. Der Sinn ist einfach dieser: malt ihr euch einmal den Himmel aus, so malt ihn recht schön und heiter! Und daß wir das nicht können, ohne die menschlichen Freuden mit hinüberzutragen, das ist eben der Spaß davon. Man erkennt, daß das ganze Traumgesicht sich dem Dichter aus zwei Ansätzen herausgesponnen hat: dem Tanzen des Königs David vor der Bundeslade und der häufigen Vorstellung von Tänzen der Seligen im Himmel. Die Erfindung lautet: ein äußerst frommes Jungfräulein hat nur Eine Leidenschaft, nämlich die einer unbezwinglichen Tanzlust; einmal in der Kirche allein, kann sie sich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und so „gewissermaßen der Jungfrau Maria ein zierliches Gebet vorzutragen“. Jetzt erscheint ein schöner Mann in purpurnem Königskleid und führt einen Tanz himmlisch wunderbarer Art mit ihr auf, wozu vom Chor her eine ebenso wunderbare Musik ertönt, aufgeführt von einem halben Dutzend kleiner Engel, die auf der Brüstung sitzend, mit den dicken, runden Beinchen baumelnd blasen und geigen. „Dabei waren die Knirpse ganz gemütlich und praktisch und ließen sich die Notenhefte von ebensoviel steinernen Engelsbildern halten, welche sich als Zierrat auf dem Chorgeländer fanden . . ., sie dehnten, bald dieser, bald jener, knisternd die Schwungfedern aus, daß die Farben schimmerten wie Taubenhälse, und neckten einander während des Spiels.“ David verspricht der Jungfrau ewigen Freudentanz im Himmel, wenn sie auf Erden aller Tanzlust entsage; sie gelobt, er verschwin-

det, „und die musizierenden Engel rauschten, flatterten und drängten sich durch ein offenes Kirchenfenster davon, nachdem sie in mutwilliger Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geschlagen hatten, daß es klatschte". Getreu ihrem Gelübde stirbt die Jungfrau als büßende Klausnerin nach drei Jahren, und nun folgt ein lachendes, strahlendes Bild der unabsehbaren himmlischen Reigen, in die sie aufgenommen wird. Es ist eben Festtag im Himmel; nachdem die Tänze beendigt, setzen sich die Heerscharen zu Tische, die emsige Martha erscheint mit ihrer schönsten Küchenschürze und hat einen zierlichen, kleinen Rußfleck am weißen Kinn. David geht freundlich um den Tisch, nicht ohne der Muse Erato (denn die Musen sind aus der Heidenhölle zum Feste geladen) im Vorbeigehen das Kinn zu streicheln. Wenn die Malerei in unzähligen Kuppelbildern den Himmel wie einen rauschenden Tanzsaal in Farben dargestellt hat, warum sollte nicht die Poesie mit freiem, hellem, herzlichem Humor das grundvergnügte Bild auf ihre Art in Worten ausmalen? Zumal, wenn der Dichter, wie von Keller geschieht, das gewaltige Motiv hinzubringt, die zur musikalischen Aushilfe gebetenen neun Musen einen Gesang aufführen zu lassen, so „düster, ja fast trotzig und rauh für den christlichen Himmel und doch so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltet, dann aber alles Volk, von Erdenleid und Heimweh ergriffen, in ein allgemeines Weinen ausbricht" und endlich „die allerhöchste Trinität" sich selbst ins Mittel legen muß und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlag zum Schweigen bringt?

Wir stellen es den Phantasielosen anheim, dieses freie, hochkomische und hocherhabene Traumbild der freien Phantasie zu bemängeln, und unterlassen nicht länger, auf eine Ähnlichkeit hinzuweisen, welche manchem Leser bei diesem ganzen Passus eingefallen sein wird: in dieser Neigung zu dem, was ich die närrische Vorstellung nenne, erinnert Keller stark an Justinus Kerner. Man denke an die „Reiseschatten" und das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit". Der große Unterschied ist, daß Kerner im Ernst ein Wundermann wurde; doch hat er seinen Humor behalten und hätte zu den sieben Legenden herzlich gelacht.

Es ist nun aber Zeit, auf das Ganze der bisherigen Dichtungen

Kellers noch einmal zurückzublicken, um sie etwas bestimmter, als bisher, auf die Frage der Komposition anzusehen. Der „grüne Heinrich“ ist nach dieser Seite ein noch unreifes Jugendwerk, danach ein Urteil zu bilden wäre unbillig; was könnte man zu einer musikalischen Komposition sagen, deren Finale darin besteht, daß der Musiker plötzlich die Saiten in Stücke reißt? Darüber nichts mehr, wir haben den verzweifelt sprunghaften Schluß längst besprochen und dieses Abreißen darum doppelt bedauert, weil mit der Aufnahme Heinrichs bei dem Grafen eine so schöne Abrundung angelegt ist. Aber auch unterwegs finden sich in diesem „Roman“ starke Lagunen. Der Künstlerfestzug im vierten Band ist halb trocken, chronikartig nach einem Festprogramm gearbeitet, wie man leicht erkennt, halb mit breiten Betrachtungen und Belehrungen gemischt, so daß sich nur allzu wenig verbirgt, wie dem Dichter hier das Trum auszugehen drohte und er sich nur weiter half, so gut es gieng. Die wissenschaftlichen Studien im vierten Band sind an sich natürlich kein unorganisches Motiv: als Maler verunglückt betritt der Held hiemit einen neuen Weg, sich zum Menschen zu bilden; wir haben auch den Gedankenreichtum dieser Partie gerühmt; das alles ist aber so gedehnt, erscheint so sehr als eine persönliche Abmühung, um Wahrheit zu entdecken, daß es, mit dem Zweck der Komposition, mit der Aufgabe eines Kunstwerks verglichen, als eine stoffartige Masse aus dem Ganzen herausfällt, so viel Wert es an sich auch haben mag*). In den „Leute von Seldwyla“ ist die erste Novelle: „Pankraz der Schmoller“ noch keine Probe von wohlgeschlossener organischer Verbindung poetischer Teile; die Erfahrungen des Helden sind wohl angetan, einen Menschen überhaupt zum Manne zu reifen, aber man sieht nicht ab, wie gerade ein Schmoller durch solche Schicksale geheilt werden soll: durch die bittere Enttäuschung über eine Kokette und die Bedrohung durch einen Löwen, dem er in stundenlanger Todesangst gegenüberstehen muß. Dagegen ist nun die zweite, „Romeo und Julie auf dem Lande“, eine äußerst wohl durchgebildete, satte und runde Komposition. Eigentlich ist dieses Urteil schon begründet durch die früheren Bemerkungen über die Motivierung in dieser Novelle und über die Mittel, wodurch das tragische Schicksals-

*) Vergl. auch zum Obigen die Nachbemerkung S. 293 f.

gefühl im Leser geweckt wird. In der Tat, hier greift alles Einzelne wie in einer großen, kunstreichen Maschine so ineinander, daß die Zermalmung des Glücks und Lebens der armen Kinder des gehässigen Elternpaares als furchtbare Notwendigkeit hervorspringt. Wie die Eltern sich entzweien, wie Verfall des Wohlstands, der Ehre und Wachstum des Hasses Hand in Hand gehen, wie inzwischen die Blume der Liebe zwischen den Kindern am Abgrund aufblüht, wie dann die Räder und Schrauben zusammenrücken, sie zu erdrücken, wie alles anschwillt bis dahin, daß kein Ausweg mehr ist, als nach einer Nacht des Glücks der Tod: dies ist ein Aufbau von vollendeter Kunst. Ich habe mich gefragt, ob Keller nicht, um die Moralisten zu beschwichtigen, noch ein Motiv hätte einführen sollen: ich meine einen Versuch Juliens, Dienste zu nehmen, und ein Scheitern dieses Versuchs an der Schande der Eltern. Allein man bedenke doch: die Liebenden können sich nie besitzen; Verenchens Vater ist durch einen Steinschlag von Salis Hand blödsinnig geworden und dem Tode verfallen, dies ist ein absolutes sittliches Hindernis; ebenso ist aber die Liebe hier absolutes Pathos, weil als ideale Leidenschaft mit gleich gutem Rechte behandelt wie von Shakespeare in dem Drama, dessen Namen Keller entlehnt hat. Was folgt? Nur das folgt, daß der Dichter diese Liebe mitten im heißentfachten Feuer der Sinne ganz rein halten mußte; daß er dies geleistet, haben wir bereits anerkannt, freilich nur mit wenigen Worten, in der Annahme, daß dem Leser das Bild der Liebenden noch in frischer Erinnerung sei, wie sie in traurig-seligem Kindertraum der Liebe, zum erstenmal auf einen ganzen Tag vereinigt, losgelöst von aller Welt, sich selbst die ganze Welt, durch die Felder und Dörfer dahinwandeln. So volle Bilder von Sitte, Volksleben, Menschenschicksal, wie dieses, konnten die folgenden Novellen nicht werden, aber die einmal errungene Kunst des guten Richtens und Fügens der Einzelteile aufeinander, des befriedigenden Schließens zu einem ganzen runden Bilde hat Keller nicht wieder verlassen. Auf wenige gefallene Maschen ist da und dort hingezeigt schon in der Frage der Motivierung; das sind Ausnahmen, weit die Mehrzahl der Novellen und Legenden ist so befriedigend durch die Komposition wie erfreulich durch die Erfindung, und das freie, klare, heitere Schauen, das uns gegönnt wird, die Feinheit der Kunst kommt gleich der Potenz der Erzeugung.

Über einige derbe Stellen wäre hier etwa noch mit dem Dichter zu rechten, über die Lizenz des Poeten im Zynischen. Wir sind die letzten, die ihm hierin ängstliche Grenzen ziehen möchten, doch irgendwelche sind ja natürlich zu ziehen. Keller ist eine Natur und steht daher mit der Natur auf gutem Fuß. Nun aber führt die Natur wohl im Ganzen ihre Kinder mit sicherer Hand; die Natur, die wir meinen, ist ja nicht die blinde, sondern ein geistig zartes und taktvolles Wesen; aber sie hat doch auch Launen, läßt einmal den Zügel ihrer Hand entgleiten und ihre Lieblinge auf die pure Erde fallen. Wohl ist nun, wie wir ja mit allem Nachdruck schon gesagt haben, ein himmelweiter Abstand zwischen Kellers kernigem Humus und dem gewissen Zuviel, das der gute Bitzius unserer Nase zumutet, seine Derbheit geht in der guten Stunde nur so weit, als sie Namens des Ur- und Grundrechts der Poesie gehen darf, die, solang es Dichter gab, den Teufel nach zimperlichen Gouvernanten und Tanten gefragt hat. Aber ausnahmsweise stößt man doch auf etwas knollige Stellen, die ich nicht angebe, weil ich glaube, daß sie der Dichter in folgenden Ausgaben von selbst ausebnen wird.

Es bleibt übrig, von der Sprache, von den einzelnen poetischen Mitteln Einiges zu sagen. Im „grünen Heinrich“ sind Fluß und Guß noch nicht gleichmäßig, der Stil wird stellenweise breit und eckig, hat Lagunen wie der Inhalt. Doch lese man nur einmal den Anfang, dann den Teil, der durch die Aufschrift: „Jugendgeschichte“ abgehoben ist, namentlich auch da wieder den Anfang, den Eintritt aus dem Stadtleben ins Landleben: wie frisch, warm, saftig ist hier auch die Sprache, wie angegossen der beseelten Anschauung des klaren Auges! Den Seldwyler-Geschichten und Legenden sieht man an, daß Keller seinen Stil an alten Novellen, Chroniken, wohl auch am Lutherdeutsch fortgebildet hat; wo es der Inhalt bringt, wie in den Legenden, wie in „Spiegel das Kätzchen“, fühlt man bestimmtere Nachbildung des altertümlichen, naiven Tones. Doch was will das heißen: Fortbilden, Nachbilden! „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Keller schneidet aus dem frischen Holz der Sprache, Keller prägt sein Sprachgold selbst. Es handelt sich zuerst um Satzbau, Tonfall, Rhythmus, akustische Bewegung der Sprache. Wie steht es in diesen Dingen jetzt aus um unsere deutsche Literatur! Wenn der Italiener,

der Franzose sich einen niedergeschriebenen Satz noch einmal vorliest und hinhorcht, wie er läuft und klingt, so liebt es der Deutsche, nicht bedenkend, daß seine so viel härtere Sprache doppelte Übung und Erziehung des innern Gehörs fordert, gleich mit den ersten Worten einer Periode so plump hineinzutappen, daß sie in der Geburt schon hin ist: „was nun die in dem unter der Voraussetzung, daß usw., geschriebenen Artikel enthaltenen Bemerkungen, sowie die in anderer Beziehung, obwohl mit Vorbehalt usw. aufgestellten Behauptungen betrifft" usw. Von solchen Marterkonstruktionen, die wie eine Säge aufs Trommelfell losarbeiten, wimmelt es, wo man nur hinsieht, und nicht nur in der eiligen Tagesliteratur der Presse. Wir sind schrecklich hart, ungelenk, ein häßlich ölloses Knarren ist unsere Sprache. Was uns am meisten verderbt hat, ist bekanntlich das Einschachtelungsprinzip des Latein; wir überbieten es noch und sind namentlich zu einer wahrhaft rohen Stumpfheit des Ohrs gegen Häufung von Konsonanten und Aneinanderrücken von Zeitwörtern gelangt, welche Zwischensatz und Satz abschließen. Wer es zu einem Bewußtsein dieser Laster gebracht hat, verfällt nun umgekehrt leicht in ein Zuviel von Feile, die so fein glättet, daß der Satz allen Naturton verliert. Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten, Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat. Diese Gesundheitsfarbe aber haben Kellers Perioden. Es ist schwer, ja unmöglich, diesen Naturton getrennt vom Inhalt, von Blut und Nerv des innern Lebens zu betrachten; wenn die Vorstellung, der Gedanke ohne Blut und Nerv sind, oder krank an beiden, nervös, hysterisch, hämorrhoidalisch, wie soll die Sprache gesund wallen und atmen und marschieren? Aber bei Keller rinnt und quillt es von innen heraus und daher auch behaglich erquickend wieder hinein in das Ohr des Lesers. Man steht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher, durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätschern und rauschen, niederfallen in tieferen Tönen, dann leise murmeln, die sprühenden Töne sind weich, stark, zart, geheimnisvoll, feierlich und wieder kosend und immer erfreuend, immer gefällig; oder, um das Bild fallen zu lassen, es ist nicht geschrieben, es ist gesprochen, man glaubt auf der Riva, dem Molo zu stehen und einen Volkserzähler, wie in alten Zeiten, fabulieren zu hören. Dabei kommt unserem Dichter zugute, was von körnigem Altdeutsch noch im

Munde der Schweiz erhalten ist; er sagt z. B. „es wundert mich", im Sinne: ich bin begierig zu wissen, zu verstehen; er sagt Äufnen für Mehren, in die Höhe bringen, er kennt das Wort Bürde noch in seiner alten Bedeutung (eine Trage — was einer tragen kann — von beren tragen); in angenehm altmodischer Trockenheit braucht er das Wort Frauenzimmer für Weib, und nennt, die er loben will, eine schöne und gute Person, auch ein preiswertes und zierbegabtes Gewächs. Doch das sind Einzelheiten, das Ganze ist: er schöpft aus der Quelle, während tausend andere aus Behältern pumpen. Er schafft auch Wörter, Ausdrücke, wirkt sprachbildend wie jeder geborene Dichter. Ich möchte Sätze, Beispiele ausheben, hätte ich nicht selbst schon so lang, vielleicht zu lang von dem freundlichen Plauderer geplaudert, und täte nicht die Wahl zu weh.

Das Gleichnis stellt man sich als ein äußerliches Zusammenhalten vor, wobei es Vergnügen mache, zu bemerken, daß sehr verschiedene Dinge durch das tertium comparationis wie durch einen Zapfen verbunden seien. Es handelt sich aber um Leben, Einleben der Seele in das Tote und Ungeistige, um einen mystischen Akt, wie wir es schon oben genannt, worin die Natur in die Seele und die Seele in die Natur sich ein- und ausgießt, Herstellung der Ureinheit auf dem Wege der Phantasie. Oft war ich in Verlegenheit, durch welches Epitheton ich solchen, welche die südliche Natur nicht kennen, ihre Formenschönheit klar machen sollte; Keller spricht von den gedichteten Linien der italienischen Landschaft. Im „grünen Heinrich" ist eine Partie von ganz spezieller künstlerischer, stimmungsvoller Wahrheit des Schicksalsgefühls; ich habe sie oben kurz erwähnt. Der arme Bursch ist bis dahin heruntergekommen, daß er bei dem sonderbaren Kauz von Trödler Fahnenstangen zu einem Feste bemalt, blaue Spiralstreifen auf Weiß. Ein Poet, so einer, wie man sie mag, könnte nun sagen: bei dem Aufmalen der blauen Schlangenlinien fielen mir die Irrgänge meines Lebens ein; Keller sagt: „Heinrich drehte unverdrossen seinen Stab, und zwar so sicher und geläufig, daß er dabei sein ganzes Leben durchdrehte und auf der sich abwickelnden blauen Linie eine Welt durchwanderte, bald traurig und verzagt, bald hoffnungsvoll, bald heiter und ausgelassen, die schnurrigsten Abenteuer erlebend." Kleider sind von totem Stoff; Keller aber sagt von wohlsitzender, gut getragener Kleidung: „Diese

Frau war in ihren Kleidern bei sich selbst zu Hause, und wer da einkehrte, befand sich in keiner Marktbude." Pankraz, der Schmoller, fühlt den Gedanken in sich auffahren, daß seine geliebte Lydia ein leichtsinniges und verbuhltes Wesen sei; „diese verwünschte Ansicht tat mir so weh und traf mich so unvermutet, daß ich wutentbrannt einen ungeheuren rauhen Eber niederschoß, der eben durch die hohen Bergkräuter hereinbrach, und meine Kugel saß fast gleichzeitig und ebenso unvermutet und unwillkommen in seinem Gehirn wie jener niederträchtige Gedanke in dem meinigen, und schon war mir zu Mut, als ob das wilde Tier noch zu beneiden wäre um seine Errungenschaft im Vergleich zu der meinigen".

Wie soll man doch das mystische Zentrum, das dritte Wort der Theosophen, gut bezeichnen? Keller sagt: „Der theosophische Phantast spricht immerdar von der Quelle des Lichts als von einem irgendwo ins Zentrum gesetzten sprühenden Feuertopf." Das führt zu den halb oder ganz komischen Gleichnissen. Gritli und Wilhelm („die mißbrauchten Liebesbriefe") finden sich an Wilhelms Einsiedlerhäuschen, aber im Eigensinn verschämter Naturen gehen sie mit raschem Gruß aneinander vorüber; doch „wie an einem Drahte gezogen sah jedes zurück, stand still und wendete sich mit mehr oder weniger langsamer Bewegung; endlich schossen sie zusammen wie zwei Hölzchen, die auf einem Wasserspiegel dahintreiben, und stehenden Fußes giengen sie eilig nebeneinander fort". In „Frau Amrain" ist die Rede vom unreifen Liberalismus, vom Freischarenwesen der Zeit; ihr Sohn Fritz hat diesen Zug vom Vater überkommen: „Dieser hatte, als er um sie warb, in allem Flor eines jugendlichen Radikalismus geglänzt, welchen er freilich mehr in der Weise handhabte, wie ein Lehrling die erste silberne Sackuhr." Der Schneidergeselle, der, für einen Grafen gehalten, anfangs von den feinen Speisen und Weinen kaum zu kosten wagt, ermutigt sich durch feste Gedanken endlich zu kräftigem Zugreifen und geht über zu „einer so hastig belebten Einfuhr, wie wenn bei aufsteigendem Gewitter das Heu von der nahen Wiese gleich auf der Gabel in die Scheune geflüchtet wird".

Ein ungleich tieferer Akt als das Gleichnis, und namentlich als das komische, ist die Personifikation. Ich habe oben die schöne Stelle angeführt von der Seele des Lasterhaften, die sich die unsicht-

baren, dunklen Hände reibt*). Anna im „grünen Heinrich" hat schon als Kind ein leidenvolles Krankenlager durchgemacht, die alte, vertraute Hausmagd schildert, welches rührende, verklärte Lächeln sich damals über die verblaßten, eingeschwundenen Züge legte; „doch das kranke Reis erholte sich, der wunderbare Ausdruck, der durch das Leiden hervorgebrachten frühen Weisheit verschwand wieder in seine unbekannte Heimat, und ein rosig unbefangenes Kind blühte, als ob nichts vorgefallen wäre, der Zeit entgegen, wo ich es zuerst sah".

Hiemit sei für diesmal von G. Keller Abschied genommen. Seine lyrische Poesie (Gedichte 1846. Neuere Gedichte 1851) will eine besondere Besprechung, zu der vielleicht ein andermal die Stunde sich einstellt. G. Keller ist auffallend wenig bekannt; von der Aufnahme des „grünen Heinrich" ist zu Anfang die Rede gewesen; mehrere Literaturgeschichten erwähnen ihn und die „Leute von Seldwyla", manche darunter nur mit Namen, andere flüchtig lobend; rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt man mit Verwunderung häufig, daß Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo schönes fließt, diesen Namen gar nicht kennen. Einen Teil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen, einen Teil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen und hat kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache; wer das aber hat und wer bei dem Dichter mehr sucht als aufgeputzte Prosa und wer diesen Geist herzlich liebgewonnen hat, der wird zu dem langen Solstitium mit Bedauern den Kopf schütteln und nicht glauben mögen, daß das Amt, das Keller in der Zwischenzeit angetreten, ihn abhalten dürfe, nunmehr und vor allem durch Vollendung des vierten Bandes der „Leute von Seldwyla" dafür zu sorgen, daß man von ihm wisse. Denn, o Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig! Also mehr! bald mehr!

(Augsburger Allgemeine Zeitung 1874. Zweiter Druck in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, 2. Heft, 1881.)

---

*) Oben S. 259.

Nachbemerkung 1881.

Der letzte Band der „Leute von Seldwyla", der einige Zeit nach Erscheinung dieser Studie herauskam, enthielt die zwei Novellen: „Dietegen", und „Das verlorene Lachen". Die erstere hätte prächtige Beiträge zur Charakteristik des Dichters gegeben, wäre sie damals erschienen gewesen: der Anfang liefert köstliche Belege zu G. Kellers Talent in der Sphäre, die ich als das Gebiet der närrischen Vorstellung bezeichne, die Fabel bewegt sich aber dann in das Grausige und setzt auf diese Folie eine Reihe wunderbar rührender, die tiefste Seele erschütternder Motive, ohne je weichlich zu werden und ohne je aus der kernigen Objektivität zu weichen, die Kellers Grundzug ist. Die zweite Novelle ist ihrem Hauptinhalte nach Ironie auf schönfärbende Verquickung moderner Philosophie mit Theologie, Predigt und Seelsorge; dies knüpft sich an die Störung einer anfangs glücklichen Ehe, es fehlt nicht an wohlgegriffenen und lebendig exponierten Situationen, doch wird der Leser, dem manches Lokale fremd ist, schwer darin heimisch werden. Ich habe trotzdem Erfahrung gemacht, daß sie besser gefällt als die weit poesiereichere erste, ein wahres Juwel unserer deutschen Novellendichtung.

Nach jahrelangem Zögern ist nun auch das letzte Heft der neuen Ausgabe des Grünen Heinrich endlich erschienen. Ein lästiger Zufall hat es gefügt, daß mir dies unbekannt blieb, bis der Wiederabdruck obiger Studie schon so weit vorgeschritten war, daß eine Besprechung des veränderten Schlusses nicht mehr eingefügt werden konnte. Der Zufall ist doppelt lästig, weil ich den Leser nicht mit Darlegung des speziellen Umstandes behelligen kann, wodurch mein Nichtwissen herbeigeführt wurde; auf die Frage, wie so etwas möglich sei, habe ich daher nur die Antwort, daß man mich entschuldigt finden würde, wenn ich den Umstand angäbe. — Was mich einigermaßen beruhigt, ist die Erwägung, daß die ursprüngliche Form des Abschlusses einer dichterischen Komposition interessant genug bleibt, auch wenn sie durch eine wesentliche Abänderung antiquiert ist. Der Leser, der den Grünen Heinrich nur in der neuen Ausgabe besitzt, lernt jene nun aus meiner Darstellung und Besprechung kennen, ist dadurch in der Lage, die beiden Wendungen miteinander zu vergleichen, und wird finden, daß die Vergleichung lohnend ist, weil sie zu denken

gibt. Natürlich muß ich nun die Besprechung des neuen Schlusses mir für ein andermal vorbehalten, wo sie denn zusammen mit den „Züricher Novellen“ vorzunehmen ist. Für jetzt nur soviel: durch den neuen Schluß erhält meine Ansicht recht, wonach man erwarten mußte, daß die Lebenserfahrungen des Helden ein positives Resultat haben werden. Heinrich findet bei der Rückkehr in die Heimat seine Mutter nicht tot, aber allerdings sterbend, er selbst bleibt am Leben und trotz dem Trübsinn, in den ihn der Verlust und sein Schuldbewußtsein stürzt, tritt er die Laufbahn eines Regierungsbeamten an und wird Statthalter, Vorsteher eines ländlichen Amtskreises. Nun läßt der Dichter jene stilvolle Figur aus der Jugend-Idylle, die Judith, wieder erscheinen; sie ist, geprüft, geläutert durch die starke Schule der Erfahrung, aus Amerika zurückgekehrt und verhehlt Heinrich nicht, daß die Liebe, die sie einst zum Knaben hegte, sie durch alle Schicksale hindurch treu begleitet hat. Auch in Heinrich ersteht jetzt mit Macht das alte Gefühl, er enthüllt der Wiedergefundenen seine ganze Vergangenheit, entlastet hiedurch seine Seele, fühlt sich von nun an frei und gesund und bleibt in tüchtigem Wirken; die Geliebte lehnt jedoch einen Bund der Ehe ab: „sie mochte zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Glücke zu vertrauen“; in entsagender treuer Liebe bleiben sich beide nahe, bis die Geliebte nach zwanzig Jahren an einer Krankheit stirbt, die sie in hilfsbereiter Pflege armer kranker Kinder sich zugezogen hat.

Es ist in einer nachgetragenen Anmerkung nicht der Ort, mit mehr als ein paar Bemerkungen auf diese Wendung beurteilend einzutreten. Das Hauptmotiv, daß Heinrich zum tätigen Manne gedeiht, hat nach dem Gesagten meine ganze Zustimmung. Es kam nun darauf an, wie die innere Befreiung des Helden aus Kummer und Gewissensleiden zu motivieren sei; ich gestehe, daß ich einige Bedenken gegen die Weise habe, wie dies bewerkstelligt ist, nämlich eben die Zurückholung der Judith und das Folgende; ich hatte mir eine andere Wendung vorgestellt, allein der Dichter hätte sicher seine Antwort auf diese Bedenken; ehe man solche gegen einen Poeten vorbringt, wollen sie reifer durchdacht sein, als — ich gestehe es — die meinigen bis jetzt es sind. Man wird auch auf die Frage zurückgeführt, ob nicht der Übergang des Helden, als einer im Grund

humanistisch angelegten Natur, zu politischer Tätigkeit gründlicher als in der ersten Ausgabe vorzubereiten war. Der Verfasser hat dies erkannt, er läßt ihn zu diesem Zweck einige gedankenvolle Betrachtungen über die Mehrheit im Volk, über republikanisches Leben anstellen; die Frage ist, ob dies genügt, ob nicht hier energischere Gemütsprozesse einzuführen waren, deren Frucht ein voller, starker Entschluß wäre, von nun an mit Lust und Liebe und ganzer Kraft dem Allgemeinen zu dienen. Wiederfindung einer Geliebten mochte dann, jedoch nur mitwirkend, hinzutreten. Daß Heinrich in seinem politischen Wirken nicht mehr Feuer zeigt: dies führt vielleicht auf meine Sätze über Mittelding zwischen Roman und Selbstbiographie zurück; man darf ohne Unzartheit etwa sagen: der Verfasser wird als Dichter an sich erfahren haben, daß es humanistischen Naturen im Staatsdienst sehr verzeihlicherweise nicht ganz wohl ist; nur entsteht nun wieder ein eigenes Zwielicht, denn der Heinrich des Romans wird kein Dichter. Ich enthalte mich billig, diese Punkte weiter zu verfolgen hier, wo doch der Raum fehlt, einläßlich zu begründen, auf voraussichtliche Einwendungen des Dichters zu raten und ihre Beantwortung zu versuchen; ich darf diese Nachbemerkung nur nicht schließen, ohne gesagt zu haben, daß dieser neue Schluß an schön gefühlten, anschauungsvoll gegebenen Situationen, an tiefen Gedanken, an echtem Korn der Sprache wieder so reich ist, als je eine Leistung aus den besten Mannesjahren des Dichters. Zu den besonders feinen Partien gehört, wie er durch das Motiv eines entdeckten Briefkonzepts der toten Mutter schonend andeutet, daß die innig Betrauerte doch als Erzieherin zu weich gewesen, daher nicht ganz ohne Schuld an seinen Verirrungen sei; ferner der Brief des Grafen, wodurch Heinrich erfährt, aus wie natürlichem Grunde Dorothea dem Schweigenden nicht Treue gehalten, sondern sich verlobt hat. — Soviel für jetzt nur über den Schluß. Auf die Frage, wie sich die nachbessernde Hand an andern Teilen zeigt, kann hier gar nicht eingegangen werden.

(Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Bonz & Co., 2. Heft 1881.)

Ein italienisches Bad.

Ein närrischer Traum! Ich mußte lachen, als ich zum Bewußtsein kam und als ich bedachte, wie dummklug doch der Traum die Erinnerungsbilder des Lebens ineinander verwebt.

Ich plackte mich, die Stiefel vom Fuße zu zerren, denn ein Individuum jenes unentbehrlichen Gerätes, genannt Stiefelknecht, italienisch tirastivale, doch im italienischen Haus und Gasthof gewöhnlich fehlend, hatte mir mein Hausherr mit Mühe zwar verschafft, aber ach, es war so weit, daß man in die Öffnung bequem hineinsitzen und — wäre diese Bewegung nicht sonst mit einiger Schwierigkeit verbunden — die Hosen ausziehen konnte. Während ich so dulde, kriecht unter dem Bett ein wahrhaft idealer Bruder genannten Individuums hervor. Die runden Augen, sonst so gespenstisch und alle Tücken dieser Wesen verratend, die bekanntlich gern aus der Ecke kriechen und sich so in den Weg stellen, daß man über sie stolpern muß, — sie hatten einen wilden, wohlwollenden Ausdruck und erinnerten ganz an das sanft biedere Glotzen des Laubfrosches; der Rachen war klein, und indem er anhub zu sprechen, bewegte er ganz sanft die Kiefer nicht übereinander, sondern horizontal gegeneinander. Komm, o Dulder, dir soll geholfen werden, sagte er mit gemütlicher, etwas fetter Stimme, kroch heran und zog mir die Bedeckung so sanft aus, als gleitete mir Öl über die Füße. Gerührt wollte ich danken, aber er sagte: wart! kroch mit den kleinen Füßen unter die Bettlade, wobei mir sein nachrutschender Leib fast wie der weiche, glatte, schwerfällige Körper einer Robbe erschien, und ich hörte nun dort unten ein seltsames, leises Rascheln und „Notteln" (sagen die Schwaben). Er kam wieder hervor und hielt in seinen Pfötchen ein ziemlich derbes, hellglänzendes spanisches Rohr. „Da, hau zu." O! o! rief ich, kann ich, darf ich? „Jawohl," war die Antwort, „es ist unsichtbar und macht dich unsichtbar; nimm dich aber in acht, halt fest!" Ich ergriff den Stecken, stürzte hinaus auf die Straße und begann nun wütend um mich zu hauen: hier den Eselstreiber, der sein Tier viehisch grausam auf Sprunggelenk und Knochen der Hinterfüße schlug, riß ich auf die nächste Planke

und zog ihm 25 aus dem Salz herüber; dort den mulettiere, der sein todmüdes, mit einem schweren Reiter beladenes Mulo auf steilem Weg mit wilden Hieben in Galopp trieb, schlug ich über die Faust, daß er vor Schmerz brüllend den Stecken fallen ließ; ein dickes Weibsbild, Signora, modisch und vornehm gekleidet, welche, auf einem der kleinsten und schwächsten Esel dahersprengend, zu den laut-schallenden Schlägen jubelte, die das arme Geschöpf zu dieser letzten Anstrengung nötigten, und den Hetzer noch anfeuerte, stieß ich nur mit einem leichten Knuff vom Sattel herab, daß der ekle Fettsack zappelnd am Boden lag; den stutzerhaften Jungen aber, der als Zuschauer stand und dem schwachen Tier mit Jauchzen zu den Hieben, die es ohnedies von dem Treiber und seinem Buben erlitt, mit dicker Peitsche noch einige überzählige aufzündete, schlug ich übers Maul, daß ich es hoch aufschwellen sah; die Schlagfurie ergriff mich, für jeden unnötigen Hieb bekam jeder der Schinderknechte zehn von mir aufgemessen — es war schön! Ein Sausen und Regnen wie im Hagelwetter! Aber, o Schrecken! jetzt entfiel mir der Stock, ich war nicht mehr unsichtbar, man entdeckt den Übeltäter, rottet sich zusammen, dringt auf mich ein, zückt Dolche, ich setze mich mühsam in Positur, will eine Rechtfertigung meines Handelns eindringlich vortragen, eine recht erbauliche Predigt über Tierquälerei halten, die Stimme versagt, ich bin verloren. In diesem schrecklichen Augenblick höre ich etwas rutschen, ich schaue um: der edle Stiefelknecht schiebt mit drolliger Bemühung einen Dreifuß zu mir her, der mir höchst mystisch vorkommt, wiewohl, statt Weihrauchgefäß, sich eine Waschschüssel auf ihm befindet. „Rühr an!" flüstert der Retter; ich gehorche und versinke; aber indem ich schwindelnd ins Bodenlose falle, schlägt der furchtbare Gedanke: es wird doch nicht zu den „Müttern" gehen, wie eine Sturzwelle über mich; schon glaube ich schwebende graue weibliche Wesen zu sehen und will die Worte hervorpressen: „die Mütter, Mütter! 's klingt so wunderlich!" aber ein Krampf preßt mir die Kehle zusammen; jetzt rufen mir die dunkeln, schrecklichen Weiber zu, ich müsse den Dolomiten-Kegel „Spitz" auf den Gendarmenmarkt nach Berlin tragen, und drohen, wenn ich es nicht täte, ihn auf mich zu stürzen, wie die Eumeniden in der Iphigenie des Euripides einen Felsblock auf Orestes werfen, — in Todesschweiß gebadet erwache ich, sehe die Geräte, die mich in Wirklich-

keit umgeben, besinne mich allen Ernstes, warum denn die Mütter nicht griechisch, sondern so rein Berlinisch gesprochen haben; das Besinnen endet mit Lachen, aber das Lachen vergeht mir und weicht dem Gefühl der Empörung, da ich wilde Laute von der nahen Straße vernehme.

Der Traum wird sich erklären, wenn man mir erlaubt, von seiner Geburtsstätte und von der Reise dahin zu erzählen. Nur sein grauenhafter Schluß mag ausdrücklich durch das Geständnis erläutert werden, daß ich die Reise sehr abgemüdet durch eine Arbeit über Goethes Faust angetreten hatte, mit welcher nun das verehrliche Publikum bedroht ist*). Ich befand mich in Bad Recoaro; es liegt in den Ausläufern der Trientischen Alpen gegen Vicenza. Die Quelle war mir als heilsam empfohlen, und ich hatte sehr gewünscht, einmal auch ein italienisches Bad kennenzulernen. Auf der Heimreise wollte ich zuerst in irgendeinem stillen Tale von Oberbayern ausruhen, dann das Pustertal besuchen und von da durch die Dolomitengegend nach meinem Ziele reisen. Das wurde mir nun versalzen.

Ach, man kann ja nirgends mehr hin! Sie sind ja überall!

„Nun, wer denn?"

Die Städter, natürlich.

„Thor, bist du nicht selbst einer?"

Es bedarf Erklärung. Wir müssen uns die Sache etwas genauer ansehen.

Wer sollte denn dem armen Luftschnappenden in der qualmenden Stadt, wer dem Bewohner der sandigen Fläche nicht gönnen, daß er einmal Gebirg sieht, unter Felsen, rauschenden Wassern und Geläute der Herdenglocken und unter naivem Hirtenvolke sich der Natur erinnert? Ist der Planet mit seiner Pracht, seinem Stolz und seinen süßen Heimlichkeiten nur für Bauern, nicht für alle?

Wer es der Mühe wert findet, mir in eine Betrachtung zu folgen, die notwendig in einem Widerspruch steckenbleiben muß, den bitte ich nur nicht außer Acht zu lassen, daß, wer sich die Natur eines Übels zum Bewußtsein bringt, darum nicht verhört werden darf, ob er Rat dagegen wisse. Hier gibt es gewiß keinen.

*) Goethes Faust, Beiträge zur Kritik des Gedichts, Stuttgart, Bonz & Co., 1875; zweite, erweiterte Auflage mit einem Anhang von Hugo Falkenheim, Stuttgart, Cotta, 1820, dritte 1821. A. d. H.

Hochgebirg stimmt idyllisch. Diese Stimmung verlangt durchaus eine entsprechende Staffage. Man erwartet Menschen, in deren Seelen und Sitten noch einige Unschuld ist, wie man sich solche als wesentlichen Zug des Hirtenlebens unwillkürlich vorstellt. Das Wort „Unschuld" bitte ich sehr läßlich zu nehmen, sonst wird mir auf dem ersten Schritt dieses elegischen Ganges ebendie Ironie begegnen, die sich jetzt in unsere Bergtäler hineinfrißt: Auch unsereiner weiß sehr wohl, daß Hirten und Bauern keine arkadischen Schäfer sind. Unschuld heißt nur z. B.: noch nichts davon wissen, wie sich Naturschönheiten ausbeuten lassen; Unschuld heißt nur z. B.: nicht wissen, welchen Reiz das Niveau hat für den, der nicht mehr naiv ist. Das also erwartet ein richtiger Sinn im Hochgebirge; es ist das Bedürfnis der Konsonanz, der Harmonie, das jedem gesunden Geistesleben innewohnt.

Nun ist dadurch einige wenige städtische Staffage nicht ausgeschlossen; die Stimmung wird noch nicht zerrissen, wenn man da und dort einen Zylinder- und Damenhut sieht; nur geht aus dem Grundbedürfnis hervor, daß man wünschen muß: es sitzen darunter Köpfe, welche die Natur als Natur zu fühlen vermögen, Menschen, die gern einmal mit dem Volk umgehen, sich in dasselbe versetzen, es verstehen, sich in die Einfachheit schicken, auf einige ihrer gewohnten städtischen Bequemlichkeiten gern verzichten, begreifen, daß man das Volk in seiner Naivetät lassen, nicht steigern soll, und welchen vor allem fremd ist: Spott, ätzender Witz und jegliche Blasiertheit.

So nun fand man es einst z. B. im bayerischen Gebirge. Das beste Kontingent der städtischen Besucher waren die Maler — die letzten, wie sich von selbst versteht, die geneigt sein könnten, zu korrumpieren, was ihnen als köstlicher Stoff für ihre Kunst dienen soll.

Und damit ist es nun aus. Das Gebirg ist überschwemmt mit Menschen, von denen man voraussetzen muß und erfahrungsgemäß weiß, daß sie die Natur suchen und, wenn sie sie finden, zerstören, weil ihnen die erste Ahnung von dem abgeht, was Natur ist. Wir wollen es nur gleich am Hauptpunkte fassen: an den Preisen. Ich bitte den billigen Leser recht inständig, nicht zu meinen, es handle sich dabei nur von der Börse. Zwar freilich auch; denn wer das Bescheidene am besten würdigt, das sind gebildete Menschen, die sich bescheiden, weil sie sparen müssen. Doch keineswegs im Wesent-

lichen; es handelt sich um den moralischen Eindruck der Teuerung. Sie ist ein Zeichen davon, daß die Bewohner verdorben sind, weil sie gelernt haben, daß die Schönheiten der Natur ihnen als Schröpfkopf dienen, um Touristen auszusaugen. Man weiß, wie das gekommen ist. Es mehrten sich im bayerischen Gebirge, wie in längst entschwundener Zeit in der Schweiz, allmählich die Besucher, welche vor den Wirten von „lächerlich, fabelhaft wohlfeil" sprachen. Gebirgsleute sind nicht so dumm, sich das nicht hinters Ohr zu schreiben. „Nun, wenn's euch zu wohlfeil ist, das läßt sich ja machen." Es kamen mit diesen Ironikern nun aber auch die Ansprüche. Ich fragte neulich eine Dorfwirtin: warum sie keinen Wirtstisch gebe (table d'hôte auf deutsch). „Es geht nicht," sagte sie; „es sind zu viele da, die besondere Speisen wollen." Was denn zum Beispiel? „Rosinen in die Suppe, Zucker auf den Salat." Das macht ihr ihnen? „Ja, aber —." Sie vollendete nicht, warf mir nur einen Blick zu, in dem hell zu lesen stand: „aber zahlen müssen sie dafür, daß ihnen die Haare rauchen!" Nun, und wir Süddeutschen, die wir uns ihre Nudelsuppe mit dem Würstl, ja gar ihre Knödel genügen ließen, müssens mitbüßen. Es ist außerdem überhaupt schon die Menge, die Überflutung, was die Geldgier aufreizt. In einem geringen Dorf am Tegernsee wird mir für eine Stube im ziemlich fernen Hinterhaus, wo es auch an den einfachen Bequemlichkeiten gebricht, die selbst ein nicht verwöhnter Städter nicht entbehren mag, ein Gulden täglich gefordert; dies und viel mehr zahlt man gern in der Stadt; auf dem Land ist die Forderung ein Beweis von Verdorbenheit. — Hiemit gute Nacht, Idylle! Da bleiben wir lieber in der Stadt, wo neben den Lastern und Übeln der Kultur auch ihre Gegengifte und Güter zu finden sind.

Nun die Erscheinung, das auf Weg und Steg begegnende Bild! Zwischen Juppen und Stutzstrümpfen Legionen modern aufgeputzter Figuren mit Gesichtern, denen man ansieht, daß sie sich anlügen, wenn sie Laute des Naturentzückens aushauchen, daß ihnen die Natur auf Theaterkulissen eigentlich besser gefällt, und daß sie im Grunde lieber bei Gansleberpasteten und Champagner säßen. Und die Sprachlaute! Ich bitte zu beachten, daß ich hier nicht von Dialekt spreche. Jeder Dialekt hat Natur und so viel Recht, wie das Individuelle überhaupt. Die Rede ist von solcher Aussprache einer

Sprache, die sich für ganz korrekt hält und doch eingefleischte Fehler hat, welche wesentlich den Charakter der Naturlosigkeit tragen. Ich spreche an — und wer etwas von Sprache weiß, wird mir den Anspruch einräumen —, daß es nicht für Idiosynkrasie genommen werde, wenn ich meinen Widerwillen gegen die Mißhandlung des R in der deutschen Sprache gestehe, die aus diesem Buchstaben ein A macht. Ich gehe schon lange damit um, einmal zu schreiben: „Leidensgeschichte des armen Buchstabens R auf seiner Wanderung durch Deutschland." Ich weiß sehr wohl, daß der Einzelne unschuldig ist; er schnappt diese Mißhandlung eines Grundlautes der Sprache wie durch Kontagium als Kind in der Luft auf; entstanden ist sie allerdings rein durch Affektation, durch Modemanier in einem freilich großen Teil unserer Städte; ich habe z. B. in Hannover, wo alle gebildete Welt „Mutta, Vata" sagt, in Bauernmund ein ganz richtiges, kräftig rollendes Zungen-R gehört; aber die Affektation ist aufgekommen in so unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige städtische Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizusprechen ist. Als kleinen Beitrag zu meiner Erklärung erzähle ich noch, daß in Basel, der einzigen Schweizerstadt, wo das R im Gaumen (hier mit einem ch verbunden) gesprochen wird, mir ein Mädchen ganz hübsch bestätigte, was ich behaupte. Ich bat sie zu versuchen, ob sie statt Pfachach nicht Pfarrer sagen könne; es kam ein gesundes Zungen-R zum Vorschein. „Warum nun aber nicht immer so, warum ach stat r?" Antwort: „es tuet eba lieblechach." Noch viel naturloser ist das bloße A für R in unseren norddeutschen Städten; das süddeutsche Ohr kann sich nicht daran gewöhnen und dem unmittelbaren Eindruck nicht wehren, als ob unmöglich ein Gefühl von Natur haben könne, wer von „Natua" spricht. Er würde, so will es vorkommen, nicht einen Kraftlaut der Sprache, recht einen der naturvollsten ihrer Laute, die Trommel, die Pauke im vollen Orchester der Sprache, la lettera patetica, wie es die Italiener nennen, in Brei auflösen, wenn er eine Ahnung von Natur hätte. Er kann ja übrigens ein vortrefflicher Mensch sein, aber — nun, ich wills mit einem Spaß endigen: ein Stockschwabe, einer von den eingefleischten, saß neben mir in der Eisenbahn, in der nächsten Bank eine Berliner Familie mit einem allerliebsten kleinen Mädchen, das, obwohl schon ganz sprachfertig, obligat „mia, dia, Vata, Mutta" sagte; auf dem Gesichte

des Eingefleischten regte sich etwas wie Krämpfe, er biegt sich zu mir her und sagt: ob nun dieses Kind nicht im Mutterleib schon eine affektierte Stellung angenommen hat? — Noch ein Wort im Ernst hinzuzufügen, so handelt es sich hier auch um die Frage: ob im Deutschen derselbe Widerspruch zwischen Schreibung und Sprechung einreißen soll wie im Französischen und Englischen. Ein G schreiben, ein Ch sprechen, ein S schreiben, ein halbes D sprechen, ein R schreiben, ein A sprechen, wie steht es da? — Kann denn nun aber all das — es sei, daß es dem Ohr mißfällt, das nächste Gefühl abstößt, die Bewohner verderbt — die unveränderliche Natur verderben? Ei freilich, gar sehr! Und dabei rede ich nicht von Eisenbahnen auf Ütli und Rigi, nicht vom Frisieren und Appretieren durch Wasserfallbeleuchtungen, und was dergleichen Likör mehr ist, wo man die „Milch der frommen Denkart“ sucht. Ein Italiener hat mir einmal etwas Hübsches gesagt, er sprach mir aus der Seele; offen gestanden, ich hätte es nicht aus italienischem Mund erwartet, denn diese Nation fühlt poetisch, aber nicht romantisch. Er hatte sich, nachdem er schon Jahre in Zürich gelebt, doch endlich entschlossen, den Rigi zu besteigen. „Nun, wie war es?“ „Unleidlich,“ war die Antwort; „wenigstens dreihundert Menschen, modernes Volk, warteten dem Sonnenaufgang entgegen; ich meinte die Berge selbst tragen schon Vatermörder und Manschetten.“ Und da dies ein Italiener sagt, darf ein Deutscher sagen, daß, als er es sich endlich auflegte, das Berner Oberland zu sehen, und als er im Lauterbrunner Tal durch alle die Schraubereien Spitzruten lief und überhaupt die ganze Wirtschaft kostete, — daß ihm zu Mute war: die ganze herrliche Natur ringsherum sei eigentlich nur von den Wirten auf Pappendeckel gemalt, um die Fremden auszupressen. Jetzt mag es erst nett sein auf dem Rigi, wenn man oben mit der Eisenbahn ankommt und nun die Aus- und Anschreier für „Hôtel“ Rigi-Kulm und Schreiber-Rigi-Kulm einander vor Neid und den Ankömmling vor Raubwut fast zerreißen, wobei die einen noch mit dem Geschell einer ungeheuren Kuhglocke Reklame machen. Wem das den Magen für die Natur nicht verderbt: wohl bekomms!

Der Leser ist nun gebeten, mich ins Pustertal zu begleiten. Ich bin viel zu spät gekommen; in Kurzem wird es eben auch vollends abgereist, zerreist, zu Tode gereist sein. Ich dachte in Bruneck, als

ich Abends im Speisesaal der Post wie in einer großen langweiligen Teegesellschaft saß: versuchen wir es morgen in Taufers! Gut, ein angenehmer Marsch durchs prächtige Taufers-Tal führt mich des Abends in das ländlich einfache Gasthaus zur Post —: wahrhaftig, da sitzen sie auch — und nähme ich Flügel der Morgenröte, siehe, sie sind auch da! Diesmal war Trost; ich setzte mich in die Volksstube hinab, unterhielt mich mit einem ganz ländlich schlichten Gutsverwalter und erquickte mich durch ein Gespräch, worin mir die gesündesten, vernünftigsten Ansichten über die Verhältnisse Tirols und die kirchlichen Kämpfe entgegenkamen; ein Jäger war da, es gab von Gemsen zu plaudern, und mit einem prächtigen großen Hund wurde ein höchst angenehmes Verhältnis gegenseitiger Anerkennung gegründet. Hockt nun droben, dachte ich, und seid gebildet!

Ich wollte nun also die Dolomiten-Welt sehen und auf diesem Wege nach Recoaro streben. Hinunter denn ins Ampezzo-Tal! Erste Station die Post in Landro, dort Mittag gemacht. O trefflicher Landsmann, Dr. Wilh. Lang, was haben Sie angestellt durch Ihren Artikel in der „Nationalzeitung!" Mußte er denn so geist- und geschmackvoll sein, daß nun auch dieses einst so stille Stück Erde unsicher gemacht wurde? Wirtstafel in der Post, neben mir zwei ältliche Berliner Damen, unzufrieden mit allem, und ließen sich doch die in der Tat trefflichen Schüsseln schmecken, daß es nur so schmatzte. Eine Brandenburger Familie, Grafenleute, Sohn hoch fistulierend, Vater schnarrend: „nu, hören Sie mal, die Dolomiten sind nichts so Besonderes, eigentlich langweilig"; ein Nachbar: „na, hören Sie mal, wenn wir nur schon so einen riesigen Zacken auf dem Gendarmenmarkt hätten, da sollten Sie man sehen" usw. Ich machte, daß ich fortkam. Heißer Marsch bis Cortina, abends Einkehr im bekannten guten Gasthaus der Brüder Ghedina; ich trete in den Speisesaal: ein ganzer Salon voll Bildung! Flüsternd oder schweigend saßen sie, die meisten bei Tee, zusammen, lauter gute Gesellschaft. Bestürzt von dem Gedanken, es könnten gar Professoren darunter sein, floh ich nach einer Birreria, fand ganz nette Bürgersleute, die ein fast dialektfreies Italienisch sprachen, und unterhielt mich recht angenehm. Morgens früh ab nach Belluno mit Poststellwagen; erstes rein italienisches Nest, wo man Mittag machte: Venas. Ah, der Himmel sei gelobt, das Feld ist frei, die fremde Sprache

wehrt! Im Wirtshaus malerischer Schmutz, allerdings mehr als selbst ein Teniers wünschen könnte: das kennt man, aber in der Küche, die zugleich Wirtsstube ist, schmoren, trotz alledem appetitlich, etliche Göckel am Spieß, und wie schmeckt es in der guten stillen Einsamkeit! Die Fahrt nach Belluno hatte einen Glanzpunkt: der Wagen hielt eine halbe Stunde in Cadore; die Stadt war noch mit grünen Eingangspforten geschmückt, man hatte den Tag vorher die Enthüllung eines Monuments für Calvi gefeiert, der 1848 als Revolutionär in Trient erschossen worden ist; ich wußte zu wenig von dem Mann, um mich dafür zu stimmen; aber wenn ich es vergessen hätte, daß ich in Tizians Geburtsstadt war, sein großes Bild in Fresko auf der Mauerfläche des Turmes, an dessen Fuß nun das Marmormodell Calvis angebracht ist, hätte mich an den gewaltigen Meister erinnert. Wir fuhren dann an seinem einfachen Geburtshause vorüber. Ja, hier in der Dolomitenregion, hier, wo damals das deutsche Element noch durchaus vorwog, hier ist die Heimat Tizians, Tiziano Vezellio da Cadore — und Vezellio heißt sehr wahrscheinlich — Wetzel! Nicht deutsch wahrlich war des großen Meisters schwungvoll reines, ganz ausgewickeltes, ganz freies Formgefühl, viel eher läßt sich seine Farbe mit deutschem Blut in Zusammenhang bringen, und am ehesten das rein Ethische, wenn man will Reformatorische in seinen Christusbildern (Zinsgroschen!); seine landschaftlichen Hintergründe aber sind, wie man leicht erkennt, Erinnerungen aus der phantastischen Steingigantenwelt der Dolomiten.

Von Belluno sah ich fast nichts, die Zeit reichte morgens früh kaum, die Piazza zu besuchen, der Dom war geschlossen, in Reparatur; das Stadthaus fiel mir auf: ein hübscher nordischer Renaissancebau mit Altangeländern fast von derselben Zeichnung, wie die Galerie auf der Terrasse rechts am Eingang der Schulgasse in Stuttgart (von Lübke in sein Werk aufgenommen).

Ich muß nun nachholen, daß der gewöhnliche Weg für Deutsche, die Recoaro besuchen wollen, auf der Eisenbahn nach Vicenza und von da mit Postwagen nordwestlich rückwärts zu diesem Badeorte führt, der fast parallel mit der Grenzstation Ala in den Bergen liegt. Man könnte von Trient und Roveredo kürzer hingelangen, das fordert aber Übersteigung von Bergjochen, also Orts- und Gelegenheits-

kenntnis. Nachdem ich einmal das Pustertal hatte sehen wollen und südlich ins Ampezzotal vorgedrungen war, wollte ich nicht umkehren, um mein Ziel auf dem bequemeren, aber weiteren Wege zu erreichen. Ich dachte auch an Fußwanderungen, um mehr von der Dolomitengegend zu sehen als auf der gewöhnlichen Straße. Das vergieng mir, die Hitze war zu furchtbar. Also die gewöhnlichen Stellwagen — gesetzlich geregelte Privatunternehmungen — vorerst bis Bassano, von da wollen wir weiter sehen. Ich hatte Eines vergessen, den schlimmen, schlimmen Punkt, den argen Flecken im italienischen Charakter und Leben, über den ich längst in den „Kritischen Gängen" schwere Klagen angestimmt habe, die mich in Streit mit einem zu sanguinischen Apologeten verwickelten: die allgemeine, empörende Tierquälerei. Es gieng erträglich bis Primolano, auf der nächsten und letzten Station wurde ein schwer hinkender Krüppel, ein ausgedientes, abgezehrtes Rassepferd als Handgaul eingespannt. Des Kutschers Methode hieß: was dem Krüppel an Kraft fehlt, um es dem gesunden Sattelgaul gleich zu tun, muß durch Schläge ersetzt werden. Der Italiener behandelt überhaupt das Zug- und Lasttier als eine Maschine, welcher durch Schläge eingeheizt werden muß, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen, und es wird durchaus mehr Wirkung gewünscht als nötig, denn mit rabbia zu fahren ist allgemeine Leidenschaft. Daß zwischen dem Schlag und der Wirkung der Schmerz eines empfindenden Wesens in der Mitte liegt, davon weiß er nichts, oder will er nichts wissen. Nun denn ein Regen von Hieben, der nicht anzusehen war. Nicht genug, es handelt sich nicht bloß ums Vorwärts; wenn ausgewichen werden muß und ein Druck der Hand am Zügel genügte, so bekommt das Tier, statt dessen, einige scharfe Hiebe auf die entgegengesetzte Seite: eine stets willkommene Gelegenheit, die Geißel zu brauchen, denn Schlagen ist ja Vergnügen. So gieng es durch das wilde obere Brentatal, und zum Überfluß gab es unterwegs auf steilen Steigen Mißhandlungen schwer überladener Maultiere zu sehen, die ich nicht beschreiben mag; es steht des Schlimmen leider nur noch zu viel zu schildern bevor. In Bassano erhielt ich endlich klaren Aufschluß über meinen Weg; immer hatte man mir gesagt: ich müsse nach Vicenza und von dort erst nach Recoaro fahren, während doch schon zu Hause mich die Karte belehrt hatte, daß der nähere Weg über Marostica, Tiene

und Schio auf ein schwereres Hindernis als ein mäßiges Gebirgsjoch nicht stoßen könne. Ich nahm einen Wagen über die genannten Städte bis Levalli, packte dort meine Habseligkeiten auf ein Maultier und trat den Weg an. Der Besitzer des Tieres verabschiedete sich am Ende des Dorfes und überließ mich der Führung seines etwa zehnjährigen Knaben Paolo. Es war ein bildschöner Junge, durchaus deutschblond und von blauen Augen mit sanftem, grundgutem Blick. Ich habe schon oben berührt, wie weit das Deutsche einst in und über die Berge vorgedrungen ist. Man sieht überall eine Menge blonder, blauäugiger Gesichter von rein deutschem Schnitt und oft im schlagendsten Kontrast hart neben dem dunklen latinischen Schlag mit dem reiner gezogenen Profil, der gebogenen Nase und den gelockten schwarzen Haaren; ich habe im Vorüberfahren Gruppen gesehen, worin diese Gegensätze aufs frappanteste zusammengerückt mir entgegentraten. Recoaro wird uns auf diesen Punkt zurückführen. Das Maultier, das mein Gepäck trug, zu besteigen, fiel mir nicht ein, aus Bequemlichkeit sowohl als aus Schonung; denn ich kenne aus alter Erfahrung das Gekrabbel auf steinigen Wegen als eine — für mich wenigstens — schwerere Geduldsprobe denn das Gehen. Das Tier, sonst tüchtig geschunden, wie man aus einer breiten Wunde an der Brust (vom Reiben des Brustriemens) erkannte, hatte nun einen guten Tag. Der sanfte Paolo machte kaum Gebrauch von seiner dünnen Gerte, sein gewöhnlicher Zuruf, wenn es etwa stehenblieb und gemütlich Gras rupfte, war: moi, animo mio! Das moi ist ein bloßer Ruflaut oder vielleicht aus ma entstanden; ob animo mio ein Liebkosungswort sei, das dem mulo gelte, oder bedeute: mein' Seel' (du gehst zu langsam), verstand ich nicht und suchte darüber von Paolo Auskunft. Die Frage gieng, wie vorauszusehen, über seinen logischen Horizont, und die Antwort war: non so mica mi (mi für io; „ich weiß nicht, ich“). Er sah mich dabei mit einer Treuherzigkeit an, daß ich ihn fast auf seine nicht sehr gewaschenen Backen geküßt hätte. So zogen nun drei zufriedene Menschen ihres Wegs durch die grünen Schluchten über den Berg; der eine leider auf Maultierstufe zurückgeblieben, doch ganz im Gefühl, heut einen Sonntag zu haben, der andere ein Kind, der dritte, wie der gütige Leser längst entnommen haben wird, nahe an jener Grenze angelangt, wo der Mensch wieder kindisch wird.

Die Hitze war zwar entsetzlich; Sonnen- und Sciroccoglut vereinigt; Nr. 3 dachte an die heißesten Tage in Sizilien und Griechenland. Doch das konnte die Laune der guten Stunde nicht stören. Endlich geht es bergab, erst in ziemlicher Nähe erblickt man Recoaro in seinem Waldtal, ein in die Länge gezogenes Dorf mit wenigen Seitenstraßen; es war schwer zu begreifen, wo denn die stark über dreitausend Badgäste Platz fanden, welche damals die Badeliste (der elencho, heißt es hochgriechisch im Italienischen) noch aufzählte. Aber was ist denn das für ein Lärm, der uns schon von weitem entgegenschallt? Es ist ja fast, als näherte man sich der Hauptstraße Toledo von Neapel, wo das ungewohnte Ohr nichts Geringeres als das Wüten einer Revolution zu vernehmen glaubt. Die Frage nach dem empfohlenen Albergo führt uns in den Mittelpunkt des Nestes und — o weh! Mit einem Blick alles klar, und das Bild der Wochen, die ich hier zu leben hatte, stand in trauriger Gewißheit vor mir.

Alles dick voll von Bauern, die Esel und Maultiere zum Reiten bereit halten, Kavalkaden im Galopp hindurchsausend, wütende Schläge, wütendes Gebrüll — und der Schluß fertig.

Recoaro ist weit mehr ein Vergnügungs- als ein Heilbad, wiewohl seine Quellen vortrefflich sind. Den Reiz der Natur werde ich in Kürze schildern. Die Quellen sind alle ziemlich weit, zum Teil über eine halbe Stunde, vom Dorf entfernt, und meist ziemlich steile Wege führen dahin. Daraus hat sich das Reiten auf Saumtieren ergeben. Dies ist nun auch als Lustbarkeit Mode geworden und die weitaus größere Zahl der Gäste kommt nicht, um zu trinken, sondern um

1. auf Esel und Maultier zu reiten;

2. im Verein mit dem Treiber und den Jungen, die gewöhnlich mit ihm sind, auf diese Tiere so unbarmherzig als möglich zu hauen, um ihnen die äußersten Leistungen ihrer letzten Kraft, namentlich Galopp auf steilen Wegen abzuzwingen;

3. im Verein mit besagten Bauernschlingeln wie wütende Löwen, Mammute oder Dinotherien auf die abgehetzten Tiere hineinbrüllen und damit die Hiebe — nicht zu ersetzen, sondern zu akkompagnieren.

Die reitenden Damen brüllen nicht, aber lachen und jubeln herzlich mir und brauchen auch selbst die Gerte. Es handelt sich von

Leuten aller Stände. Der Ladendiener, der Wirtssohn, der Schreiber, der Löwe irgendeiner kleinen Stadt — so jene Verbindung von Naturbursch und Halbstutzer, was bei uns den Kotillon im Nest vortanzt, auf der Post ißt und nach Tisch kartelt, etwa zu nennen: der Städtleskerl, — der vornehmere Geldprotz, dann die feinen Signori und Signore nebst Kind und Kegel, die meist droben im Albergo Giorgietto bei den Hauptquellen wohnen; die einen machen es wie die andern, und was Familien sind, kaufen ihren Rangen auf die Badefreuden dicke Peitschen und ergötzen sich am frischen Gedeihen der jungen Grausamkeit. Knaben hauen ja überhaupt fürs Leben gern, dünken sich als Helden, wenn sie tüchtig ausholen; so treibt es auch der Junge des Somarellotreibers wo möglich noch ärger als der Alte und hat sich namentlich sehr wohl gemerkt, daß es besonders wirksam ist, wenn man das Tier ans Sprunggelenk und Schienbein haut. Es ist hier etwas zu dem Satze nachzutragen: daß diese Menschenbrut nichts wisse vom Schmerzgefühl des Tieres, sich nicht darein versetze. Es ist ebenso wahr, daß sie sehr wohl davon weiß und sich allerdings so weit in die Tierseele versetzt, um sich an der Macht des Menschen, die ihr solche Qualen bereiten kann, zu weiden. Wie ist dieser Widerspruch zu begreifen? Einfach nicht, es ist eben ein Widerspruch, wie es an sich ein Widerspruch ist, Mensch sein und roh sein. Ich will noch ein paar Züge zu dem Schandbilde fügen. Neulich sehe ich aus dem Fenster, wie ein Treiberjunge eine Semmel verzehrt; sein Maultier, das wohl an diesem Morgen schon manchen jener Behälter voll Grausamkeit, die man hier Mensch und Menschen nennt, im Galopp zu den Höhen hinaufgetragen hat, — es hungert, es bettelt, es nähert dem Buben sachte den Kopf: und er haut es mit dem dicken Teil des Steckens — der immer vorgezogen wird — über das Maul. Am schwülen Abend begegne ich einem Treiber, der seine todmüden Tiere nun heimführt in das entlegene Dorf, sie kommen an eine Quelle, ein Maultier weicht aus der Reihe, um hier den lechzenden Durst zu stillen: der Hetzer reißt es weg, haut ihm einige viehische Schläge herüber, besteigt es, prügelt es noch in Galopp und reitet so heim, denn zuletzt will er auch noch das Fest genießen, so flott einherzusprengen. Steigt man zu einer der Quellen, so hat man während der Stunden, wo gewöhnlich getrunken wird, nicht nur wohl zwanzigmal auf dem einen

Gang es auszuhalten, daß die schreienden, jauchzenden, hetzenden, tiermarternden Schinderschwadronen vorübersausen, sondern auf Wegen, wo weit gegenüber auf einer andern Höhe eine der Quellen fließt, z. B. Fonte Capitello gegenüber S. Giuliana, da hört man auf mehr als eine Viertelstunde Entfernung herüber das Brüllen und den Schall der klatschenden, pritschenden Hiebe. Unter den wenigen Menschen, denen ich hier meinen Abscheu gestehen konnte, war ein Triestiner. Er teilte ganz mein Gefühl und sagte, er habe die drei Wochen seiner Kurzeit, an deren Ende er nun stand, nie ein Saumtier bestiegen, denn er würde — und das nahm es mir aus dem Munde — auf den Treiber hauen, während dieser auf das Tier haue, und diese Szene sei doch nicht wohl aufzuführen.

„I — I — Ijupp, Ijupp, uotta, uotta“ (das deutsche „Hotto“) ist der gewöhnliche Ruf. Ein deutscher Leser erinnere sich des Tones, in dem unsere Fuhrleute auf die Pferde losschreien, wenn ihnen die Kräfte versagen, eine übermäßige Ladung über ein Hindernis hinüberzubringen; es ist ein gezogener, aus der Tiefe geholter, ekelhaft herausgequetschter Schrei, der nicht etwa das Mittel der Schläge ersetzen soll, sondern dem ein Regen von wütenden Hieben zu folgen pflegt, und aus dem Ton hört man alle diese nachfolgenden Hiebe schon heraus, die Menschenstimme selbst ist schon in einen Prügel verwandelt; wer z. B. in der Nähe eines Bauwesens wohnt, wird gar wohl wissen, wie es tut; dieser bestialische Ton, den man bei uns nur in einzelnen Momenten vernehmen muß, füllt hier Berg und Tal den lieben langen Tag fast unausgesetzt mit seinem widerlichen, Nerv und Seele empörenden Echo — das ist die Musik, die diese herrlichen Gelände durchschneidet, durchsägt, durchschindet. Und zum ganz mutwilligen, rein zwecklosen Hauen noch ein Bild. Ich komme abends an Fonte Giuliana; da stehen einige Esel, einfach wartend, bis die Reiter sie wieder besteigen, der Treiberbub bei ihnen; er hat Langeweile, setzt sich nun in den Kopf, die Esel müssen in ganz korrekter Linie stehen, und beginnt mit dem Stecken unter ihnen zu wüten.

Ist es ein Wunder, wenn dem Manne, der noch menschlich fühlt und der Stunde um Stunde das sehen muß, den lieben langen Tag die Faust zuckt, um den Takt zu der wilden Melodie auf dem Rücken dieser Barbaren zu spielen, wenn das Gefühl der völligen Unmacht

seines Inneres in einem Krampf zusammenzieht und diese Qual im Traume sich Luft macht?

Wo ist der Sindaco? Kann er dem grassen Unfug untätig zusehen? Weiß er nicht, daß je mehr die Polizei versäumt, desto mehr später die Kriminaljustiz zu tun bekommt? Es ist ein Posten von Karabiniere hier; sie steigen feierlich, stets zu zweien, in ihren Querhüten herum, als seien sie aufgestellt, die Würde der Polizei zu repräsentieren. Man weiß, daß es eine ausgezeichnete Waffe ist; sie leisten viel gegen Spitzbuben, Mörder und Räuber; warum gibt man ihnen keine Instruktion gegen diesen schmachvollen Unfug? Der ist ja eben die rechte Schule für Räuber und Mörder! Bei mir zu Haus ist es das Landjägerkorps, das am meisten leistet, die meisten Fälle von Tiermißhandlung zur Anzeige und Bestrafung bringt. Wo ist der Schulmeister? Wo der Geistliche? Dort sieht er vom Fenster der casa canonica ruhig dem Spektakel zu! Schule und Kirche hätten doch, sollte man meinen, von innen zu wirken, wie die Polizei von außen. Den Kindern hätte man zu sagen, daß kein Mensch ist, wer sich nicht mitleidig in die Tierseele versetzt, des Pfarrers verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre es, die rohen Herzen zu rühren und zu lehren, daß es die Religion ist, die uns Mitgefühl für unsere Mitwesen gebietet; lauf in alle Kirchen, glaub an alle Dogmen und einige mehr, so fehlt dir doch die erste, kleinste Spur, die fernste Ahnung von Religion, wenn deine Seele gegen Qual des Tieres verhärtet ist!

Schade! dreifach und zehnfach schade! Es wäre hier so gut sein, wenn der Anblick der wilden Scheußlichkeit nicht alles entstellte, alles vergällte! Recoaro ist schön. Ein schmales Gebirgstal, vom Wildbach Agno durchrauscht; er springt über Felsen und sein Bett zeigt, daß er zum Torrente wird, wenn Regen ihn anschwellt; ungeheure Felsblöcke liegen darin, die er einst im Hochgebirg abgerissen und fortgeschleppt hat. Kleinere Bäche eilen aus Seitentälern ihm zu; die nächsten Hügel und Berge schieben sich reichgegliedert, schwungvoll gebildet, malerisch ineinander; alles dieses nächste Mittelgebirg ist durchaus reich an Vegetation; der alte Urwald von Nadelholz — Tannen, Fichten, Föhren, Pinien — ist längst zerstört; die Bewohner lebten einst neben Viehzucht vom Kohlenhandel; sie versahen die nächsten Städte, namentlich Vicenza, mit diesem Brennmaterial,

und eine Urkunde des Can Grande della Scala vom Jahr 1327 verleiht an die drei Gemeinden Recoaro, Rovegliana und Fongara das unbedingte Recht, in ihrem Distrikt Holz zu fällen (und zu weiden). Wurzelstümpfe von erstaunlichem Umfang werden noch hie und da ausgegraben und geben einen Begriff von jenen ausgerotteten Wäldern. Während nun diese Waldverwüstung den südlichen Ländern Europas die bekannten zwei gleich großen Übel der Dürre und der furchtbaren Überschwemmungen gebracht hat, so waren die Gemeinden in diesen Alpentälern so vernünftig, an die Stelle der alten Wälder fruchtbare Bäume, meist Kastanien, zu pflanzen. Dieser Baum hat sich so vermehrt, daß er bis zu ungewöhnlicher Höhe alle Berge ringsherum mit seinem heiteren Grün überkleidet. Platanen, Eschen, Akazien, auch Buchen haben sich freiwillig dazwischen eingestellt; in der Niederung gedeiht der Maulbeer, schlingt sich mit ihrem graziös ausgebogenen Ranken an Ulme und Erle die Rebe hinauf und zieht sich in sanftem Bogen wie ein Feston, von Krone zu Krone. Wiese und Rasen verdorren nicht wie anderwärts in Italien, von der frühen Sonnenhitze, Bergwasser, kühlfeuchtlicher Dunst der Baumwelt; laue Gebirgsnebel nähren sie, und wo das Auge umschauen mag, hier ist alles grün, grün heute in der Gluthitze des August wie im Monat Mai. Hoch oben aber schauen auf steiler Brust die kahlen Steinhäupter des ewig einsamen Hochgebirgs ernst und streng auf diese lebendige Welt herunter, als wollten sie sagen: was wißt ihr Kleinen da unten von den Tagen, die wir gesehen haben! Die Luft ist herrlich; nie im Leben bin ich mir des köstlichen Wertes der Luft so redlich bewußt geworden; Atmen ist Genuß und wirkt vielleicht mehr als die heilkräftigen Quellen. Wie blau der Himmel ist, habe ich öfters mit Staunen an einem Widerschein erkannt: das Blatt der Kastanie hat nur wenig Glanz, das Himmelblau ist aber hier so tief, daß diese geringe Glätte genügt, es in einer ungemeinen Stärke zu spiegeln, so daß ich, als die Erscheinung mir das erstemal entgegentrat, gar nicht begriff, was denn die blauen Bäume zu bedeuten haben. Kurz, ein Fleck der Erde, so reizvoll, daß er denn doch zu etwas Besserem da sein sollte, als um den langen Tag von der menschlichen Roheit durchwütet zu werden. Nicht in dieses Land Eden gehört das Geschlecht, sondern unter die Wildsäue im Waldsumpf, unter die Saurier und fliegenden Drachen des Urschlamms.

Das Dorf Recoaro zieht sich, wie schon gesagt, als schmales, in wenige Seitengassen gegabeltes Band am Agno hin; einige bessere Häuser und Gasthöfe, darunter ein Kasino mit kleiner Vorhalle und Loggia, zeigen, daß sich die Ortschaft auf Badebesuch eingerichtet hat; oben bei der Hauptquelle (Lelia) steht ein größeres Gasthaus, und eine Säulenhalle mit vorgesetztem, auf Stützen von Eisenguß ruhendem Glasdach bietet den Trinkern geschützten Raum zum Auf- und Abwandeln. Zwei große, einander symmetrisch gegenüber aufsteigende Treppen müssen dieser Stelle früher ein ganz hübsches Ansehen gegeben haben; unbegreiflicherweise hat aber die Regierung zugelassen, daß man vor die Fassade der architektonischen Quellenumgebung eine großmächtige Brille hingesetzt hat: ein Badhaus mit dunkeln, feuchten Badkabinetten, einem großen Restaurationssaal u. dgl.; die Blätter beklagen sich bitter über diesen „Fabricone" und machen mit einleuchtendem Rechte geltend, daß gerade für das, was am meisten nottut, eine hübsche Erweiterung der Wandelhalle, nun der Raum versperrt ist; Baden ist ohnedies nicht Liebhaberei des Italieners, und die traurigen Verließe werden wenig benützt werden. Dort oben sind nun auch einige Kaufbuden, geben diesem Punkte, zu dem man durch eine Platanen-Allee vom Dorf aufsteigt, etwas vom Gepräge unserer Badeorte, und eine mit Bäumen besetzte Plattform ladet zu angenehmem Frühstück ein. Einen besonderen Trost für wahre Freunde der Musik kann ich noch vermelden: es gibt in Recoaro keine Badmusik. Man meint in Recoaro nicht, wie in unseren Bädern, der Wert der Musik gewinne dadurch, wenn sie aufdringlich ist, wenn sie namentlich am frischen kühlen Morgen uns zumutet, das ausgeruhte Gehirn mit Gefühl zu berauschen wie ein Frühtrinker mit Wein, man schreit dem stillen Wandler, wenn er der nüchternen Klarheit des jungen Tages sich beschaulich erfreuen möchte, nicht mit Pfeifen, Geigen, Pauken und Trompeten zu: du sollst und mußt aber vergnügt sein! — eine Roheit, die nicht mir allein alle unsere Badeorte so unendlich traurig macht, ja alle Katzenjämmer, die dort hingeschleppt werden, in *ein* großes weinerliches Trübsal und Elend vereinigt. — Wenn ich erwähne, daß Recoaro wohlfeil ist, so wird man mich verstehen; es will heißen: Recoaro ist noch nicht verdorben. Dabei muß man sich in den Hauseinrichtungen auf einiges Primitive, Stockitalienische gefaßt halten.

Der Italiener nimmt merkwürdig schwer gewisse Zurüstungen für die Bequemlichkeit an, die sich in aller übrigen Welt von selbst verstehen. Kein Wunder, wenn die Entbehrung so einfacher Dinge, die eigentlich keiner Silbe wert sind, wie Stiefelknecht und Waschtisch, sich endlich im Traum eine närrische Form gibt. Nur in den größeren Städten haben sich die Gasthöfe entschlossen, von jenem antiken Dreifuß abzustehen, der keine Fläche bietet, um irgend etwas von den kleinen Dingen abzulegen, deren man bei der Toilette bedarf, dem Geräte, das mich im Traume gar zu den „Müttern" geführt hat. Dagegen ist als wahre Wohltat das treffliche italienische Bett zu nennen. In Deutschland meint man ja fast noch allgemein, schlafen heiße, sich das Gehirn in Federkissen ausschmoren. Ich bin geneigt, manche krankhafte Erscheinungen in unserer modernen Literatur, z. B. Neuromantik und Pessimismus, von diesem nächtlichen Siedezustande des Gehirns abzuleiten. An der Tafel herrschen noch jene schrecklichen zackigen, an wahnsinnige Muscheln erinnernden Brote, wie man sie auf vierhundertjährigen Bildern schon gemalt findet, gebacken aus einem Teige, der wie Lehm in den Zähnen klebt und wie Blei im Magen liegt, und so hart von Kruste, daß Esser dazu gehören von jenem glücklichen Lebensalter, wo man noch eine Steinsäge im Munde führt. Die ärztlichen Diätvorschriften sind äußerst tolerant und gestatten vielleicht nur gar zu gemütlich die guten Bissen, die der italienischen Küche immerhin nicht fehlen. Keine widerwillige Bedienung vergiftet das durch Morgenbewegung redlich verdiente Pranzo. Alle und jede Kellner Deutschlands, namentlich das schlingelhafte Volk unserer Badekellner, hätte ich herbeirufen mögen, sich den braven Matteo als Muster eines Kameriere einmal anzusehen. Er hatte vor allem Appell. Was heißt Appell haben? Es heißt: ein Zeichen geben, daß man gehört hat, wenn gerufen wird. Man sagt von den Schwaben, sie seien die potenzierten Deutschen; wenn sie es sind — leider jedenfalls auch in den Fehlern. In München trat ich aus meinem Gasthofzimmer einmal auf den Korridor. Hier steht das Zimmermädel und fragt, was ich wolle. „Nur den Hausknecht." „Er ist da," sagt sie, „dort auf dem andern Flügel des Korridors, und klopft Kleider aus". Man hörte ihn klopfen. Sie ruft: „Xaver!" Keine Antwort. Sie wartet eine Pause im Klopfen ab und ruft dann wieder und lauter: „Xaver!" Es

bleibt still. Jetzt tritt sie zu mir her, rückt mir mit bedeutender Gebärde den Kopf nahe ans Ohr und sagt: „'s is a Schwob." — „Eccomi!" oder „Vengo!" antwortet der italienische Diener, wenn ihm gerufen wird, mag er nahe oder fern sein, mag er augenblicklich Zeit haben, herbeizukommen oder nicht; er läßt mich nicht im Ungewissen, ob er mich gehört hat; „kannst warten", denkt der deutsche Steckkopf, „wirst schon merken, wann ich Zeit habe", und schweigt. Von je mehr Seiten die Forderungen, die Rufe kamen im vollen Speisezimmer, um so höher wuchs meinem Matteo Lust und Mut; rief, schrie, klingelte es von allen Enden, so kam es über ihn wie ein Wehen von oben, sein Dienst wurde Begeisterung; nichts vergaß er; die Teller, Bestecke, Gläser flogen unter seiner Hand und er zerbrach nichts, dabei immer guter Laune, immer heiter. O Matteo, an dich werde ich noch lange denken!*)

Die Bewohner und Umwohner Recoaros sind eigentlich ein gutmütiges Volk. „Buona gente!" ist das allgemeine Zeugnis. Man erkennt also deutlich, daß ihre Grausamkeit, ihre Lust am Wüten gegen das Tier nichts ist als eine zur Teufelei herangewachsene Kinderunart. Nun, so verhält es sich ja eigentlich mit allen Lastern; man lasse großwachsen, was am Kind noch einfach wie ein Naturphänomen auftritt, und die Xantippe, der Drache, der Tropf, der Lump, der böse Narr, der Höllenhund wird fertig. Ich weiß noch, wie ich als Knabe — nein, schon fünfzehnjährig — einmal kutschieren durfte; ich meinte nun ganz redlich, das Wesen dieser Technik sei das Schlagen und fing an zuzuhauen; doch der Kutscher belehrte mich: „Net haua, net haua, nur scharpfe Reda!" Säße neben jedem Knaben und Mädchen solch ein Plato auf dem Bocke des Lebenswagens!

Nun muß ich doch eine obige Andeutung aufnehmen und dem Leser sagen, daß wir bei diesem Volk eigentlich unter Deutschen sind. Längst wird ihm bekannt sein, daß die vielbesprochenen sieben Gemeinden in den Vicenza zugekehrten Alpen und die dreizehn in den Veronesischen nur scheinbar Sprach-Inseln sind — oder waren, denn das Deutsche ist auch bei den ersteren im Verschwinden begriffen. In diese Alpen, bei Vicenza vorwärts bis an die Berischen Berge,

*) Der Gute sitzt jetzt in Breno in Ober-Italien als Besitzer des albergo d'Italia.

haben sich einst Deutsche, Bayern und Alemannen, vorgeschoben, ein Nachschub von Franken und Sachsen (Westfalen und Angeln) hat sich mit ihnen gemischt. In Recoaro sprach vor anderthalb Jahrhunderten jedermann deutsch. Natürlich konnte sich das Deutsche nicht halten. Der Zweig eines Volkes, der über ein völkerscheidendes Gebirge sich hinüberstreckt, wird unwiderstehlich nach und nach in das fremde Volk eingeschmolzen, wenn nicht vom Bildungsmittelpunkte der eigenen Nationalität außerordentliche Anstrengungen ausgehen, seine Sprache und Sitte zu retten. Wie sich Österreich zu dieser Pflicht verhalten hat und noch verhält — das weiß man; still davon! Der italienische Dialekt, den diese Deutschen vorfanden und annahmen, ist ganz dem venetianischen ähnlich, besonders teilt er mit ihm die eigentümliche Skala des Sprachgesangs. Der Venetianer steigt gegen das Satzende mit einem Tone, worin etwas liegt wie: „Weißt du, so ist es nun", man könnte es mit dem sächsischen Tonklimax vergleichen, aber eine kleine Differenz der Note verändert den Anklang ins Angenehme. Der Recoarese mummelt, er vermanscht die Konsonanten, nur das R wird nicht mißhandelt. Die Vokale bleiben rein, die Öffnung des U und O gegen Ü und Oe beginnt erst westlicher, gegen Mailand hin — ein Vorbote jener äußersten Entstellung des Latein, die in der französischen Sprache vorliegt. Daß wir uns aber unter ursprünglich Deutschen befinden, zeigt auf den ersten Blick schon die herrschende Gesichtsbildung und ihr Ausdruck. Da, mein Hausherr, löblicher Besitzer der Casa al Ponte zu Recoaro, könnte ebenso gut in Hedel-, Holzel-, Bempf- oder Sindelfingen auf der Hausstaffel sitzen, seine Schwägerin Lionilla (Lienhilde), die mich bedient, in Unter- oder Obertürkheim Neckarwein servieren und niemand hielte sie für eine Fremde; dort den dicken Pfarrherrn mit dem kleinen Kopf, Unterkinn und knopfigen Näschen möchte ich nur gerade fragen, aus welcher Stifts-Promotion er hervorgegangen sei; man wundert sich stündlich aufs neue, daß die Leute, denen man ins Gesicht sieht, nicht schwäbisch oder bayerisch sprechen. Hinter dem Ortsnamen Recoaro muß ein deutsches Wort stecken; ein Nebenbach, der in den Agno fällt, heißt Rekler, den Namen in seinen Ursprung zu verfolgen übergebe ich den gelehrten Namen- und Völkerforschern in Innsbruck und München; von diesem „Rekler" leiten selbst italienische Schriftsteller den Namen Recoaro

ab. Einer der höchsten Gipfel heißt heute noch Spitz. Andere sichtbar deutsche Namen verschiedener Punkte des Thales kann ich nicht anführen, weil die italienischen Quellen, die mir allein zur Hand sind (— Bisesti: Cenni Storici di Recoaro dai primi abitanti etc. und Chiminelli: Recoaro e le sue fonti minerali etc; ich kann namentlich Schmeller nicht nachsehen—), sie aus Unkenntnis des Deutschen offenbar entstellt schreiben; der Hauptort der sieben Gemeinden, höher im Gebirge, Asiago, birgt in seinem Namen, wie ich glaube, ein Haslach; Tiene, Feltre und Schio (in Chroniken Scledum) sind unzweifelhaft Ortsnamen von deutscher Wurzel; es wäre interessant, die Familienregister nachzusehen, man müßte eine Masse erhaltener, nur italinisierter deutscher Namen finden; bekannt ist längst, wie unendlich viele Familiennamen in ganz Italien, besonders in den alten Sitzen der Longobarden, deutschen Ursprungs sind; ich erwähne in aller Eile nur einen der echtesten: Garibaldi (um so verkehrter, daß sein Träger, der redliche Idealist und kindliche Politiker, gemeint hat, seine Vettern bekämpfen zu müssen). Lange sollen hier in den Bergen merkwürdige Spuren altheidnisch deutscher Sitte bestanden haben; z. B. gab man den Toten die symbolischen Schuhe mit ins Grab, die man in Württemberg von den Ausgrabungen in Oberflacht kennt. Auf einem Bauernhof sah ich Knaben mit rohen primitiven Schleudern spielen; ich ließ es mir vormachen und fand, daß sie es prächtig loshatten, sie schleuderten unglaublich weit; wer weiß, ob nicht uralte Überlieferung?

Nun haben diese Deutschen, als sie hereindrangen, die Gebirge natürlich nicht leer gefunden; sie haben romanisierte Rhätier angetroffen und nicht ganz verdrängt und vernichtet, Latiner werden sich nach und nach dichter zwischen sie hineingeschoben haben. Die Mischung dieser Elemente hat hier kein günstiges Resultat ergeben; man sieht blutwenig schöne Leute. Wie ganz anders ist es in Deutsch-Tirol! Woher das? weiß ich nicht zu erklären. Auch viel reinlicher sind die Tiroler; ich habe von Venas herwärts über Belluno bis Recoaro allerwärts in den Dörfern, selbst in den kleinen Städten, einen wahrhaft ekelhaften Schmutz gefunden. Nichts neues dies! Man weiß, es ist italienisch. Anerkannt muß werden, wie die größeren Städte in dieser Beziehung sich heben; ich habe z. B. Livorno, mir aus früherer Zeit als verlottertes Nest in unerquick-

lichem Andenken, vor drei Jahren sehr sauber herausgeputzt gefunden. Etwas schneller dürfte es vorwärts gehen; selbst Städte wie Pavia fand ich damals noch tief im Dreck. Ob eine Nation sich hebt, davon ist bekanntlich die Zunahme der Reinlichkeit nicht das letzte Merkzeichen. Reinheit und Reinlichkeit hängen enger zusammen, als es scheint, und wie deine Seele beschaffen ist, das kann ich sogar auch — aus dem Zustande deines „dritten Orts" erkennen.

Wie sind nun diese einst deutschen Alpenbewohner so scheußliche Tierquäler geworden? Waren sie, als sie kamen, menschlich gegen das Tier und haben sie die Bestialität erst von den Latinern, den alten Zuschauern der Blutszenen in der Arena, gelernt? Haben den armen Köhlern einst ihre Zug- und Lasttiere nicht hingereicht, die Kohlen nach den Städten zu schaffen, hat mit dem Überbürden das Mißhandeln begonnen? Oder brachten sie die Grausamkeit als eigene, ursprüngliche Roheit schon mit? Etwas sehr trauriges muß hier gestanden werden: meine Ansicht ist es längst, daß an Grausamkeit gegen das Tier nach den Italiener gleich der Schwabe komme. Davon nachher. Man gewähre mir, zur Zwischenholung noch etwas zu plaudern.

Die Kleidung bewahrt als einzigen Rest der Tirolertracht noch das Hütchen, welches die Mädchen tragen. Am Sonntag aber gehen alle Frauen in jenem Schleier, der in Mailand schwarz getragen wird, hier aber und weithin in Oberitalien ein weißes Gewebe ist. Er fällt bekanntlich, auf dem Kopf angeheftet, über die Schultern oder wird wie ein Schal umgenommen. Er ist sicherlich antik und gibt selbst der gewöhnlichsten, ja ärmlichsten Erscheinung etwas vornehmes. Wenn unsere Damen so vernünftig wären, ein solches Stück echter Tracht zu entlehnen! Bei den Männern ist jedes volkstümliche Stück verschwunden; alte tragen hie und da noch die kurzen Hosen und den kurzen Frack, die als Stücke einer Städtermode im vorigen Jahrhundert am Volk in diesen Bergen hängen geblieben sind.

Keine Bekanntschaft, kein Gespräch mit Gebildeten, nichts von Politik? In Bassano saß ich abends im Hofe des trefflichen Albergo S. Antonio unter einer Gesellschaft junger Männer, von einem jungen Kaufmann aus Verona eingeführt, mit dem ich im Stellwagen zusammengetroffen war und dessen Persönlichkeit ich in den ersten Stunden liebgewonnen hatte; ich lernte wieder ganz die

liebenswürdige Affabilität des Italieners kennen und unterhielt mich aufs beste. Als ich die Wandlungen meines Denkens über die Stellung Österreichs und Deutschlands, meine aufrichtige Bekehrung zur italienischen Einheit bekannte, rückten die Herren gemütlich mit dem guten Appetit Italiens nach dem Trentino heraus. Da mußte ich ihnen nun allerdings zu Gemüte führen, daß man die Nationen nicht mit einem geradlinigen Schnitt in Staaten teilen kann, daß es gewisse Verzahnungen gibt, die man nicht ändern kann, ohne Krieg, ja Weltkriege zu entzünden, und daß zu viel wollen nicht gut tut. In Recoaro waren alle Zeitungen voll vom Aufstand in der Herzegowina; in Wahrheit aber kümmerte sich alle Welt mehr um den Herzog Vino, der hier in tiefem Purpur gnädig herrscht. Mit zwei Herren aus Dalmatien wurde ich näher bekannt, aber auf die slavische Frage einzugehen, welche uns zwar nicht jetzt, aber vielleicht doch noch den Weltbrand bringt, wäre nicht passend gewesen. Es ist doch eigentümlich, wie unbekannt uns in Deutschland noch die Zustände der südslavischen Länder sind. So ahnte ich nicht, daß ich in einem geistlichen Herrn, Namens Pavissich, mit dem mich mein Arzt, der Aufseher der Badeanstalten, Dr. Cav. Chiminelli, bekanntmachte, einen in Dalmatien sehr angesehenen Prälaten, fruchtbaren Schriftsteller und Pädagogen, Direktor sämtlicher Landesschulen kennenlernen sollte. Es sind unter der langen Liste seiner Werke, die er mir mitteilte, neben historischen, pädagogischen, auch Übersetzungen wissenschaftlicher deutscher Schriften, so eine italiensche Übertragung der empirischen Psychologie von R. Zimmermann; seine Haupttätigkeit ist ausdrücklich der Sprachvermittlung als solcher zugewendet; eine Manuale der deutsch-italienischen Konversation könnte uns als eine Arbeit für geringere Kräfte erscheinen, aber man muß dies im größeren Zusammenhang fassen: vernimmt man, daß ein solches Buch durch die musterhafte Reinheit, mit der es beide Sprachen handhabt, die 20. Auflage erlebt und daß daneben neuerdings ein Guida der italienischen und illyrischen (serbo-kroatischen) Konversation, die Frucht ungemeinen Fleißes, getreten ist, so sieht man in eine weitreichende internationale Tätigkeit, in einen Wirkungskreis hinein, der bedeutende Ziele hat und den ein Deutscher, der dort im fernen Zara seine Sprache schwesterlich mit den zwei anderen vorschreiten sieht, nur mit Freude und Hochachtung begrüßen kann.

Das könnte nun freilich zum alten Klagelied über die jahrhundertelange Schuld Österreichs gegen deutsche Sprache und Bildung zurückführen; ich habe z. B. von diesem Prälaten gehört, daß die krainerischen Schüler des Gymnasiums in Triest ein ungemeines Talent zeigen, Deutsch zu lernen, ja unsere Sprache sich leichter korrekt aneignen als die eigene: welche Aussichten auf leichte, zwanglose Germanisierung eröffnet diese Tatsache — und was hat Österreich vernachlässigt!

Genug, und eigentlich schon zu viel des Plauderns, gegenüber dem eigentlichen Zweck, für den ich zur Feder gegriffen habe! Die Empörung über ein Übel bestialischer Art hat sie mir in die Hand gedrückt; diese Zeilen wollen nicht unterhalten, nichts Interessantes, nichts Neues bringen, ich habe durchaus nichts gewollt als versuchen, den Leser in meinen Grimm hineinzuziehen. Ich weiß ganz, wie wenig der Einzelne, wie wenig das Wort vermag, und ich will dennoch nicht schweigen; ich will meine Stimme erheben und auch versuchen, diesen Schrei in Italien hörbar zu machen. Man weiß, wie furchtbar das Übel nicht nur im Gebirge, sondern in ganz Italien und Sizilien herrscht. Einzelne Züge habe ich in den „Kritischen Gängen" schon vor vielen Jahren angeführt*). Ich mag nicht weiter schildern, Züge schauderhafter Art wären noch zum Beleg beizubringen. Es widersteht, den Blick so lang auf eine große Wunde zu heften. Nun ist hier im Süden der große Mißstand dieser, daß die Grausamkeit gegen das Tier von den Gebildeten weit nicht so allgemein, nicht so ernstlich verdammt ist wie bei uns. In Italien bin ich, wenn ich bei gesitteten Menschen über diese böse Eigenschaft des Volkes klagte, früher nur auf Gleichgültigkeit und Lächeln gestoßen. Jetzt allerdings zeigen sich kleine Anfänge vom Erstarken des sittlichen Gefühls; in Mailand hat sich ein Tierschutzverein gebildet, in Triest, wo freilich das deutsche Element so viel stärker ist, ebenfalls**); eine lebendige Stimme, ausgehend von einem aufrichtigen Freunde der hochbegabten Nation, darf hoffen, gehört zu werden. Es handelt sich aber auch um mein eigenes Vaterland. Und so wollen wir uns die Sache doch noch etwas näher ansehen.

*) Hier, in der neuen Ausgabe, Band I, S. 415 ff. und S. 500 ff. A. d. H.

**) Siehe hiezu den nachfolgenden Artikel S. 326 ff.

Mit unserem Thema verhält es sich nun freilich so, daß überall die Mehrzahl eigentlich nicht gern davon sprechen hört. Es ist so sonderbar, so seltsam, wenn einer als Fürsprecher der Tierwelt auftritt. Man hat anderes zu tun, man braucht seine Zeit, sich für die Angelegenheiten der Menschen zu interessieren; gar auf der Straße sich gegen Tierpeiniger zu rühren, ist so auffallend; man läßt es lieber, es hilft ja doch nichts, man hält sich als gebildeter Mann abseits. Beliebt, aber leicht widerlegbar ist jener Einwand, der von der höheren Wichtigkeit der menschlichen Dinge genommen wird. Es ist durchaus falch, wenn man sagt, es sei des Übels so viel in der Menschenwelt, daß die Leiden der niedrigeren Kreatur in unserer Teilnahme nachstehen müssen. Wirken zur Linderung menschlicher Not und zum Schutze der Tiere sind zunächst zwei Dinge für sich, die durchaus nicht in das Verhältnis des Vor und Nach gebracht werden dürfen, sondern deren jedes für sich ein eigenes Kapitel bildet. Das Tier leidet auf seine, der Mensch auf seine Weise; man kann auch sagen: jenes sei mitleidwerter als dieser. An vielen seiner Leiden trägt er Schuld oder indirekte Mitschuld, gegen alle hat er immer Stützen und Trostquellen, die das Tier nicht hat, Vernunft, Sprache, Verkehr sind ihm gegeben, auf Abhilfe zu sinnen und zu wirken; Leiden des Tiers ist ähnlich dem des wehrlosen Kindes, und wer findet ein Kind nicht mitleidwert? Nun aber hängen die Kapitel doch auch zusammen, und zwar wie tief! Wer das Tier gegen die Roheit der Menschen schützt, der schützt den Menschen gegen seine eigene Roheit, den Einzelnen und die ganze menschliche Gesellschaft. Die Natur ist, wie jeder weiß, furchtbar grausam; Katze und Adler finden eine Wollust darin, ihre Beute nicht schnell zu töten, sondern lang und raffiniert zu quälen. Der tierquälende Mensch ist bloße Natur in diesem Sinn. Er vermehrt das allgemeine Foltern und wollüstige Würgen in der Natur, er handelt nur als höheres Tier gegen das wehrlosere, er ist nur höhere Katze, Tiger, Hyäne, Adler, Krokodil. Können wir die Menschen nicht aus dieser Tierheit ziehen, so mag nur ein allgemeines langsames Morden und Zerfleischen beginnen, daß es auf dem Planeten hergeht wie einst, als er nur ein Sitz von würgenden Ungeheuern war; verloren ist dann nichts an dem viehischen Geschlecht. Aus den Tierquälern werden die Augenausstecher und Zungenausschneider, wenn

einmal die Wut unter den Menschen ausbricht, und Domitian fieng, wie man weiß, seine Schule mit langsamem Fliegentöten an. Wollen wir den Menschen zum Menschen erziehen und die Gesellschaft sichern, so ist es gleich wichtig, ihn an dieser Stelle zu fassen wie an irgendeiner andern seiner Tierähnlichkeit.

Die Pflicht des Staates zum Schutze der Tiere erst beweisen wollen, wäre daher ein kindisches Tun. Manche freilich zweifeln und sagen, das Tier, das der Mensch gezüchtet, erkauft hat, sei sein Eigentum, und der Staat müsse die Behandlung des Eigentums freigeben. Das Tier kann aber niemals so Eigentum sein wie eine Sache, denn es lebt, es empfindet. Und wie? Ist unser Körper nicht unser Eigentum? Es liegt also wohl in meinem Belieben, ob ich bekleidet oder nackt gehe, mich berauscht in der Gosse wälze, oder nicht? Der Staat darf nicht einschreiten, wenn einem viehischen Menschen das letztere beliebt? So gut er berechtigt und verpflichtet ist, einen nackten Betrunkenen von der Straße wegzufangen, so gut hat er doch wohl auch Pflicht und Recht, die Grausamkeit nicht zum allgemeinen Ärgernis nackt gehen zu lassen. „Ärgernis“ — nein, auch verderbliches Beispiel! Es ist ein unabsehliches Fortzeugen; die Tierschindersknechte in Recoaro, in Rom, Neapel, Palermo haben alle ihr Schandhandwerk als gelehrige Kinder ihren Vätern und Vettern auf der Straße abgesehen.

Es ist in diesen Zeilen viel vom Hauen die Rede gewesen, nämlich auch vom Hauen gegen das Hauen, und ich will einem sehr feinen und gebildeten Leser zum Verdruß noch etwas erzählen. Oben ist erwähnt, ein Triestiner, in dem ich einen Gleichgesinnten fand, habe mir gesagt, er würde auf den Schläger geschlagen haben, wenn er je ein Somaro bestiegen hätte. Ich kam hier, in Venedig, mit einer edeln Dame, der Frau eines Künstlers, über diese unerträglichen Zustände in Recoaro, die sie aus einem dortigen Aufenthalte gut kannte, ins Gespräch und gestand, wie schwer ich den Drang unterdrückt habe, einen dieser Kerle für jeden Hieb zu hauen. So? sagte die schöne, junonische Frau, eine geborene Venetianerin — „nun, ich hab's getan! aufgestiegen, dem Treiber erklärt, für jeden Schlag auf sein Tier bekomme er selbst einen — er kann es nicht lassen, haut, hat dafür augenblicklich einen Hieb von dem Rohr, mit dem ich mich bewaffnet; er meint, es sei Spaß, haut wieder, wird

wieder gehauen, und nicht ein bißchen, sondern recht, und so fort bis dem Unmenschen sein tierisches Maul hoch aufschwoll". So hat es eine wirkliche Dame gemacht; wie es dagegen sogenannte Damen in Recoaro hielten, hab ich zur Schande ihres Geschlechts erzählen müssen.

Ich erlaube mir nun aber, im Ernste zu behaupten, daß gegen die Mißhandlung des Tiers die Prügelstrafe wieder eingesetzt werden müßte. Nicht, als könnte man so töricht sein, zu meinen, hier könne Gewalt helfen; vielmehr natürlich nur als Grundlage für die wahren, von innen wirkenden Mittel. Wenn es der Tierquäler nicht faktisch am eigenen Leibe fühlt, wie es tut, so werden diese ohne Wirkung bleiben. Es ist ein böses Kind; ohne ein Stück Terrorismus geht es in der Erziehung nicht ab; es muß — nicht oft, aber doch ein- und das andremal — auch einschlagen, sonst glaubt der Knabe nicht an den Blitz (des Befehls und Verbots). Es ist die derbe, reale Grundlage, oder, wenn man will, die Erweichung des Bodens für die höhere pädagogische Pflanzung.

Diese ist Sache der Kirche, der Schule und der Assoziation. Auf diesem Punkt ist es gegeben, einen Blick auf Deutschland herüberzuwerfen.

Der wirkliche Zustand ist nun bei uns allerdings besser. Es liegt im deutschen Charakter mehr Humanität gegen das Tier, doch kann man nicht sagen, daß sie eine herrschende Tugend unseres Volkes sei. Wenn dem armen Pferd die Natur nicht die Stimme der Wehklage verweigert hätte, so würde z. B. in den Straßen Wiens ein allgemeines Wehgeheul zum Himmel aufsteigen, worüber selbst der rohesten, ja vornehmst rohen Seele die Haare sich sträuben würden. Wer mit fühlendem Herzen und Nerv durch diese Straßen geht, muß den vereinigten Jammerton so vieler gemarterter Kreaturen mit dem innern Gehör vernehmen. Überhaupt aber steht es bei uns so, daß der bessere, weichere Zug in unserem Volk überall zurücktritt, wo das Interesse, der rauhe Kampf ums Dasein waltet. Ja, dies ist noch zu mild gesprochen. Die Seelen verhärten sich zu solcher Wildheit, daß die Grausamkeit weit über das Interesse geht; man sollte meinen, es müsse dem rohen Fuhrmann doch einfallen, daß es ja sein eigener Schaden ist, wenn er sein Tier durch Mißhandlung vor der Zeit aufreibt; da ihm dies nicht einfällt, so folgt, daß die Lust am

Quälen größer sein muß, als die Lust an Erhaltung des Besitzes und an Gewinn. Im Ganzen wird das Urteil über unsere Zustände dahin ausfallen, daß das Übel durch die Mißbilligung, die es bei der Mehrzahl der Gebildeten findet, doch stärker im Zaum gehalten ist als in Italien. Es ist allerdings ein großer Unterschied, ob der gebildete Teil einer Nation ein moralisches Übel als Übel erkennt und entschieden verdammt, oder nicht. Urteil ist freilich noch lange kein Wirken, kein Handeln, namentlich kein gemeinsames, kein organisiertes. Es bestehen aber bei uns schon lange Tierschutzvereine; auch ist anzunehmen, daß, wo so viele ihr Gefühl geschärft und ihr Urteil richtig gestellt haben, im Einzelnen häufig nicht bemerkt, überhaupt nicht nachrechenbar, aber doch unendlich mehr geschieht als in einem Lande, wo erst schwache Anfänge von Gefühl und Urteilsbildung in den Klassen sich zeigen, die als besser erzogener Teil der Nation dem roheren Volke gegenüberstehen. Kaum irgendwo trennt in dieser Beziehung eine tiefere Kluft die gebildeten Stände und das Volk als in meiner Heimat Württemberg. Es gehört zu den eigentümlichen Widersprüchen im Schwabencharakter, daß von jenen Klassen aus seit Jahrhunderten so viel Erziehung des Volkes geschieht und daß das Volk, in manchen Richtungen so gelehrig und wirklich gut geschult, in anderen, im Gebiet der Sitte, der Form und eben namentlich in dem der Humanitätspflicht gegen das Tier, so roh und wild bleibt, so ungezähmt in wüster, böser Fluch-, Zank- und Zornwut. Man möchte im Abscheu darüber sagen: was ein rechter Schwabe ist, wird nie ganz zahm! Bleibt nun die allgemeine Verurteilung des in Rede stehenden Übels durch die gebildeten Stände hier und anderswo in Deutschland immerhin nicht ohne Wirkung, so ist doch auch wahr, daß wir uns noch viel zu schlaff verhalten, in viel zu häufigen Fällen bloß urteilen, statt zu handeln. Wirkte das allgemeine Verlangen antreibend auf unsere Polizeiinstitute, so hätten wir z. B. schon lange durchgesetzt, daß eine jährliche Pferdeschau eingeführt wird, welche die unfähigen Tiere ausmustert und nicht duldet, daß, wie es so häufig geschieht, dem Abdecker verfallene Pferde gekauft und noch verwendet, d. h. zu Tode gepeitscht, statt geschlachtet werden. In Württemberg ist den Geistlichen und Schullehrern vom Konsistorium vorgeschrieben, gegen Tierquälerei durch Unterricht und Predigt zu wirken, und bei den

Visitationen soll auch danach gefragt werden, ob etwas geschehe. Aber was geschieht denn? Was könnte z. B. ein Prediger tun! Es gibt eine Beredsamkeit, es gibt eine Kraft des Wortes, die rohen Herzen in der Tiefe zu packen, selbst die verwilderte Seele zu winden und zu schütteln; wo hört man von solchen Feuerworten, von solchen Gewittern, die den rauhen, steinigen Boden unserer Bauern- und Fuhrmannsseelen durchweichen müßten? Wie viele Stunden ersparen sich denn unsere Schulmeister, die Kinderseele anzuleiten, daß sie menschlich sich in den Zustand des gequälten Tieres versetze? Und es wäre so lohnend! Sie ist ja empfänglich, diese Seele, es fehlt ihr ja nur an der erziehenden Hand, an der aufschließenden Vernunft.

Dies führt mich auf Italien zurück. Nicht nur die Recoaresen, die Italiener überhaupt sind eigentlich ein gutmütiges Volk, sie sind auch in Sachen des Gutseins lernfähig, höchst erziehungsfähig. Großgewachsene Kinderteufelei habe ich die Grausamkeit gegen das Tier genannt. Keines Volkes Fehler erscheinen so deutlich als aufgewucherte Kinderunarten wie die der Italiener. Nun also —

Es ist genug. Ich habe nichts mehr zu sagen. Man wird diesen Artikel verspotten; „Eselspredigt“, „Schwabenartikel“ höre ich im Geiste von höhnischen Lippen. Man wird mich der Weichmütigkeit zeihen, wird überflüssig einwenden: wir haben doch ein Recht, Tiere zu schlachten, sie mitunter durch Strenge zu ziehen: man wird etwa mutmaßen, ich hätschle zu Haus einen verwöhnten Mops. Mir gleich! Man wird auf die Schwierigkeiten in der Gesetzgebung und ihrer Ausübung hinweisen, als ob ich sie nicht kennte und als ob ich nicht die Antwort hätte, daß es trotz denselben gehen muß, wenn man nur recht will. Mir alles gleich! Wenn nur ein paar Samenkörner auf guten Boden fallen, wenn nur in das Land, worin ein so hochbegabtes und liebenswürdiges Volk lebt, einige Lichter hinüberfließen und entfernt mitwirken, daß ein so schwarzer Flecken in seinem Charakter sich mindere und helle! Wenn ich erlebte, daß meine Worte in Italien Anklang und Nachhall finden, wenn ich mir sagen dürfte: ein winziges Scherflein wenigstens habe ich dazu beigetragen, daß es allmählich besser wird, so wäre der Spott der Spötter nur die Würze für meine Freude. Und weckt mein Versuch im eigenen Vaterland etwa da und dort ein Gemüt aus der Schlaff-

heit des bloßen Urteils zum Entschlusse des Wirkens — um so besser! Die beliebte Losung: „es läßt sich nichts machen," ist leider selbst die Ursache ihrer Wahrheit. Es läßt sich nichts machen, weil wir die Hände in den Schoß legen. Wäre unsere Verurteilung mehr als weiches Gefühl, das sich schämt, in Wirkung überzugehen, so müßte das gemeinsame Fühlen aller gebildeten Menschenherzen, in Denken und Wollen verwandelt, zu einem Strom anschwellen, der das wüste Übel nicht länger als breiten Schandfleck der Menschheit auf Gottes schöner Erde wuchern ließe.

(Augsburger Allgemeine Zeitung 1875; zweiter Druck in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, 2. Heft, 1881.)

Noch ein Wort über Tiermißhandlung in Italien.

Seit der Artikel „Aus einem italienischen Bad“ in der „Allg. Ztg.“ erschienen ist, durfte ich aus mehreren Anzeichen, mit einer Genugtuung, die nicht mir selbst, sondern der Sache galt, erkennen, daß seine Beschwerden über die in Italien herrschende Grausamkeit gegen das Tier in diesem Lande selbst nicht ohne Wirkung geblieben sind. Die erste öffentliche Stimme, die über die Alpen kam, war eine deutsche, sie ließ sich in dem Artikel dieses Blattes vernehmen: „Italienische Tierquälerei.“ L. S. Rom (Nr. 295 Beil. 22. Okt. 1875). Der Verfasser gibt einige Beiträge zum Bilde des empörenden Zustandes, um den es sich handelt, und mißt dann die Hauptschuld am Großwachsen des schwarzen Zuges im italienischen Volkscharakter den Priestern bei, die, statt ihn zu bekämpfen, ihn noch nähren, und zwar durch die katholisch-kirchliche Doktrin, daß das Tier keine Seele habe. Hiefür kann ich aus einer eigenen Erfahrung einen Beleg beibringen. In Sizilien sah ich einen Knaben mit einem Vogel spielen, dem ein Bindfaden an einem Fuß befestigt war — eine bekannte Form der Tierquälerei zum Spaß, die früher sehr verbreitet gewesen sein muß; es zeigt davon z. B. ein Familienbild von Rubens in einem Palast zu Genua, auf welchem ein Knabe einen Distelfinken an einer Schnur flattern läßt. Das Tierchen, das abwechselnd fortfliegt und wieder zurückgezogen wird, renkt sich natürlich in kürzester Frist ein Fußgelenk aus und ist hiemit einem elenden Tode verfallen. Ich trat zu dem Knaben hin und fand denn auch, daß der Vogel wirklich schon an einem Fuß luxiert war, machte ihn von der Schnur los und setzte ihn auf die Erde, nur damit er wenigstens keine aktiven Qualen mehr auszustehen hatte. Jetzt kam der Vater des Buben, der in der Nähe bei einem Pfaffen stand, herbei und hielt — allerdings in italienisch anständiger Weise — eine Anrede an mich, worin er geltend machte: der Vogel sei Eigentum des Knaben und mein Wegnehmen also ein rechtswidriges Handeln. Ich suchte ihm darzutun, was ein Tier

unter einem solchen Spiel leiden müsse, und zeigte ihm auch den ausgerenkten Fuß. Der Pfaffe aber schnitt mir die Wirkung meines Belehrungsversuches mit der Bemerkung ab: Eh, è una bestia, non ha sentimento.

Leider habe ich ein Beispiel noch schlimmerer Art zu erzählen und würde es nicht tun, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es nicht allein steht. Es ist schon arg genug, wenn diejenigen, welche die Volkserzieher sein sollten, einen der bösesten Triebe der menschlichen Natur durch Leihung von Gründen, durch Aufstellung einer falschen Lehre noch stützen, schützen und steigern; noch ärger freilich, wenn sie, im einzelnen Fall der Ausübung, gar durch Rat und Anleitung handelnd mitwirken. Ich war dabei nicht Augenzeuge, aber ein solcher, und zwar ein höchst zuverlässiger, hat mir den Fall erzählt: Im römischen Gebirge auf steiler Steige und holpriger Straße stürzt ein überladenes Maultier unter seiner Last und unter den fortgesetzten wütenden Hieben seines Treibers zusammen. Der Pfaffe aus dem nahen Bergnest, dem Ziele des Fuhrmanns, kommt dazu und rät, es noch mit einem großen Holzscheit zu versuchen, und zwar so, daß man mit der scharfen Spaltkante auf das Tier schlage. Ein solches wird geholt, in der genannten Weise damit auf die Kreatur losgehauen und richtig! es hilft, das Tier rafft sich noch einmal auf, und der Pfaffe reibt sich die Hände.

Wer kann zweifeln, daß es auch unter den italienischen Priestern gute Menschen gibt, die Mitleid fühlen und Mitleid lehren! Aber allerdings wird man zu sagen berechtigt sein: diese sind menschlich nicht vermöge des Systems, in welchem sie stehen, sondern trotz demselben. Ob in theologischen Lehrbüchern irgendwo positiv der Satz aufgestellt ist, daß das Tier keine empfindende Seele habe, weiß ich nicht; soviel aber ergibt sich aus Geist und Charakter der katholischen Kirche von selbst, daß sie überhaupt keine Zeit hat, nach Stellen des menschlichen Lebens hinzublicken, wie diejenige, von der hier die Rede ist; sie braucht all ihre Zeit dazu, ihre magischen Mittel als die allein wirksamen anzupreisen und anzubringen, wodurch sie dem Menschen den Einlaß in den Himmel zu sichern vorgibt. Schonung des Tieres predigen, das hilft ja nicht zum Herrschen, hat darauf keine Beziehung; es kann daher ein dahin gehendes Interesse auch nicht geben. Man könnte allerdings weitergehen und es als Mangel

der christlichen Religion an sich bezeichnen, daß sie, wie sie überhaupt zu wenig über die wirklichen, bestimmten Menschenpflichten aufstellt, so auch auf diese Seite sich — in ihren Urkunden — nicht einläßt, darüber nichts vorschreibt. Die Gesetzgebung Mosis stand hierin höher und hat bekanntlich herrliche Sätze, worin sie Erbarmen mit dem Vieh zur Religionspflicht macht. Aber aus dem übrigen, so viel tieferen und milderen Geiste des Christentums ist die Pflicht des Mitleids gegen das Tier doch so viel leichter als andere Lebenspflichten, wie namentlich die politischen, abzuleiten, daß trotz jener Lücke eine furchtbare Verknöcherung dieser Religion eingetreten sein mußte, ehe es dahin kam, daß eine so wesentliche Grundempfindung der Menschlichkeit, wie das Mitgefühl mit dem Tier, im ganzen Umfang ihrer Begriffe keine Stelle mehr fand. Ist aber Seellosigkeit des Tieres wirklich eine ausdrückliche Doktrin der italienischen Theologie, so genügt es nicht mehr, zu sagen, die katholische Kirche habe keine Zeit und kein Interesse dafür, Menschlichkeit gegen das Tier zu lehren, es handelt sich nicht mehr von bloßer Unterlassung, sondern von üblem Willen: das Tier wird aus dem Umkreis der möglichen Gegenstände menschlicher Liebe positiv verstoßen, weil es für die magischen Mittel unzugänglich ist, wodurch die Kirche den Himmel garantiert; ein Wesen, das nicht beichten und Absolution empfangen kann, gegen Weihwasser und heiliges Öl gleichgültig ist, muß keine Seele haben. Dieser Sinn scheint denn auch in der Ausrede zu liegen, die man vom Volke hört, wenn man ihm Tierquälerei verweist: non è christiano. Weniger pfaffengläubig, dafür allerdings noch boshafter, sagen unsere schwäbischen Pferdeschinder in demselben Falle: warum ist's kein Spezial geworden! Der Pfaffe und sein gelehriger Schüler, das Volk, wissen nun aber allerdings sehr wohl, daß das Tier empfindet, sonst würden sie ja nicht darauf kommen können, ihm durch Vermehrung der Qualen die letzte äußerste Kraftanstrengung abzuzwingen. Der obengenannte Artikel aus Recoaro hat dies einen unlösbaren Widerspruch genannt; er wird jedoch lösbar sein. Der Tierpeiniger macht sich die ihm sehr wohlbekannte Empfindungsfähigkeit des Tieres zunutz, soweit sie ihm dient, durch Qualen, die er ihm zufügt, Zwecke zu erreichen, oder sich das Vergnügen des Bewußtseins der Oberherrschaft des Menschen zu geben; er lügt sich dagegen vor, das Tier sei empfindungslos, wenn das Ge-

wissen aufsteigen will, das denn doch auch im Barbaren nicht ganz stumm ist.

Was nun aber immer das Priestertum in Italien sündigen mag nicht nur durch Unterlassung des Kampfes gegen das Übel, sondern sogar durch Nährung desselben vermittelst sophistischer Lehre, schließlich kommt alles auf die romanische Sinnlichkeit hinaus; in ihr hat ja die Entartung der Religion in Magie und Priesterkirche, und in ihr hat ebenso die Grausamkeit gegen das Tier ihren Grund, denn diese ist ja ganz die Art des höheren Tiers gegen das niedrigere: es ist die Grausamkeit des schönen Adlers und Tigers gegen Taube, Hase, Reh, der behenden Katze gegen die Maus. Nun hat sich aber die italienische Nation so herrlich aufgerafft und gehoben, ihre politische Auferstehung ist so sehr auch als eine sittliche anzusehen, daß jene schlimme Frucht einer verwilderten Sinnlichkeit, die in der Tiermißhandlung vorliegt, zu den veredelten Zügen in vollem Widerspruch steht. Ich kann dies mit der Erfahrung belegen, daß mir der Anblick der Ausbrüche dieses häßlichen Zuges jetzt viel weher tut als auf früheren Reisen. Sonst legte ich es zum übrigen: es ist einmal eine gesunkene Nation, dachte ich, jetzt brennt es mich und wird mir unerträglich, weil ich, in der Grundstimmung gehoben durch die sichtbare Besserung aller übrigen Zustände, nicht mehr darauf gefaßt bin, es noch sehen zu müssen. Wir kommen darauf zurück. Ich will nur noch ein Beispiel anführen, an dem man recht erkennen kann, wie in dieser Beziehung das Schöne und das Wilde in Italien heute noch hart nebeneinander steht. Es ist keines von den grellen und doch ganz hinreichend, den Kontrast zu beleuchten. Ich habe im September ein prächtiges Fest in Treviso mitgemacht. Es wurde ein Denkmal für alle in den letzten Kriegen gefallenen Söhne der Stadt und Provinz enthüllt, eine Marmorstatue von der Hand des trefflichen Borro, dieses edlen Meisters, dem Venedig das Monument Manins verdankt; sie stellt den Genius Trevisos dar, ein hohes Weib, die Fahne in der Rechten, in der Linken einen Kranz, den sie nach den Namen der Märtyrer am Sockel niedersenkt; schmerzvoll, wie eine trauernde Mutter, neigt sie das Haupt; der Anblick war so majestätisch und rührend zugleich, daß die Augen der Zuschauer feucht wurden, als die Hülle fiel; ein Mitkämpfer der Gefallenen, Bianchetti, hielt eine Feuerrede; es war ein Fest der reinsten An-

dacht, in der geschmückten Stadt bewegte sich dichtes Volk mit dem Anstand, der selbst dem gemeinen Italiener einen gewissen Adel gibt, ernste Freude leuchtete aus allen Augen, mit italienischer Gefälligkeit wurden die fremden Gäste begrüßt und geleitet. Abends machte ich mit einem Freunde von Venedig einen Spaziergang vor die Stadt; ein Kärrner kam an uns vorüber mit einem Wagen, den ein Maultier zog; seine Führung bestand in einem unausgesetzten Hauen mit einem Prügel; man konnte ganz deutlich sehen, daß das Schlagen ganz überflüssig war, das Tier gieng einen guten Schritt und der Mann wollte offenbar eigentlich selbst nicht weiter, er meinte nur, so gehöre es sich, Fahren und beständiges Schlagen sei ein Ding. Da uns nun dieses Bild immer in Sicht blieb und der Anblick unerträglich war, so blieb uns nichts übrig als umkehren. Mit der Feststimmung des herrlichen Tages aber war es ab und aus, und nur in der Erinnerung kehrte sie wieder.

Nun sind aber in Italien wirklich bedeutendere Anfänge des Kampfes gegen diese Roheit wahrzunehmen, als ich zur Zeit wußte, da ich den obigen Artikel schrieb; ich wußte nur von einem Tierschutzverein in Mailand (und Triest), nicht von der Existenz eines solchen in Florenz, in Rom, Verona (und wohl auch Neapel?). Die Publikationen, Rechenschaftsberichte des Florentinischen kommen mir zu, sie geben das Bild einer sehr energischen, musterhaften Tätigkeit. Er bestrebt sich, Zusätze, neue Bestimmungen zu dem bestehenden Gesetze gegen Tierquälerei zu erwirken, er wendet sich mit Belehrungen, Ermahnungen in Flugblättern an die italienische Jugend, an die Gemeinden, die Vorstände der agrarischen Komiteen, an Unternehmer von öffentlichen und privaten Bauarbeiten, speziell an Karrenführer und Fuhrleute jeder Gattung, namentlich aber auch an Schullehrer und — es ist merkwürdig genug, daß diese durch eine Laiengesellschaft auf eine ihrer Hauptpflichten als an eine Religionspflicht gewiesen werden müssen — an die Geistlichen: „Ai Priori, Curati, Cappellani ed altre dignità eclesiastiche, che sorvegliano e dirigono la morale educazione della gioventù.“ Nach allen Seiten wird in diesen Publikationen die Sache beleuchtet; die des Nutzens ist, wie billig, nicht vergessen, aber ebensowenig die moralische, die Wahrheit, daß aus dem Tierquäler ein Menschenquäler werden muß; auch an die Ehre Italiens werden alle diese

Ermahnten erinnert, an die Schande vor dem Auslande, das mit Abscheu auf diesen widerlichen Flecken im italienischen Charakter blickt. Diese letztere Seite ist es, die ich schon berührt habe, auf die ich aber nun noch bestimmter hinweisen möchte.

Italien ist erwacht, Italien lebt, Italien hat und fühlt Ehre. Der Zug im Charakter seines Volkes, von dem hier die Rede ist, gehörte zum alten Italien, zum tiefgesunkenen, zum verachteten Italien; er paßt nicht zum Bildnis des neuen, das Ehre in der Brust trägt, denn er ist schmachvoll, weil er untermenschlich ist. Ein wahrer Mensch ahmt nicht die Grausamkeit des Tieres nach, sondern erbarmt sich seiner, weil er über ihm steht und trotz seiner Grausamkeit das Menschenähnliche in seinen besseren Eigenschaften sieht und fühlt. In den Tierschindern sahen wir vor der Zeit der Auferstehung Italiens die Enkel jenes Gesindelvolkes, das einst den Tierkämpfen und Gladiatorengemetzel zujubelte, sahen wir die späten Früchte der Fäulnis des alten kaiserlichen und der giftigen Verderbnis des priesterlichen Rom.

Dieses Urteil umzustoßen, genügte es nicht, daß wenigstens keine Stiergefechte bestanden, wie in Spanien, wo wir an dieser scheußlichen Erbschaft aus den Zeiten der Arena alle Stände, die Damen der höchsten nicht ausgenommen, sich entzücken sehen; denn da ist ja das Übel nur konzentrierter in e i n e m Bilde beisammen.

Italien weiß, daß es nun, da es erstanden ist, an den Ausbau seines Staates und an die innere Durchbildung, an die Neugestaltung seines sittlichen Lebens gehen muß. Lavoriamo! ist die Losung. Unser Thema trifft nun aber mitten hinein in das Ganze der großen Aufgaben einer so edeln Nation, die so vieles nachzuholen hat; es ist in der Tat höchst interessant, zu sehen, wie im Kulturleben eines Volkes alles miteinander zusammenhängt. Jene Anreden des Tierschutzvereins in Florenz an die Lehrer und Geistlichen, an die Fuhrleute und Kärrner — sie werden, wenn's gut geht, da und dort ein kleines Samenkorn ausstreuen; es sind nur Notbehelfe, solange die Volksschule und auch die Mittelschule in dem Zustande verbleiben, worin sie sich befinden, und man kann sich dies einfach klarmachen, wenn man auch nur das Eine bedenkt, daß unter hundert Fuhrleuten und Kärrnern schwerlich Einer ist, der lesen kann.

Italien hat fast so gut als keinen Volkslehrerstand, und es hat

ihn nicht, weil es keinen Schulzwang hat, und es hat diesen nicht, weil es sich noch nicht ganz von dem Satze hat losmachen können: „die freie Kirche im freien Staate,“ der doch eigentlich nichts anderes bedeutet als: die unverschämte Kirche im zu bescheidenen Staate. Die Kirche hat in die Staatsschulen nichts dareinzureden, aber sie hat Freiheit, Schulen zu errichten, so viele sie will, und die Mehrzahl der Jugend sitzt in den ihrigen, nicht in den Staatsschulen. Es gilt dies zunächst von der Mittelschule; wie das Gesetz umgangen wird, das bestimmt, daß keine (Laien-) Schüler geistlicher Seminarien, sondern nur Schüler von Staatsgymnasien zum Abiturientenexamen zugelassen werden, darüber vergleiche man einen Artikel in der „Allg. Ztg.“ vom 2. Aug. d. J., Beilage, „Von der italienischen Grenze“. Und die Volksschule, die eigentliche Stelle, wo der Kindheit die ersten ethischen Begriffe beigebracht werden sollten, wie steht es denn mit ihr? Ich bitte um Aufklärung, ich weiß rein nicht, wo sie eigentlich ist. Und übrigens: so lange kein Schulzwang, so existiert sie, wo sie existiert, nur scheinbar. Es ist noch die pure Unreife, daß man in Italien meint, der Schulzwang widerspreche der menschlichen und bürgerlichen Freiheit, und dieser Irrtum steht ganz parallel neben demjenigen, der eine Hauptursache des Blütestandes der Tierquälerei ist. Unter den gebildeten Italienern, unter den Besseren im ungebildeten Volke, die untätig der Mißhandlung von Tieren zusehen, sind wohl doch manche, welche die Barbarei innerlich mißbilligen, aber nicht einzuschreiten wagen, weil sie denken, das Tier sei doch einmal das Eigentum seines Herrn und er könne damit verfahren, wie er wolle. Ich habe es in Recoaro in der Empörung meiner Seele nicht unterlassen können, einigemal in der volkreichen Straße des Dorfes unter die Unmenschen hineinzufahren und sie Bestien, verworfenes Pack zu schelten, die man durchprügeln sollte, und ich habe bemerkt, daß dort ein Herr, der vor dem Kaffeehause, hier ein Schuster, der arbeitend vor seiner Tür saß, sichtbar zustimmend nickte; aber laut beizustimmen, davon hielt sie offenbar der falsche Rechtsbegriff ab. Nun, und derselbe falsche Rechtsbegriff liegt dem Widerstande gegen den Schulzwang zugrunde. Das Kind ist ein Eigentum seiner Eltern; man kann sie nicht zwingen, es zur Schule zu schicken, meint man. Unsere Kinder gehören aber so gut dem Staate als uns, weil wir selbst nicht nur uns,

sondern ebensogut dem Staate gehören. Müssen wir denn dem Staate nicht sogar unser Leben opfern, wenn er es bedarf? Und unsere Tiere? Sie gehören doch auch nicht so ganz uns, daß wir durch ihre Behandlung der Gesellschaft, deren Glieder wir sind, ein öffentliches Ärgernis geben dürften. Es ist eine Parallele und zugleich ein Verhältnis der Einwirkung; derselbe falsche Rechtsbegriff lähmt den besseren Willen der fühlenden Menschen, daß sie nicht persönlich einzuschreiten und überhaupt vorzugehen wagen gegen die Tiermißhandlung, und lähmt den Willen der Einsichtigen zur Einführung des Schulzwanges; zugleich aber und ebendaher lernt das Kind in keiner Schule die ersten Pflichten der Menschlichkeit, ja es lernt in Mehrzahl nicht einmal lesen, um Ansprachen eines Tierschutzvereins verstehen zu können.

Solange nun dies nicht anders ist, bleibt nichts übrig, als im Einzelnen zu wirken, so viel man mit Vereinen und außer Vereinen eben wirken kann. Das ist nicht eben viel, ins Große wirken nur Polizei, Kirche (sofern sie die Religion vertritt, nicht zertritt, wie die römische) und Schule, aber es ist doch viel besser als nichts.

Ich möchte die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, noch auf einige Seiten und Züge der Barbarei hinzuweisen. Wird denn endlich von Seiten der Polizei nicht etwas geschehen gegen das Wegfangen und Schießen der kleinen Vögel, selbst der schönsten Singvögel, für die Küche, wodurch sich der Italiener des besten Beistands gegen seine lästigen Feinde, die Insekten, und der anmutigen Belebung der Landschaft so unsinnig beraubt? Diesem Unfug könnte doch ein gut vollzogenes Verbot mit entscheidendem Schlag ein Ende machen. Da von den Vögeln die Rede ist, so sei noch angeführt, daß man dortzulande meint, es tue dem Huhn und der Ente nicht das geringste, wenn man sie, solang es beliebt, Stunden, viele Stunden lang, an den Füßen kopfabwärts trägt, knebelt, so geknebelt halbe Tage lang und länger hängen und liegen läßt. Es ist ganz Kinderart, zu meinen, der Fuß sei so eine Art von mechanischer Handhabe wie an einem leblosen Objekt. Doch das ist noch Bagatelle gegen die Behandlung der Zug- und Reittiere. Ich versetze den Leser dahin, wo es am scheußlichsten zugeht, nach Neapel und Sizilien. Ich habe schon in den „Krit. Gängen (neue Folge)“ angeführt, daß ich dort an eine mit 8—10 Personen beladenen Corricolo Pferde habe keuchen

sehen, deren ganze Brust nur Eine Wunde war, aus welcher das Blut strömend in den Staub niederfloß, während der Brustriemen tiefer und tiefer, stets aufs neue in das rohe Fleisch einschnitt und daran rieb; ich habe angeführt, daß der Rücken meines Maultiers auf der sizilianischen Reise, als ich es abgesattelt sah, auch nur Eine große Wunde, lauter entzündetes, eiterndes, rohes Fleisch war. Ich hatte immer nicht gewußt, warum das Tier einen Schmerzenston von sich gab und ausschlug, wenn ich aufstieg; die Wunde setzt über Nacht eine Kruste an, der erste Ruck des Sattels reißt sie morgens wieder weg, und so fort; dieser Zustand bleibt; das Tier wird nie geheilt, die Wunde nie gewaschen, gepflegt, das Tier lebt so sein ganzes Leben. In Sizilien haben wir den lebendigen Beweis, wie Grausamkeit gegen Tier und Mensch zusammenhängen. Tierquälerei und Räuberwesen, Mord, Verstümmelung, das sind zwei Früchte, die so recht aus einer Wurzel wachsen. Dorthin reicht nun freilich kein Ruf aus unserer fernen Welt, aber nach Neapel, das ja auch längst die „Hölle der Tiere" ist, möchte ich mich heute noch wenden, und mir sei es erlaubt, daß ich hier öffentlich ein Wort richte an meinen verehrten und lieben einstigen Kollegen in Zürich, Professor de Sanctis, jetzt wieder an der Universität zu Neapel. An sein braves Herz möchte ich das Leiden der Kreatur in seiner Heimat legen. Doch es liegt wohl längst daran. Die gebildeten Kreise Neapels können des auferstandenen Italiens auch in dieser Richtung nicht unwürdig gewesen sein. Ich grüße ihn und bitte ihn, daß man seine Stimme herüber nach Deutschland vernehme und erfahre, was Neapel getan hat und weiter zu tun gedenkt.

Die zwei Völker haben in jüngster Zeit ein herrliches Familienfest miteinander gefeiert. So wie Italien den deutschen Kaiser begrüßt und aufgenommen hat, nimmt man nur mit dem Herzen auf. Auch dies ist ein unzulänglicher, oberflächlicher Ausdruck. Die hohe Stimmung des italienischen Volkes war noch etwas Anderes als jene gemütliche Erregung, die sich von selbst im Gefühl einstellt, sie floß nicht aus unmittelbarer Sympathie des italienischen Wesens mit dem unsrigen, sondern aus Tiefen, worin ein geistiges, festeres Band sich flicht, aus dem Bewußtsein der Wechselergänzung im Gegensatz des Naturells, der großen Ähnlichkeit der Schicksale und der brüderlichen Zusammengehörigkeit, die sich notwendig darauf

gründet. Dies schafft eine ganz andere Art von Liebe als ein unmittelbares Naturgefühl. Dadurch erhielt jenes Fest das Gepräge des hohen Stils, und dabei hat sich ein Zug des italienischen Volkes an das volle Licht gestellt, über welchen alle staunten, die Italien nicht kennen, während alle, die es kennen, zum voraus wußten, wie prächtig er sich offenbaren werde. Eine zahllose Volksmasse und keine Polizei vonnöten, sie in Ordnung zu halten! Und dies bei einem Schwung der Stimmung, der sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Italieners kundgab! Und flutende Menschenmasse aus allen Ständen! Dem Italiener ist die anständige Form eingeboren, sie ist in ihm Natur, uns muß sie anerzogen werden, wir müssen sie uns als Zwang auflegen, und nur auf diesem Umweg gelangt ein kleiner Bruchteil der Nation dazu, daß sie durch Gewohnheit zur andern Natur wird. Die Mehrzahl unseres Volkes würde bei solchem Anlaß einen unüberwindlichen Reiz verspüren, es zu versuchen, wie viel Grobheit, wie viel Drücken und Stoßen der Vorder- und Nebenmann sich gefallen lasse. Wir dürfen es nicht leugnen, daß unsere Natur an sich barbarisch ist. Nur kommt es sehr darauf an, wie man das Wort nimmt. Bedeutet es eine zwiespältige Natur, nach innen tief angelegt, nach außen eckig und schwerfällig, im Formgebiete mühsam lernend, die Erscheinungen langsamer auffassend als die Bewohner sonnigerer Länder, im Gebiete der Sitte zum Stößigen und Stockigen geneigt, so müssen wir uns den Namen gefallen lassen. Allein der Begriff kann sich auch umkehren. Denn in jener Region des menschlichen Wesens, die man im Auge hat, wenn man sagt „tief angelegt“, gibt es nicht nur gewisse Geistes- und Charakterkräfte, die ich nicht aufführe, um nicht als Deutscher ruhmredig zu scheinen, sondern auch gewisse Züge zarter Art, so zarter, daß der Barbar nach dieser Seite doch der Menschlichere ist, indem solche Gemütsneigungen seiner Natur von Haus aus innewohnen, die sich der Enkel und Erbe der klassischen Bildung umgekehrt erst erwerben muß. Und unter diese Züge gehört Mitleid mit dem Tiere, freundliches sich Versetzen in unsern „Grenznachbar“, wie Hippel es genannt hat. Auch dies soll nicht prahlerisch gesagt sein; zum Zwiespältigen und Barbarischen in uns gehört ein viel schrofferer Unterschied zwischen den gebildeten Klassen und dem Volk, als er bei unseren südlichen Nachbarn stattfindet, und dies gilt auch von dem genannten

humanen Zuge. Man wird sagen können, daß auch dem unerzogenen Teil unseres Volkes ein weicherer Sinn gegen das Tier angeboren ist als dem italienischen, allein dieser gute Keim verwildert eben doch unter den übrigen rohen Gewöhnungen, denen unsere niederen Stände so leicht, in so weiter Ausdehnung verfallen; wo aber Erziehung eingreift, da entwickelt er sich leichter und schneller als bei den romanischen Nationen: eben ein Beweis, daß wir ihn doch eigentlich nicht der Erziehung verdanken. Zu kämpfen aber haben die Erzogenen bei so bewandten Umständen auch bei uns wahrhaftig noch genug, und wir dürfen uns eben nicht in die Brust werfen mit der Behauptung, es stehe bei uns gar soviel glänzender als in Italien. Nur dies bleibt stehen: in den gebildeten Ständen ist der Zug der Humanität gegen das Tier durchaus bei uns in viel größerer Ausdehnung entwickelt als dort, und dadurch ist der Einzelne vor dem Vorwurf der Anmaßung gesichert, wenn er seine Stimme über die Alpen sendet und den Minderheiten, die in Italien den Kampf gegen das empörende Übel begonnen haben, im Namen der so viel größeren Minderheiten, die in Deutschland längst denselben Kampf führen, namens der Liebe und Hochachtung die Hand bietet, die das ganze deutsche Volk mit der Gewalt eines uralten Gefühls zum italienischen zieht. Unendlichen Dank schulden wir ihm; wie stünde es um unsere ästhetische Bildung, um unsere Kunst, wenn wir nicht von ihm gelernt hätten immer aufs neue, von jener Zeit an, da uns durch seine Vermittlung das klassische Altertum aufgegangen ist! Zur Wiedererweckung der klassischen Welt und zur Blüte der Kunst, die daraus hervorgieng, gehörte aber als die andere wesentliche Hälfte das rein deutsche Werk der sittlichen Befreiung des Menschen, die Reformation. Wir werden sie als kirchliche Anstalt den Italienern wahrhaft nicht aufdrängen wollen, ihr Geist aber hat unserer Nation eine vertiefte ethische Besinnung eingetragen, ein Teil derselben ist wohl auch die freiere Besinnung über das menschenwürdige Verhältnis zum Tier, und es wäre schön, wenn wir unsern Dank für das so reichlich Empfangene auch dadurch abstatten könnten, daß das herrliche Volk unsere Stimmen in dieser Angelegenheit freundlich anhören, unser Mitwirken gegen jenen Rest verdorbener alter Lust als eine Art geistiger Tramontana sich gern gefallen lassen möchte.

(Augsburger Allg. Zeitung Dezember 1875 und Altes und Neues 2. Heft, 1881.)

Ein italienischer Sonettendichter.

Es ist billig, daß die Fühlung zwischen den Kulturvölkern in lebendigem Zug erhalten werde, insbesondere sollte gegenseitig nicht unbekannt bleiben, was zur Heilung der Gemüter von dem moralischen Gifte geschieht, das jetzt so allgemein um sich frißt. Der italienischen Nation hat sich, nachdem sie zum politischen Dasein gelangt ist, in traurig wachsender Breite eine ähnliche Stimmung bemächtigt wie der deutschen. Die Begeisterung, welche in den Kämpfen für Befreiung des Vaterlandes die Gemüter hob, ist gewichen, seit sie ihr Ziel erreicht hat, aber nicht gewichen, wie es natürlich wäre, einem ruhig ernsten Geiste steten Wirkens, das Errungene zu ordnen. Mit der Religion meint man fertig zu sein, weil man auf Grund der Resultate der neueren Naturwissenschaft mit den Vorstellungen der positiven Religion fertig geworden ist; die „heilig nackte Wahrheit" des Materialismus wird Losung; gleichzeitig ist der Weltschmerz am Brett, Heine geht sehr im Schwang, gewiß weniger um seiner Schönheiten, als um seiner Ironie, seiner Negation willen; dies ist eigentlich eine Verspätung, denn der Nihilismus, zu dem der Weltschmerz, und die mechanische Weltansicht, wozu der Materialismus führen muß, ist ruhig und kalt. Doch allerdings repräsentiert Heine auch diese Stimmung, er ist ebenso oft schmerzlos blasiert, als schmerzvoll zerrissen. Beides kann, obwohl ein Widerspruch, nebeneinander gehen, und so geht es auch im jetzigen Italien. Der edle Leopardi ist dem gegenüber freilich ein überwundener Standpunkt, denn der Seelenprozeß, durch den er schließlich bei dem Lächeln über das Nichts ankam, war bei ihm doch ein Weg durch aufrichtig erlebte Schmerzen. Die Mehrheit zieht nun aber bekanntlich aus der Lehre des Nihilismus nicht das logische Resultat, das Schopenhauer gezogen hat: die Askese, sondern glücklich, daß der Bann des Ideals gehoben ist, wirft sie sich auf die Sinnlichkeit, auf den Affekt, als ob nach Wegwerfung jedes anderen Inhalts dies ein Inhalt wäre. Materialismus, Pessimismus, Nihilismus sind Standpunkte, die ein tiefer Kulturgang eben auch durchwandern muß. Sie führen Gründe an, man

muß sie anhören. Gleichzeitige Verrottung des sittlichen Bewußtseins in den Mehrheiten dürfen wir der Wissenschaft, wenn sie auf solche Resultate gerät, nicht in die Schuhe schieben, aber darum können wir doch die Tatsache nicht umstoßen, daß jene Lehren, von der Menge aufgeschnappt, sich in sittliche Giftstoffe umsetzen. Auch diese Wendung ist, wie gesagt, im jetzigen Italien eingetreten. Hier verbinden sich nun diese Stoffe mit den klassischen Reminiszenzen, die gleichsam im Blute der Nation selbst noch fortleben, in der Weise, daß es neuerdings Mode geworden ist, sich griechisch zu drapieren; man hält den Dienst der schamlosen Sinnenlust für echt antik und meint Kythere zu feiern, wenn man die Phrynen verherrlicht und halbnackt einem brünstigen Publikum auf den Theatern vorführt; eine ganze „Invasion" von Satyrn und Bacchanten überschwemmt den hesperischen Garten.

Die speziell griechische Maske ist so bei uns nicht aufgekommen; im Übrigen ist die Ähnlichkeit des Zustandes und der Stimmung zwischen Deutschland und Italien groß genug; ob man hier so weit ist oder gelangt, wie in Wien, wo bald nur noch Aufführung des orientalischen Phallusdienstes auf Vorstadttheatern fehlt, wüßten wir nicht zu sagen. Daß man den bekannten gewissen Geruch, den Messalina aus gewissen Hallen mitbringt, auf der italienischen Bühne so gut ertrüge wie selbst auf dem sonst seine Würde besser wahrenden Burgtheater steht wohl außer Zweifel.

Unter den Geistern, welche die Luft von diesen faulen Dünsten zu reinigen streben, nennen wir heute Giov. Rizzi, Professor der Literatur an der Militärschule und der höheren Töchterschule in Mailand. Es liegt eine kleine Broschüre vor uns: „Un grido. Versi di Giov. Rizzi. Milano (Brigola, 1878)." „Grido" ist kaum zu übersetzen; es enthält hier die Bedeutungen: Schmerzensruf, Zuruf, Aufruf, Mahnruf; doch ist „Ruf" zu schwach; dagegen Schrei, etwa Aufschrei, wäre zu stark. Der Verfasser beginnt mit einer Anrede an den Leser, beklagt die Zustände, wie wir sie an seiner Hand geschildert haben, und führt mit diesem Vorwort fünf Sonette an Pietro Aretino ein, den bekannten frechen und witzigen Spötter und Poeten der Renaissancezeit. Dieser wird eingeladen, wieder zu erscheinen, denn die Welt ist seiner jetzt wieder ganz würdig geworden, sie läßt Dante den Jesuiten, Beatrice den Pfaffen, feiert

in Aretinos Geiste das Hetärentum und hat der Scham den Abschied gegeben. Im fünften Sonette redet der Dichter seine Freundin an: „Und wir, Geliebte? — — — Uns ist das Haus noch heilig, die Ehre, der Glaube, das Gebet, die Freude in Ehren und der männliche Schmerz — —"

Es folgen, eingeführt mit einem Brief an Emilio Treves, den Chefredakteur der „Illustrazione italiana", drei Sonette al maiale. Es ist unbequem, daß die deutsche Sprache kein ganz entsprechendes Wort hat. Wir müssen mit „Eber" übersetzen, wobei doch die Mehrzahl an den Wildeber denken wird, freilich der Jägersprache ungemäß, die ihn Keiler nennt; dann aber hat man mehr Wildheit und Furchtbarkeit im Auge, als Schmutz und Gefräßigkeit, eben die Eigenschaften, um deren Willen hier das Schwein (ein Wort, das ebenfalls nicht dient, weil Neutrum) als Symbol für die jetzt verbreitete Negation alles Idealen und den Kult der wüsten Sinnenlust angeredet wird. Die Sonette waren zuerst in der genannten Zeitschrift erschienen und in jenem nun wieder abgedruckten Brief hatte der Dichter erklärt, er habe sie vorerst im Pulte behalten, um nicht zarte Gemüter zu verletzen; zwar nachdem einmal die Affen, Raupen und Kröten triumphierend in die Literatur eingezogen, habe er es billig gefunden, daß diese Ehre nun auch dem Eber widerfahre, dennoch habe er sich zur Veröffentlichung erst entschlossen, seit die Stimme Giosuè Carduccis in seinem „Intermezzo" ihn ermutigt habe, der in witzigen Versen ebenso das fette und ekelhafte Rüsseltier als treues Sinnbild der jetzigen Tendenzen, der beliebten Verehrung „der schleimigen Sekretion der Seele, die man Affekt nennt", ironisch verherrlicht. Einige dieser scharfen und doch feinen Strophen des übrigens so kühnen, nicht so sanft wie Rizzi gestimmten Carducci (Verfasser des Inno al Satana) werden angeführt, dann folgen Rizzis Sonette.

Um mit einem versöhnenden Akkorde zu schließen, hat Rizzi noch ein getrennt für sich stehendes Sonett beigegeben: „Agli uccelletti del mio giardino" (An die Vögelchen meines Gartens).

Wir versuchen eine Übersetzung der drei Sonette an den Eber und dieses letzten. Leicht wird der des Italienischen kundige Leser finden, wie manche Schönheiten in diesem Versuche verloren gegangen sind; er wird Nachsicht üben hiegegen wie gegen einzelne Ab-

weichungen, wenn er sich die ganze Schwierigkeit der Aufgabe bei dieser verschlungenen Form vergegenwärtigt. Von einem Wetteifer mit der Klangschönheit des Originals kann bei der Härte, womit die deutsche Sprache ihre Kraft erkauft, ohnedies nicht die Rede sein. Zum dritten Sonett bemerken wir, daß dem italienischen Leser der mythische Zusammenhang zwischen dem Eber und Maja, der Mutter des Merkur, schon durch den Namen maiale gegenwärtig erhalten ist; der Deutsche kann etwa die betreffende Stelle unserer Übersetzung für sein Bedürfnis so umändern: „Als Freias Liebling bist du etwas Großes," denn ihm wird bekannt sein, daß der deutschen Naturgöttin Freia der Eber als Symbol der Fruchtbarkeit, speziell des Kornfelds beigegeben war.

Rizzis Idealismus hat weich religiöse Färbung und es geht aus mehreren Stellen des prosaischen und poetischen Teils dieser Broschüre hervor, daß er sich die Religion mit gewissen Vorstellungen des positiven Glaubens und Formen des Gottesdienstes enger verschwistert denkt als wir unsererseits, die wir das reine Wesen derselben als von diesen Zusätzen unabhängig betrachten. Dies kann unserer warmen Einstimmung nichts verschlagen; im Lager des Krieges gegen den Materialismus, den Nihilismus und gegen die Verrottung der Seelen und der Sitte, die tatsächlich in ihrem Gefolge ist, müssen verschiedene Farben friedlich zusammengehen, die beschränkt oder fanatisch kirchliche natürlich ausgenommen, von welcher bei einem so reinen, hellen und mildkräftigen Geiste wie Rizzi nicht die Rede sein kann.

Al maiale.

I.

Tibi quoque, tibi quoque.

Te pur, te pur, o della pia Natura
Immondo figlio, canterà il poeta!
Comun madre è la terra, e una segreta
Beltà risplende in ogni sua fattura.

Stolto è l'orgoglio dell' umana creta
Che sè con Numi ed Angeli misura . . .
Noi siam fratelli! o nella tua bruttura
Bello tu se' come il maggior pianeta.

Che se negli occhi non ti ride Amore;
  Se un Dio scortese della mente il volo
  A te negava, e i bei sogni del cuore;

Pur sei figlio a una Dea: pur l'immortale
  Materia è in te . . .! E però mi consolo . . .
  E quà la destra, cittadin Maiale.

An den Eber.

I.

Von dir, von dir auch soll die Leier tönen,
Unsaubrer Sohn des alten Urweltschoßes,
Der uns auch trug, dir fiel denn doch kein bloßes
Scheinerbteil zu am planetarisch Schönen.

Sinnloser Übermut des Erdenkloßes,
Mit Engeln sich zu messen, Göttersöhnen!
Komm, wir sind Brüder. Dich soll niemand höhnen!
Als Majas Sprosse bist du etwas Großes.

Lacht auch im Aug' dir keine Seelenliebe,
Hat dir ein karger Gott es nicht gegeben,
Zu fühlen je des Herzens schöne Triebe,

Schuf er dich nicht zum sehnsuchtsvollen Streber,
Entstammst du doch dem göttlich ew'gen Leben
Des Stoffs. Hier meine Hand, Mitbürger Eber!

II.

Qua la destra? E se il puzzo . . . Ah mi perdona,
  Nôvo fratel, se ancor non muto stile,
  Se nel mio dir, se nella mia persona
  Alcuna cosa ancor v'ha di gentile.

Ma passerà. Ben sai che il giovanile
  Errore a stento, e tardi, s'abbondana;
  Ma passerà, mel credi; e già il virile
  Carme de' tempi nuovi in cor mi suona.

O vecchi Cigni che di fior vivete,
  Di rugiade, d'ambrosie, e per un vago
  Sentier di lauri il molle piè traete,

Sgombrate alfin lo stupido Parnaso;
  E qui, nell' acre voluttà del brago,
  Il cor s'afforzi . . . e si ritempri il naso.

II.

Hier meine Hand? Hier — stinkt's ja — o, verzeihe,
Daß ich in meinen alten Stil verfallen!
Ein Neuling in der Schweinsverehrer Reihe,
Fühl' ich noch etwas Adel in mir wallen.

Es geht vorbei. Bald sehen diese Hallen
Mich fester, glaub' mir's. Deinen Geist verleihe,
Mein neuer Bruder, daß mit Macht kann schallen
Mein mannhaft Lied, gesalbt von deiner Weihe.

Ihr alten Schwäne, die ihr Blüten speiset,
Tau zur Ambrosia trinkt, im Abendrote
Am Lorbeerhain mit weichem Fuße kreiset,

Laßt den Parnaß mit seinem faden Grase!
Hieher! Hier für die scharfe Lust am Kote
Stärkt sich das Herz und stimmt sich um die Nase.

III.

Miseri avanzi di bugiarde scole
  Che falsar ci vorreste anco il pensiero,
  E con due cenci di belle parole
  Coprir la santa nudità del Vero;

Noi, d'altra Musa più robusta prole,
  Noi diciam bianco al bianco, e nero al nero;
  Noi ci ridiamo delle vostre fole,
  Nè alcun nume ci secca alcun mistero.

E il dì che al sol si chiuderan quest' occhi,
  Paghi morrem: nè chiederem giammai
  Le preci e i fior che chiedono gli sciocchi.

Assai ci fia, se al suol che ci ricopra
  Di quando in quando tu venir vorrai,
  Pietoso amico, a grufolarci sopra!

III.

Armsel'ge Nachbrut der verlognen, lahmen
Schulweisheit, die ihr fälschet den Gedanken,
Der Wahrheit heil'ge Blöße mit dem zahmen
Deckblatt der Phrase sucht zu überranken!

Bei uns nennt man das Kind beim rechten Namen,
Das Kraftweib, unsre Muse, kennt kein Schwanken,
Geheimnis, Gottheit sind uns leere Rahmen,
Sind Märchen für die Kinder und die Kranken.

Und wenn dereinst sich unsre Augen schließen,
So sind wir quitt, bedürfen keines frommen
Gebets am Grab, noch Blumen, die da sprießen.

Doch glücklich jetzt schon dürfen wir uns fühlen,
Willst dann und wann du an den Hügel kommen,
O frommer Freund, und inniglich drin wühlen.

Agli uccelletti dell mio giardino.

Cari uccelletti, che la nova aurora
Con canti e voli festeggiar godete,
Felici voi, felici voi, che ancora
Vinti da tedio o da languor non siete!

Voi sempre ancor di questa tacit' ora
In cor sentite le armonie segrete;
E pel ciel che via via si ricolora
De' vostri gridi l'allegria spargete.

Cari uccelletti! Io no so se sia vera
La dolce fede della madre mia
Che il vostro canto chiuda una preghiera:

Ma certo è sacro; e certo ha una parola,
Che ancor rammenta al mondo che le obblia
Le forti gioie di chi in alto vola!

An die Vögelchen meines Gartens.

Ihr lieben Vöglein feiert in die Runde
Das Morgenrot mit frohem Flug und Sange.
Ihr Glücklichen! Ihr habt noch keine Kunde
Vom öden Weltschmerz, euch macht er nicht bange.

Die Harmonien dieser jungen Stunde,
Ihr fühlt sie noch in heil'gem, süßem Drange.
Sanft wächst das Licht, es klingt mit euch im Bunde
Der Himmel rings von eurer Lieder Klange.

Die Mutter, treu dem Glauben frommer Ahnen,
Sprach oft zum Kind beim Jubel eurer Töne:
Horch', wie sie betend ihren Schöpfer loben!

Mir aber dünkt, ihr wollt die Welt gemahnen,
Ob sie so ganz der Freude sich entwöhne,
Die rein empfindet, wer da fliegt nach oben.

(Die Gegenwart 1881 und Altes und Neues, N. F.,
1889 herausgegeben von R. Vischer.)

Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.

Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung.

Schon lange gehe ich damit um, eine also betitelte Jeremiade zu schreiben*). Gesteh' ich's: nicht nur Geschäftsdrang, sondern mitunter auch Kleinmut hat auf den guten Willen gedrückt; es nützt ja doch nichts, hab' ich oft gedacht, man wird es für eine Grille nehmen wie Anderes auch, das du schon gesagt, und wird's achselzuckend beiseite legen. Den Kleinmut hätte ich vielleicht von selbst wieder abgeschüttelt, doch ist es mir eben recht, daß ich Succurs bekommen habe, und zwar von dorther, woher ich ihn am meisten bedarf: von Norddeutschland, denn dort sind die Leiden meines armen Schützlings am heftigsten, dort wird meine Fürsprache die taubsten Ohren, die sauersten Mienen treffen, und nach dieser Himmelsgegend kann ich nun mit gestrecktem Arm das aufgeschlagene Buch emporhalten: Die Kunst des Vortrags von Emil Palleske (Stuttgart 1880, Verlag von K. Krabbe). Palleske: man weiß es ja, daß er ein Norddeutscher war, wenn es auch nicht die Endung „eske" sagte! — Ist überhaupt ein gutes Büchlein, draus viel zu lernen, was gar nötig zu lernen, denn mit der Laterne muß man sie ja suchen, die Leute, die nicht meinen, sie dürfen nur recht voll sein von der Sache und dann den Mund recht auftun und die Silben übereinander purzeln lassen, so seien sie gute Redner, Deklamatoren. Nun, da lest! Erstes Kapitel: „Jugendgeschichte meines R!" Lest, wie er sich plagen muß und redlich plagt, den ersten, schönsten, wichtigsten aller Konsonanten, den er falsch sprach als Sohn des Nordens, recht sprechen zu lernen!

Jetzt aber vor allen Dingen sei an den Eingang in meine Predigthalle die Warnungstafel aufgesteckt!

Gewarnt, daß sie draußen bleiben, sind hiemit:

1. Alle und Jede, die da meinen, es komme nur darauf an,

---

*) Vgl. Altes und Neues, Heft 2, 230.

was man sage, dann etwa wohl auch, daß man es lebhaft genug sage; was aber den Laut- und Silbengehalt der Sprache angeht, so sei der Gebrauch ihrer Zunge, wie sie ihn von Mama und Kindesmagd gelernt, just recht und gut und schön und sei ein Pedant, ein Schulfuchs, wer da drein reden wolle. Es gibt Wichtigeres zu tun, werden diese sagen. Daß es neben dem Wichtigeren manches Wichtige gibt, unter Anderem Reinhaltung der Sprache, davon werden wir sie nimmer überzeugen.

2. Alle und Jede, die nicht verstanden haben, nicht verstehen oder verstehen wollen, was schon auf genannter Pagina genannten Heftes zu lesen steht: „Ich weiß sehr wohl, daß der Einzelne unschuldig ist; er schnappt die Mißhandlung eines Grundlauts der Sprache wie durch Kontagium als Kind in der Luft auf, — die Affektation ist aufgekommen in so unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige städtische Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizusprechen ist" usw. Ein wenig werden wir diesen Satz im Folgenden zwar einschränken müssen, aber auch nur ein wenig. Wie gar nichts Böses hier im Schilde geführt wird, davon will ich denjenigen, die schon den alten Sermon ungläubig und ärgerlich gelesen haben, eine Probe geben, indem ich ihnen Lachstoff biete: sie genießen die Satisfaktion, daß den Irrprediger bereits die Nemesis erwischt hat in Gestalt eines schrecklichen Setzers oder Korrektors, der ihm folgenden Streich spielte: ich wollte dort sagen, wer von „Natua" spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben; — das Ungeheuer läßt mich sagen, wer von Natur spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben, — als ob ich so dumm und unverschämt wäre, zu behaupten, wer ein Gefühl ausspreche, der lüge. Dieser Mensch las das Wort Natua und dachte: Ei, ei, da ist ein A statt eines R stehengeblieben, und richtig — korrigiert ein R hinein!

Nun also noch einmal: Alle und jede diese 1 und 2 sind hiemit vor dem Eintritt gewarnt, sie mögen die folgenden Blätter nur gleich aus der Hand legen, sie werden sich bloß ärgern, und das können sie sich ersparen; die Leser Nr. 2 insbesondere meine ich, denn ihnen werde ich vergeblich wiederholen, daß nicht der A, der B, der Y, der Z gemeint ist, wenn ich jetzt wie dazumal das gefälschte R manieriert, affektiert nenne, daß ja die Rede ist nicht von Verbrechen des Einzelnen an der Sprachnatur, sondern —

Doch genug Vorwort! Es mag losgehen! Und um nicht allzu langweilig zu werden, nur gleich recht unlogisch! Ehe nur deutlich gesagt, von was eigentlich die Rede ist, sollen etliche Beispiele aufmarschieren.

Was ist „Jaundaz?“ — Ich kam in meine Abendgesellschaft und stellte die Frage — „Dummes Zeug! was willst du?“ „Ja, das Wort hab' ich heut gehört, ein Hamburger Herr hat's gebraucht; der Teufel mag wissen, was es ist, ich nicht — helft mir raten!“ Man riet und riet. Ein scharfsinniger Kopf fragt nach dem Zusammenhang, worin das Unwort vorgekommen; ich besinne mich nach Kräften und entsinne mich, daß von Zeitperioden die Rede war, und der Schlaukopf — wahrhaftig errät's: Jahrhunderts heißt es. — Kommt derselbe Herr, der Schöpfer des Rätsels, des andern morgens wieder zu mir, wir plaudern von Literatur und ich höre das Wort: Fiamenna. Sollte ich N für T gehört haben? Boccaccio hat ja einen Roman Fiametta geschrieben; allein es war ja doch nicht von italienischen Poeten die Rede. Oder N für L? Allein ich kenne keine Fiamella. Jedoch ich war nun vom vorigen Abend her schon ein wenig gescheiter geworden, dachte ordentlich nach, rekapitulierte mir die Begriffsreihe des Satzes und entdeckte, daß der nordische deutsche Bruder hatte sagen wollen: für Männer. — Weitere Illustration —: ich höre einen Berliner bei der Madonna fluchen. Sonderbar, dachte ich, der Herr ist doch nicht katholisch, auch fluchen die Katholiken nicht einfach bei der Madonna, sondern nur mit Zusatz eines verwünschenden Zeitworts. Eigentlich hatte ich vernommen: Dadonna, da ich aber ein solches Wort nicht kenne, so meinte ich im ersten Laut ein D für ein M gehört zu haben. Ich brauchte ziemlich Zeit zu dem Denkprozeß, durch den ich endlich erriet, der Herr werde ausgerufen haben: der Donner! — Noch ein netter Fall: in Oldenburg fragte ich einen Herrn nach einem Weg, er war so freundlich, mich zu begleiten, wir plauderten unterwegs, auf einmal blieb er stehen und sagte: Ja! während ich ihn doch nichts gefragt hatte. Ich sah ihn verblüfft an, erst nach etlichen Sekunden erläuterte er das Wort mit einer deutenden Gebärde und jetzt erst verstand ich, daß er gesagt hatte: Hier! Das H war dabei unhörbar weich gesprochen worden.

Doch es ist Zeit, daß wir einen deutlichen Satz aufstellen, der uns

leiten soll; erst auf unserem weiteren Gange werden wir die Stelle erkennen, wohin diese aus der Reihe herausgegriffenen Beispiele eigentlich gehören.

Das R wird vermöge einer durch den Atem hervorgebrachten Vibration der Zungenspitze an der Stelle der Mundhöhle über den Schneidezähnen hervorgebracht. Es ist ein Rollen, das R ist der Trommelton der Sprache, ist die Pauke im Orchester ihrer Töne, ihr rechter Kraftlaut, der Donner unter den Konsonanten, daher vorzüglich geeignet, dem Ausdruck der Leidenschaft zu dienen, und von den Italienern la lettera patetica genannt.

Die genannte Form der Hervorbringung ist die einzig richtige. Wir wollen sie einfach das Zungen-R nennen. Zwar gibt es eine Art von Surrogat: statt die Zungenspitze an der bezeichneten Stelle setzt der Atem vielmehr das Gaumensegel in zitternde, rollende Bewegung: das sogenannte Zäpfchen-R oder Gaumen-R. In Schwaben nennt man dies: Reißen oder Lurbsen; noch in meiner Schulzeit wurde es als Naturfehler belacht, ein Lurbser hatte viel Spott von Kameraden auszustehen. Es ist ein sehr mangelhaftes Surrogat. Der unzureichende Ersatzlaut modifiziert sich natürlich sehr verschieden; wenn das Rollen, Vibrieren, Tremulieren des Zäpfchens nicht sehr gut, nicht ganz glattweg von statten geht, so entsteht, weicher oder schärfer, nur annähernd, oder deutlich hörbar und wirklich täuschend, der Laut G oder Ch; hierauf kommen wir zurück und begründen dann erst ganz das Prädikat „mangelhaft". — Man muß billig sein: Viele brauchen dies Surrogat, weil sie das richtige R nicht sprechen können.

In der Tat, das R ist schwer, ist der schwerste Laut im ABC. Die Kinder lernen es am spätesten und Viele lernen es nie. Darunter sind nun freilich Manche, die es nur nicht gelernt haben, weil es Mühe kostet oder weil sie nicht wollten. Sind diese erkennbar, unterscheidbar? Jawohl! Es gibt eine sichere Probe. Man gebe acht, ob sie das R nicht bloß am Schluß, sondern auch im Anfang der Silbe mit einem Ersatzlaut vertuschen; ist dies der Fall, so folgt, daß sie es nicht sprechen können; bringen sie es aber am Silbenanfang, wenn auch nur bei den Wörtern, wo das R nicht allein, sondern in Verbindung mit andern Konsonanten steht (Strafe, Kraut), richtig heraus, so folgt, daß es entweder Bequemlichkeit ist, wenn sie es

am Silbenende nicht sprechen, oder — etwas Anderes, das im Folgenden den Schwerpunkt unserer trübseligen Betrachtung bilden soll.

Der edle, energische Laut ist in mehreren Kulturländern frühe schon um die Achtung verkürzt worden, die er so sehr verdient. Die Römer nannten ihn litera canina; es muß ziemlich frühe aufgekommen sein, denn schon ein Bruchstück aus Lucilius Satiren besagt es und dieser Satiriker lebte vor Horaz; es ist übrigens sonderbar, denn der Knurrton des Hundes ist nicht dem Zungen-R, sondern dem Zäpfchen-R ähnlich und die Römer sprachen doch ganz gewiß ein so reines Zungen-R wie die jetzigen Italiener; die nordischen neueren Völker aber, zur Fälschung dieses Lauts wohl frühe geneigt, ließen sich die abschätzige Vergleichung gefallen und bedienten sich ihrer gerne, schlecht von ihm zu sprechen — wie der Fuchs von den Trauben — möchte ich hinzusetzen, aber das paßt nicht recht, also besser: wie der Lecker von einer einfach gesunden Speise. So besonders die Engländer; hier muß diese verkehrte klassische Tradition früh ins Volk gedrungen sein, das beweist die Amme in Romeo und Julie, im Gespräch mit Romeo, Akt 2 Sc. 4. Romeo sagt zur Ehre seines Namens, er beginne mit demselben Buchstab wie Rosmarin; dabei wird das R premiert, muß also energisch gesprochen werden; jetzt sagt die Amme: „Ach, Spaßvogel, daß ist ja der Hundsname (Hundsbuchstab), R ist für den Hund“ (Schlegel übersetzt frei: das schnurrt ja wie ein Spinnrad). Es folgt hieraus, daß die Amme ihrerseits in dieser Szene, wo sie aufgeputzt als Dame, den Peter als Fächerträger hinter sich, daherstolziert, modegemäß das R meiden, also z. B. anfangen muß: „Peta! Meinen Fächa!“

In den Gegenden Deutschlands, wo man dem R ausweicht wie diese Amme, ist es aufgekommen, das Zungen-R das h a r t e R zu nennen. Also das allein richtige R wäre das harte R! Das ist gerade, wie wenn ich das richtige G das harte nennte im Unterschied von einem weichen, unter diesem ein Ch verstünde und nun statt des G ein Ch spräche auch da, wo nicht Zusammenstoß von zwei G oder einem G mit einem K es anrät, das G zu schwächen (wie in weggenommen, Seligkeit); nun, und das geschieht ja auch: in eben den Landstrichen, wo man das rechte R das harte nennt, gilt auch das G in: Flug für zu hart und wird also Flug und Fluch gleich ausgesprochen. Man sieht: einen richtigen Laut als hart denunzieren,

das heißt auf dem richtigen Wege sein, das ABC um seine ehrlichen Buchstaben betrügen, d. h. die Sprache verderben. — Wahr ist allerdings, daß man in der Heimat des falschen R manchmal ein wirklich hartes R zu hören bekommt: das ist von Leuten, die, zur Erkenntnis gelangt, mühsam das rechte R gelernt haben: man hört ihnen die Mühe an und das R geht nun fast in ein D über, das ihnen auch zum Stab dienen mußte, um jenes zu lernen (vgl. Palleske, Kunst des Vortrags S. 21 — „sagen Sie einmal statt treffen, „tedeffen" usw.). Allein das bessert sich mit der Zeit wie die steife Haltung des Reitschülers; das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen.

Doch ich vergesse fast, daß der Satz, der uns zu diesen Bemerkungen geführt hat, noch unbewiesen dasteht, unbewiesen für Leser aus dem Lande der Ungläubigen. Das Zungen-R ist das allein richtige R, so hieß der Satz; die Einräumung, daß es schwer zu sprechen sei, hat uns ein wenig beiseite geführt. „Wie beweisest du denn, daß es so ist?" Die Antwort ergibt sich aus dem, was ich über das Zäpfchen-R gesagt habe: es entstehe bei diesem Surrogat, wenn das Tremulieren des Gaumensegels nicht ganz glattweg vonstatten gehe, schwächer oder schärfer, nur annähernd oder deutlich hörbar und wirklich täuschend der Laut G oder Ch. Der erstere Laut entsteht im Silbenanfang. Ich verstand einmal eine Italienerin, die mir sagte, sie komme von Rom, Goma für Roma und besann mich vergeblich auf eine Stadt dieses Namens. Palleske gesteht, daß er in seiner Vorzeit, d. h. in der Zeit, ehe er das R lernte, von den Tgümmern des gömischen Geiches sprach. — Am Silbenschluß aber kommt im genannten Falle bei etwas schärferer Bewegung des Reißens am Gaumensegel ein Ch zum Vorschein, und dies nun ist der Punkt, der genau ins Auge gefaßt sein will, denn hieran knüpfen sich andere, weitere, breit herrschende Verschlechterung, keine geringeren als die, die ich mit den einleitenden Beispielen illustriert habe.

Das Ch nur etwas scharf zu sprechen ist nicht möglich, ohne daß ein vorangehendes A anklingt (das hebräische Patach furtivum). Jetzt hört man statt R den Laut ach. Weiter: nun versetze man sich in die Anfänge von Dialekten oder dialekthaften Lokalaussprachen der Laute einer schriftmäßig gebildeten Sprache. Gewisse Eigen-

heiten, ursprünglich vielleicht von Naturfehlern ausgehend, finden in kleinen, dann weiteren und weiteren Kreisen Gefallen und Nachahmung, werden endlich endemisch und fixieren sich, als wären sie normal. Es scheint physiologisch, ist es aber durchaus nicht, nur die dunkeln Anfänge hatten, wie gesagt, vielleicht physiologischen Grund. So hat sich denn in einem Teile der fränkischen Lande, speziell in Frankfurt a. M. und Umgegend, Gebiet der pfälzischen Zunge, wie mit Gewalt einer Naturnotwendigkeit ach für R festgesetzt. Majoach für Major, Pfeachd (eigentlich mit niederdeutschem P für Pf: Peachd) für Pferd: achgeben, achbieten für ergeben, erbieten. Es studierte z. B. in Tübingen ein Frankfurter, nannte sich Melber, sprach aber Melbach, und so schrieben wir alle seinen Namen, bis wir ihn von seiner Hand geschrieben lasen. Ein in diesem Punkt unbekehrter Frankfurter oder Pfälzer wird übel daran sein in Spanien, er wird immer für Gold sagen Auge, d. h. für oro: ocho. In der Zeit des Parlaments führt sich ein Herr bei mir ein und nennt sich Malachikman. Ich denke: nun da sieht's gut aus, jetzt kommen gar auch noch Araber; ich war ungeduldig, denn die Bekanntschaften, Besuche nahmen kein Ende; der schwarzbärtige Kopf stimmte zu einem Orientalen. Aber es entpuppte sich ein guter Deutscher: Maler Hickmann. — In einer Gesellschaft von Frankfurtern brachte ich den Punkt zur Sprache, meine Behauptung wurde bestritten, aber ein Schullehrer gab mir recht und bestätigte meinen Satz mit schlagenden Beispielen aus seiner Erfahrung: da dort alle Welt für R ein ach spricht, so muß, wer nicht Übung hat, auch umgekehrt ein richtiges ach für ein R oder ar nehmen, und so kam es in seiner Schule vor, daß Kinder, wenn er das Wort Weihnachten diktierte, schrieben Weihnarden, obwohl das kein Wort ist; und ein Knabe, dem er das Wort Tag diktierte (wofür freilich der Lehrer selber Tach sagte), schrieb: Tar, obwohl das ebenfalls kein Wort ist. Kurios ist die Schwierigkeit, die da entsteht, wenn ein R mit einem G zusammentrifft, also z. B. in: Berg. Das G wird in jenen Gegenden wie Ch gesprochen, das R bleibt ach, so entstünde das Wort Beachch; da dies denn doch des Guten zuviel ist, so bildet sich eine Form, die ich immer wie ein Beasch höre.

Wie weit in unserem lieben Deutschland das so zugerichtete arme R geographisch wandert, kann ich nicht angeben, ich meine, stark nach

Mitteldeutschland, Thüringen, Sachsen hinein. Als ich in Zürich den ersten öffentlichen Vortrag gehalten, machte sich ein von Deutschen redigiertes Blättchen über meine schwäbische Aussprache lustig. Ich fragte einen der Redakteure, einen Sachsen, was eigentlich gemeint sei, und erhielt zur Antwort, ich spreche z. B. Jeder statt Chjädach (wobei es sich auch vom J handelt, mit dem wir uns hier nicht beschäftigen, von dem aber gelegentlich zu erwähnen ist, daß es, wo es frei steht, in Sachsen ein ich [Familiche Italichen] oder, wenn ein Jot, ein chj wird, wie das Beispiel zeigt).

Soweit wäre denn nun unser Satz, das einzig richtige R sei das Zungen-R, erwiesen und begründet; denn man sieht ja: wenn nicht die Zungenspitze durch ihr Vibrieren diesen Laut zustande bringt, so klingt ein fremder Laut an, der Mißverständnis verursacht.

Auf der Stelle, wo wir noch stehen, haben wir eigentlich einen Doppellaut: einen Vokal A und einen Kehllaut Ch, ersteren hervorgerufen durch letzteren. Allein es kommt noch anders, es soll dem armen „harten" R noch viel schlimmer ergehen: der Erzeuger des A, der Laut Ch, fällt weg und es bleibt nur das A, also nun statt des prächtigen Konsonanten R ein bloßer Vokal. Ich will mit diesem Satze natürlich nicht sagen, es haben Leute, die ach für R sprechen, einmal angefangen, das motivierende ch vom a wegzulassen; ein solcher Zusammenhang kann ja nicht angenommen werden; es beliebt eben, die Zunge zurückzuziehen, als wollte sie mit nun eintretendem Rollen des Gaumensegels ein ach für ein R hervorbringen, diese Bewegung aber nicht zu vollenden, das Gaumensegel unbeschäftigt zu lassen und nun bloß einen A-Laut zu produzieren. Wie wir diese Laune zu erklären und aufzufassen haben, davon später ein Wort! Wir haben nun hiemit das zum Äußersten gefälschte R, das, je weiter man gegen Norden kommt, um so verbreiteter auftritt. Man rühmt gern das hannoverische als das beste Deutsch. Ich habe das nie finden können. Müßten wir uns hier nicht auf unser Thema beschränken, so wäre ein Wort von der dortigen Mißhandlung auch anderer Laute zu sagen: man hört bereits auf gut Englisch O oder etwas wie Oe statt U und statt des wirklichen A ein Ae oder Ao (— schwer zu schreibendes dumpfes Mittelding zwischen A und O); aber allein schon das ewige A statt R genügt zur Streichung des Prädikats: „das beste Deutsch" und zur

Vertauschung mit dem andern: das schon halb anglisierte Deutsch. — Wir sind mit Hannover sogleich stark nach Norden gesprungen. Der Mißbrauch beginnt schon um ein Gutes weiter südlich. Ganz rein und gesund lebt das R nur bei dem alemannischen Stamm; von Schwaben, wo es ihm immer noch meist gut geht, und von Bayern und Österreich soll in andrem Zusammenhang später die Rede werden. In Mitteldeutschland, am Mittelrhein flattert, örtlich nicht genau bestimmbar, neben dem etwas knochigeren Bruder, dem ach für R, bereits das dünne bloße A herum. In Ems gieng ich einmal aus, den Lindaberg zu suchen; ich fragte und fragte, aber von einem solchen wußte kein Mensch. Endlich löste sich das Rätsel; man hatte mir den „Wintaberg" als besonders schönen Aussichtspunkt gerühmt, und da ich von keiner Winta, aber von einer Linda weiß, so hatte ich gemeint, ich habe ein W für ein L gehört. Der Berg heißt Winterberg. — Grüne Oasen in der Sprachsandwüste A für R bilden überall die Gegenden, wo das slawische Element, teilweise schon germanisiert, aber noch spürbar, oder in der Umgebung noch ganz erhalten, seinen, in diesem Punkt höchst wohltätigen Einfluß äußert. Denn dem Slawen fällt es nicht ein, das R zu verderben. Im Frankenlande, da, wo slawisches Element um den Weg ist, hört man ein ganz frisches, fröhliches R; Nürnberg und Umgegend ist solches Land. Ferner ein Teil Böhmen, der nordwestliche wenigstens, wo einst Franken zwischen Slawen eingedrungen sind; ich meinesteils glaube kaum irgendwo ein reineres Deutsch gehört zu haben als von gebildeten Einwohnern Karlsbads, ja sogar auch von Landvolk in der Umgegend der Stadt, und die Reinheit beruhte vorzüglich auf dem klaren R. Konsequent freilich ist der Satz vom glücklichen Einfluß des Slawischen nicht festzuhalten; im Königreich Sachsen geht es, wie schon oben mit Beispiel belegt ist, trotz der bekannten Stärke des slawischen Bestandteiles der Einwohner, unserem geplagten Wanderer schlecht genug; da müssen eben vom Norden her die städtischen Neigungen der Flächenbevölkerung stark eingewirkt haben. Dagegen in Pommern, in einigen Teilen der Provinz Preußen tritt meines Wissens unser Satz wieder in Geltung; „meines Wissens": ich gestehe die Unsicherheit meiner Wahrnehmung, denn da ist im Osten namentlich Königsberg, wo man, Rußland so nahe, ein gutes R erwarten sollte und doch im Stiche gelassen wird, falls nicht anzu-

nehmen ist, das A für R, das ich von Bewohnern dieses Grenzpostens gehört, sei anderswoher geholt. — Blicken wir aber nach den Ostseeprovinzen: da steht es vortrefflich, die Kur- und Livländer darf man als Muster im schönen R aufstellen, die böse Nachsage, sie sprechen hart, ist just ihr Ruhm. — Wenden wir uns wieder nach Westen: unsicher bin ich auch über die Erfahrungen unseres vielgeprüften Pilgers im rein deutschen Lande Westfalen; ich meine von Brüdern dieses Stammes schon ein gesundes R gehört zu haben, ein andermal fand ich mich an das Wort des Kaisers Julian erinnert, er habe die Sänger am untern Rhein zur Harfe zwitschern hören wie die Vögel. In Hamburg gewiß steht es wahrhaft entsetzlich, und in Schleswig-Holstein? Ich weiß nicht, wie es dort steht; wenn übel, so zweifle ich, ob darum, weil daselbst noch die Enkel der Angelsachsen wohnen, die einst Britannien erobert haben und drüben seit unbekannter Zeit so sündlich das R verderbten. Man müßte genau wissen, wie sich Stadt und Land verhält; spricht das Landvolk noch ein richtiges R, sprechen es nur die Städter nicht, so ergibt sich, daß auf deutschem Boden da etwas vorgegangen ist, was ebenso und ohne Einfluß von Hüben und Drüben in England und nicht minder anderswo in Deutschland vor sich gegangen ist und was wir eben auf dem Weg sind uns klarzumachen.

Zu sagen ist vorerst noch, daß zwar meist, doch nicht immer ein A statt des R erscheint, wo dieser Laut ins Unbestimmte abgeschwächt, verdünnt, verschwemmt wird. Oft hört man auch ein dumpfes E, oft nichts als eine Dehnung des vorhergehenden Vokals, dies besonders, wenn ein Konsonant folgt: Berlin lautet nun nicht Bealin, sondern Beelin oder Behlin, Norden nicht Noaden, sondern Nooden oder Nohden usw. Stark, Mark wird staak, Mahk, oft meint man auch etwas wie ein I zu hören: staik, Maik. In München wollte ich ein Reisehandbuch für Tirol kaufen, der Herr im Laden war ein Norddeutscher, er nannte mir neben Bädeker u. a. das Buch von Noë und setzte hinzu, doch sei dies mehr eine Anweisung für Pechtouristen. Ich lachte und wollte eben sagen, für Pechtouren bedürfe es wohl keiner Anweisung, besann mich aber, daß er wohl hatte sagen wollen: Bergtouristen, daß er statt dessen gesagt: Beechtouristen, und daß ich, da mir ein Wort Beech nicht bekannt, dem B ein P und dem langen E ein kurzes substituiert hatte, um nur irgendeinen Sinn in

dem mißhandelten Worte zu finden. Oft meint man auch ein O für ein or zu hören; so vernahm ich im Harz für: Neuwerk ein halb englisches: Neuwohk. — Eine Oase betritt der Reisende, wenn er in Süddeutschland dem Norden zugeht, bekanntlich in Darmstadt; das R im Silbenschluß wird hier einfach zu nichts als einer Dehnung des vorhergehenden Vokals (Dahm- oder Daamstadt). Mitten in Schwaben gab es einst auch eine solche Oase, es war die gute Stadt Reutlingen, man zog ihre Bewohner gern auf mit „Hihschhönle“ (für Hirschhörnle); neuerdings vernimmt man es kaum mehr; das Laster ist längst im Weichen begriffen.

Wir haben nun wohl Material genug gesammelt, um endlich zum Urteil übergehen zu können. Dieses liegt im Gesagten freilich schon vorbereitet, ist aber nun in Schärfe zu fassen. Hinlänglich ist dafür gesorgt, daß wir damit die ganz Unschuldigen nicht treffen, denen die Natur den R-Laut versagt hat und die sich mit einem andern dafür aushelfen. Die Rede ist von der breiten Herrschaft eines falschen Ersatzlauts unter Millionen, deren unendliche Mehrzahl sehr wohl ein R sprechen könnte. Da ist also Ach, A oder Eh für R — wir haben es gehörig betont — nicht ein physiologischer Mangel; wir fügen hinzu, daß Kinder norddeutscher Familien, die in der Heimat „Vata, Mutta, mia, dia“ sprachen, wenn sie, zu uns versetzt, die hiesige Schule besuchen, in kurzer Zeit das richtige, redliche R von ihren Lehrern und Kameraden annehmen.

Was ist es nun, wenn es nicht Natur (Naturmangel) ist? Wenn die Verschleifung, die Verwässerung zugleich einen Laut trifft, der so recht Naturton hat wie das kräftig rollende R? Nun, was anders denn, als — sagen wir zunächst: N a t u r l o s i g k e i t?

Ungerecht! wird man einwerfen, warum denn: Naturlosigkeit? Es ist eben Bequemlichkeit, wie die Dialekte sie lieben, und da die Dialekte naiv sind, so ist das falsche R doch eher zu natürlich als naturlos.

Ich antworte: A für R tritt allerdings breit, weitherrschend auf im ganzen Gebiete des baiuwarischen Dialekts, also Bayern und Österreich (Stoach für Storch, duach für durch, Noa für Narr). Wohl, aber das geschieht nur im Dialekt, nur wenn man sich im Dialekte gehen läßt, und da klingt es wirklich nur naiv, hört sich gar nicht unangenehm an, nur drollig, hanswurstisch. Aber ich bitte doch, zu

bemerken: in unserm ganzen Trauersermon ist nicht vom Dialekt, sondern von Hochdeutsch die Rede, will sagen: von der Aussprache, die als reines Deutsch gilt, für welche das Prädikat der Richtigkeit beansprucht wird. Der Bayer, der Österreicher behauptet sein A statt R nicht als das Normale; es kann ihm passieren, daß er es hinübernimmt, wenn er schriftdeutsch redet, aber er wird es nicht in Schutz nehmen, wenn man es angreift; in der Regel wird also das falsche R da nicht vernommen als Stück einer Aussprache, die in ihren übrigen Lauten schulgemäß auftritt, sondern umgeben von anderweitigen nicht schulgemäßen, nur dialektischen Aussprachformen, bildet also ein Glied eines Aussprachsystems, das als Ganzes Naturton hat. Auf dem Theater vollends würde in Wien und München ausgelacht, ja ausgepfiffen, wer sprechen würde: Schwesta, Mutta, Valeumda. Der Frankfurter trägt allerdings gern sein ach statt R in sein Hochdeutsch über, doch ich zweifle, ob man, wenn man ihm darüber zu Leibe geht, auf so zähen Widerstand stoßen wird, wie ihm weiter nördlich sicher diese meine Klagschrift begegnen wird. Nicht Dialekteinmischung in Hochdeutsch wie hier ist das in Norddeutschland so verbreitete A für R; der falsche Laut tritt als Teil eines Aussprachsystems auf, das schulmäßig — wenn nicht ganz ist, doch offenbar sein will, und man hört sogleich heraus, daß er als Teil dieses Ganzen Anspruch auf Richtigkeit macht. Er ist offenbar nicht durch Einfluß des Dialektes hineingekommen. Soviel ich beobachten konnte, spricht der norddeutsche Bauer ein richtiges Zungen-R; freilich geht meine Beobachtung nicht weit, ganz bestimmt entsinne ich mich nur, im Hannoverschen so gehört zu haben, aber das ist doch nicht wenig, denn dort sitzt ja echt niedersächsisches Volk. Ich komme hier auf die frühere Bemerkung über die Angelsachsen zurück. Ich glaube nicht, daß sie, als sie England eroberten, schon gewohnt waren, das R am Silbenschluß zu zerschmelzen wie jetzt ihre Nachkommen auf der Insel. Das muß dort in den Städten aufgekommen sein als Modemanier, und nicht anders muß es in Norddeutschland gegangen sein. Hiemit gelangen wir an den Punkt, den wir suchen.

Es ist ein bekannter Satz, daß in der fortlaufenden Veränderung der Sprachen außer anderen geschichtlichen Faktoren, namentlich dem Triebe zur Abkürzung, die Mode, und zwar wesentlich auch als Affek-

tation eine Rolle spielt. Das geht von den Kreisen der „Gesellschaft“, namentlich ihres Rahms, der „crême“ aus. Gewiß nicht das Volk ist es, das in England aus: ich (ik, ek, eik) endlich ein bloßes I (Ei), aus: genug (niederdeutsch genoch) endlich enof, aus nacht, knecht endlich night, knight (neit, neit) gemacht hat. Gleichwie affektierte Ausdrücke aufkommen, so kommen affektierte Lautformen auf. Man lese nach, was Hamlet zu Ophelia sagt (III, 1): „Gott hat euch ein Gesicht gegeben und ihr macht euch ein anderes; ihr tänzelt, ihr trippelt und lispelt, gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen und spielt eure Koketterie als Unwissenheit aus.“ Bei „Lispeln“ wird man recht wohl auch an das zerlaufene R zu denken haben und in der Szene mit Osrik (V, 2) muß der Schauspieler seinen Mode-Hofjargon mit derselben Aussprache vortragen und mit derselben muß Hamlet ihn nachäffen. Daß ich nicht fehlschließe, dafür zeugt die Szene mit der Amme, vergleiche meine obige Anmerkung. Und so wie es in England gieng, wird es eben anderwärts auch gegangen sein und geht es noch immer. Die Modemanier arbeitet allwärts und allzeit an den festen Gliedern des Sprachkörpers wie ein Fluß an kantigen Steinen auf seinem Grunde: er ruht nicht, bis er ein gut Teil zu glatten, runden Kieseln abschwemmt. Das weibliche Geschlecht, das vornehme besonders, die Salondame hat dabei gewiß von jeher keinen kleinen Einfluß geübt. Es liebt die energischen Laute nicht, es liebt zu lispeln, es lernt in Mehrzahl schwerer als das männliche das R, häufig wenigstens spät; vom Mädchen zum Backfisch geworden, entdeckt es, daß der Mangel des R ein süßer Mangel, holde Vermeidung einer vermeintlichen Härte sei, vom Backfisch zur Dame geworden, kokettiert es damit und die Verehrer der reizenden Lurbserin lurbsen ihr nach. Es hört sich wie ein zart verschämtes, kostbares Scheuen und Ausweichen der Zunge vor dem besonders männlichen Konsonanten; aber mein lieber, mein holder Backfisch, welches Geschlechts und Alters du sein magst, so schrecklich ist das R doch nicht, der Umgang mit ihm bringt dich nicht um deine Unschuld, es ist kein Lovelace und kein Don Juan; ach was, du weißt das eigentlich wohl und tust nur so!

Auch in Frankreich ist das falsche R aufgekommen, zwar nicht die völlige Verdünnung zu einem Vokal wie in einem großen Teil unseres Nordens, aber doch weicher Gaumenlaut statt Zungenlaut.

Die Südfranzosen rollen das R schön und voll mit der Zungenspitze wie die Spanier und Italiener. Es ist nach der phonetischen Seite überhaupt ewig schade, daß einst die langue d'oui über die langue d'oc gesiegt hat. Doch das verderbte R ist unverkennbar nur ein späteres pures Modeprodukt des Nordens, speziell der Hauptstadt Paris; ich meine sogar, man habe in meiner Knabenzeit noch pardôn gesagt, während man jetzt pachdôn sagen soll (eigentlich, da auch das a affektiert verderbt wird: pächdôn). Auf dem Theater freilich, im klassischen Stück wenigstens, herrscht Strenge. Der Schauspieler Jörmann erzählt von einem Besuch bei Talma, dessen Urteil über seinen Vortrag er zu vernehmen wünschte; er trug ihm ein Stück aus einer Rolle vor; Talma zuckte die Achseln und sagte: Mein Herr, Ihnen fehlt die vibration. Jörmann wußte nicht, was er meinte; der französische Roscius lud ihn ein, abends im Théâtre français zu erscheinen und genau aufzumerken, wie er das Wort prendre spreche; Jörmann kam, gab hübsch acht, vernahm zwei prächtige Zungen-R und wußte nun, was vibration ist; er war ein Norddeutscher und an das falsche R von Kind auf gewohnt.

Mag ich nun Recht haben oder nicht mit meinem Satze vom Einfluß des Weibes, speziell als Backfisch, auf diese Dinge, weibartig kokett, manieriert klingt das A für R jedenfalls, backfischartig nimmt es sich jedenfalls aus. — Nun sehe man sich aber die Erscheinung näher an mit Hinzunahme des Toncharakters der Sprechweise, wovon sie einen Teil bildet. Der Norddeutsche spricht im übrigen schärfer und gestoßener, auch schneller als der Süddeutsche, die Kürzung vieler ursprünglich langer Silben ist von dorther in die neuhochdeutsche Sprache eingedrungen, viele Silben, deren Länge sich dennoch erhalten hat, werden dort kurz gesprochen (Zug, Schlag); ohne Zweifel im Norden zuerst ist es aufgekommen, die Zeitwörter greifen, reiten im Präteritum zu konjugieren: griff, ritt. Dies ist eigentlich entschieden falsch; es hieß ja: grîfe, Prät. greif, rîte, Prät. reit; das ei wurde ein ie, das doch ohne Frage lang ist. Wäre es richtig, zu schreiben und zu sprechen: griff, ritt, so müßten wir auch schreiben und sprechen: ich schribb (von schreiben). Im Süden sagt heute noch kein Mensch griff, ritt, sondern alle Welt: grief, riet. Und so schrieben wir auch so lang, bis gegen die Setzer und Korrektoren nicht mehr aufzukommen war, weil man ins Un-

endliche ihr: griff, ritt vergeblich in grief, riet korrigieren mußte. Und jetzt ist der Fehler wirklich zur Regel geworden: ein Beispiel wie sich Sprachen verändern; Majoritäten bilden sich für eine Form, die eigentlich falsch ist, und endlich wird sie Gesetz; so kommt es, daß heute noch der Norddeutsche, wenn er uns sagen hört: grief, riet, einfach meint, wir sprechen ein schlechteres Deutsch. Ebenso verhält es sich mit den Wörtern Mutter und muß. Sie sind ursprünglich l a n g (Muoter, muoz) und so spricht sie heute noch das Volk im Süden, die Majorität vom Norden her hat aber längst für beide Wörter die Kürze durchgesetzt. — Von Härten im norddeutschen Idiom erwähne ich noch die scharfe Aussprache des g in der Endungssilbe ung und ing; das unc (Hoffnunc, Jünglinc) ist allerdings alt, ist richtiges Mittelhochdeutsch, erst im Inlaut wurde das c zum g: Hoffnungen, Jünglings. Hier ist der Süden Deutschlands zugunsten der Weichheit von der alten Regel abgewichen und hat auch im Auslaut g gesetzt, der Norden ist darin mit der Schreibung zwar gefolgt, aber mit der Aussprache nicht. — Solches und so manches Andere gibt also dem Lautsystem im norddeutschen Sprachgebiet eine gewisse trockene Schärfe und Spitzheit:

„Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen."

Nun, und im vollen Widerspruch mit diesem mehr knöchernen Charakter muß das arme R wie zerlassenes Fett als Vokallaut in der Gaumengegend verschwimmen! —

Gelegentlich sei hier auch die Aussprache gewisser französischer Laute erwähnt, da die Norddeutschen doch so sehr lieben, Fremdwörter aus dieser Sprache zu entlehnen: die komische Zuschärfung des Nasenlauts zu einem ng (train — Träng, cependant — spangdang, S. Quentin — Säng-Kang-Teng) und des L mouillé zu einem lch (Mongmiralch, Detalch). Ein Aufsatz in der Augsb. Allg. Zeitung hat sich vor einiger Zeit damit beschäftigt, ohne die Erklärung zu finden. Diese Aussprache, wenigstens des ng für Nasenlaut, ist altfranzösisch; als die Hugenotten in Preußen aufgenommen wurden, war sie noch normal, durch diese (die wohl häufig als Sprachlehrer fungierten) muß sie dort verbreitet sein und erhielt sich nun im deutschen Norden, während sie in Frankreich schwand.

Eduard Gans, der Jurist, Schüler Hegels, sagte mir einmal, er spreche ganz geläufig französisch, komme oft nach Paris und begreife nicht, warum man ihn dort so oft für einen Gaskogner halte. Der Grund war einfach: die Gaskogner sprechen diese Laute noch altfranzösisch.

Hiedurch vermehrt sich denn die Mischung falsch harter und fälschlich erweichter Laute. Es kommt nun aber etwas hinzu, wovon man nicht absehen kann noch darf. Der Norden Deutschlands hat sich weit mehr vom Dialekte losgelöst als der Süden, es wird in jeder gebildeten Familie, in aller guten Gesellschaft nur hochdeutsch gesprochen, während im Süden der Gebrauch des Dialekts weit und hoch hinauf unter den Ständen im Schwange steht. Man kennt den Grund: hochdeutsch ist ja ursprünglich geographische Bezeichnung, bedeutet oberdeutsch, und das allgemeine Deutsch, das Deutsch für Alle, — „für Oberländer und Niederländer", sagte Luther, der das meiste zu seiner Befestigung tat —: dieses unser jetziges Rein- und Schriftdeutsch hieß Hochdeutsch, weil es zum weitaus größeren Teil aus oberdeutschen Elementen gebildet war. Der Norden Deutschlands hatte hiezu (vom Platt- oder Niederdeutschen aus) einen weit größeren und schwereren Schritt als der Süden, er mußte diese neue Form lernen fast wie man eine fremde Sprache lernt. Der Süden, der ungleich größeren Nähe sich bewußt, blieb nachlässiger, verharrte wenigstens für den Hausbrauch im Dialekt und behielt sich das Hochdeutsche nur für die Fälle vor, wo die Situation korrekte Sprache fordert: Amt, öffentliche Rede usw. Das hat nun seine zwei Seiten. Einesteils ist es, versteht sich, vom Übel. Man erlangt keine rechte Fertigkeit, keine Sicherheit im Reindeutsch, ist stets in Versuchung, Dialektsformen und Dialektsaussprachfehler in das Hochdeutsche einzumischen. Davon wäre ein Lied zu singen, ich möchte bei dieser Anklage gern verweilen, um recht zu zeigen, daß es nicht süddeutsche Eigenliebe ist, was mir die Feder führt, ich erwähne aber in Kürze nur den gröbsten Fehler der meisten Schwaben, daß sie nämlich I und U vor M oder N in ein nasales E und O verderben (Berlen, Wen, Denst, Konst, Donst für Berlin, Wien, Dienst, Kunst, Dunst); der junge Schiller reimt lustig: Schöne, Miene, Bühne, Szene, denn er sprach: Schene, Mene, Behne, Szene (s. Melancholie an Laura). — Dennoch hat der Mißstand auch sein Gutes. Wer im

Dialekte lebt, der bleibt der Sprachnaturquelle näher, als wer sich ganz von ihm losgesagt hat. Ich behaupte, daß er sich feineren Sprachsinn bewahrt, und kann nur freilich hier den Beweis für dies Paradoxon nicht antreten; es sei kurzweg nur das Eine angeführt, daß unsere Bildungssprache, als sie sich aus den Dialekten herausdestillierte, eine Welt von Sprachschätzen ungehoben im Schoße der letzteren ließ; ich verzichte ungern darauf, eine Reihe trefflicher, treffender, unübersetzlicher, dem Hochdeutschen verlorener Wörter als Beispiele anzuführen. — Dem Norddeutschen nun spürt man in seinem schulmäßig richtigen Sprechen unmittelbar seine ungleich größere Sicherheit an und hört zugleich auch ein starkes Gefühl dieser Sicherheit heraus, etwas sehr Bewußtes, wogegen der natursaftige süddeutsche Dialekt samt den Aussprachfehlern, die aus seiner Einmischung ins Hochdeutsche entstehen, als naiv erscheint: dem Fremden als kindlich-komisch naiv, an sich wohl naiv in besserem, etwas Achtung vor der Natur einschließendem Sinne des Worts. Das fertige Loshaben der rektifizierten Sprachform fühlt sich nun an wie ein behaupteter Besitz höherer Weisheit. Das wäre wohl nicht der Fall, diese dunkle Symbolik würde sich nicht einstellen, wenn nicht nach der Seite des Inhaltes häufig Sprachwendungen aufträten, die ein Bewußtsein von Besitz überlegener, höherer Klarheit verraten, wenn nicht oft eine Neigung zur Ironie sich kund gäbe, die mit dem vorherrschenden Charakter der Verständigkeit so gerne sich verbindet.

„Symbolik“: ich meine hier mit dem Wort jenen dunkeln und doch bestimmten Gefühls- und Phantasieakt, vermöge dessen wir einer sinnlichen Erscheinung Seelenqualitäten unterlegen und hieraus Schlüsse ziehen, durch die wir die vorgestellte Qualität nach anderen Seiten oder Sphären verfolgend erweitern. Man erinnere sich an die Stimmungen, Vorstellungen, die sich für uns an Farben knüpfen. Ebenso verhält es sich mit den Klängen — und das führt uns auf die Linie, nach der wir schon lange hinsteuern.

Ich bin ernstlich überzeugt, daß das große Unrecht, das der Süddeutsche so häufig im Urteil über den Norddeutschen ausübt, nicht zum kleinsten Teil aus dieser dunkeln Symbolik zu erklären ist. Das A für R gemahnt also naturlos, affektiert im kontrastierenden Zusammen mit dem Scharfen in derselben Sprechweise, das den Ein-

druck eines Bewußtseins von Überlegenheit macht. Zunächst scheinen beide Bestandteile unvereinbar: das scharf Gestoßene und das zuckerig, butterich Zerfließende. Herber Mann und holder Backfisch in Einem, Sägfisch und Mollusk, Hartschnabel und Breimaul in Einem: so denkt der geärgerte Freund klarer und voller Laute. Nun geht's weiter. Wo die Leute so sprechen, meint der Schwabe, der noch nicht hinausgekommen ist, da werden die Häuser alle abstrakt, kahl modern, die Schüsseln hungrig karg, ja die Schwalben in der Luft von Pappendeckel, und das Wasser wird Alkohol sein. Wie staunt er, wenn er hinauskommt, wenn er die alten Städte, die alten Teile der alten Städte sieht: malerisch, gediegen, historisch, ehrwürdig! Ein Münster, Hildesheim, Halberstadt, Goslar, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Danzig — ich nenne nur, was mir gerade einfällt von Zeugen gediegener, naturgesunder Tüchtigkeit und Kraft. Und angesichts der saftigen Rindsbraten auf den gastlichen Tischen, wo bleibt das „Hungrig"? Er sieht keine Weinberge mehr, aber ist denn das nahrhafte Malzgetränke nicht vom Norden zu uns gekommen? Das sind nun doch wohl Werke und Zeugen nicht von Zierpuppen, sondern von Leuten, die Mark haben?

Nun, und der Kriegsgeist, dem wir die Siege verdanken, die stramme Ordnung, die straffe Kraft der Zusammenfassung, die uns die Einheit brachte? — R R R R!

Alles wahr, ganz wahr, aber schade bleibt es doch, daß die natursaftige Welt dort drüben im Norden, der wir das verdanken, sich selbst das Unrecht antut, ihre Kraft in einer Sprachform zu verleugnen, die nach Schwächlingsgeziertheit aussieht. Ihr habt es zustande gebracht, uns zu einem Ganzen zu verbinden; warum sagt ihr vabinden statt verbinden? Ihr habt einen Bismarck erzeugt, könntet ihr nicht auch seinen Namen so sprechen, daß das Mark darin nicht zerquetscht wird? Warum Bismachk, Bismahk oder Bismaik?

Ich hoffe, man merkt, daß Schreiber dieses kein Preußen-, kein Norddeutschen-Hasser ist; aber er gesteht, daß sein Ohr und Sinn nimmer an den Mißlaut sich gewöhnen kann. Ich bin viel, einmal auf ein halb Jahr lang im Norden gewesen, ein Zweig meiner Familie war dort ansässig, aber das mißhandelte R ist mir heute wie gestern, heute wie vor fünfzig Jahren neu, wirft mich in die geschilderte, ungerechte, längst überwundene Symbolik zurück, in die

doch so blinde, verkehrte Antipathie gegen die Norddeutschen. Es ist eben für ein normales Gehör nicht zu ertragen, man kann nicht anders, man muß inwendig — unter Einverstandenen auch auswendig — räsonnieren, wettern, schelten. In Karlsbad, in Kissingen, wo zur Zeit, da ich dort war, in Mehrzahl Norddeutschland vertreten war und von allen Seiten „Vata, Mutta, mia, dia" mir in die Ohren klang, da konnte die Quelle kaum halb das Ihre tun, weil so verdorbener Sprachquell auf Stimmung und Magen drückend von allen Seiten beständig mich umrauschte. Eine Dame spricht mir von „Kohmähka". Was um's Himmelswillen mag „Kohmähka" sein? Sie fügte dann hinzu: „Pigähde", und nun gieng mir ein Licht auf: Kurmärker (und Pikarde). Es war eine Braunschweigerin, daher auch O für U und Ae für A. — Soll es uns angenehm sein, soll es uns sympathisch stimmen, wenn im Theater zu Berlin Madam Hedwig Tell sagen darf: „heut kommt da Vata, Kinda, liebe Kinda"!? — Ich weiß es von einem Ohrenzeugen, daß ebenda eine Schauspielerin, die den Erzengel Michael im Prolog zum Faust spielte und als solcher für den Herrn fungierte, den Geist der Welten selbst sagen ließ: „Solang ea auf dea Eade lebt" „— kannst du ihn afassen" usw. usw. Der Wahrheit zur Steuer muß ich noch erwähnen: ich weiß vom Intendanten des Theaters in Schwerin aus seinem eigenen Munde, daß er keinen Schauspieler, keine Schauspielerin anstellt, die das R nicht als Zungen-R sprechen. Und gewiß ist dies genau so richtig, wie man im Gesang keinen Gaumen-R und kein A für R duldet. Was aber auf der Bühne und im Gesang recht ist, das ist wohl auch Recht und Gesetz für die Umgangssprache. Wollte Jemand dies bestreiten, für die Konversation Ausnahmen in Anspruch nehmen, so wäre zum Überfluß noch ausdrücklich herauszuheben, was sich aus allen gebrachten Beispielen ergibt: daß man am Ende doch redet, um verstanden zu werden. Unter sich, im Lande, wo alle Welt das R im Munde zerlaufen läßt, da macht es keine Schwierigkeit; die Kombination, welche nötig ist, um je an gegebenem Punkte der Rede zu begreifen, daß ein A als R zu verstehen ist, wird zur raschen Gewöhnung, wie es z. B. im Französischen sich durch Übung lernt, aus dem Zusammenhang zu entnehmen, ob ein A den Dativ oder: Hat bedeutet. In unsrer Umgebung aber, wo das R ein R ist, lernt sich diese Gewöhnung nicht, wenn also ein R = A-Sprecher

unter uns sich vernehmen läßt oder wenn wir in die R = A-Regionen hinüberreisen, da beginnt die liebe Not mit dem Verstehen. Der Beispiele hiefür habe ich wohl genug angehäuft; es sei aber noch angeführt, daß ein norddeutscher Herr, ein Bekannter aus früherer Zeit, der mich mit großer Freundlichkeit in einer italienischen Stadt umführte, verwundert über mein ewiges: Was? He? Wie? mir endlich sagte, er bemerke mit Leidwesen, daß mein Gehör abgenommen habe. Ich erwähne es, weil ein Leser, dem meine Sätze neu sind, mich vielleicht längst in demselben Verdacht hat. Unter Süddeutschen hat aber noch kein Mensch ihn geschöpft. Und wie kann dies Nichtverstehen gesellig beunglücken! Ich fand in einem Restaurationslokal, wo ich Abends Unterhaltung zu suchen pflegte, häufig einen jungen Mann, den ich zu meinen strebendsten und denkendsten Zuhörern zählte. Ich mußte ihn aber meiden wie den bösen Feind, wiewohl er oft allein saß und sichtbar sich gerne mit mir unterhalten hätte; es waren mehrere Tische im Saal, es gieng laut her und unter dem Stimmengeräusch verstand ich kaum die Hälfte seiner Worte, denn er sprach ein Mittelding zwischen Hamburgisch und Berlinisch; z. B. ich hörte das Wort Nohwähn und brachte nur durch Schlüsse heraus, es solle Norwegen heißen (er verschwemmte auch das G). Ich fragte oft zwei-, dreimal, verstand beim dritten Mal abermals nicht — da half es nichts, ich mußte mich der Marter entziehen, auf Gefahr, ihn zu verletzen, denn er mußte merken, daß ich ihn mied, und konnte nicht erkennen, warum. Die norddeutsche Aussprache ist ohnedies überhaupt weiter hinten in der Mundhöhle lokalisiert, als die süddeutsche. Wir haben den Eindruck, als verklingen die Laute, statt vorn herauszugehen, hinten im Rockkragen. Da man nun im Gespräch nicht wohl das Ohr hinten an den Rockkragen des Andern auskultierend anlegen kann, so ist in Fällen, wie der genannte, kein Ausweg, als: „der Rest ist Schweigen."

Sollte es nötig sein, daß ich zum Schluß noch zu Punkt 2 auf der vorangestellten Warnungstafel zurückkehre? Dort wird vor dem Lesen dieser Blätter gewarnt, der nicht verstehen will, daß kein Einzelner gemeint ist, wenn ich von Manier, von Affektation rede, der späte Erbe des eingerissenen Unfugs wird von jeder Schuld freigesprochen. Mit einer kleinen Modifikation wollen wir dies jetzt so ausdrücken: die Portion von Mitschuld, die unter vielen

Millionen von Menschen auf den einzelnen Mann kommt, wenn durch die kontagiöse Fortpflanzung der Mode ein Sprachmißbrauch einreißt, ist so klein, daß sie fast Null gleicht. Diese Modifikation deckt mich gegen einen Vorwurf, den man erheben könnte: mein Vorgehen, könnte man sagen, habe etwas ähnliches Verletzendes, wie wenn man Einem seine Nase verspottet, für deren Form er doch nichts kann, die nun einmal so, wie sie gewachsen, ein Stück seiner Persönlichkeit bildet. So ist es denn doch nicht. Ich habe bereits gesagt, daß solche Idiomsformen nicht physiologisch seien; das Unbewußte der Angewöhnung ist doch keine Naturnotwendigkeit; ein Bewußtsein läßt sich wecken, es kann darüber reflektiert werden und dann tritt auch Freiheit ein, daran zu ändern. Meine Nase kann ich nicht anders ziehen, einige starke Unrichtigkeiten meines Idioms kann ich ablegen. Sträube ich mich gegen die Weckung des Bewußtseins, suche mit Gründen zu decken, was jedem guten Grund zuwider Mode geworden, dann kann nicht mehr von minimaler Schuld, die fast gleich Unschuld, die Rede sein, und dann hat die Symbolik der Auffassung, die im geschilderten Charakter der Aussprache ein Bild selbstgefälliger, naturloser Bewußtheit sieht, nicht ein Stück Unrecht, ein Stück Recht, sondern nur ganz Recht. Ich stieß auf Widerspruch, als ich früher einmal den Mißbrauch der Zerquetschung des R angriff. Ein verdienter Schriftsteller hielt mir brieflich entgegen: die höhere Kultur bringe notwendig eine gewisse Abschleifung von Sprachlauten mit sich; der Spanier spreche wohl das schöne, volle Zungen-R, aber diese Nation stehe doch hinter den modernen Kulturvölkern zurück, stecke noch halb in der Natur. Er konnte sich auf den Erfahrungssatz berufen, daß Fortschritt in der Bildung immer auch um Opfer an Naturfülle, Naturschönheit erkauft wird. Aber — „wer zuviel beweist, beweist nichts" ist doch auch kein leerer Satz. Das geschichtliche Gesetz der Abschleifung der Sprachen hat denn doch seine Grenze; Grundlaute dürfen nicht angegriffen werden, nicht rohe Natur ist es, was diese bewahrt wissen will. Ist es rothäutisch, den Kraftlauten der Sprache ihren Körper voll und ganz zu lassen, ist es erlaubt, bildungshalber an diesem Körper herumzufeilen, bis er flach wird, oder — ein besseres Bild — ihn wie Gefrornes im Mund verlaufen zu lassen, dann würde ich vorschlagen, lieber einmal an unsere vielen ung zu gehen. Diese Endungsform, vollends wenn

sie noch unc heißt wie in unserem Norden, ist doch wohl der häßlichste Teil unserer Sprache und höchst unbequem im Munde; mancher Dickhörige freilich schreibt oder spricht mit Heiterkeit: in der Hoffnung, meine Besitzung durch Erweiterung, Ordnung, Anpflanzung, nach richtiger Berechnung usw. usw. Ich würde nun vorschlagen, daß wir dieses lästige ung etwa zu einem ui oder ua erweichten, also Hoffnui oder Hoffnua und sofort, oder daß wir es in einen Zischlaut zusammenzögen, also etwa Hoffnuz usw. — Wäre niedlich!

Der Herr war ein Berliner. Ein anderer Brandenburger ließ mir sagen: weil die Schwaben das R mit der Zunge sprechen, soll das richtig und Gesetz sein und die Preußen hübsch folgen? Nein, mein Lieber, weil es Gesetz ist, sprechen die Schwaben das Zungen-R und sollten die Preußen es auch tun. Und zum Überfluß — denn ich habe bereits deutlich gezeigt, daß ich meinen Schwaben nichts schenke — will ich nur gestehen, daß leider! leider! diese Sprachtugend sichtlich bei uns abnimmt. Schon oben konnte ich nur sagen, es gehe dem R im Schwabenlande immer noch meist gut. Meine Beobachtungen sind in der Tat nicht erfreulich. Ich konnte früher in den Redeübungen, die ich von Zeit zu Zeit halte und wobei ich den besten Teil des Semesters um richtige, reine und deutliche Aussprache zu verlieren pflege, die Schwaben immer als Muster im R vorstellen; neuerdings hat sich das traurig verändert, im letzten Kurs waren es 3 von 10, die das R nicht in den Gaumen rutschen ließen wie die Backfische. Ich rief ihnen zu, sie sollen bedenken: wir Schwaben haben mit den Alemannen uns zu wehren, daß nicht —

Dieser Satz verlangt eine neue Linie, er ist ein Schluß- und Hauptsatz. Süddeutschland hat sich zu wehren, daß nicht im Deutschen der Widerspruch zwischen Schreibung und Sprechung einreiße wie in Frankreich und England. Ein R schreiben und ein A sprechen ist kaum weniger verkehrt als ein au oder eau oder eaux schreiben und ein O sprechen oder ein igh schreiben und ein ei sprechen. Man weiß, wie es in diesen Sprachen so gekommen ist. Nehmen wir z. B. das Wort autre. Der Gallier schrieb anfänglich alter und sagte alter. Nun sprach er aber das L mit Zurücknehmen der Zunge nach dem Gaumen als Kehlen-L: ein Laut, der im Russischen und Polnischen neben dem reinen L normal besteht. Nun klang alter fast wie auter; man kann sich das genau vorstellen, wenn man das

Kehlen-L der Schweizer vergleicht: als, Hals lautet hier fast wie aus, Haus. Soweit folgte nun die Schreibung der Sprechung, daß man jetzt auch autre schrieb. Von diesem au statt al war es aber nicht weit zu O und so wurde aus alter ein oter, aber hierin folgte die Schreibung nicht der Aussprache, man fuhr fort autre zu schreiben (auf die Versetzung der zwei Endlaute re brauchen wir hier nicht einzugehen). Dies ein Beispiel von vielen; es ist gleichgültig, an welchen Punkten der Mißbrauch anfieng, er riß eben ein, griff an diesem und jenem Punkt an und lief weiter und weiter; und so, wenn wir Deutschen R schreiben und A sprechen, wird es bei dieser Bresche nicht bleiben, der Einsturz des Normalverhältnisses zwischen Schrift und Aussprache wird weitergreifen und endlich da ankommen, wo er in Frankreich und England angekommen ist. Hat es doch auch auf andern Punkten schon stark bei uns angesetzt: in breiten Strecken schreibt man g und spricht J (in zwei Wörtern ist dieser Unfug freilich so stehend geworden, daß ihm die Schreibung endlich folgte: jäh für gäh und Jauner für Gauner ist entschieden f a l s ch); bei der Aussprache des S wird in nördlichen Strichen Deutschlands die Zunge zu tief angesetzt, so daß es fast wie D lautet, nun hört man statt: sehr ein der (oder dea) statt: Gesetz Jedez; so auch in Vokalen: kein kleiner Teil von Deutschland schreibt u und spricht einen Mischlaut zwischen O und Oe, wie die Engländer, die es freilich eben aus ihrer Heimat, Norddeutschland, mitbrachten.

Man muß sich nun recht verdeutlichen, wie es sich mit dem Widerspruch zwischen Schrift und Aussprache eigentlich verhält: er fixiert sich in den Köpfen bis zur völligen Verdunklung des Begriffs von Schriftzeichen und ihrer Bedeutung. Eine Dame sang: Ihr Jätter meines Lebens usw. Der Singlehrer verbessert: „Götter"; sie aber behauptet, es stehe ja deutlich gedruckt: Jätter, es stehe doch da auf dem Papier. Sie selbst sprach doch in manchen Silben das G richtig, da nämlich, wo es nicht zu verderben ist, z. B. in der Verbindung mit L (königlich u. dgl.), allein das veränderte nichts an ihrer Verstockung, sie zog schlechterdings die Konsequenz nicht. So droht es denn auch mit dem R zu kommen, und an was alles es noch kommt, ist nicht abzusehen, und also noch einmal: wehre dich, Süddeutschland, gegen das Eindringen des R = A!

Ich habe nicht schelten und spotten wollen; man tut eben, was

man kann, und versucht es mit dem Mittel des Überzeugens. Aber wie wenig vermag der Einzelne! Was hilft es, wenn ich mit meiner Schreiberei auch den einen oder andern R = A-Laller bekehre! Was will das sagen gegenüber Millionen, die meine armen Blätter nicht lesen und, wenn sie lesen, für wohlweise Nörgelei halten! — Wie aber, wenn es doch ein Mittel gäbe? Viribus unitis! Ich finde Rat. Ich darf wohl hoffen, daß dieser mein Krankheitsbericht einen und den andern Schulmeister in den Landen zu Gesicht kommt, wo die Epidemie herrscht. Überzeuge ich von diesen vorerst nur Einen und gibt er der Überzeugung Folge, so ist eine Handhabe gegeben. Hat er jährlich etwa 70 Kinder in der Schule, bringt er von diesen etwa 40 das richtige R bei, so ist ein hübscher Anfang gemacht. Die Jahrkurse wechseln ja, wir haben in drei Jahren 120 natürliche, unwillkürliche Propagandisten des Zungen-R; man rechne weiter und schöpfe Hoffnung! Und nun habe ich vielleicht erst zu wenig vorausgesetzt: kann nicht das Glück wollen, daß ich zwei ja drei Schulmeister überzeuge? Also dann jährlich 80 oder gar 120, in drei Jahren 240 oder 360 Propagandisten! Man rechne abermals weiter und hoffe noch blühender: man mache einen ungefähren Durchschnittsüberschlag der Zahl von Geschwistern, Nachbarkindern, die ein gebessertes Kind jährlich bessert —, noch mehr, man nehme an, unter den bekehrten Schülern seien etliche, die selbst zu Schulmeistern aufsteigen, also aus Bekehrten Bekehrer werden — welch trostreicher Blick ins Unendliche!

Edle Volksschullehrer! Lange nicht nach Verdienst gewürdigter Stand der Volksbildner! Seht, welches weitere, große Verdienst ihr euch erwerben könnt! Die Frage der Recht*schreibung* ist ein Knoten, so verschlungen, daß er unendlich schwer zu lösen ist, die Frage der Recht*sprechung*: wie ungleich planer liegt sie doch, da ihr der klare Anhalt physiologisch an den Sprachorganen gegeben ist! Ihr könnt, wenn ihr wollt! Versagt euch nicht der guten Sache!

Ist aber all mein Hoffen eitel, glaubt mir in den Landen, gegen deren Aussprache ich predige, kein Mensch, daß R nicht A ist, so gibt man mir doch wohl wenigstens zu, daß die Schreibweise der Aussprache folgen soll. Also gut, regeln wir jene nach dieser! Wir schreiben dann also künftig ein R nur noch im Silbenanfang, wo es als Zungen-R spricht, wer kann und will, als Gaumen-R, wer

nicht anders kann oder fälschlich so will; im übrigen schreiben wir zwei verschiedene A: das eine ist der bekannte Vokal, das andere bedeutet den Laut, der früher auch im Silbenschluß R geschrieben wurde und den zurückgebliebene, ungebildetere deutsche Brüder auch an dieser Stelle noch als R sprechen, den aber der fortgeschrittene Teil Deutschlands jetzt feiner als eben den Vokal spricht, den das Zeichen A bedeutet. Ich verabschiede mich vom Leser mit einer Probe dieser künftigen Orthographie:

Da Mensch soll sich von da bloßen Natua zua Kultua aheben und dies voanehmlich auch an da Sprache zeigen, indem ea die gröbaen Ualaute daselben mildat. Ein solcha Ualaut ist namentlich das R. Wenn gebildete Menschen sich miteinanda untahalten, soll es nicht klingen wie ein Donnawetta oda als wüade da Zapfenstreich geschlagen. Lasset uns diesen rohen Laut übaall da, wo die gebildetae Meaheit da Deutschen ihn längst als A spricht, künftig auch so schreiben. Ein gewissa Vischa hat sich einmal wieda lächalich gemacht als Vafassa eines Aatikels: Leiden des aamen Buchstaben R auf seina Wandaung duach Deutschland. Diesa eigenliebige Schwabe glaubt uns predigen zu düafen. Aba ea iat sich. Kein Mensch kümmat sich um den Propheten im schwäbischen Winkel. Man kennt ihn längst als Grillenfänga. Ea mag hübsch zusehen, ob ea etwas acheicht. Ea wiad uns in unsra Sichaheit nicht aschüttan. Statt unsan Schulmeistan zu predigen, sollten die Schwaben hübsch bitten, daß ihnen eine Zahl Schulmeista als Lehra des richtigen Deutsch aus dem Lande da Intelligenz vaabreicht weaden.

(Die Gegenwart, 1882; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Neue Folge, herausgegeben von R. Vischer, 1889.)

Zum Schutz der Schutzrede für das R.

Wie das arme R leiden muß auf seiner Wanderung durch Deutschland, so muß auch der arme Artikel leiden, der für es eintrat. Das war vorauszusehen; der Verfasser wußte, daß er in ein Wespennest stach. Nicht durchaus zwar ist es ihm schlimm ergangen; ich habe von zwei Schullehrern, einem in Süddeutschland (Herzogtum Hessen), einem im fernen Norden (Oldenburg), beistimmende, für die Unterstützung dankbare Zuschriften bekommen, die mich sehr erfreuten, weil der Hebel gegen den Sprachmißbrauch ja vor Allem in der Schule liegt. Der Oldenburger gestand mir, er sei ursprünglich fester Anhänger des Zungen-R gewesen, sei aber dann durch ein Lehrbuch irregeführt worden, welches das Gaumen-R für das richtige erklärt, und nun sei er froh, wieder auf den richtigen Weg geführt zu sein. Daneben danke ich seinem Schreiben eine willkommene Notiz. Der Leser erinnert sich, daß ich in meinem Artikel nicht mit Sicherheit anzugeben wußte, wie weit im Norden Deutschlands die richtige Aussprache beim Volke sich erstrecke; dieser Brief versicherte mir, daß dort, so hoch im Norden (Brake), das Volk allgemein ein klares Zungen-R spreche, mit Ausnahme Einzelner, die im Verkehr mit den Städten das zu einem A verschwemmte R annehmen in der Meinung, das sei vornehmer. Ein dritter erfreulicher Gruß kommt mir soeben unter dem Schreiben zu: eine Seminarlehrerin in Diedenhofen (Lothringen) teilt mir mit, daß sie und mit ihr die Vorsteherin durch meinen Artikel für das reine Zungen-R gewonnen seien und beschlossen haben, es zur Norm im Unterricht zu machen. — So etwas tut wohler als die günstigste Rezension. Neben der Schule ist es natürlich das Theater, das auf Reinhaltung der Sprache zu halten hat. Ich hatte in meinen Artikel eine Klage darüber aufnehmen wollen, wie schlimm es auch auf der Stuttgarter Bühne zugehe, hatte es aber unterlassen der Kürze wegen. Bald nach dem Erscheinen begegnete mir ein befreundeter Schauspieler, würdiger Veteran dieser Bühne, begrüßte mich dafür, daß ich in dieser Sache das Wort ergriffen habe, gab mir sehr recht und bestätigte vollauf, daß es keine kleine Zahl von Mundorganen ist, die auf unsern Brettern die

Sprachlaute und namentlich das R mißhandeln. Es sind Norddeutsche, von denen leider auch schon Süddeutsche das „Vata", „Mutta" usw. angenommen haben.

Vom Standpunkte des Theaters hauptsächlich bespricht ein Artikel in der „Allgemeinen Kunst-Chronik" meine Schutzrede (Beilage: „Allgemeine Theaterchronik", 17. und 18. November d. J. „Betrachtungen zu Fr. Vischers ‚Wanderungen des Buchstaben R' von E. Bürde"). Dieser Artikel ist es zunächst, der mir noch einmal die Feder in die Hand drückt; warum? wird man sogleich sehen. Herr Bürde gibt mir zuerst recht; zwar hat die Einräumung einen Bruch, denn er sagt nur, Jedermann werde dem vibrierenden R vor dem Gaumen- (Zäpfchen-) R den Vorzug geben. Ich habe nicht gesagt, jenem sei der Vorzug zu geben, sondern es sei das allein richtige; und begründet habe ich meinen Satz damit, daß, wenn das R nicht mit der Zungenspitze gerollt wird, immer Gefahr nahe liegt, daß ein anderer Laut als R, ein ach und weiterhin nur ein A vernommen wird. Die Gaumenaussprache habe ich für eine leidliche Aushilfe für diejenigen, welche das R nicht sprechen können, für ein annehmbares Surrogat erklärt, soweit nicht das Reißen jene Schärfe annimmt, die ein ach zu hören gibt. Freilich hat Herr B. wohlbedacht seine Zustimmung nicht kategorisch ausgedrückt, denn wir werden sehen, wie er sie wieder schwächt; doch auch mit der bloß relativen, graduellen Zustimmung tritt er in Widerspruch. Denn was tut er? Er bringt eine Reihe von Einwendungen, die meinen Satz nicht treffen, so vor, als träfen sie ihn, postuliert Einschränkungen, Zulassungen, die mein Satz nicht ausschließt, in einer Weise, als schlösse ich sie aus, schildert endlich mißbräuchliche Übertreibungen des Richtigen, als billigte ich sie, während ich sie nirgends billige, und gewinnt mit diesen Mitteln das Vergnügen, „mich als Fanatiker" des R in das Licht des Komischen zu rücken. Sehen wir näher zu, wie er es anfängt. Zuerst sagt er, das Zungen-R sei nur dann schön, wenn es ungezwungen gesprochen werde. Die gezwungene Aussprache tritt in zwei verschiedenen Formen auf: die eine besteht in der Härte, die das R in einem Munde annimmt, der es nur mühsam gelernt hat. Diese Form, dieser Fall ist von mir berücksichtigt; ich sage: „Das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Ge-

übten begründen." Damit ist dieser Punkt vollständig erledigt. Ich kenne dieses wirklich harte R sehr wohl und lobe es nicht, habe es nicht gelobt; das Vorkommen desselben ist eine Tatsache, die an meinem Satz kein Jota verändert. Daraus, daß Anfänger das Zungen-R hart sprechen, folgt doch nicht, daß das Zungen-R an sich hart sei, folgt dies so wenig, als aus der steifen Haltung des angehenden Reitschülers folgt, das Reiten sei etwas Steifes. — Die zweite Form gezwungener Aussprache des Zungen-R besteht in einem affektierten Verweilen auf dem Laute, einem gewaltsamen Fortrollen statt einfachen Rollens. Herr V. bringt diese Mißform zweimal zur Sprache; das erstemal da, wo er von der genannten ersten Form spricht, das zweitemal am Schluß seines Artikels, um da seinen Trumpf auszuspielen. Wir werden darauf zurückkommen und folgen dem Verfasser zuerst in einen anderen, zweiten Einwand. Es handelt sich da eigentlich um eine Zulassung, die er fordert. Er nennt einen berühmten Schauspieler, der das Zungen-R nicht sprechen könnte: Löwe in Wien, er nennt die Schröder-Devrient, die als Sängerin den Laut doppelt nötig hatte und die sich vergeblich abquälte, ihn zu lernen. Er folgert nun mit vollem Recht, das Theater würde sich mancher Zierde berauben, wenn es unerbittlich auf dem Zungen-R bestände. Wer könnte leugnen, daß eine Ausnahme zu machen ist, wenn der Fall eintritt, daß ein bedeutender Künstler oder eine solche Künstlerin in dem Einen Punkt an einem Naturmangel leidet! Ich habe diesen Fall nicht zur Sprache gebracht, weil mir nicht einfiel, es könnte Jemand mich für so unvernünftig halten, zu meinen, jede andere Regel habe Ausnahmen, nur diese nicht, und der hochgebildete Intendant in Schwerin bedarf sicherlich meiner Fürsprache nicht, wenn man Zweifel gegen ihn erhebt, ob er nicht seinerseits so unvernünftig sei, diese Ausnahme zu verwerfen. Ich könnte meinem Gegner selbst mit einem Beispiel aushelfen von einer großen Schauspielerin auf der hiesigen Bühne, der es Niemand verdenkt, daß sie das R nicht recht spricht, weil man weiß, daß sie es nicht kann. Ich kämpfe gegen die Unsitte, das R zu kastrieren ohne Not, d. h. bei richtiger Zungenanlage, und Herr von Wolzogen ebenso. Gegen diese weitverbreitete, den Einzelnen, der im Bereich des Kontagiums aufwächst, überschleichende Affektation ist die Spitze meines gerechten Unwillens gerichtet. Herr V.

schiebt diesem Unwillen ein anderes Objekt unter, er fingiert, als wüte ich gegen diejenigen, die das R nicht sprechen können, und verfolge sie tyrannisch, auch wenn sie im übrigen Meister der Rede und der Menschendarstellung sind. Und mit dem Schabeisen dieser Unterstellung quengelt, mäkelt und nörgelt er an meinem Satz herum, den er selber zwar nur relativ einräumend, doch immer noch zustimmend genug vorangestellt hat, um bessere Erwartung zu erregen. Von Talma, den ich als Autorität angeführt habe, weiß er, was ich nicht wußte: daß er erst lang sich um das Zungen-R hat bemühen müssen. Wie komisch! Das stimmt ja für mich! Mein kluger Gegner schlägt ja diese Hochterz gegen sich selbst! Hätte sich Talma um das R lange gequält, wenn er es nicht als notwendig erkannt hätte?*) Und nun zurück zum wirklich harten, d. h. zum forcierten R! Herr B. bringt es, wie gesagt, zweimal, um den vermeintlichen Einwand doppelt gegen mich auszubeuten. Ich habe das Vibrieren der Zungenspitze beim richtigen R ein Rollen genannt. Mein Satz, sagt er, sei dem gefährlichsten Mißverständnis ausgesetzt, und schildert nun die Unsitte, auf dem R ohne Grund fortrollend zu verweilen: ein Donnern, ein Rasseln, das zur Zeit des deklamatorischen Pathos im Schwang war, bei den Helden der Provinzialtheater zu jeder Zeit beliebt war und ist und an das gewiß auch Hamlet denkt, wenn er von den haarbuschigen Gesellen redet, welche, die Silben kauend, den Herodes überherodessen. Mein „Rollen" bedeutet aber so klar nur den Modus der Bewegung, daß nicht der kleinste Schein mich treffen kann, als wolle es einen Grad bezeichnen, einen zu hohen Grad, ein zu starkes und langes Rollen statuieren. Welcher Mensch von Geschmack zweifelt, daß dies ein Mißbrauch ist? Wer kann mir

*) H. Wittmann schreibt in der Neuen Freien Presse in einem Feuilleton: „Die beste Aussprache" Folgendes über das französische R: „Das Klagelied, das Friedrich Vischer vor kurzem in der „Gegenwart" über „Die Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland" gesungen, könnte füglich auch auf dem Boulevard vorgetragen werden. Fast kein Pariser besitzt ein richtiges, auf der Zungenspitze vibrierendes r; sie holen es fast Alle weiter hinten in der Kehle, sie lurbsen, was man im Französischen grasseyer nennt. Die Riesenkämpfe, welche Sänger und Schauspieler mit diesem schwer zu erobernden Buchstaben zu bestehen haben, bilden ein stehendes Kapitel im Anekdotenschatze der französischen Coulissen."

also einen Vorwurf daraus machen, daß es mir nicht beifiel, meinen Satz gegen diesen Mißbrauch zu verwahren? Es ist, wie wenn ich sagte: das K ist kein G (es gibt bekanntlich Leute, die sagen Girche statt Kirche), und nun Einer käme und mir vorrückte: die Schweizer sagen das K mit dem Rachen, daß man beim bloßen Anhören husten muß, daran ist deine Lehre schuldig! Ich habe nicht verlangt, man solle statt des R ein Doppel-R sprechen, ich habe es auch nicht erlaubt und meine Sätze erlauben auch nicht, zu schließen, daß ich es erlaube, sondern ich habe verlangt, man solle das R als R sprechen, und ich habe vor jenem nicht gewarnt, weil mir näher lag, das Nicht-R für R zu bekämpfen, und weil es sich von selbst versteht, daß die Scylla so schlimm ist als die Charybdis. Nein, ganz so schlimm doch nicht! Kein gesundes Ohr wird ein Übermaß des R so widerlich finden als ein A für R. — Herr B. meint nun zum guten Ende, er habe sich mit seiner Logik rechtmäßig die Situation erworben, zum Mittel der Komik zu greifen und parodiert meinen Schlußsatz, der zeigen soll, wie sich das A = R geschrieben ausnimmt, mit einem ditto, worin er für jedes R zwei R schreibt. Das ist wohlfeiler Spott — mild ausgedrückt, denn die Sachlage, die ihn zu berechtigen scheint, ist — wie klar gezeigt — erschlichener Schein. Ich will dieser Erschleichung nicht das Prädikat sophistisch geben; ich glaube nicht an böse Absicht. Die Welt mag instinktiv die scharfe Entschiedenheit nicht leiden. Sie muß eine Wahrheit zugeben, gibt sie zu, aber eigentlich möchte sie eben, daß es behaglich beim Alten bleiben soll, und dieser Trieb führt sie halb unbewußt dazu, an der Wahrheit abzumarkten, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt, sie abzuschwächen, bis sie mattgelegt ist, und dann den Mann, der nichts Halbes, sondern etwas Ganzes und ganz aufgestellt hat, einen Fanatiker zu nennen. Der Häring wäre gut, nur schade, daß er salzig ist!

Ich habe einen halb scherzhaften Aufsatz geschrieben mit starker Unterlage von Ernst. Dieser Ernst ruht auf Pietät vor der Sprache, dem uralt ehrwürdigen Werke der Völker, geheimnisvoll entsprungen aus Geist-Natur, aus jener dunkeln Mitte zwischen unbewußter Notwendigkeit und bewußter Vernunftheit. Ihre Grundformen sind die Laute, die Buchstaben. Unendlich haben sie zu leiden durch individuelle Naturfehler, dagegen ziemt Nachsicht; unendlich wird an

ihnen gesündigt durch Nachlässigkeit, Trägheit, Stumpfheit; dagegen arbeiten Schule und Erziehung; aber diese Sünde ist winzig gegen die vom Salon ausgehende, die Sünde der V e r st ü m m l u n g aus Affektation, aus Modemanier. Ich habe alle Nachsicht auch darin geübt, daß ich die Unzähligen, die im Bereich der eingefleischten Modeepidemie aufwachsen und unvermerkt angesteckt werden, an zwei Stellen entschuldigte. Aber diese Nachsicht darf den Ernst gegen das Übel an sich nicht abstumpfen. Es ist heillos, gegen einen Grundlaut der Sprache den Vornehmen zu spielen, ihn als roh zu verschreien, in einen vokalischen Gallert zu verwandeln und dadurch der ganzen Sprache die Präzision, die Klarheit der Laut-Artikulation, die akustische Verständlichkeit zu stehlen. Kastrieren habe ich es genannt und wiederhole es, denn das R ist der männlichste aller Laute. Kurz, es ist für einen Nerv, der das Naturgefühl der Sprache bewahrt, unausstehlich.

Noch ein paar Nebenbemerkungen nachträglich! Herr B. beschwert sich, daß ich mit seinen Landsleuten, den Berlinern, unrecht scharf ins Gericht gehe, und nennt einige Zelebritäten von dort, die sehr korrekte Aussprache hatten. Wo habe ich denn aber gesagt, daß a l l e Berliner sprechen mia, dia, Vata, Mutta? — Ich habe gesagt, bei den Norddeutschen sei der ganze Sprachprozeß mehr in der hinteren, bei den Süddeutschen in der vorderen Mundhöhle lokalisiert. Herr B. wendet mir die Schweizer ein mit ihrem Rachenlaut bei Ch und K. Er hätte noch ihr Kehlen-L anführen können. Dies sind zwei oder drei Laute, deren gutturale Schärfung aber im geringsten nicht hindert, daß alle übrige Sprachfunktion klar und voll sich vorne bewegt und herausgeht, was eben damit wesentlich zusammenhängt, daß gerade in der Schweiz (mit Ausnahme Basels, das vom Badischen herüber angesteckt ist) das R mit richtiger Bestimmtheit vorne über den Schneidezähnen gerollt wird. — Ich bedarf Hilfe, denn ich habe einen schweren Stand. In Sachen der Sprache ist es vornherein schon schwer, das verwöhnte Ohr von der Falschheit eines Lautes nur zu überzeugen, und dazu kommt dann erst noch der Kampf mit dem Vorurteil. Wer meinen Satz zugibt, der sollte mir daher von Rechtswegen beistehen, nicht daran herumkritteln.

Dies führt mich noch auf einen andern Gegenartikel, unterzeichnet O t t o S ch r ö d e r („Gegenwart", 11. Nov. d. J.). Derselbe bringt

„einige sachliche Bemerkungen“ zu Nebenpunkten und macht mein Hauptthema, nachdem er zugegeben, das R = A sei eine Unart, mit dem kurzen Satze ab: eine solche könne man sich so leicht wieder abgewöhnen als angewöhnen. Ich zweifle sehr. Das Abgewöhnen ist nicht leicht und dem Abgewöhnen muß der Glaube vorangehen, daß die Angewöhnung eine Unart ist. Einem Einzelnen aber, der seine Stimme gegen breit eingerissene Unart erhebt, pflegt man nichts zu glauben. Es bedarf Häufung der Stimmen, vereinigten Angriff Vieler. Herr D. Schr. ist, wie der Artikel zeigt, Sprachkenner von Fach. Und einem solchen wäre ich besonders dankbar, wenn er mir lieber hälfe, kräftig beispränge als daß er sich mit Nebensächlichem zu tun machte. Wo ich von Silbenkürzungen spreche, die von Norddeutschland her eindrangen, und die Wörter Schlag und Zug anführe, habe ich mich verschrieben, indem ich diese Wörter „ursprünglich“ lang nannte, statt: frühe schon lang geworden; „Schlăg“ und „Zŭg“ ist daher ein inkonsequenter Rückgriff ins Mittelhochdeutsche, wo solches längst verlassen, wo das Neuhochdeutsche in das Recht der Verjährung eingetreten ist. Ein andermal aber steht es in Frage, ob dies der Fall ist, und dies führt mich auf den Punkt, um den es sich hier handelt. Die Sprachen verändern sich: „dieses weiß der Herr Verfasser so gut wie ich.“ Ich weiß es nicht nur, sondern ich habe auch gesagt, daß ich es weiß. Aber w a n n ist eine Veränderung als festgestellt anzusehen? Antwort: wenn die Majorität der Nation sich dafür entschieden hat. Aber wie ist dies zu erkennen? Da sitzt der Haken. Die Stimmen zählen kann man nicht. Eine Masse von Unbefugten, Unwissenden ist hier mittätig, es sind zumeist Setzer und gewöhnliche Korrektoren. Herr Schröder kennt ohne Zweifel die Not, die man mit ihnen aussteht. Es folgt, daß ein Sträuben gegen diese Neuerungen auf einem sehr berechtigten Zweifel ruht. Mein Artikel l e u g n et nicht, daß „ritt“, „griff“ j e t z t durch Verjährung befestigt ist, aber der Süden von Deutschland hat sich eben lange dagegen gesträubt, und zwar aus genanntem gutem Grunde; Herr Schröder kann „grief, riet“ gar nicht bloß in meinen, sondern gar vielen Büchern von Süddeutschen weit herein in unser Jahrhundert finden. Seit einiger Zeit — ich weiß nicht, wie lange her — schreibt man auch: „fing“ und „ging“. Sollen wir annehmen, die Majorität hiefür sei bereits vorhanden? Eh ich es glauben kann, schreibe ich

noch „fieng“ und „gieng“. Herr Schr. wird es nicht beklagen, daß es in der Sprache wie in der Politik Leute gibt, die nicht so schnell sich zu Neuerungen herlassen. Die Staaten wie die Sprachen wären sonst Bahnzüge ohne Bremse. — So denn auch in der Aussprache der Grundlaute. Es droht uns eine Majorität, die es einführt, R zu schreiben und ach oder gar nur a zu sprechen. Dagegen müssen wir uns sträuben und sperren und dürfen den Kampf nicht leicht nehmen, denn der häßliche Mißbrauch ist stark an Truppenzahl, wohlweis und hartnäckig.

Ich benütze die Gelegenheit, einen Nachtrag zu meinem ersten Artikel zu geben; sie ist mir willkommen, denn man schließt doch lieber friedlich didaktisch als polemisch. Ich habe dort gesagt, der besprochene Unfug beginne leider auch bei uns einzureißen. Mein Manuskript war bereits abgeschickt, als ich mit einem wohlbewanderten Literatur- und Sprachkenner mich über das Thema unterhielt. Derselbe spricht das R zwar nicht als A, aber im Gaumen, obwohl ohne starkes Reißen. Was bekannte mir der? Er könne den Buchstaben eigentlich ganz gut sprechen (was er mir auch sogleich durch ein volles Zungen-R bewies), aber als Schulknabe habe er unter seinen Kameraden nichts als Zäpfchen-R gehört, das habe er nachgemacht, sich endlich angewöhnt, und nun sei es ihm beschwerlich geworden, ja, es komme ihm wie etwas Gewaltsames vor, das Zungen-R zu sprechen. Diese Mitteilung muß jeden Sprachforscher interessieren, sie weist mitten hinein sowohl in die Entstehung von Sprachmißbräuchen, als weiterhin auch in die Entstehung von Spracheigenheiten, die nicht einfach zu tadeln sind, ja in die Entstehung von Dialekten. Ich gebe sie zum Nachdenken hin, sie ist sehr fruchtbar. — Hier handelt es sich um einen Mißbrauch; ich bemerke noch, daß er nur in unserer Hauptstadt auftritt, während das Land noch sein unverdorbenes R bewahrt; ein weiterer Beleg für meine Sätze über die Quelle der Verderbnis.

(Die Gegenwart, 1882; Altes und Neues, N. F. 1889.)

Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes.

I.

Einiges über V e r s und S p r a c h e, — Weniges, viel zu wenig für den Kenner, dennoch wohl viel zu viel für den Nichtkenner, der von Silbenstecherei murmeln wird. Wahr ist, daß man nicht gern systematische Jagd auf Formenmängel macht, auch wenn man zu zeigen gedenkt, wie hoch sie durch Schönheiten aufgewogen werden. Es sind einzelne vom Zufall geleitete Griffe in eine unendlich reiche Masse, ohne irgendwelchen Anspruch auf Vollständigkeit.

Wir wissen, was wir über Korrektheit zu denken haben. Sie ist etwas Negatives, es pflegt eine nachahmende Poesie zu sein, deren erstes Absehen auf sie gerichtet ist. Herder nannte die Produkte jener Zeit, da man sich bemühte, ein zweiter Theokrit, Pindar, Horaz usw. zu sein, korrigierte Schulexerzitien; die Wildlinge der Sturm- und Drangperiode warfen daher die Korrektheit grundsätzlich an die Wand. Sie ist keine zentrale, nur eine peripherische Eigenschaft. Allein sie ist, versteht sich, darum nichts Nichtiges. Die zentrale Kraft in einem Kunstwerk soll nicht ermangeln, ganz in die Peripherie hinauszudringen, wie das Erz in einem richtigen Gusse die Form ganz ausfüllen soll; „nicht ermangeln" ist auch nur ein negativer Ausdruck, allein da die Kraft es leisten wird, wenn sie wahre Kraft ist, so erscheint die Sache sehr als positiv, und erwägt man, daß die Peripherie nichts Anderes als die äußerste Ausstrahlung des Zentrums ist, so folgt, daß die Unterscheidung zentral und peripherisch eine nur sehr relative Bedeutung hat. Kein Dichter kann klassisch genannt werden, der die Form vernachlässigt, und stünde er noch so hoch an Talent. Unter Form sei hier nur der Vers oder auch die Prosa verstanden, soweit diese in der Dichtung sich einmal angesiedelt hat, nicht die Form im höheren Sinn: die ganze Gestaltung und Anordnung; der Geist, der d i e s e herstellt, soll auch mit dem Nerv ausgestattet sein, der es nicht erträgt, daß Vers und prosaischer Satz das Gehör — das wirkliche oder das innerliche beim Lesen — belästigt, beleidigt, oder doch unbefriedigt läßt, und keiner, der diesen Nerv besitzt, soll die Mühe scheuen. Kurz: ein Gedicht soll eben recht

sein, ohrgerecht und mundgerecht. Justinus Kerner hat, kann man sagen, mehr Phantasie als Uhland, allein seine Verse sind ein für allemal zu schlottrig, zu holperig, und schon darum ist zwischen ihm und dem „Klassiker der Romantik" eine so fühlbare Kluft.

Nun aber muß man dennoch billig sein, mehrere Gründe mahnen zur Nachsicht. Die Natur trennt oft, was an sich zusammengehört, segnet ein Menschenkind mit der Gabe der idealen Anschauung, des fein schwingenden Gefühls, und versagt ihm das feine Gehör: sie schenkt ihm die poetische Ader und unterbindet sie am Handgelenk; diesen Punkt habe ich zur Sprache gebracht, Ästh. § 491; wir haben ihn hier nicht zu verfolgen, denn er findet auf unsern Fall keine Anwendung. — Sodann ist etwas vom Maße der Geduld zu sagen. Auch ein volles Talent angenommen, so ganz von selbst fließt doch die innere schaffende Kraft nicht in die Peripherie hinaus; es versteht sich ja, daß die Mühe hinzukommen muß. Durch Mühe, durch Übung, die keine Mühe spart, entsteht Fertigkeit. Allein die Fertigkeit selbst ist nie fertig, sieht sich bei jedem neuen Werke von unendlichen Schwierigkeiten gehemmt. An sich ist die Form (im obigen Sinn) dem Dichter keine Fessel; sie keimt und wächst mit der bestimmten poetischen Anschauung und Stimmung. Allein nicht so ganz. Das Vehikel, die Sprache erweist sich auf einmal weit spröder, als es schien in den Momenten, wo zugleich mit jenem geistigen Keime das ihm entsprechende Versmaß inwendig zu summen anfieng, auch stellenweise schon die rechten Bilder und Worte für die Bilder im Innern hervorsprangen. Es hapert. Das rechte Wort und Bild will doch nicht immer so leicht sich einstellen; die innere Anschauung selbst ist wider Erwarten lange nicht durchaus hell genug, wird erst gleichzeitig mit dem Suchen, dem Wählen nach dem Ausdruck heller und heller. Endlich ist dieser gefunden, aber fügt sich nicht in den Vers, nicht nach Silbenzahl, nicht nach Akzent (beziehungsweise quantitativer Prosodie), nicht nach Reim. Jeder, der nur etwas Erfahrung hat, weiß das anders als der Laie, der meint, die Eingebung sei Alles, oder der zwar begreift, daß die Arbeit dazu kommen muß, aber geneigt sein wird, diese allgemeinen Sätze für müßige Aufstellung bekannter Wahrheiten zu halten, weil er diese Arbeit sich ungleich kleiner vorstellt als sie ist. Der Zeitgenosse, der von Shakespeares Manuskripten rühmt, es sei kein Wort darin korrigiert, kann

nur Reinschriften gesehen haben. Es ist interessant, in Dichterkonzepte Einsicht zu bekommen. Wie verkorrigiert Alles, und zwar bei den edelsten, den talentvollsten! Ich kenne z. B. Hölderlins Ode auf das Heidelberger Schloß. Das ist ein Versuchen, ein Ausstreichen, ein wieder Versuchen, das Blatt sieht aus wie ein über und über geflicktes Kleidstück. Das war nun freilich ein strenges Versmaß, aber Heines frei nachlässige, leichte Liedstrophen, wie da? Nicht anders, und je leichter, je mehr scheinbar nur hingeworfen, um so vernahter. Kurz, die Form ist doch auch Fessel. Es kann zwar kommen, daß das Suchen z. B. nach einem Reim die Mühe dadurch belohnt, daß es einen neuen Gedanken bringt und so die Fessel zu einem Motive wird, das fruchtbar von außen nach innen wirkt. Aber eben nicht immer. Der Dichter wird nicht zu stolz sein, sich gerne selbst mit dem Pflästerer zu vergleichen, der in einen bemessenen Raum eine Anzahl Steine zu setzen hat, die nicht alle hineinwollen. Da geht denn etwa einmal auch dem Besten die Geduld aus, er drückt einen oder ein paar Würfel hinein, die nicht passen, schief sitzen, und das Pflaster wird holperig. Ein andermal wird er sich entschließen, einen Gedanken, eine gute Wendung zu opfern, um die Form, die durchaus geachtet sein will, nicht zu verletzen. Doch dies hat sehr seine Grenze und hier stehen wir am Hauptpunkte. Es handelt sich da nicht mehr bloß von Ungeduld. Der Dichter wird sehr geneigt sein, in solchem Konflikte es mit Bewußtsein umgekehrt zu machen, die Form dem Gedanken zu opfern. Von den zwei Gründen, die für Nachsicht gegen Inkorrektheit sprechen, ist dies natürlich der ungleich bedeutendere. Das Ausgehen des Geduldfadens ist ein Erlahmen des Wollens und ausnahmsweise verzeihlich, dieses Opfer dagegen ist etwas Gewolltes und verlangt wohlbedachte Erwägung, ehe man richtet. Unsre moderne Strenge ist begreifliche Reaktion gegen Nachlässigkeit, entspricht dem jetzt in aller Wissenschaft herrschenden Geiste der Exaktheit, der Akribie, ist aber doch auch Merkzeichen der unproduktiveren Zeit und kann leicht in das Geistlose ausarten.

Nun aber ist auch dies nicht Alles. Ob das Opfer wirklich zu rechtfertigen ist, wird im einzelnen Falle schwer zu entscheiden sein. Wir verlangen eine allgemeinere Bürgschaft, daß es nicht leichtsinnig gebracht werde, und diese kann nur darin bestehen, daß der

Dichter in demselben Elemente, worin wir ihm Verstöße, Gesetzübertretungen, Lizenzen, Nachlässigkeiten verzeihen sollen, im übrigen als Meister erprobt sei. Als Meister — das will ja nicht heißen: mechanischer Könner, denn wir sind ja nicht im bloßen Handwerk, also vielmehr: Meister in der beseelten Technik, in der Technik, wo Form und seelischer Gehalt aus einer geheimnisvollen Einheit quellen.

Und damit sind wir bei unserem Manne, bei Goethe, angekommen. Dieser letzte Satz soll uns leitend werden. Wer akustisch liest — das tun freilich Wenige — wird gar manchen Anstoß in seinem Vers und seiner Prosa finden, aber gerade wer so liest, wird auch recht besonders gestimmt sein, ihm alle Sünden dieser Art für die Lust zu verzeihen, die er im übrigen genießt. Nachdem dies gesagt ist, kann es nicht mehr mißverstanden werden, wenn wir nun daran gehen, einige Beispiele zu sammeln. „Korrigierender Schulmeister, der einem Goethe rote Tintenstriche auf den Falz macht," könnte Jemand sagen, aber kein Verständiger, Keiner, der weiter liest und findet, wie wir nur tadeln, um desto mehr rühmen zu können. Wer stumpfhörig über das Inkorrekte wegspringt, der wird ebenso auch über die Schönheiten im Akzentleben, in der Klangfarbe, im Satzrhythmus wegspringen. Unsere Jagd soll, wie gesagt, rasch, unmethodisch abgemacht werden, wir nehmen aufs Korn, was uns gerade kommt, geregeltes Vorgehen Anderen überlassend.

Zuerst eine kurze Streife in das Gebiet des Reims. E und Ö oder Ä, I und Ü aufeinander reimen, ohne das kommt man, und vollends in unserer reimarmen Sprache, nicht aus, das weiß man, das ist wohl unbestritten. Es verletzt nach meinem Gefühle das Ohr weniger als Reim eines kurzen und langen, obwohl gleichen Vokals, wie hart und Bart, Grab und ab (womit jedoch über die Quantitätsfrage bei Nachbildung antiken Verses in unserer akzentuierenden Sprache hier noch nichts gesagt sein soll). Arg aber ist, wenn man ö und ä reimt. Schiller tut es im „Mädchen aus der Fremde": Str. 3 Nähe und Höhe; allein viel weher tut es, wenn Goethe im Epilog zu Schillers Glocke Röter und Später (dann im dritten Reim wieder ö: erhöhter) reimt, weher deswegen, weil auf die beiden Umlaut-Vokale hier ein Konsonant folgt, während bei Schiller ein Hauchlaut; dieser wirkt ausweichend, die Ungleichheit abflößend.

Allein sogleich bewährt sich unser leitender Satz. Man möchte trotzdem die Strophe nicht anders und findet, wenn man zu ändern versucht, nichts Besseres, ja nichts gleich Gutes. Wir müssen sie, so bekannt sie auch ist, hersetzen:

Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Der Widerstand der stumpfen Welt wird niemals ganz besiegt, der volle Tag kommt dem Edlen niemals. Allein Niemand wird mächtig wirken, der nicht wirkt, als ob er endlich kommen könnte. Wir erreichen nie das ganze Gute, aber wir erreichen darum nicht Nichts, sondern allerdings Etwas und dies Etwas erreichten wir nicht, wenn wir nicht täuschungslos die Täuschung festhielten, als könnte einst Alles erreicht werden. Nur daraus, aus diesem Glauben schöpfen wir den nie ermüdenden, stets neu ausholenden Drang. Dies ist rein abstrakt gesagt; nun sehe man, wie es beim Dichter in dieser Strophe lebendig wird, vielmehr man höre hin und fühle, wie es in dem Verse wallend, nachgebend, wieder wallend, drängt und vorwärts drückt, ein innerer Wärmestrom, geschaut in der aufglühenden Wange, steigend, sinkend, sich stauend, dann wieder steigend, endlich durchbrechend: denkend liest man die Worte, allein neben, mit und in ihrem Sinn wogt etwas an unsern Nerv, was uns doch nicht Zeit läßt zu denken, daß der ganze Tag dem Guten eigentlich nie kommt, wir fühlen ganz nur die Drangbewegung, und so, just so ist es recht. Gerade auch das „früher oder später" wirkt nun ganz vorzüglich dazu mit. Das scheinbar Flache darin, das Unbestimmte trägt uns schonend, ablenkend über den Verstandeszweifel an einer endlichen Erreichung hinweg: Endpunkt nur erhofft, Alles reine Bewegung.

Ich greife jetzt einen Fall heraus von Wiederholung desselben Worts, als ob es ein Reim wäre: Zueignungsstrophen zum Faust (die zweite): „auf" in der zweiten Zeile wiederholt sich in dem

„herauf" der vierten Zeile. Eine starke Unbesorgtheit! Und doch gewiß vom Dichter bemerkt und mit Wissen belassen. Denn man versuche einmal zu ändern! Da ist die bekannte Not mit Reimen auf „auf"; „Lauf" ist in der fünften Zeile verwendet, es bliebe für diesen Zusammenhang kaum noch ein Reimwort, als: Hauf, zu Hauf, also etwas wie: Schatten kommen zu Hauf; aber, angenommen, so etwas gienge rhythmisch an: wie schwerfällig, wie unzart, wo von einem schwebenden, geisterhaften Auftauchen die Rede ist! Es hilft nichts, man mag kneten, drehen wie man will, der Vers ist unverbesserlich schön samt seinem Loch im Rock.

Im Konsonanten unrichtiger Reim kommt selten vor, fehlt aber auch nicht. Oft muß sich Silbe mit g auf Silbe mit ch reimen, so: reicht mit steigt, zeichnen und eignen. Die zu ausgedehnte Vertauschung der media g mit der aspirata ch geht fast durch den ganzen Norden von Deutschland, beginnend im Fränkischen; man erkennt hier den Franken; Schiller kennt solchen Reim nicht, hievor ist er schon durch die heimische Aussprache gesichert, dagegen andere stark schwäbische Reimfehler in Vokalen (z. B. sinken auf henken, Miene auf Szene) hat er in seiner Jugenddichtung häufig und nicht wissentlich zum Scherz, sondern naiv begangen. J. Grimm hat in seiner berühmten Rede auf Schiller (1859) nicht Recht, wenn er sagt: an Schiller klebten, in seiner ersten Zeit, auch noch einzelne schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutsch sind, bei Goethe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. Hiegegen darf natürlich keine Einwendung aus Goethes Jugendpoesie entnommen werden, denn da sind die reichlichen Provinzialismen gewollt, ebensowenig aus den späten Sinnsprüchen (z. B. geloffen), denn da sind sie Scherz, aber das obige Beispiel genügt für andere, die sich unschwer finden lassen; steigt und reicht darf schlechtweg keinen Reim bilden. Vom Reim abgesehen kommen auch Ausdrücke vor, die nur lokal sind. Bei uns würde Niemand sagen, oder dem Reim zu lieb wagen: dadrauß für dadraußen; Goethe hat dies im ersten Vers von: Schneiderkourage, wo doch leicht zu bessern war (etwa mit: Was ist's? Seht schnell hinaus!); und es ist wohl ein Frankfurtianismus. Doch gerade dieses Beispiel führt wieder recht auf unsere Linie: diese kleine Scherzballade gehört unter das Köstlichste, was Goethe gemacht hat, nicht nur durch die

explosive Komik im vorgeführten Bilde, sondern ebenso durch die ausgezeichnete akustische Wirkung im Einklang mit der Symmetrie der Versglieder nach Seite ihres Inhalts: wie klappt Laut, Akzent-Gang mit dem Parallelismus zusammen in dem herrlichen Vers:

Die Spatzen von den Schroten
Der Schneider von dem Schreck,
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den Dreck!

Jene Stelle aus J. Grimms Rede folgt unmittelbar auf einen Satz, der so zu denken gibt, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, ihm zu lieb aus dem Zusammenhang abzuspringen. „Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern ein Bleistift zu leichten, kühnschweifenden Zügen.“ Vielleicht könnte man das Bild auch ändern. Sieht man bei Wachs auf das Merkmal der weichen Konsistenz, so denkt man dabei lieber an Goethe, den Liebling der Natur, dessen Griffel die Sprachnatur als willig weiches Element sich darbeut; dann ergibt sich im Gegensatz die Vorstellung, Schiller schreibe auf ein härteres, spröderes Material, etwa zu wenig geglättetes Pergament, und zeichne dafür um so glänzendere Figuren und koloriere sie um so reicher.

Wir standen bei Reimkonsonanten. Pedantisch darf man natürlich hier so wenig sein als bei den Vokalen. T einem D im Reimwort entsprechend (z. B. bekannt auf Land) ist so wenig zu verbieten, als ö auf e, ü auf i. Über Härte der Konsonantenhäufung abgesehen vom Reim mag aber hier noch etwas gesagt werden. Goethe mutet dem Gehör manchmal viel zu. Im Geistesgruß heißt die zweite Zeile Vers 3: „verdehnt' die Hälft' in Ruh“. Verdehnt': Apokope vor einem Konsonanten, wodurch Zusammenstoß der drei Konsonanten n, t, d, entsteht, nachher noch eine, hier zwar erlaubte, Apokope (Hälft'). Auch hier probiert man hin und her, wie zu helfen wäre; z. B. etwa: viel Kampf und wenig Ruh. Wie abstrakt wäre aber dies gegenüber dem anschaulichen „Verdehnen“; oder man opfert die Silbenzählung, fügt frei eine Senkung ein und wagt: verdehnte die —; geht auch nicht, denn da das Ganze sich doch an Silben- (resp. Füße-) Zahl bindet, so entsteht dann eine springende Bewegung an einer Stelle, wo sie recht nicht hingehört; kurz, es ist nicht zu helfen; sint ut sunt —. Das kurze Gedicht —

ein Hauch, Klang, das mit ein paar Lauten ein Bild des Menschenlebens unbestimmt hinschwebend aufdämmern läßt; wie oft mußte ich daran denken, wenn ich die Äolsharfen hörte, die auf der Weibertreu aufgestellt sind! — Im Faust, Szene am Brunnen, sagt Gretchen: „wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar"; nacheinander r, z, t, s, dann noch n im folgenden Wort: vier Konsonanten, für einen Italiener Ohrenweh oder Zungenkrampf, — aber was ist da zu machen! Wollte man setzen: schwärzte es noch gar: der Hiatus wäre eben kein Unglück und die Verlängerung der Zeile täte nichts bei den freien Reimpaaren, aber die Naivetät wäre fort. Unsere Sprache ist eben hart, und was sie dafür erkauft, wissen wir. Ich habe darüber Einiges und ein paar Beispiele von gerechtfertigten Härten aus Goethe angeführt im 3. Heft „Altes und Neues" (Ein internationaler Gruß. S. 57 ff.*). Und auch zu diesen Arten von Härte sei unser Refrain wiederholt: Wer solch' ein poetischer Wohltäter des Gehörs ist wie Goethe, der darf uns das eine und anderemal etwas zumuten. Wo sollte man anfangen und aufhören, wollte man die siegreichen Beweise dieses geheimnisvollen Dichtersprachnervs zur Vergütung für diese kleinen Sünden ins Feld führen! Ich greife, da wir am Faust sind, nur hinein und schlage auf: Schlußszene des ersten Teils, Margaretens Worte: „Das war des Freundes Stimme — — den süßen, den liebenden Ton!" Diese Verse sind durch Zusammenklang von wechselndem Marsch der Hebungen und Senkungen, Tonfarbe in Vokal und Konsonant mit der Stimmung, mit diesem plötzlichen entzückten Aufleben der Unglücklichen, die alle Engel des Mitleids weinend umschweben, ein wahres Wunderwerk nur für sich allein genommen. Wenn man das Leben jener Verselemente, dazu die Dehnung, Kürzung, Wiederdehnung der Zeile genauer verfolgt, sich Rechenschaft von den Gründen der Wirkung gibt, dann sich sagt, daß der Dichter von diesen Gründen sich gewiß keine Rechenschaft gab: dann steht man staunend vor der geheimen Quelle, woraus das Eine Ganze von Inhalt und Form in der echten Poesie aus unbekannten Tiefen geflossen kommt.

Nach diesen wenigen Andeutungen über Inkorrektheiten und Härten in der Reimpoesie werfen wir einige Blicke in Goethes Jamben.

*) Hier oben S. 210, 212. A. d. H.

Wenn man geneigt wäre, sich zu wundern über die Mühe, welche ihm die Umarbeitung der Iphigenie in Jamben gekostet hat, da er doch solche tausendfältigen und höchst glücklich schon in Reimstrophen gebildet hatte, so muß man bedenken, daß es etwas Anderes ist, eine metrische Form als stetige Regel mit Bewußtsein und Reflexion durchführen, und zwar in einem Ganzen, das in anderer, prosaischer (wenn auch teilweise schon im Jamben übergehender) Form bereits niedergeschrieben vorlag und spröden Widerstand entgegenhielt. Trotzdem stoßen in dieser ersten Jambentragödie weniger Härten, Zäsurmängel, Akzentverstöße auf als in den späteren. Ich hebe ein paar Beispiele von letzterem Fehler heraus. Der letzte Akzent des Fünffüßlers auf einer tonlosen Silbe: „Des Lebens dunkle Decke breitets —" (Akt II, Sz. 1), „mit ihrer Feuerzunge schilderts —" (Akt III, Sz. 1). — Freilich findet sich bei Schiller eine noch ganz andere, großartige Leistung in diesem Punkt, und zwar mitten in der Versepracht der Jungfrau von Orleans, Akt IV, Sz. 2:

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwist der Königs?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'.

Komischer Rückfall in die vergnügliche Versunschuld der Regimentsfeldscheerzeit! —

Zusammenstoß von zwei Zeitwörtern, zugleich den Vers lähmend, stört sehr fühlbar in Akt III, Sz. 1 der „Iphigenie":

— — — des heil'gen Feuers Glut
Zu nähren, aufgetragen meine Seele usw.

In derselben Szene, kurz vorher, findet sich die schon von Manchem bemerkte — nicht Vers- oder Sprachhärte, sondern Undeutlichkeit:

Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oft gewaschnen Boden
Mit blassen, ahnungsvollen Streifen färbte —

Übrigens, versucht man hier zu helfen, man wird es nicht leicht finden; es scheint, man dürfte nur setzen: „— vergoßnen Bluts den oft gewaschnen Boden", denn hiemit wäre die störende Versuchung abgeschnitten, den Genetiv Blutes als regiert von „oft gewaschnen

Boden" anzusehen, allein der bestimmte Artikel „den" wirkt hier prosaisch, die Weglassung des Artikels bei Boden hilft den Eindruck des Unheimlichen verstärken.

Sicherlich wären noch manche Härten aufzustöbern, aber wer wird nicht gern rasch auf diese Suche verzichten und an Versen sich weiden, wie es gleich die ersten des ersten Auftritts des ersten Aktes sind:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines

— — man verzichtet ungern darauf, die herrliche Zeilenreihe wenigstens bis zu den Worten — „Tod ist ihm bereitet" ganz herzusetzen. Wie wirkt gleich das erste Wort: Heraus! Wie gibt es das Bewegungsgefühl des gelösten Hervortretens! Und wie schreitet, weilt, sinnt und schreitet wieder und weilt betrachtend, Gefühl hauchend, in wallenden Togafalten die weitere feierliche Reihe! Nehmen wir nur mit ein paar Bemerkungen den Wortinhalt hinzu: mit den „Schatten" ist das Dunkel des ernsten Haines da; die Wipfel hätte ein flacherer Dichter etwa hoch genannt, Goethe setzt das Epitheton r e g e und alsbald sehen wir die Wipfel von Windhauch bewegt und hören sie rauschen; der Hain ist a l t und h e i l i g: alsbald fühlt man die Stimmung ehrfurchtsvoller Scheue nach; er ist d i c h t b e l a u b t, dies vermehrt die Vorstellung des Dunkels und Rauschens und gibt zugleich den Begriff von Fülle der Vegetation: ein Götterhain darf nicht dünn, nicht dürftig sein. Und dann führt der beseelte Sprachgang nach innen in die Seele der hochgestimmten und doch von menschlich, weiblich weichem Heimwehgefühl durchzitterten Seele der Priesterin.

Im Tasso glaube ich mehr, teils durch Zäsurmangel, teils aus andern leicht erkennbaren Gründen, hölzerne Jamben bemerkt zu haben als in Iphigenie. Ich führe nur an:

I, 2. So wirst du, Herr, für ihn noch Alles tun —
I, 4. Denn Rom will Alles nehmen, geben nichts
II, 1. — Trompetenschall und Lanzen krachten splitternd
II, 4. In welchem Streit treff' ich euch unerwartet
II, 4. Die für die Ewigkeit gegönnt mir schien
III, 2. — — — löset sich
In Klagen und Vertraun am leichtesten auf

V, 1. Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
V, 2. Die du uns nun entziehst, vergnügt zurück

Goethes dramatische Jamben drängen im Allgemeinen nicht fürbaß, wie die Schillerschen, man hat nicht das Gefühl des Stoßes nach vorwärts wie bei diesen: wie mir scheint, ein sehr bemerkenswertes Symptom seines minderen Berufs zum Drama. Dies nimmt in der Folge zu, wie wir sehen werden. Allemal aber, wo das Gefühlsleben lyrisch aufwogt, da befreit sich auch die Versbewegung zu markierterem und beschwingterem, doch zugleich wie weichem! Auftritt und Vorschritt. Man muß, wie Alles, so auch die Stellen, die dies am schönsten belegen, mit Ohr wie mit Sinn lesen:

V, 2. Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt:
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

Wie gern überhört man, daß im fünften dieser Verse das „er" mit seinem Jambakzent etwas unbequem abschneidet, daß im sechsten die tonlose letzte Silbe des Worts „Innersten" den Jambakzent trägt! Man glaubt das emsige Spinnen der Seidenraupe wie einen feinen fort und fort knisternden Ton zu vernehmen, und aber in dieser leisen Stetigkeit zugleich welches Gefühl leidenschaftlicher Unaufhaltsamkeit, tragischer Naturnotwendigkeit, bis endlich in dem „O geb'! — — —" mit einem Bilde befreiten, neuen, seligen Lebens die Sehnsucht durchbricht! Schiller hat energischere Jamben gedichtet, so naturgeheimnisvoll zarte nicht. Heißer schlägt die lang und tief verhaltene Flamme heraus und stärker sättigt sich das Gefühl mit dem Bewußtsein der peinlösenden Kraft der Poesie in den trostreichen Schmerzlautem (V, 5): „Die Träne hat uns die Natur verliehen" — bis zu dem unendlich oft zitierten, weil unendlich wahren Ausspruch:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!

Wir müssen dennoch zu der Beobachtung zurückkehren, daß Goethes Schauspieljamben nur zu häufig des dramatischen Vordrangs, Vorstoßes entbehren. Begreiflich ist, daß dieser Mangel in dem Grade zunimmt, in welchem Goethe der klassizistisch-symbolischen Verallgemeinerung huldigt. Man kennt diese Wendung in seinem Dichtergang, ihr Heil und ihr Unheil, ihre Anfänge und ihren Fortschritt bis zu dem Punkte, wo die Lebenswahrheit fast unfindbar in mythischen, griechischen Sinnbildern verflüchtigt und der Nation sich entfremdet, man kennt die unerquicklichen Früchte „Pandora" und „Epimenides Erwachen". Noch im realen Leben bewegt sich die „Natürliche Tochter", aber sie verschönert es symbolisch ins Unkenntliche. Es ist kein Wunder, daß der tief erregte Nerv, der klopfende Puls, den die feinere Hand unter diesem Krystall doch herausfühlt, von all den unzähligen Händen nicht entdeckt wird, die ihr Tastgefühl nicht an der Antike verfeinert haben. „Marmorglatt und marmorkalt?" Nein, dies nicht, aber scheinbar marmorkalt, weil marmorglatt; so habe ich es bezeichnet (Goethes Faust. Neue Beiträge usw.) und möchte dabei bleiben. Auffallend ist denn hier die Zunahme dranglosen Jamben. Bald zerbricht das Jambenende unbequem den Satz und wird der Periodenbau dadurch unbequem, bald hinkt ein gewichtiges Wort am Jambenende nach, wie das „splitternd" in einem der oben aus Tasso zitierten Verse, bald fällt wieder der Versakzent auf eine sprachlich tonlose Silbe, bald fehlt es wieder in der Zäsur.

Einige Beispiele zu jedem dieser Fälle seien angeführt. Zum ersten:

I, 1. Wer weiß, welch ferne Gegend sie durchstreift,
Verdroßnen Muts, am Ziel sich nicht zu finden,
Wo, ihrem angebetenen Monarchen sich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunähern,
Allein ihr jetzt erlaubt ist, bis er sie
Als Blüte seines hochbejahrten Stammes
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt.

Man bemerke Jambe 3 und 5 in diesem Passus. Ähnlich:

III, 4. Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn —

Oder Relativ am Jambenschluß:

IV, 2. Sind sie wohl näher als die Nächsten, die —

Dann Fälle von Nachhinken eines gewichtigen Worts:

II, 1. Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
III, 4. Die Trauer wird durch Trauer immer herber.
IV, 4. Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.
IV, 3. Und widerstrebt euch beiden ungeduldig.

Versakzent auf tonloser Silbe:

I, 1. Schon ihren ersten Weg geleitetén.
I, 2. Daß wir durch Schweigen das Geschehenś usw.
III, 4. Verkündigte mir nichts das Schreckliché.
V, 1. Im ganzen Umfang sich bemeistertś.

Die stärksten Belege für unsern Satz sind wohl jene, wo ein wesentliches Wort nachschleppt; Schillers Gefühl hat nur äußerst selten diesen Fehler zugelassen. — Von Zäsurübelstand führe ich nur an (V, 6): „In eures tiefen Friedens Grabesschoß“: vier Durchschneidungen des Worts durch den Vers und kein Ruhepunkt, wo ein Jambe sich mit einem Wortschluß deckt.

Sechsfüßler finden sich in Goethes Jambentragödien weit seltener, als in Schillers. Drang und Stoß der Energie reißt leichter in dies Versehen.

Auch die „Natürliche Tochter“ ist gewiß nicht arm an Stellen, welche den genau hörenden Leser reichlich entschädigen; die Klage des Herzogs um die vermeintlich tote Tochter (III, 2) habe ich (ebenfalls in: Goethes Faust, Beiträge usw.*) zu schön genannt; sie ist nicht zu schön, sondern nur sehr schön, wenn man sie rein akustisch nimmt, man lese sich die Stelle aufmerksam vor, namentlich die Verse von den Worten an: „Ihr Fluten schwellt — — — das mich traf!“ — Die Schilderung des giftigen Klimas von Kayenne (IV, 2) ist phonetisch dem grausen Gegenstand so adäquat wie von Seite der poetischen Sprachmittel, und im größern Teile gerade des Monologs Eugeniens (V, 6), aus dem oben der lahme Vers zitiert ist, atmet die Verzweiflung mit Lauten und Akzenten, die, aus den Tiefen der erschütterten Seele geholt, durch den Gehörnerv die Tiefen der Seele erschüttern.

*) 2. und 3. Aufl., Stuttgart, Cotta, 1920 und 21, S. 104 f. A. d. H.

Wo ein eifriger Metriker etwa erwarte, daß diese Bemerkungen recht tief ins Zeug gehen, gerade da sollen und können sie nur besonders kurz ausfallen: im Kapitel der Nachahmung des quantitierenden antiken Verses. Die Debatte über Messen oder Wägen ist für die deutsche Poesie zugunsten des letztern, des Akzentgesetzes, entschieden. Ein Glück für Goethe, daß sein erster Ratgeber K. Phil. Moritz zwar noch glaubt, er habe es mit Längen und Kürzen zu tun, und diese als Gesetze aufstellt, in Wirklichkeit aber darunter Hochton und Tiefton, Hebung und Senkung versteht, ein noch größeres Glück, daß der eiserne Quantitierungstyrann, der wackere, hagebuchene Voß, der unsern Dichter doch vielleicht am Ende noch irre gemacht hätte, sich nicht in Jena halten ließ. Goethe wie Schiller folgt mit dem naturtreuen Sprachsinn des Poeten lustig dem deutschen Akzentwägungsgesetz; soviel mir im Gedächtnis geblieben, stößt man nur ausnahmsweise auf Vossische Verletzung des deutschen Akzents, z. B. Hermann und Dorothea VI, Vers 252: „Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein"; dem Wort „ein" darf nach deutschem Gewichtgefühl nicht der Akzent entzogen und nach der Akzentuierung eines quantitierenden antiken Metrums auf „Art" isoliert werden; der Deutsche legt hier noch einen Akzent auf jene Partikel, und zwar nur ganz sinngemäß. — Eigentlich nur zu lustig schaltet sonst Goethe, und ebenso Schiller, mit dem reinen Akzentegesetz. Konsonantenhäufung macht nach diesem unserem Prinzip eine unbetonte Silbe nicht lang, wir haben keine Position, aber wo wir doch einmal ein quantitierendes Vermaß nachbilden, muß der Aufenthalt bei einer Konsonantenmehrheit, obwohl an sich nur beschwerlich zu nennen, doch die Wirkung haben, daß uns einfällt, dieser Umstand würde nach antikem Gesetz die Silbe lang machen, die doch kurz sein soll, und dies ist störend. Bekannt aus der Zeit der Xenien ist der Skandal über den „Marmorblock". Es folgt im bekannten Pentameter noch ein Konsonant auf das scharfe ck, nämlich ein d („aus dem Marmorblock doch ein Kruzifix uns gemacht"); dem „block" ist durch die Verbindung mit Marmor allerdings sein Akzent entzogen, die Silbe ist unbetont, also kurz, aber das ck und das d darauf belästigt in der Weise, daß man reflektiert: dies würde das o nach antikem Gesetze lang machen, und diese Reflexion ist unvermeidlich, wiewohl an sich nicht hergehörig. An Ähnlichem fehlt

es z. B. in Hermann und Dorothea nicht; es kommen zahnbrechende Hexameter vor. In IV, Vers 209 ist Hexameterschluß: „versetzte lebhaft der Sohn drauf." Die drei Konsonanten f, t, d machen die zweite Silbe in „lebhaft" nicht lang, aber sie machen dem Leser und Hörer Beschwerde, so, daß ihnen einfällt, nach antikem Gesetz würde hier statt der geforderten Kürze eine Länge entstehen. Noch ein Punkt: wir rechnen in der Nachbildung antiker Verse nicht mit Längen und Kürzen, aber wir haben doch neben Hebung und Senkung Längen und Kürzen, und es kann kommen, daß, wo im deutschen Hexameter eine unbetonte Silbe an sich ganz richtig für eine antike kurze steht, doch das Ohr fühlbar belästigt wird, wenn diese unbetonte Silbe lang ist.

Hermann und Dorothea I, Vers 108:

Als wir nun aber den Weg, der quer durch das Tal geht, erreichten.

Das Wort „geht" ist hier nach deutscher Sprechung, da hier der Akzent auf „Tal" fällt, wirklich unbetont, steht also richtig für eine Kürze, aber es ist doch lang und dies stört in der genannten Weise; der Daktylus Tal geht er(reichten) ist unleidlich hart.

Ebenso IX, Vers 18 steht zu lesen:

— die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb.

In: ausriß hat „aus" den Akzent, steht also richtig für antike Länge, „riß" ist akzentlos, steht also richtig für antike Kürze, aber „riß" ist doch lang und der Daktylus „ausriß, daß" ist womöglich noch härter als der vorgenannte.

Es wäre auch auf die Zäsurfrage noch einzugehen. Ich führe nur einen Fall an, wo der Mangel an richtigem Einschnitt zu weiterem Übel führt; nämlich:

IV, Vers 122: Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur
vor dem Mädchen.

Bei „scheinen in" fehlt Zäsur und die Folge ist, daß der nächste Fußakzent auf den Artikel „der" fällt, welcher doch hier nicht den Nachdruck hat, wie wenn er für das Demonstrativ steht. Zu helfen wäre freilich schwer, wenn man die Beschränkung auf Einen Hexameter einhalten wollte; man versuche nur!

Nicht weiter! Bereits zu viel für eine Erörterung, die nicht erschöpfend sein kann und will. Ziehen wir vor, unserer einmal gewählten Methode folgend uns auch hier nach der unerquicklichen Suche mit einem vollen Zuge metrischer wie sprachlicher und poetischer Schönheit zu erlaben und führen uns einfach zu Gehör die Verse VIII, 1—4:

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

Der ganze Goethe ist in diesen herrlichen Versen: seine tiefbewegte Seele, denn diese gemessenen Formen sind ja durch und durch stimmungsvoll, sein Malerauge, sein Bildnermeißel und sein geheimnisvoll Sinn und Rhythmus in Eines fassender Sprachnerv. Wer möchte, der Nachbildung antiker Verse feindlich, solche Perlen entbehren? Dennoch und obwohl es auch eigentlich nicht zu unserm Thema gehört, mag ein Zweifelgeständnis hier Platz finden. Dieses Idyll ist unbestritten Goethes vollendetste größere Komposition — fertig, rund, ganz. Durch die einfachsten Mittel zu epischer Großheit gesteigert und zugleich volkstümlich im Innersten, bürgerlich, und zwar recht deutsch bürgerlich, dabei tief rührend, kaum anders als mit feuchten Augen zu lesen, mit bewegter Stimme vorzutragen. Die Luft zittert zwischen den Zeilen. Und dies vollkommenste Werk Goethes kann nicht, nie populär werden. Darum nicht, weil der Hexameter nie sich so bei uns einbürgern kann, daß seine Form in weiten Kreisen gefühlt und genossen würde. Nur wer klassische Sprachen kennt und mit ihrer Metrik vertraut ist, dem bleibt er kein Fremdling, ja man darf hinzusetzen: nur dem, der sich schon selbst in ihm versucht hat. Man kann die Einschränkung gelten lassen, wer nicht Griechisch und Latein kann, vermöge sich doch hineinzuarbeiten durch Belehrung über sein Gesetz und einige eigene Versuche in deutschen Hexametern. Wie Wenige aber werden es sein, die sich das auflegen, und unter den Unzähligen, die es sich nicht auflegen, wie Viele werden dennoch sein, die an sich recht wohl fähig wären, die innere Schönheit einer Dichtung mit ihrer metrischen Form innig zusammenzufühlen! Diese Form ist und bleibt wie alle Formen der rein messenden Sprachen ein für allemal nicht unser

Landsmann, nicht unser Fleisch und Blut; und so fremdet auch diese herrliche Dichtung die Mehrheit der Nation — eben auch die bildungsfähige — ein für allemal an, sie kennen sich nicht darin aus, werden nicht heimisch. Man stelle sich doch nur vor, wie die Meisten diese Hexameter lesen! Einfach wie Prosa, die Musik geht rein verloren. Dazu noch die Musennamen als Überschriften in Nachahmung Herodots! Mag sich nur selbst der Gelehrte gestehen, daß er um so weniger dabei denkt, weil man doch die Ressorts dieser edeln Jungfrauen immer wieder vergißt oder verwechselt.

Also? Ich weiß kein Also. Also Hermann und Dorothea besser etwa in Trochäen (die wir heimisch geworden nennen dürfen seit dem Cid)? Aber wer kann wissen, wie das Gedicht dann klänge! Die Sache steht rein antinomisch. Wir können uns dies Meisterwerk nicht anders denken als in Hexametern, wie es ist, und müssen gleichzeitig und jederzeit bedauern, betrauern, beklagen, daß inmitten unserer klassischen Poesie, ihrer Blüte, eine Dichtung steht, vollkommen, unübertrefflich, Stolz der Nation und bei dieser Nation unpopulär.

Anders natürlich bei der Elegie. Es kann nicht die Meinung sein, die antiken Versmaße zu verbannen, nicht dies ist zu beklagen, wenn manches kleinere Werk der Dichtung unpopulär bleibt, und es wäre verkehrt, der Elegie das elegische Versmaß vom Leib reißen zu wollen. Auch dem Epigramm — wer wird ihm wehren wollen, zum Distichon zu greifen, dessen Pentameter so fein zu seiner Treffspitze paßt! — Ich berühre zum Schluß noch diese Gattung, nicht um die manchen argen Wildlinge in den Venetianischen Epigrammen, nicht um die weit wenigeren mißratenen Jungen unter den Römischen Elegien aufzutreiben, zu denunzieren, sondern um dem Leser und mir noch recht ein bene zu tun. Man lese die fünf ersten Disticha der VII. römischen Elegie, — zuerst etwa so, daß man sich ihres seelischen Inhalts recht intim versichert, — dann noch einmal und so, daß man sein Augenmerk auf die Bild- und Sprachmittel richtet, — dann abermals und so, daß man ganz nur Ohr ist, rein dem Rhythmus und den Klängen folgt: beim vierten Lesen wird man dies Alles als Eines genießen und sich entzücken:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,

Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Es wäre nun noch so Vieles über andere Versformen zu sagen; bei den Jamben wurden Goethes Trimeter nicht berücksichtigt, beim Lyrischen die Sonette nicht. Allein ich wiederhole, daß hier nichts Erschöpfendes geboten werden soll, und schließe mit einer kurzen Bemerkung über Goethes Prosa, einem kleinen Beitrag zu deren Charakteristik. Dabei enthalte ich mich, auf seinen Altersstil einzugehen, wie ich mich beim Vers enthielt, etwas von den greisenhaften Schnörkeln zu sagen. Goethes Prosa ist nicht so korrekt, als man gemeinhin annimmt. Auch grammatisch nicht; ungern sieht man z. B., daß er sich an der nun so breit eingerissenen Verwechslung von verderbe (transitiv) und verdërbe*) (intransitiv) mitschuldig machte. Eine neuere Berliner Zeitung trägt das Motto: „Politik verdirbt den Charakter." Dies ist, wie wenn man schriebe: er verschwindet oder: er verschwand sein Vermögen. Es sei den H. Schulmeistern empfohlen darauf zu halten, daß die Schüler lernen: ich verderbe, du verderbst, er verderbt, prät. ich verderbte, part. verderbt, dagegen: ich verdërbe, du verdirbst, er verdirbt, prät. verdarb, part. verdorben. — Von Syntaktischem greife ich heraus, daß Goethe nicht selten sich die Bequemlichkeit erlaubt, aus einem Relativsatzteil abzuspringen. Als Beispiel, wie es mir gerade in die Hände fällt, sei angeführt (Wilhelm Meisters Wanderjahre II, Kap. 7): „Nun fühlte sich unser Künstler unter dem hehren Himmel, in der ernstlichen Nachtstunde eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich geprüft zu werden." — statt (nach „hatten"): welcher (oder dessen Überwindung) ihnen aber nicht ersparte, sich der Gefahr einer abermaligen schmerzlichen Prüfung ausgesetzt zu sehen.

*) ë schreiben wir, wenn e ähnlich einem ä gesprochen wird.

Das Beispiel ist aus später Zeit, aber es finden sich deren viele auch in der mittleren besten. Wahr ist, daß der Satz mit dem Fehler bequemer läuft, im Numerus angenehmer klingt als in der richtiggestellten Form. Dies mag uns schließlich auf den Numerus führen. Es ist eine alte Klage der wenigen feiner Hörenden unter uns, wie stumpf auch viele der gebildetsten Schriftsteller deutscher Sprache sich zur Aufgabe des guten Tonfalles verhalten. Sie könnten doch so gut von Goethe lernen, aber sie wollen nicht, ja merken nicht, daß sie sollten. Wie verschwinden die paar kleinen Flecken unter dem edeln Faltenzuge seines wallenden Gewandes! Die paar Stäubchen in diesem kristallhellen perlenden Quell, die paar falschen Laute in seiner reinen Melodie! Ich bitte zum Schluß, nur folgendem Satz aufzuhorchen: Wilhelm Meisters Lehrjahre VII, 3: „Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen, ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, gieng stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen"!

Wem fällt nicht Goethe ein bei Gottfrieds von Straßburg Versen auf Hartmann von Ouwe?

Hartmann der Ouwäre,
ahi, wie der diu märe,
beide, uzen und innen,
mit worten und mit sinnen
durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret
der aventiure meine!
wie luter und wie reine
Sine krystallinin wörtelin,
beide, sint und immer müezent sin!
Si kument den man mit siten an
Und tuont sich nahe zuo dem man
Unde liebent rehtem muote.

II.

Sinnlichkeit, Bitterkeit, Vernunft.

Die Moralpolterer unter Goethes Feinden haben sich ausgeschrien. Ihre Predigten machten sich mit ihm als politischem, besonders eifrig auch als geschlechtlichem Sünder, dann auch als verneinendem Geist, gottleugnerischem Frevler zu tun. Der erstere Punkt ist so häufig besprochen, daß er wohl als erledigt betrachtet werden kann, der zweite und dritte scheint mir einiger Prüfung noch zu bedürfen. Wir werden den Philistern so, wie sie die Sache nahmen, nicht recht geben, aber darum ist die Sache noch nicht abgetan. Zuerst Einiges über den zweiten (für uns ersten) Punkt. Mir scheint, es ist eben da doch ein Etwas — man würde es zu stark ausdrücken, wenn man sagte: „'s ist etwas faul im Staate Dänemark" — aber eben doch ein Etwas, wovon auch das unbefangenste Gefühl sich sagen wird: es ist nicht ganz in Ordnung.

Es handelt sich um eine schwere, sehr dialektische Frage. Es gilt zunächst scharfes Unterscheiden, aber das will nicht recht Stich halten. Die nächste Unterscheidung ist die zwischen Leben und Dichtung. Es ist kleinlich, ist ärmlich, ist Weiberart und geschieht doch auch jetzt noch und immer nur zu häufig, mit Neugierdekitzel in Goethes Leben umzustöbern, zu fragen: wie weit ist er wohl mit Frau von Stein gekommen, hat er Frau von Willemer nur auf die Stirn oder gar auf die Lippen geküßt? Es sind wohl nicht Wenige, die es mehr interessiert, von Christiane Vulpius zu klatschen, als an der Schönheit der römischen Elegien sich zu erbauen, wo aus der Schlackenglut eines Naturverhältnisses das poetische Gold ausgeschmelzt ist. Biographie und ästhetische Kritik sind zwei verschiedene Dinge und es ist gering zu meinen, man habe eine Dichtung als Dichtung beurteilt, wenn man herausgebracht hat, was Persönliches dahinter steckt. Dennoch ist es nicht möglich, ja auch nicht richtig, beides ganz auseinander zu halten. Zunächst überhaupt darum, weil man ja, versteht sich, den Dichter und den Menschen, den ganzen Mann kennen lernen will; aber da ist noch ein anderer, wichtiger Grund der Unmöglichkeit des völligen Trennens. Es kann der Fall sein, daß Sinnliche, speziell das geschlechtlich Sinnliche, aus dem Werke des Dichters an manchen Stellen so heraussticht, daß es nicht

rein objektiv betrachtet werden kann. Gewiß nur sehr behutsam ist dieser Fall anzunehmen; die Komposition kann ja an dieser oder jener Stelle frei Natürliches, ja Heißes, Glühendes, Üppiges verlangen. Pfui, wie unsittlich! ruft der Moralist, oft nicht einmal bedenkend, daß die Person, die der Dichter in dies Licht stellt, und der Dichter zwei verschiedene Wesen sind. Wie die Komposition verläuft, wie sie die starken Farben in der Zusammenstellung dämpft, die Dissonanz des Grellen löst, danach fragt der Mann des „Soll" und „Sollte" nicht, er wartet nicht ab, er springt ein und zerstückt jedes Ganze. Philine ist eine unmoralische Person; er kann nicht warten, bis er aus Wilhelms Munde hört: „Philine liebte ich und mußte sie verachten"; er fragt sich nicht, ob es nicht der Zweck des Dichters mit sich bringen konnte, hier seinem Helden eine jugendliche Verirrung aufzudichten, sieht nicht zu, wie menschlich gute Züge doch auch jener leichtsinnigen Haut geliehen sind, um die Verirrung zu erklären; er fragt nichts nach Folie- und Kontrastwirkung, findet also nicht, wie Mignon, wie Therese, wie die „schöne Seele", wie endlich Natalie durch diesen unterlegten dunkleren Grund gehoben werden. Mit solcher Enge des Blicks also haben wir nichts zu tun, aber eine andere Frage ist, ob da nicht Dinge sind, die auch den freien Blick stutzig machen und vom Gedichte bedenklich auf den Dichter lenken. Und wirklich, es ist nicht anders. Wilhelm Meisters Lehrjahre, dieser Roman, der doch im übrigen ein wunderbares Kunstwerk ist, Gestalt um Gestalt homerisch sonnenhell, ein Weltbild, ein breiter, wellenreicher, rauschender, durchsichtiger Strom des Lebens — dieser Roman ist der Nation fremd geblieben, wird ihr fremd bleiben, gar nicht bloß darum, weil er sich, obwohl bei dem Schauspielervölkchen gern verweilend und den Kaufmann nicht verachtend, doch wesentlich in der exklusiven Gesellschaft als der einzig wahren bewegt und dadurch zu einer ins vorige Jahrhundert hinter die Revolution fallenden Spezialität wird, gar nicht bloß darum, weil die Gesellschaft vom Turm als Zopf daran hängt, nein, schon darum, weil hier nicht unsere, des protestantisch gebildeten Deutschlands, Luft und Boden ist. Man muß kein Biederphilister sein, um sich zu fragen, ob denn das bei uns nur so selbstverständlich sei, daß ein achtzehnjähriger Ladenschwengel (— Immermanns Wort, wenn ich mich recht erinnere) glücklicher Vater wird. Nicht, daß ein

Poet so etwas nicht solle bringen dürfen, aber dazu gehört dann noch etwas, ein Schlußakt, enthaltend etwa, daß ihn der Alte, der es erfährt, wenigstens auf acht Tage bei Wasser und Brot einsperrt. Sera juvenum Venus — Tacitus war doch kein Pietist, kein Moralzelot. Man könnte glauben, für den Dichter vorbringen zu dürfen, es folge doch eine Nemesis: Wilhelms Verdacht auf Marianne und was daraus folgt, Mariannens Elend und Wilhelms Seelenleiden, sei Alles die natürliche Folge eines Verhältnisses, das nicht auf wahrem Vertrauen ruhen kann. Der Einwand ist ohne Halt, denn nirgends findet sich eine Spur davon, daß Wilhelm die Folgen in diesem Sinn sich zu Herzen nähme. Und bei Philine, muß man doch sagen, verweilt der Dichter mit mehr Behaglichkeit, als der genannte Zusammenhang verlangt. — Der Lothario wird von vornherein als ein wahrer Spiegel von Mann hingestellt, während wir lange außer einigen gescheiten Reden nichts von ihm erfahren als eine Reihe von Liebschaften nicht sehr asketischer Art und nicht verlaufend ohne einen Akt herber Untreue, bis erst gegen Ende des Mannes höherer Wert in seinen Ideen über Bodenentlastung und Staatsbürgerpflichten ans Licht tritt. Es ist eben doch eine verliebte, wollüstige, eine Weibermänner-Atmosphäre in diesem Roman, dicht und schwül genug, um Jedem, der nicht bereits eine hohe Reife des Denkens erreicht hat, den Himmel von Vernunft und von Ethos zu verhüllen, der trotzdem über dieser Dunstwelt sich auftut und in Natalien so rein offen liegt.

Nun sei zunächst ein Sprung erlaubt hinüber nach Hermann und Dorothea, wo von solcher Atmosphäre keine Rede sein kann. Und mitten in diesem reinen Elemente legt der Dichter Hermanns Mutter ein Wort in den Mund, das — Philinen nachgesprochen ist. Sie hat den betrübten Sohn aufgesucht, unter dem Birnbaum gefunden, er hat ihr nach anfänglichem Ausweichen sein Herz geöffnet, die Sehnsucht nach einem Weibe gestanden, und nun sagt sie:

> Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
> Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens
> — — — — — — —
> Als der Vater es wünscht und die Mutter —

Kann, darf eine Mutter dies zum Sohne sagen? Seiner Phantasie die Bilder eröffnen, die sich daran knüpfen, so daß er sich den torus

vorstellen muß, auf dem er selbst entstanden ist? — Und überdies eine erfahrne Frau, die — von der „schönen Hälfte“ doch auch die Kehrseite kennt. Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urteilen. Das steht Philinen an und diese sagt es auch, s. ihr Lied im Wilhelm Meister, Vers 2:

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben
Und die schönste Hälfte zwar.

So ist man unvermeidlich vom Gedicht auf den Dichter geführt: es muß eine Lieblingsvorstellung sein, sonst würde er sie nicht an so unpassender Stelle wiederholen. Die Stelle schreit aus dem Zusammenhang heraus, ist nicht objektiv bedingt, ja objektiv ausgeschlossen, also subjektiv zu erklären.

Dabei muß, ehe wir die Sache weiter verfolgen, der Dichter gegen eine Verwechslung in Schutz genommen werden, die einem unreifen Urteil widerfahren könnte. Ein solches könnte ihn mit Wieland zusammenwerfen. Dies wäre höchst ungerecht. Wieland führt falsche Idealisten vor, Verächter der Sinnenwelt, läßt dann lüsterne Reize spielen, verschobene Busentücher u. dgl., macht seinen Schwärmer kirre, bringt ihn ironisch zu Fall und mäckert ihm nach. Gegenüber der geistlosen, unsaubern Pikanterie dieses Spieles ist Goethe unschuldig wie Schnee. Er ist naiv, der Geschlechtsgenuß kommt ihm eben so ungemein vergnüglich vor, daß er gern, gar gern, gerner als der Zusammenhang erlaubt, darauf zurückkommt. Dies ist jung und man kann sagen, Goethe sei darin merkwürdig lange jung.

Italien weckte das noch einmal recht auf, da es antik stimmt. In dieser Stimmung dichtet er nach seiner Rückkehr die römischen Elegien, wobei er ein angenehmes Verhältnis, das ihm neuerdings der Zufall gebracht, nach Rom zurückverlegt, das Gegenwärtige mit dortigen Reminiszenzen in wunderbar poetischem Gusse verschmelzend. Ein Traum antiken Lebens, das nichts von dualistischer Sinnenbekämpfung wußte, die Liebe einfach ein Gut, ein selbstverständlich gegönnter Rosenschmuck auf gebräunter Stirne des tätigen Mannes: dieser Traum geträumt unter dem Trümmerepheu der ewigen Stadt, der moderne nordische Barbar ein Properz, ein Tibull —: eine Verwandlung so vollendet magischer Art, aus dem Leierklang antiken

Maßes in entzückten Anschauungen so rein herschwebend — man muß mit Gewalt den Gedanken daran fernhalten, was aus diesem herrlichen Bilde wurde, als es in die rohen Hände unserer Moralkorporale fiel und diese schimpften, Goethe habe die Huren in die Horen eingeführt. Dennoch ist da ein Haken, über den man nicht hinwegkommt. Es muß dem Dichter freistehen, auch die heiße Situation nicht ganz zu verhüllen, wenn nur die Vorbedingung erfüllt ist: daß er uns paradiesisch zu stimmen gewußt hat, d. h. hinauszuheben aus der prosaisch wirklichen Welt, welche notwendig ängstlich die Sinnlichkeit mit tausend Schranken umzäunt. Aber w e n soll er zeigen dürfen in dieser Situation? Sich selbst? Sich selbst entblößen? Da m u ß ein Aber sich einstellen, wenn er es so spezialisierend tut, wie in Elegie V („des Hexameters Maß auf dem Rücken der Geliebten fingernd"). Das Aber heißt Scham. Sehen wir, um diesen Punkt klarzulegen, nach dem (lyrischen) Gedicht: Hermann und Dorothea. Der Anfang bezieht sich auf das Ärgernis, das man an den Römischen Elegien genommen hatte:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium mir gern in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht? —

„Heuchelei" — dies ist starke Vertauschung von Begriffen. Heucheln heißt, sich anders darstellen, als man ist, hieße also in diesem Zusammenhang: mit Mienen und Worten tun, sich stellen, als wäre man frei von Sinnlichkeit. Wer verlangt das vom Dichter? Scham ist es, um was es sich handelt; Heimlichkeit, die sie den sinnlichen Momenten auferlegt, ist nicht Heuchelei. Es ist nicht Heuchelei, sich nicht in puris naturalibus zeigen, es ist nicht Heuchelei, daß man die Brautnacht nicht am hellen Tag auf der Straße feiert. Da ist Verheimlichung Tugend. — Die Erwähnung des Martial weist auf die Venetianischen Epigramme. Unter einer reichen Aussaat tiefer, scharfer Gedanken, geistreicher Hiebe ärgerlichen Humors, dazwischen

poetisch heiterer Anschauungen, spielt auch hier wieder der Mangel an „Heuchelei" — man kennt die Stellen von den Lazerten.

Es ist schwierig, in Beurteilung eines Dichters das Kapitel von der Sinnlichkeit zu behandeln; gar zu leicht wird man von Gouvernantinnen, Töchterschul-Lehrerinnen, von all den soliden Herren mißverstanden, welche das moralische Mißtrauen gegen Natur und Nerv, das auf des Lebens von Warnungstafeln durchstecktem, staubigem, brüchigem Pfade geboten ist, auf Kunst und Poesie übertragen und, wenn sie den, der dies nicht tut, doch einmal streng finden, nun meinen, er gehöre zu den Ihrigen.

Eine volle Sinnlichkeit: dies ist das erste Desiderat an einen Dichter, nicht das oberste, gewiß nicht das Ganze der Desiderate, aber das erste. Ist sie vorhanden: sie mag im Leben ihm Streiche spielen, korrekt wird und kann er sich als Menschenkind nicht durchbringen; dies muß nachsichtig eingeräumt werden. Geht er darin unter, wie ein Günther, der Schlesier, wir werden es beklagen. Aber die Poesie ist es, um was es sich fragt. Vermag er die Sinnlichkeit als ätherisches, seelisch durchleuchtetes Fluidum, der Stoffschwere entnommen, in die Dichtung hinüberzuretten, so werden wir auch für sein Leben nicht bange sein, richtiger, wir werden danach gar nicht fragen, sondern uns poetisch, kunstsinnlich an dem poetischen, kunstsinnlichen Faktor erfreuen. Dies ist im höchsten Grad bei Goethe der Fall, aber nicht durchaus. In den genannten Stellen sieht die Sinnlichkeit als Stoff hervor. Um hierüber nicht zu hart zu urteilen, muß man auch die Zeit hinzunehmen, die Leichtfertigkeit der Sitte und des Sinnes im achtzehnten Jahrhundert vor der Revolution, so stark von Frankreich herüber genährt, wie sie war. Man bekommt die Witterung davon so recht, wenn man „der Müllerin Verrat" liest und sich erinnert, daß das lustig liederliche Bild einem chanson nachgedichtet ist. Die Nervenstimmung jener Zeit, wenn man sich in sie versetzt, fühlt sich, als hörte man das gewisse Wollüstige im Klang fein zitternder Zithersaiten. Diese schwimmende, schwingende Sinnlichkeit, naiv heiter, Sünde vor dem Sündenfall, ist auch in Mozart. Mit ihm hat Goethe so ungemein viel Verwandtes. Beide können stürmen, donnern, posaunen, aber ihr wahres Element ist Wohligkeit, Wolkenlosigkeit, Melodie — Alles mit dem Leichtsinn, ohne den es da einmal nicht abgeht. Mozart hat Cosi fan tutte

und Goethe hat die Philine, die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme geschrieben — die Stella nachträglich nicht zu vergessen. Goethe erhebt in jungen Jahren diese Stimmung der Naturseligkeit auch zu einer Art von philosophischer Anschauung, die sich freilich nicht in scharfen Begriffen, sondern wie ein trunkener Hymnus ausspricht in dem höchst merkwürdigen — Bekenntnis wollen wir es nennen — „die Natur" (um 1780). Dieser geniale Erguß gibt unendlich zu denken. Die Natur ist da Alles, das Ganze, der Mensch unlösbar mit eingeschlossen. „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr, sie mag mit mir schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst." Einem Toren müßte man erst sagen, daß hier nicht die gemeine Natur gemeint ist, wie sie gedacht wird, wenn man ihr den Geist entgegenstellt. „Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann." — „Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie." — Was diesem Naturpantheismus fehlt, ist der Begriff des Umschlagens der graduellen Steigerung in qualitativen Wesensunterschied. Die Natur baut ihr Höchstes im menschlichen Gehirn, geht damit unendlich über sich selbst hinaus, indem sie Geist wird, und der Geist baut eine zweite, andere Ordnung über der Natur, die sittliche Ordnung; aber er stellt diese Ordnung doch mitten in die Natur hinein und sie hat doch ihre Wurzel stetig in derselben Natur, gegen welche sie ebensosehr auch stetig kämpfen muß. Dies ist der Widerspruch, der so schwer zu denken ist und der doch ist. — Goethe hat den Mangel dieses jugendlich naturfrommen pantheistischen Hymnus in Prosa (so ähnlich dem Bekenntnis Fausts im Religionsgespräch mit Gretchen) in einem späten Nachtrag zu ergänzen gesucht: „Erläuterungen zu dem aphoristischen Aufsatz: die Natur. An Kanzler von Müller." Man lese aufmerksam, was er von den Gesetzen P o l a r i t ä t und S t e i g e r u n g sagt als den Ausfüllungen jener Lücke. Wir können hier nicht weiter eintreten; unser Zusammenhang verlangt nur, aus dem kühnen, vollen Wurfe des Aufsatzes noch auszuheben:

„Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. — Sie hat Alles isoliert, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos." — Wir setzen nichts hinzu, man wird es — lächelnd — verstehen.

In „Götter, Helden und Wieland" sagt Herkules zum Letzteren: „Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? Und Wunder meinst, wie du ihn prostituiert hättest, wenn du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst?" Solche Sprünge des Mutwillens verzeihen sich leichter, wenn man die Grundauffassung im Auge behält, wie sie im obigen Aufsatz vorliegt. Goethe liebt es, muß seinem Wesen nach es lieben, Heldentum als Naturheldentum zu nehmen. So hat er aus Egmont einen Helden gemacht, der eine Natur ist und, weil er es ist, weil er g a n z sein will, wie die Natur ganz ist, den Tropfen Sorge nicht in den Vollbecher seines Lebens einläßt. Allerdings hätte er ihm auch so mehr politische Schneide geben können und sollen; ein politisches Drama, das im Mittelpunkt, in seinem Helden, vielmehr ein Drama der schönen Gemütsfreiheit ist, muß hinken.

Doch unser Thema führt uns nach anderer Seite und gerade Egmont soll uns aus den bedenklichen Schatten ans Licht bringen.

Hatte Goethe seinen Helden einmal so gefaßt, wie er seiner eigenen Natur gemäß ihn faßte, ergab sich daraus auch die Verwandlung eines kinderreichen Familienvaters in einen jugendlichen Liebhaber, so kam Alles darauf an, wie dieses Verhältnis behandelt wurde. Vergnügliche Stunden, Nächte mit einer Näherin: man frage sich, was daraus geworden wäre in einer nur etwas gemeinen Hand, und man sehe hin, was daraus in Goethes Hand geworden ist, wie das Entzücken der Liebe, die Unendlichkeit der Hingebung, der freie Tod nach dem Verluste des teuren, bewunderten Mannes dies Mädchen adelt und wie der reine Herzton, das Andenken im Kerker, der ideale Traum, worin die Geliebte sich in den Genius des Vaterlands verwandelt, — wie dies alles Gemeine vom heiter genießenden Mann abwendet! — Nun, es ist schwer, von diesem Gesichtspunkt nicht alle, so oft besprochenen weiblichen Hauptgestalten Goethes noch einmal aufzunehmen. Wenn im Faust die Bitte um die erste Nacht und Gretchens Zusage einmal vorkommen, mit Worten

szenisch vergegenwärtigt werden sollten, kann es reiner geschehen, als es vom Dichter geschehen ist? Und reiner vorbereitet sein als in Gretchens Sehnsuchtslied? Nur ein unreiner Faden im Dichter, und was wäre aus dem Bilde des heißen Verlangens geworden, das hier in den letzten Versen durchbricht? Er durfte dennoch nicht vergessen, daß diese ganze Hingebung auch schuldhaft ist, und wie straft und zermalmt die furchtbare Schlußszene im Kerker jedes verdorbene Denken, das an jenen heißen Bildern sich weiden möchte, wie es sich an einer lüsternen Wielandszene weidet!

Es ist genug, diese Beispiele aus der Jugendpoesie allein schon reichen ganz hin, zu bestätigen, daß das Weltkind eine Seite hatte, die zum „Himmlischen wies“; eine Iphigenie, Leonore, Natalie, Dorothea, Ottilie braucht nicht noch auf den Plan geführt zu werden. Die Flecken mußten bezeichnet werden; das Gold überstrahlt sie.

Es wohnte eben in dieser Seele hinter all den wilden Gärungen und Brandungen der Jugend, zeitweise latent, doch sicher und unentweiht ein Vernunftkern, Hort der Besinnung, der Sophrosyne, eine gesunde Kälte hinter der Glut, es war da eine Magnetnadel unverrückt eingesetzt, die stetig, wie auch das Schiff schwankte, nach dem Norden der Weisheit zeigte — „wenn er mir jetzt auch nur verworren dient — — — — —!“ Es ist wunderbar, wie gescheidt dieser Mensch ist. Eben auch, daß er eine g a n z e D i c h t e r natur ist, darin selbst schon ist mit dem roten Feuer der Sinnlichkeit die gleichzeitige Klarheit enthalten. Ein rechter Dichter ist nie ganz versenkt, er sieht gleichzeitig zu; die Leidenschaft, worin ihm der Untergang zu drohen scheint, wird ihm mitten in der Hitze doch auch schon Bild, gegenständliches Bild. Wie viel von dieser heilsamen Kühle fühlt sich mitten aus dem Föhnsturm schon im Werther heraus!

Unsere Betrachtung zielt nach einem Schlusse, wo dieser gesegnete Mensch recht und völlig als das rein durchklärte Bild erscheinen soll, als welches er von der Erde schied. Zu diesem Ende nehmen wir noch einen zweiten Zug auf, der diese Aussicht bedenklich zu trüben scheint: den dritten (für uns zweiten) der zu Anfang erwähnten Punkte. Die Gescheitheit war auch eine außerordentliche und schon frühzeitige Täuschungslosigkeit: staunenerregend an einem Dichter, der so ganz bestimmt war, die Welt mit schöner Täuschung zu erfreuen, und eben so sehr und eben darum schwere Sorge erregend.

Mit achtzehn Jahren „die Mitschuldigen“, ein so früher Blick hinter die Kulissen des Familienlebens, solche Weltkenntnis, Komisches mit solcher, mit so unkomischer Grundlage: das ist unheimlich. Die Anfänge des Faust fallen etwa zwischen 1772 und 1774, vielleicht etwas früher; Mephistopheles gehört unzweifelhaft zu den ersten Würfen und die wesentlichen Züge seines Charakters waren sicher schon in der ersten genialen Anschauung mitenthalten. Ein Jüngling von 23 bis 25 Jahren, und dieses Wissen um den dunkeln Grund des Lebens, dieses Wissen, wie die Welt aussieht, wenn man die Illusion wegnimmt, diese dämonische Ironie der Negation, und diese Ironie doch so naiv, als wäre sie nur ganz selbstverständlich: man staunt und schauert. Karlos im Clavigo hat denselben Blick mit Abzug der Geistertiefe. Nicht ohne Bangen für den Dichter selbst, den Menschen im Dichter, denkt man: wenn es nur dabei bleibt, daß diese Stimmung in poetisch beherrschten Gestalten objektiv wird, wenn sie nur nicht subjektiv um sich greift und Herrin wird im Poeten! — Goethe hat einmal gesagt, er habe sich schon als Knabe und Jüngling eine so richtige Vorstellung von Welt und Leben gemacht, daß es ihm nachher förmlich langweilig gewesen sei, sie wirklich zu erleben. Dies klingt blasiert, und so frühe, so ganze Täuschungslosigkeit ist auch wirklich der Weg, blasiert zu werden. In Italien vollzieht sich gründlich der schon länger vorbereitete Abschied von der Sentimentalität. Dafür tauscht der Dichter die beseligende Anschauung des antiken Lebens ein, sättigt sich mit dem Bilde ungeteilt vollen Daseins. Auf den hohen Gewinn seiner Seele stürzt sich räuberisch die ungeheure Erfahrung der französischen Revolution. Daran hatte er doch noch geglaubt, daß die Autorität als Fels feststehe in der Welt; er sieht sie gestürzt und verliert den Glauben an die Geschichte, an ein Gesetz in der Geschichte. Wirklich blasiert nimmt es sich aus, wie er sich nicht ohne Selbstgefälligkeit im Feldzug 1792 präsentiert, dem deutschen Heere nachfahrend, Farbenlehre studierend; in Pempelfort bei den Freunden versichert er, daß ihn weder der Tod der aristokratischen, noch der demokratischen Sünder im mindesten kümmere, bei der Belagerung von Mainz betreibt er seine Farbenstudien weiter und übersetzt den Reineke Voß, keineswegs aus reiner Poetenfreude am komischen Bilde, sondern weil es ihn subjektiv ergötzt, wie „in dieser unheiligen Weltbibel das

Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt". Die Lustspiele: der Bürgergeneral und die Aufgeregten sind geruchlose, dem sauren Torfgrund der damaligen Stimmung entwachsene Halme. Schon früher hatte ihn der Spitzbube Cagliostro mehr interessiert, als er wert war. Dies kommt zum Teil auf Rechnung der Zopfzeit, ihres Geschmackes an Abenteuerfiguren, aber doch und mehr noch auf Rechnung eines ärgerlichen Behagens: die Erfolge des Betrügers bestätigten dem bittern Weltverlacher seinen müden Blick in die Blindheit und Gemeinheit des Menschengeschlechts. Der Großkophta ist das ödeste dramatische Produkt dieser inneren Lähmung und das Kophtische Lied, rhythmisch vortrefflich, sangbar, leidig lustig, ihre lyrische Rhabarberblüte. Losung ist der Refrain:

Töricht, auf Beßrung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Wäre dies der ganze Goethe, dann gute Nacht! Wir stellen diesem Goethe schnurstracks den Vers desselben Goethe im Epilog zu Schillers Glocke entgegen und verweisen auf das, was im vorigen Beitrag hinzugefügt ist. Da weiß es Goethe, daß Hoffen auf Besserung der Toren die Stahlschwungfeder des Wirkens ist:

Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Schiller war, man weiß, zur rechten Zeit ihm näher getreten: der Luftstrom einer ethisch straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen, zweiten Frühlings.

Gehen wir mit dem Manne nicht zu hart ins Gericht, weil er einen Wecker bedurfte! Die Erfahrung ist ein schwereres Ding, als oberflächliche Köpfe glauben; ein Falkenauge, das in früher Jugend

schon mit beispielloser Schärfe sie vorausnimmt, eine größere Gefahr, als die Meisten wissen. Shakspeare, an solchem Tiefblick in die nackte Wahrheit Goethe so ähnlich, kam nahe bei der Verbitterung an. Im späteren Alter erfahren wir's Alle: es ist, als fielen Schuppen vom Auge, und nur, wer wenig denkt, hat keine Mühe, nicht ganz in Menschenverachtung zu verfallen. Die Menschen verachten lernen und doch fest im Bewußtsein behalten, daß die Grenze zwischen der tierähnlichen Mehrheit und der wirklich menschlichen Minderheit eine fließende ist, doch von dem Vorbehalte nicht lassen, daß ich nie wissen kann, ob dieser und jener, der in der Mehrheit läuft, nicht zur Minderheit herüberzuziehen sei — das ist eine Kunst.

Die schönste unter den Proben der Herstellung ist „Hermann und Dorothea", auch ganz nur menschlich, nicht als Kunstwerk genommen, wiewohl es natürlich auch als solches die Genesung bezeugt. Wir sind unter guten Menschen; weil sie gut sind, sind ihre Rührungen die unsrigen. Nur wie ein Schatten zieht im Hintergrund der Drache menschlicher Wildheit vorüber. Mit wohlwollender Komik ist selbst die gewöhnliche, kleinliche Menschennatur behandelt im Apotheker: ein ganz besonderer Zug von Goethes schöner Milde hat sich wieder eingestellt, der schon im Famulus Wagner so angenehm sich bekundet hat: das Behagen am liebenswürdigen Philister. Durchaus hat Goethe wieder Stand genommen in jener Stimmung, die so ganz ihn, so ganz die Goethesche Seele enthält, die aus Iphigeniens Munde spricht:

— Die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Alle Kreatur ist in dies weite, gute Herz miteingeschlossen:

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen.

Es wäre eine falsch moralisierende Auffassung, wollte man diesen heilsamen Ruck in unsers Dichters Leben sich nur als Werk einer Willensanspannung vorstellen. Schiller hat ihn wohl mitunter mahnen müssen sich aufzuraffen, aber das Beste tat einfach der Umgang, das stetig vor Augen gerückte Bild eines Mannes, der groß war, ein Dichter und zugleich scharfer Denker und trotz dieser Schärfe unblasiert durch und durch. Es ist Goethes ursprüngliche Natur, seine wahre Lebensstimmung, was wieder aufgieng, einfach ein Auftauen. Diese Natur war optimistisch trotz alledem, trotzdem, daß es ihm selbst kein Schopenhauer gleichtut an Kenntnis und Erkenntnis der Höllenschlünde des Lebens. Ein leicht zirkulierendes Blut, heiteres Frankenblut, glücklicher, wohliger, sympathischer und sympathetischer Nerv, bestimmt, Dinge zu schreiben, bei denen es den Menschen wohl wird. Und dieser Nerv, dies Blut war zusammen in Einem Mann mit der Gehirnregion, die so schrecklich hell in alles Teufelhafte der Menschheit hineinsah. Man kann nicht weiter, kann es nicht ergründen, es war eben so, kam nun eben darauf an, wer Herr bleiben werde. Und nun ist dies gute Blut wieder Herr.

Der Teufel hol das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will Niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Und mit diesem köstlichen Wort sind wir angelangt, wohin wir wollten. Mein Vorhaben ist, den Leser zu bitten, mit mir bei dem Bilde des heiteren Greises ruhend zu verweilen, wie es in den Sinnsprüchen vorliegt, die unter verschiedenen Überschriften: Parabolisch, Epigrammatisch (Politica), Gott und die Welt, Sprüche in Reimen mit der Unterabteilung: zahme Xenien, zusammengestellt sind; auf den westöstlichen Divan werden wir dabei auch hinüberzublicken haben. Dabei müssen wir uns beschränken, nur Weniges soll ausgehoben werden, das aber zum Zwecke genügen mag.

Die Liebe ist dem alten Knaben lang treu geblieben, ja Wertherisch schüttelt sie ihn noch einmal mit 73 Jahren; das ist wohl zum

Lächeln, nur ja nicht zum Auslachen, höchst merkwürdiges, im Grund nur erfreuliches Kennzeichen einer Seele mit tüchtigem, dauerhaftem Naturgrund, übrigens ein kurzer Sturm, ein Windstoß. Es ist die „Suleika"-Liebe, um zehn Jahre früher, worin man den alternden Goethe so recht erkennt und so herzlich an seinem Bild sich erheitert.

So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.

Wer vermöchte die Mischung in dieser Nachblüte des Gemütslebens prosaisch in Begriffe zu fassen! Hier ist noch vigor, doch, obwohl man ein Selbsterlebnis durchfühlt, keine Rede von dem Stachel, der uns im vordern Teil unserer Betrachtung nicht gefallen wollte, — Leidenschaft ohne Leidenschaft, Frühling mit Herbst vereint, woraus noch eine Fülle anmutvoller Lieder sprosst (der reizendsten eines das Kastanienlied), — Gegenwart und doch wie bloße Reminiszenz einer Gegenwart, Darinsein und Darüberschweben. So ist es auch mit dem Trunk: Weinseligkeit, Rausch ohne Rausch, symbolisch und doch ganz naiv symbolisch, grundlustig und doch wieder nur Sinnbild des Versenktsein in das All, des Verschwindens gemeinfreier Bewußtheit, einem Saadi, einem Hafis abgesehen, und doch frisches, eigenes Leben; das persisch-arabische Kostüm stört und entfremdet da und dort, hier aber kleidet es wie angegossen.

Wo ist die gefährliche Bitterkeit hingekommen? Wir haben es schon an dem liebenswürdigen Verse gesehen: „der Teufel hole" usw. Sie poltert und wettert in nicht wenigen dieser Sprüche, aber sie lacht schon im Poltern, der Stachel ist auch ihr abgebrochen. Sie poltert besonders auf die anmaßliche Jugend, aber:

„Sag nur, wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?"
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Also Humor! Sich selbst an der Nase nehmen! Die Lustspiele aus Goethes verbitterter Zeit waren humorlos; was er Komisches in jener Stimmung von sich gibt, ist Galgenhumor, Humor ohne Humor ist insbesondere das kophtische Lied; jetzt spielt der wahre,

der freie Humor, dem die Rückbiegung des Bewußtseins auf die eigenen Schwächen in der lachenden Persönlichkeit zu Grunde liegt. Ich habe immer eine Herzensfreude gehabt an dem Vers, den man als bestes Motto für Sinn und Inhaltskern des echten Humors betrachten kann:

Ich liebe mir den heitern Mann,
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Die Liebenswürdigkeit des Sichselbstbelächelns! Auch die schönste gesellige Eigenschaft, während man den Ironiker, der nur Andere belächelt, nach Naivetät umspürt, um sie zu verspotten, aus jeder guten Gesellschaft hinausschmeißen sollte. Darin liegt denn eben die denkbar heiterste Auflösung der erdig schweren alten Bitterkeit; ganz frei weiß sich ja Keiner von dem „Gemeinen, das uns alle bändigt“; wer sich aber doch bewußt ist, daß er zugleich hoch darüber steht, mag es lächelnd bekennen; was er gesteht, erniedrigt ihn, daß er es gesteht, erhöht ihn, und so mag er grundschelmisch scherzen:

„Du gehst so freien Angesichts
Mit muntern, offnen Augen!“
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum sollt ich was taugen?

Ein andermal weiß sich der Dichter von der Last des traurigen Wissens um der Welt Blindheit und Unsinn dadurch befreit, daß er sie als Dichter vergegenständlicht und sich dadurch vom Leibe geschafft hat.

„Wie hast du an der Welt noch Lust,
Da Alles schon dir ist bewußt?“
Gar wohl! Das Dümmste, was geschicht,
Weil ich es weiß, betrübt mich nicht;
Mich könnte dies und das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben.

Man erwäge, welches erleichternde Licht darin gegeben ist über das dunkle Bedenken, das uns Goethes frühes Wissen um alle Schlechtigkeit der Welt erregt hat!

Und dazu nehmen wir als weitere und ganze Beruhigung über

die Schwere der Kunst, die Menschenverachtung zu überwinden, die klare Einsicht in ihre Aufgabe, die aus den Worten spricht:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Wir haben diese Herstellung der guten Goethe-Natur bis hieher halb nur wie ein Glück, wie einen Sieg des frohen, unverwüstlich hellen Temperaments aufgefaßt. Einen gar feinen, weichen Kern trägt ja in sich, wer sagen kann:

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Es ist aber doch ja natürlich auch mehr als dies, wir brauchen den Gesichtspunkt der Moral nicht zu scheuen; es war unzweifelhaft auch Willensarbeit, sittliche Tat. Das leichtblütige Weltkind wußte doch gar wohl:

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

Goethe hat sich befohlen, hat den Egoismus besiegt, der am Ende doch die Wurzel der Verbitterung ist. Auch der Faust, der alle Illusion verflucht, sich, sein Selbst zur Welt erweitern und mit ihr scheitern will, ist noch Egoist, aber der Greis Goethe läßt ihn lernen, daß D i e n e n , dem Wohl eines Ganzen, des Ganzen dienen des Mannes Wahlspruch sein soll. Wir sind aber an den kleinen Sprüchen und führen für diesen Zusammenhang zuerst einen vom Verzeihen an, das ja Vorbedingung der Opferbereitheit ist, einen Spruch, in welchem nur die schlimmste Beschränktheit leichte Selbstabsolution finden könnte:

Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,
Denn der Mangel führt zum Lieben,
Kannst dich nicht vom Fehl befrei'n,
Wirst du Andern gern verzeih'n.

Wer je hier eine Anwandlung von Mißverständnis fühlte, der lese:

Wem wohl das Glück die höchste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

Und:

Ich Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie getroffen.

Das Wohlwollen ist mehr als bloße Stimmung, mehr als gute Laune, ist Gefühl, das in seinem Grunde noch etwas ganz Anderes, als bloß Gefühl ist:

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

Wohlwollen ist tätig und seine Tat, sein Wirken ist Verbinden, Einen:

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort!
Verein' und leite! Beßrer Hort!

Aber der Akt der Brechung des Egoismus und die Menschenliebe genügt nicht; soll diese zum Tun und Walten übergehen, so will es auch ein Denken, ein Kennen der Stoffe, die gebunden, geleitet sein sollen, Denken über die Welt, Schatz von Lebensweisheit. Von Perlen dieses Schatzes wimmelt es in diesen Sprüchen. Einer ist darunter, ein wohlbekannter und doch von viel zu Wenigen beachteter; Jeder sollte ihn mit großen goldnen Lettern gedruckt an seinem Tisch aufhängen; er faßt das Wohlwollen und die Weisheit in Eins; ich schreibe ihn nicht ab, mag ihn nur selbst aufsuchen, wem er je noch fremd ist, er steht am Schluß der vierten Abteilung der zahmen Xenien, beginnt mit den Worten:

„Willst du dir ein gut Leben zimmern" —

und schließt:

„Mußt dich an eignem Tun ergetzen,
Was Andre tun, das wirst du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das Übrige Gott überlassen!"

Man müßte wenig Begriff vom Ineinander der Ethik und Reli-

gion haben, wenn man nicht gern einsähe: dies ist fromm, der Mann ist religiös. Wenn einer der Sprüche sagt:

> Wer recht will tun immer und mit Lust,
> Der hege wahre Liebe in der Brust. —

so sagt ein anderer nur mit verschiedenen Worten dasselbe:

> Wer Gott ahnet, ist doch zu halten,
> Denn er wird nie im Schlechten walten.

Dieser Geist, so warm er als Dichter sich in das Endliche versenkt, hat seine Heimat doch dort, woher er das Himmelslicht holte, das Endliche ins Unendliche zu heben:

> Nichts vom Vergänglichen,
> Wie's auch geschah!
> Uns zu verewigen
> Sind wir ja da.

Und nun nehme man die theoretische Seite dieses Dichtergeistes wieder hinzu. Von einem außerweltlichen Gott hat Goethe nie wissen wollen. Gott ist das Dasein, die Dinge erkennen heißt Gott erkennen, hat er ja früher gesagt. Die späten Sprüche wissen es nicht anders. „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße" usw., diese Gnome weiß jeder Gebildete auswendig und ebenso die manchen Strophen, welche Goethes große Anschauung der Natur als lebendiger Einheit, als aufsteigender Formen-Metamorphose in wechselnden, frischen und tiefen Wendungen aussprechen. Von da blicke man zurück auf den oben erwähnten Aufsatz „Die Natur". Es war Naturpantheismus. Hätte Goethe jetzt wieder einen ähnlichen geschrieben, er hätte ganz anders, er hätte explicite in das Eine Ganze den Geist eingeschlossen, der in der Natur hoch über der Natur seine ewigen sittlichen Ordnungen baut.

So durchklärt steht Goethe, der Greis vor uns, ähnlich — nach Abzug des Unterschieds der beiden Dichternaturen — dem gleichfalls nahezu verbitterten Shakspeare in seinem „Sturm". Als dies Bild ist er uns geblieben und lebt in uns fort, wie auf silberner Wolke ruhig niedergelassen, überschauend mit durchdringendem und doch freundlichem Auge und mit dem Lächeln des Wohlwollens. Ein höchst bejahender Geist. Es ist etwas Alt-Parsisches in diesem, doch

modernen Menschenkind: Lichtdienst, reine Freude am Sein, am tüchtig und gediegen Dasein. Das Leben fördern, weil das Leben gut ist: das ist seine Stimmung. Nur vorübergehend konnte ihn Ahriman verfinstern. Sonnig, sonnenhaft. Durch die schneidendste Negation, durch glühende Wallungen des Sinnlichen hindurchgegangen kehrt diese Natur zu ihrem Wesen zurück. Es ist in aller Kraft mild, sanft. Gott ist ihm wie dem Elias erschienen als starker Wind, als Erdbeben, als Feuer. Er ist ja nimmermehr bloß Dichter weichen Seelenlebens, er vermag die Seele in ihrer Tiefe furchtbar zu packen, zu schütteln; Beben, Schauer, Grausen steht in seiner Macht, ein Gorgonenhaupt kann er uns entgegenhalten. Doch schlägt er so tiefe Wunden nur, um sie mit linder Iphigenienhand zu heilen. Und er selbst hat gesagt, an einer ganzen Tragödie — man muß sich eine denken, die alle tragischen Schrecken entläßt, wie Richard III. und Macbeth — könnte er zu Grunde gehen. So bleibt er, wie er auch stürmen mag, dennoch ein weicher Geist und Gott erscheint ihm wahrhaft, er findet ihn wahrhaft wie der Prophet im stillen, sanften Wehen. Bei den Worten im unvergänglichen und unvergleichlichen Mignonlied muß ich immer an den Dichter selbst denken:

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht —

(Altes und Neues, Neue Folge, 1889.)

Griechische Frühlingstage.*)

Hat man ein Recht zur Anzeige eines Buches, wenn man von seinem Inhalt durch und durch subjektiv berührt ist, weil es Seite für Seite eigene teure Erinnerungen weckt? Wird man da nicht befangen sein im günstigen Sinne, zu unfrei, um Kritik zu üben? — Der Duft der Früchte, die auf griechischen Märkten feilstehen, der Blumen im Pflanzengewirr griechischer Täler schwebt aus diesen Blättern mir entgegen; das Alogon (Pferd) steht gesattelt, der Agogiat mahnt aufzusteigen, es geht vorwärts im Sonnenbrand über Berg und Tal, die Ziza (Holzflasche) am Sattel, sie ist mit Krasi, dem mit Pinienharz versetzten Weine, gefüllt; man hält am Chani mit der Aussicht auf Nachtlager ohne Bett, auf der lieben Gotteserde. Was ich nicht finde im Buch, ist die bewaffnete Begleitung des Chorophylax (Landwächter, Gendarm); sie tut nicht mehr not, wie meiner Zeit, wo deren zwei auf Tritt und Schritt zur Bewachung vor blutigen Räubern uns folgen mußten. Anschauungen wunderbarer Art lohnen die Mühen des heißen Rittes. Der Traum unserer Knaben- und Jünglingszeit, die stille, tiefe Liebe unseres Mannesalters, das hohe Bild, das aus grauer Vorzeit zu den Völkern herüberleuchtet, am Strahl der Schönheit sie zur Menschlichkeit erziehend, — es ist kein bloßes Traumbild: Olympia, Argos, Mykenä, Korinth, Athen und die Akropolis, Marathon, Eleusis, Delphi, die Thermopylen, sie *sind*, sind in Trümmern, aber die Trümmer werden lebendig und zeugen. Der Deutsche, dessen Buch mir diese Erinnerungen weckt, kennt sie, die Spannung, die heilige Angst, womit man solchen ewigen Stätten sich nähert, kennt das entzückte Staunen, wenn der Traum dem suchenden Auge zu Wahrheit wird. „Denk' ich an jenen Morgen im Peloponnes, so überfällt mich noch jetzt immer dasselbe Gefühl wie damals: mir ist, als wär' ich noch nie, gar nie in Olympia und weiter darüber hinaus gewesen, und mein Herz empfindet, mit eigener Kunst des Vergessens, noch die Schauer der neugierigen, ahnungsvollen Ängstlichkeit, mit der man

*) Eduard Engel, Griechische Frühlingstage. 1886.

die ersten Schritte, mutterseelenallein, in das fremde Land hinein tut. Nicht Angst vor Gefahren und Beschwerden. Hätte ich sie je zuvor gehabt, so säße ich zu Hause oder wandelte die Leipziger Straße in Berlin entlang. Aber wie eine Angst vor dem Gewaltigen, das mir bevorstand: man geht nicht Olympia, Ithome, Sparta, Mykenä entgegen, wie irgendwelchen berühmten Stätten der Schweiz oder Tirols." — Der Verfasser erzählt, wie er von Eleusis herkommend, Salamis vorüber, Athen zu reist und die Akropolis auftauchen sieht. Dasselbe Gefühl befällt ihn: diese Stätten waren ihm versunkene, nur in den Tiefen der Erinnerung bewährte Schätze gewesen, und siehe, sie sind wirklich, die Vergangenheit wird Gegenwart, ja noch viel schöner, als Phantasie sich gedacht; obwohl die Werke der Menschenhand in Trümmern, stehen sie da im goldenen Lichte der Sonne, die einst den Marathonhelden, die dem Perikles, dem Phidias geleuchtet. In Athen angekommen, weiht er seine Stunden am liebsten der Akropolis und genießt dort oben das Glück, daß kein Zudrang moderner Menschengesichter, wie in Museen und Gallerien, die schöne Einsamkeit stört und der Straßenlärm des neuen Athens unvernommen an den Felsen brandet, auf denen hoch die alten Tempel ragen.

„Alles Schönste aus Athens Kunstblüte steht auf diesem einen Museumberge, unter Gottes freiem Himmel, umleuchtet von einem Glanz, der so verklärend, so unirdisch nirgends in der Welt mehr zu schauen ist. Die ätherleichte Luft, die einsame Stille und die tiefe Sättigung alles Denkens und Fühlens verleiht einem Kräfte des Leibes und der Seele, die man an sich sonst nicht gekannt hat. Man sieht mit ruhigem Blick: kein Gaffen wie auf die Reihen an Reihen der Bilder in den Galeriestädten. Hier ist nicht der Raub aller Länder zusammengeschleppt und in dumpfigen Sälen zur Schau gestellt, das Größte neben das Dürftigste. Nein, dies ist ein Stück wirklichen Kunstlebens auf kleinem Raum, das Leben eines uns teuren Volkes auf seiner höchsten Entwicklungsstufe, — nicht „aufgestellt" von Museumsdirektoren, sondern stehen geblieben, wie es aus dem Geiste des Volkes auf seiner heiligen Stätte emporgewachsen ist. — Und dann das wundersame Gefühl: mit demselben Auge der Bewunderung haben auf diese Säulen auch alle jene Männer geblickt, deren N a m e n schon eine Flut großer und guter Erinnerungen

weckt. Es haftet an den Tempeln und Toren noch wie ein Duft, wie ein Atemhauch lebender Menschen aus dem Blütejahrhundert der Kunst." Dies ist jedem aus der Seele gesprochen, der, kundig des Altertums, mit lebendigem Sinnen Hellas besucht hat; jeder wird so dem Buche gewonnen sein, weil er der eigenen Stimmung begegnet. Doch man kann sagen, dies Begegnen begründe noch kein gegenständliches Urteil, die Frage sei, ob ein Buch auch den gewinne, der nicht ebenso selbst erlebt hat wie der Verfasser, der ihm also nicht mit eigener teurer Erinnerung entgegenkommt, — die Wertprobe sei, ob er die vielen gewinnt, die ihm solche Gemeinsamkeit nicht entgegenbringen.

Wäre das Buch nur für Gelehrte bestimmt, so müßten wir die Wertprobe anders bezeichnen. Es ist allerdings auch für Gelehrte, aber nicht für Gelehrte allein, nicht für Gelehrte bloß als solche. Als solche müßten sie einfach nur nach Wahrheit, nach Richtigkeit sehen. Das Wissen des Verfassers, die Frage nach der Richtigkeit seiner Beobachtungen und Urteile wird uns, versteht sich, nicht unbeachtet zur Seite liegen bleiben, aber was vor Allem zu sagen ist: er reist als Mensch, als ganzer Mensch. Und da ist kein Zweifel: wer nur mit offener Seele und offenem innerem Auge liest, der muß angezogen, erwärmt, gefesselt werden so gut wie der, der die intime Sympathie des gleichmäßig Selbsterlebten hinzubringt. Liebe begegnet Liebe. Die Griechen werden sich beeilen, dies Buch zu übersetzen, ein Liebender macht Propaganda für ihr Land und Volk, für ihre Vergangenheit in ihrer Gegenwart. Verschönert er etwan auch mit dem Auge der Liebe: es gibt sich doch sicher zu erkennen, daß er kein verliebter Narr ist, sonden von jenen einer, der uns begierig macht, seine Geliebte kennen zu lernen. — Dies Buch ist sonnig, eine Wohlstimmung geht hindurch, die sich unwiderstehlich dem Leser mitteilt. Auf der ersten Seite schon sieht man, daß dieser Reisende die Fahrt mit dem Vorsatz angetreten hat: ich will mir die Laune nicht trüben lassen, keine dunkle Brille tragen. Er eifert mehr als einmal gegen Schwarzseher wie Vierordt, der in der Münchener Allgemeinen Zeitung so viel Galle gegen Griechenland ausgeleert hat, gegen böswillige Voreingenommenheit wie bei einem Tissot, dem Verleumder Deutschlands, gegen die Touristenhast und Leckerei, die nur mit Wirten, Kellnern, Hausknechten, Eisenbahn- und Zoll-

beamten und Museumsdienern in Berührung kommt und danach sich herausnimmt, ein Land zu schildern, er will unter das Volk gehen und hat daher die neugriechische Sprache so gut gelernt, daß er schon in den ersten Tagen im Verkehr ganz leidlich durchkommt. Aber die Hauptsache, er bringt mehr mit als jenen Vorsatz, sich nicht verstimmen zu lassen — da wäre es ihm doch nur um sich selbst zu tun, — er bringt Wohlwollen mit — und welches Volk muß nicht wünschen, daß der Fremde, der es kennen lernen will, mit dem Auge des Wohlwollens sieht? Und welches Volk darf es nicht verlangen? Man denkt an Goethe, an die Unbefangenheit, womit er in Italien reiste, in merkwürdigem Unterschied von Herder, der wohl auch freudig staunte, aber mehr noch sich ärgerte, — des gewissen Nicolai nicht zu gedenken, der in Italien nur Berlin suchte und es überall schlecht fand. Goethe sah scharf genug, um alle faulen Flecken der Zustände zu erkennen; das vierte der Venetianischen Epigramme allein schon beweist es; aber er ließ sich die Stimmung nicht trüben und tat recht.

Wir verlangen Sächlichkeit von einer Reisebeschreibung. Aber die Sachen wollen recht gesehen sein, und das will einen richtigen Menschen. Ein Buch ist ein Mensch, ein Buch ist ein Charakter, — kann freilich auch ein Charakter sein, wie man das Wort gebraucht, wenn man vom Charakter der Charakterlosigkeit spricht. Hier ist ein richtiger Mensch, ein Charakter im rechten Sinn, frisch, einfach, unbefangen, gut, gut mit allem Volk, Mensch mit Menschen, nicht blind gegen Gebrechen, aber mit Humor gewaffnet, daß Dornen der Verstimmung nicht zu tief gehen. Zugleich bringt er gute Muskeln und Knochen mit, wie man sie braucht, wenn man die Dinge in der Nähe sehen will, er ist rüstig und ausdauernd, geht zum Staunen der Griechen gern zu Fuß, mit leichtem Gepäck über Stock und Stein in Sonnenglut; gleich zu Anfang erträgt er auf der Fahrt von Korfu nach Leukas, mit einem Bataillon Soldaten auf einem Dampfer zusammengepfercht, leichten Mutes eine wilde Sturmnacht, er wagt auf kleinem Segelschiff eine höchst sturmbedrohte Fahrt von Zante nach Elis, Ströme, wie den jähen Rufias, durchreitet er ohne Zagen. Ihm ist wohl bei Landvolk von patriarchischen Sitten, er ist dankbar für das karge Mahl, das gastfreundliche Armut bietet. Sein Geschmack ist kerngesund unmodern, es beglückt ihn, wandern

zu können, wo es noch keine Fabriken, noch kein Proletariat gibt, es freut ihn, daß der Grieche Fabrikarbeit scheut; er unterhält sich mit einem mainotischen Hirten, der nicht weiß, was eine Eisenbahn ist, keine Uhr besitzt und — „Glück über Glück! er hat noch keine Zeitung gelesen, er ist ganz unwissend in Allem, was sich aus Büchern lernen läßt; wer ihn aber dumm nennt, diesen ‚König der Berge', der irrt sich. Was sich nicht aus Büchern lernen läßt, das weiß er so gut oder besser, als wir überklugen Menschen mit gelähmten Augen und abgestumpften anderen Sinnen". Gastlichkeit hat er in den ersten Tagen schon erfahren, auf Weg und Steg grüßt der Wanderer den Wanderer, in gerührter Erinnerung an jene, erfreut durch diese gute alte Sitte sagt er: „noch ist diesem ‚zurückgebliebenen' Volke die höchste Weisheit, daß Mensch dem Menschen hilfreich begegnen soll, nicht abkultiviert worden, und 20 Jahre gebe ich ihm noch Frist, bis das geschehen wird." — Es kommt mir bei der ersten dieser Stellen in Erinnerung, was mir ein Wirt in einem abgelegenen Apenninendorf einmal zur Antwort gab, als ich ihm mit Bildungsselbstgefühl rühmte, bei uns könne jeder Bauer lesen und schreiben; „dunque saranno tutti dottori?" sagte er mit spöttlichem Blick und Ton und meinte, ich solle nur mit dem nächsten besten Bauern unterwegs ein Gespräch anknüpfen und ich werde finden, „quanto bene sa ragionare". — Im Peloponnes macht Kalamata eine Ausnahme von der Fabrikscheue. „Sollte man demnächst hören, daß hier ein Herd weiblicher Entsittlichung, vielleicht gar der Keim zu einem griechischen Proletariat und zur Sozialdemokratie sich entwickelt habe, so möge man die herrlichen Dampfspinnereien nicht vergessen! Leider gibt es selbst unter den Griechen Kurzsichtige genug, welche um jeden Preis ihr schönes, auf die Kultur des Bodens hingewiesenes Vaterland in das Rädersausen der Maschinenindustrie hineinzerren, eine ‚blühende Industrie' schaffen möchten. Wenn sie die Oberhand kriegen, so kann es kommen, daß in den Ausfuhrlisten so und so viele Millionen Drachmen für Seide, Baumwolle, Eisenwaren erscheinen. Um dieselbe Zeit wird man auch anfangen müssen, eine Statistik über die Zahl der unehelichen Kinder aufzunehmen, die jetzt überflüssig ist, und besondere Verordnungen zu erlassen zur Überwachung des Dirnenwesens. Erst dann wird Europa Griechenland für ein ebenbürtiges Kulturland

ansehen. Hoffentlich sind dann alle, die Griechenland lieben, so wie es ist, tot, um solche Greuel nicht mit ansehen zu müssen."

Es ist wohl keiner unter den Lesern dieser Zeilen, dem man erst sagen müßte, wie sehr gut wir alle wissen, daß man dem Rad des Kulturganges nicht in die Speichen fallen kann, daß die Kultur mit den Giften, die sie notwendig mit sich führt, auch ihre Gegengifte erzeugt, daß man die Finsterlinge zu Kameraden bekommt, wenn man mit ganzem, bitterem Ernste in der Verwünschung des Doppelwesens aus Lichtgeist und Teufel verharrt, das wir Kultur nennen. Aber die Liebe zur schönen Einfalt unverdorbener Menschennatur muß ihre Stunden haben, man muß ihr die Stunden lassen und gönnen, wo sie ihren Zorn gegen die Gifte der Kultur loswettert. Wer wäre so dumpf, zu verkennen, was wir den Eisenbahnen verdanken, und wer so stumpf, es nicht zu fühlen, was sie verderben, wenn er zusehen muß, wie sie dem stillen Gebirgstal, wo es noch Unschuld gab, mit dem Touristenvolk die Verführung zuschicken, wenn ihr schriller Pfiff ihm sagt: du lebst in einer Zeit, wo Alles hetzt, Alles jagt und der stillen Sammlung des Geistes bald keine Minute mehr bleibt?

Frische Sinne und frische Seele: damit ist schon gesagt, daß unser Reisender die Kraft der Anschauung mitbringt, ohne welche selbst griechische Natur, griechischer Boden und Himmel dem Auge tot und bildlos bleibt — doppelt, da hier so viel Land noch unbebaut, wild und wüst liegt. Man muß wie Rottmann sehen, wenn man Griechenland verstehen will, man muß im entwaldeten Gebirge den Wohllaut der Linie, in der verbrannten Ebene, im versumpften Tale die malerischen Reize finden und genießen und dies künstlerische Gefühl mit dem Gefühl des Tragischen in der Verödung zu e i n e r vertieften, großen Bildschauung zusammenfassen. Ein solches Auge wird dann auch das rechte sein, das Bild der Schönheit da, wo es in Form und Farbe jedem verständlich aufgeschlagen liegt, nicht obenhin zu überfliegen, sondern in seinem Vollwerte zu durchdringen, zu umspannen, daß die Seele sich sagen kann, was es ist, woran sie sich entzückt. Wer klassisches Land besucht hat, der weiß, wie an den Stätten, die sich durch Schönheit des Naturbildes auszeichnen, die großen geschichtlichen Erinnerungen mit dem Gefühle dieser Schönheit unterschiedslos in eins zusammenfließen. Aber auch wo die Landschaft nicht

schön ist nach gewöhnlicher Vorstellung, wo sie dem phantasielosen Auge nur traurig öd erscheint, da wird sie durch diese Verbindung den Charakter des Historischen erhalten, historisch in dem Sinne, wie die Kunstsprache das Wort nimmt. Man denke nur z. B. an Rottmanns Sikyon, an diesen kahlen Erdrücken, den die Geschichte gefurcht hat, wie Erlebnisse ein Menschenantlitz furchen. — In Griechenland ist diese Verschmelzung von Gefühlen anders gefärbt, gestimmt, gestempelt als in Italien. Mit anderer Stimmung schaut man von der Akropolis auf die attische Ebene in ihrem feinen Silberduft, auf das blaue Meer und die blauen Inseln, auf die Schneegipfel der Gebirge des Peloponnes, als von Pietro in Montorio auf Rom, sein Kapitol, Forum, auf die Campagna, auf die Latiner- und Sabinerbergzüge. Tragisch angehaucht ist die Stimmung dort wie hier. Denn groß war, was untergegangen ist dort wie hier. Aber das Große war dort ebenso schön als groß, eine Einheit einziger Art. „Auch das Schöne muß sterben" ist ein anderer Gefühlsinhalt, als: „Auch das Starke muß sterben," wie man beim Blick auf römische Trümmer, auf die Riesenreste des Kolosseums, der Triumphbögen leise vor sich hinspricht. Stehst du dagegen auf der athenischen Burg und siehst auf den Parthenon, das Erechtheum, den Niketempel — der eine Blick sagt dir: das war das Volk der Schönheit, welches hier atmete, das Volk, welches in ewig mustergültigen Formen der Menschheit gezeigt hat, was schön ist, das Volk, ohne das die Römer und — wir Barbaren geblieben wären. Blicke auf die Ölbäume und Platanen der attischen Ebene — dort war die Akademie des Plato — und du setzst hinzu: ein Volk von Philosophen wie von Künstlern. — Wir haben zu Anfang eine der Stellen ausgehoben, zu zeigen, wie unser Wanderer fühlt in solchen Stätten; man lese, wie ihm zu Mut ist auf Kerkyra, Ithaka, in den Tälern, Ebenen, unter den Bergen des Peloponnes, in Arkadien, Messenien, Sparta, Argos, Mykenä, Korinth: und man wird mit und in ihm dies geeinte Landschafts- und Geschichtsgefühl erleben.

Und nicht nur blasse Erinnerungen begleiten ihn, dünner Nachklang aus Gymnasiumszeiten, er hat sein Griechisch nicht halb vergessen, Homer in der Ursprache ist sein Reisegenoß, gleich auf Korfu liest er die Stelle vom versteinerten Phäakenschiff, auf Ithaka landet er mit Odysseus in der Bucht, wie Homer heute noch leicht erkenn-

bar sie beschreibt, wandert mit ihm zu der Stelle, wo der göttliche Sauhirt sein Gehege hatte, und weiter zu der Anhöhe, wo die Burg des Helden stand, und befindet sich so „am lichten Tage im zehnten Jahrhundert vor Christus“. Ein ithakesischer Bootsjunge führt ihn auf diesen Wegen: „man setze eine phrygische Mütze statt des Fez auf seinen Lockenkopf, und man hat einen Telemach, wie man ihn sich nicht echter träumen kann. Und wer Odysseusköpfe mitsamt dem bekannten schönen Odysseusbart sehen will, der gehe auf die Patia (Platz) am Hafendamm, wann die Fischer vom Frühfang landen und ihre zappelnde Meeresbeute auf den weißen Marmorflächen feilhalten.“

Argos — Mykenä — das Löwentor: wer kennt die furchtbare alte Sage nicht, wer ist so phantasiestumpf, daß er nicht den Agamemnon ahnungsvoll hindurchschreiten, den Orestes von den Eumeniden verfolgt herausstürzen sieht? Noch ungleich tiefer erschüttert wird diese Stätten schauen, wem die Tragödien des Äschylos, des Sophokles gegenwärtig sind wie unserem Geleitsmann. Mit einigen Beamten aus Argos besucht er das alte Theater der Stadt. Einer der Griechen steigt in die Orchestra hinab und spricht mit voller Stimme, während die anderen auf den obersten der alten, aus dem Felsgestein herausgehauenen Sitze stehen und zuhören, die furchtbare Rede der Klytämnestra, wie sie, die Axt auf der Schulter, den Blutflecken auf der Stirne, von der Mordtat herkommt. Hier, auf diesen Stufen, hat einst die atemlos beklommene Menge den Worten des entsetzlichen Weibes gelauscht, hat im Bilde die grauenhaften Taten des finsteren Fürstengeschlechtes geschaut, das hier, eben hier in Argos und auf dem Hügel von Mykenä gewohnt, und hat das ungeheure Schicksal sich vollstrecken gesehen.

So lebendig gehen unserem Wandersmann die Geister des Altertums zur Seite. Mit gleich frischer Seele verweilt er vor den erhaltenen Resten der griechischen Kunst, vor dem Hermes des Praxiteles in Olympia, den Bauwerken auf der Akropolis von Athen und den Resten der erhabenen Bildwerke des Phidias. Höchst stimmungsvoll schildert er den Ritt von Andritsena nach Phigalia, den Eindruck des Apollotempels auf seiner einsamen Berghöhe, die Aussicht auf das messenische Gebirg und Meer. Aber er reist nicht als Archäolog; nähere Beschreibung überläßt er dem Kunstgelehrten, dem Periegeten, er will nicht wiederholen, was in jeder Kunstgeschichte

zu lesen ist. Den Tempel von Phigalia hat eine unbedeutende Stadt aus ihren Mitteln von dem ersten Baumeister Griechenlands, dem Schöpfer der Wunderbauten auf der athenischen Burg, Iktinos errichten lassen. In diesem Sinn vor Allem erfreut er sich des hohen Kunstwerks: als eines Zeugen, wie tief und weit das Hellenenvolk vom Kunstsinn durchdrungen war. Er hat stets den Zusammenhang mit dem Leben im Auge, den Geist des Volkes, aus dem einst die großen Künstler entsprossen, aus dem sie als Bildner den Adel der Formen für ihre Menschendarstellung holten. Und auch hier ist sein Absehen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenzufassen.

Da handelt es sich natürlich vor Allem darum, ob der altgriechische Menschenstamm in den Neugriechen fortlebt. Engel bekämpft wiederholt und eifrig die bekannte Aufstellung Fallmerayers, diese seien weit zum größeren Teile slawisches Blut. Er zeigt, auf wie schwachen Füßen die geschichtliche Beweisführung steht; den stärksten Gegenbeweis findet er natürlich in der Sprache, die sich bei völliger Überflutung von Slawen unmöglich hätte erhalten können. — Wie steht es mit der Körperbildung? Ich habe von meinen Beobachtungen gesprochen in dem Aufsatz „Aus einer griechischen Reise“ (Altes und Neues, 1881*). Einige Gestalten habe ich gesehen von echt hellenischem Typus in Profil, Glanz des Auges, lockigen Haaren, hohem Wuchs, edelstolzer Haltung und wunderbar elastischer Bewegung; doch nur wenige, die dies Alles vereinigt zeigen, im Übrigen fand ich, obwohl die letzteren Eigenschaften, auch das lichtvolle Auge, sehr verbreitet sind, das Profil mit zurücklaufender Stirne und scharf geschnittener Adlernase vorherrschend und wollte nicht entscheiden, ob dies dorisch oder südslawisch sei. Ich habe aber vom Peloponnes nur wenig gesehen, meine Eindrücke sind im Festland gesammelt. Umgekehrt Engel; er hat den Peloponnes durchreist und vom Festland wenig, fast nur Athen und Umgegend gesehen. Es wird angenommen, und zwar eben bei den Griechen selbst, daß am meisten auf der Halbinsel, vor Allem in der Maina, der alte Stamm sich erhalten habe, und unser frischer Beobachter findet dies vollkommen bewährt. Er vergleicht die schönen Männer, die er da gesehen, mit den durch Schönheit berühmten Montenegrinern und findet den Vorzug des lakonischen Typus namentlich in dem „ὀρθόν“,

*) S. hier oben S. 18ff., 23f. A. d. H.

in der echt altgriechisch geraden Nase. Er entzückt sich am Adel dieser Erscheinungen so lebhaft, gerade wie es in den selteneren Fällen, die mir vorgekommen, mir ergangen ist. Man vergleiche namentlich S. 247—248 seines Buches. Es ist ja wohl eine Freude, einmal wieder Menschen zu sehen, die in ihrer Erscheinung den reinen Menschenadel darstellen. Der schönste Mann in unserer Kulturwelt ist nicht so naturvoll schön. — Auf den Inseln ist, wie man weiß, das griechische Blut reichlich mit italienischem durchschossen, doch auf dem stillen Ithaka muß es ungemischter geblieben sein, eine betreffende Stelle habe ich oben angeführt.

Höchst merkwürdiges Band des inneren Zusammenhanges mit dem alten Volke sind die fortlebenden Reste des griechischen Mythus. Die Vorstellungen haben romantische Umbildung und Hauch angenommen, sind aber unzweifelhaft dieselben. Die Nereiden (jetzt *Νεράιδες*) sind Nixen geworden, die als „schöne Herrinnen" an Bächen hausen, singen, tanzen, aber den Belauscher mit geisterhaftem, tödlichem Schlage aufs Haupt bestrafen. Davon weiß auch Hans Hoffmann zu erzählen in der ersten seiner Novellen: „Im Lande der Phäaken." Der Fährmann der Unterwelt Charon, jetzt Charos, ist in ein Gespenst des Todes verwandelt, das im Sturm zu Roß, Kinderleichen am Sattel hängend, durch die Lüfte saust. Engel gibt das Lied wieder, das schon Goethe mitgeteilt hat und das dieser so hoch hielt; er kannte es vom Lesen, Engel hat es frisch aus Volksmund, da sein Begleiter auf dem Wege nach Argostolion in einem ausbrechenden Gewitter den Charos fürchtet. — Auf der gewagten Seefahrt nach Elis schreiben die Schiffer, die der Gegenwind nicht um das Kap Hieraka gelangen läßt, das Hindernis der Lamia zu. Der altgriechische Schreckpopanz für Kinder ist also eine schlimme Seenixe geworden; allerdings scheint die Lamia schon ursprünglich mit der See zusammenzuhängen, ein Dichter nennt die Szylla ihre Tochter (s. Preller, Griech. Mythol. 1, 507). — Am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes kommen Feen vom Olimbos (Olymp) herab und bringen ihm Gaben; Gebackenes und ein Weinkrug wird den Geberinnen unter Gebetssprüchen als Opfer hingestellt. Sie heißen Mieren und das weist auf Moira. Wie mögen aus den Schicksalsgöttinnen Feen geworden sein? Allerdings sagte ein buckliger Schuster zu unserem Reisenden: „Es gibt gute und

böse Nieren, zu mir ist eine böse gekommen;" dies gibt etwa einen Anhalt für die Erklärung.

So Manches in Sitten und Gewohnheiten ist ebenfalls antik. So der Volkstanz; er ist Reigen; die Tanzenden begleiten ihre Bewegungen mit Gesang; die Geschlechter tanzen durchaus nur unter sich. Die Neugriechen staunten und schüttelten mit Ärgernis die Köpfe, als sie bayrische Soldaten mit bayrischen Mädchen tanzen sahen. — Antik ist, wie man weiß und wie der Pinienapfel am Thyrsusstab anzeigt, das Harzen des Weines. — Es finden sich in Bräuchen jeder Art gewiß noch reichliche andere Überbleibsel antiken Lebens. Am wenigsten natürlich im Gottesdienst; doch haben, wie Engel anführt, noch im Anfang des zehnten Jahrhunderts die Mainoten in ihren Gebirgsdörfern zum Zeus und Ares gebetet.

Bereits hervorgehoben ist die Erhaltung der Sprache als sicherer Beweis gegen Fallmerayers erwähnte Aufstellung. Eine andere Frage ist die, wie sich Neugriechisch zu Altgriechisch verhält, und zwar vor allem in der Aussprache. Lebhaft tritt der Verfasser für die sogenannte Reuchlinsche ein, für die Annahme, daß die jetzige die echt antike sei. In dieses Streitgebiet sei mir erlaubt nicht einzugehen. Überlassen wir ihm, seine Sache selbst auszufechten, z. B. mit Gustav Meyer, der ihm in diesem Punkt (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 354, 22. Dezember 1886) entgegengetreten ist, übrigens von seinem Buch erfreut wie wir. Engel hat neuerdings die Streitfrage in einer besondern Schrift behandelt: „Die Aussprache des Griechischen, ein Schnitt in einen Schulzopf." Ich, kein Fachmann in der klassischen Philologie, kann nur sagen, daß auch mir der Überfluß am Laut J nicht einleuchten wollte (nämlich wie man weiß, das Aussprechen von η, ει und οι als ι, also, da υ von ι nicht unterschieden wird, fünf J); es gibt der Sprache etwas Spitzes, wofür allerdings der schöne Klang des häufigen ος dem Ohr Entschädigung bringt. In Konsonantenaussprache hat sich zweifellos das Richtige erhalten bei δ, das weich mit tieferem Ansatz der Zungenspitze als bei unserem d, und bei ϑ, das dem englischen th ähnlich, aber bis zur Annäherung an F gesprochen wird: so konnte dann aus Theodor Feodor und aus Mattheo Maffeo werden. Ich gehe nicht weiter ein, sondern überlasse dies den Berufenen. Aber nicht übergehen will ich die frische Lebenskraft, womit das Neugriechische seinen

modernen Bedarf aus dem Altgriechischen schöpft. Ungern verzichte ich auf Anführung zuströmender Beispiele. Dabei kommt dem Griechen zu statten, daß seine Sprache Wörter verbinden kann, wie es die romanischen nicht können (z. B. σιδηροδρομος, Eisenbahn), aber dies hat ja die unsrige mit ihr gemein und hierin nicht das geringste der Mittel, sich selbst zu helfen, statt betteln zu gehen. Wahrlich, wir deuschen Wortborger und Allerweltsanpumper dürften uns ein Beispiel an den Neugriechen nehmen!

Nun aber der Volkscharakter? Wie lautet das Urteil unseres Zeugen? Beginnen wir mit der Frage nach der Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Er hat seine Erfahrungen zum großen Teile im Peloponnes und auf Ithaka gesammelt, im Festland, in der Hauptstadt Athen, wie schon gesagt, sich nur kurz aufgehalten. Dort ist er zwar vielfach mit Gebildeten, Beamten, Offizieren in Berührung gekommen, doch natürlich weit mehr noch mit Landvolk, das von der Kultur noch nicht beleckt ist. Auf Grund dieser Erfahrungen lautet sein Urteil sehr günstig. Rührend gut findet er dieses Volk, Gastfreundlichkeit empfängt ihn, wie wir gleich zu Anfang gesehen, überall, besonders auf Ithaka: „ich habe auf Korfu und Kephalonia nur Freundliches erfahren, aber so lieb und gut wie hier ist man mir bisher noch nirgends in Griechenland begegnet; wenige Stunden, nachdem ich gelandet, war ich schon das Adoptivkind der Insel, ich wanderte aus einer dienstwilligen Hand in die andere und rollte wie auf Federn auf dieser ohnedies so weichlebigen, stillen Insel umher. — „Der Wirt des Parnasses“ (Name des Gasthofs) „fühlt sich dem Gast gegenüber nicht bloß wie ein Zimmervermieter und Ernährer, sondern wie der Pflegevater und verantwortliche Vormund des schutzlosen Fremdlings. Man muß es dem braven alten Knaben ganz deutlich sagen, daß man sich auch einmal allein hinauswagen will, sonst folgt er wie ein getreuer Pudel, damit einem um Gottes willen kein Leid geschehe. Wie dies übrigens auf Ithaka ohne unausweichlich höhere Gewalt oder schweres Selbstverschulden möglich wäre, sehe ich nicht ein.“ Wo er Empfehlung mitbringt — doch gelegentlich auch ohne das — wird er als Gast ins Haus aufgenommen, wo dies nicht, wo er im Chani oder Xenodocheion wohnt, fällt überall die Zeche unschuldvoll wohlfeil aus. Alles duzt einander, man vertraut einander, schließt nicht die Türen. Die Gebildeten,

die Beamten sind zutraulich und ebendiese die Gastfreundschaft übenden. In Andritsena hört der dort stationierte Gendarmerieoffizier, es sei ein Fremder da, und kommt alsbald im Trab geritten, ihn in sein Haus einzuladen, bewirtet ihn und sorgt für seine Weiterreise. Dieser Herr hat eigentlich Jus studiert, ist also kein „Kanadier, der noch Europens" usw.

Ganz entgegengesetzt diesen Erfahrungen und diesem Urteil lautet nun ein bekanntes, im Orient verbreitetes Sprichwort, das den Griechen an übervorteilender Hintertriebenheit über den Italiener, Juden und Armenier stellt, und nicht viel besser das Urteil mancher neuerer Reisenden. Ich selbst habe einige üble Erfahrungen gemacht, auch auf dem Lande, allerdings nicht im Peloponnes, von dem ich nur ein kleines Stück gesehen habe. Wie soll man den Widerspruch lösen?

Unser Griechenfreund kann sagen und sagt, daß fortschreitende Kultur, vermehrter Fremdenverkehr, Zuströmung der Touristenflut zu vorher ländlich unverdorbenem Landvolk, daß der Hexenkessel großer Städte allüberall Gewinnsucht, Überforderung, Betrug erzeugen, und wie sehr hat er recht! Fassen wir Deutschen uns nur an der eigenen Nase! Vergleichen wir unsere Städte mit Städten des Auslandes! Wird man weniger übervorteilt, sind die Preise weniger geschraubt? Vergleichen wir auch den moralischen Zustand unserer Gebirgsländer, wie er war, ehe sie von der Kulturgesellschaft entdeckt waren, mit dem Zustand, seit sie entdeckt sind: Wie sieht es aus? Wie in der Schweiz, seit sie ein großer Gasthof ist? Man kann zu Engels Gunsten hinzusetzen: läge Falschheit im Charakter der Griechen, müßte sie sich nicht verraten auch da, wo die Verführungen der Kultur noch nicht wirken? Man kann weiter hinzusetzen, das erwähnte schlimme Sprichwort stamme aus der Zeit der Türkenherrschaft, wo ja freilich der Name Klephte (Dieb) ein Ehrenname bei den Griechen wurde, weil gegen den Unterdrücker und grausamen Barbaren selbst Einbruch und Raub, wenn nur gewagt, für erlaubt, ja rühmlich galt.

Dagegen ließe sich zu Ungunsten der Neugriechen wieder sagen: schon ihre Ahnen nahmen es mit der Wahrheit nicht genau, hielten nicht leicht die Finger rein in Geldsachen, und die Römer sprachen ironisch von Graeca fides.

So mit schwebendem, doch eher zum günstigeren Urteil geneigtem Zünglein muß ich die Wage belassen. Nur vieljährige, nicht Engels, nicht meine, nicht anderer Reisender kurze Erfahrung kann entscheiden. Und wenn etwas ungewiß liegt, warum soll es nicht schön und wohltuend sein, wenn ein wackeres Herz sich frischweg für das Ja entscheidet?

So viel über das Kapitel der Ehrlichkeit. Nicht der letzte Grund des Untergangs Altgriechenlandes war die Wollust, die Entnervung, die sie zur Folge hatte. Wie tief sie in das eigentliche Volk drang, ist nicht zu ersehen; es blieb doch wohl reiner, als wir meinen. In christlicher Zeit wird die griechische Kirche — so wenig sie auch in Byzanz gegen die bekannten Laster, namentlich das unnatürlichste von allen vermochte — doch in Hellas Zügel angelegt haben. Engels Erfahrungskreis begründet sehr günstiges Urteil. Strenge der Frauen, Keuschheit der Sitte findet er auf allen seinen Wanderwegen.

Der Neugrieche ist nicht faul, wie schon behauptet worden, er scheut nur die Fabrikarbeit. — Trunkenheit ist verpönt. —

Das Tier wird geschont, keine Spur von Mißhandlung des Zug- oder Reittiers wie in Italien, von der Roheit, womit hier die Vögel verfolgt werden. Einen unerfreulichen Zug aber teilt der Neugrieche mit anderen südlichen Völkern, namentlich den Italienern: er kennt keine Schonung des Waldes, läßt ihn durch Ziegen abfressen, durch Hirtenleichtsinn anbrennen. Ich selbst habe einen Weimutskieferwald in Flammen gesehen. Daher die Kahlheit der einst waldigen Gebirge.

Das Temperament des Volkes, wie ist es beschaffen? Der Neugrieche ist Sanguiniker wie seine Ahnen. Er ist neugierig, leichtgläubig, leicht lodert seine Phantasie auf, schafft sich ein glänzendes Bild, überschätzt Mittel und Kräfte und wagt, was nicht zu wagen ist. Das geht nicht ohne Eitelkeit ab, und eitel sind die Griechen wie alle talentvollen Menschen. Engels Reise ist mitten hinein in den letzten Kriegslärm gefallen; Delijannis wollte drohen, nur um durch Drohen zu erreichen; dem Volk war es ernst, und blind gegen die Verhältnisse hoffte es großen Erfolg. Und das war nun freilich sehr sanguinisch, das erinnerte genau an das alte Athen und den Leichtsinn, das pulverartige Aufbrennen der Illusion, womit es in

die Kriege gieng, die sein Untergang wurden. Man lese bei Engel nach, was er von dem Jubel in Athen erzählt an dem Tage, da das dortige Regiment Marschbefehl nach Thessalien erhalten hatte. „Gewiß, das Ziel war ein edleres und gerechteres als damals, da Athen seine ganze waffenfähige Mannschaft auf die Schiffe lud, um sie zur Expedition nach Sizilien unter Alkibiades hinauszusenden, aber damals wie heute derselbe Überschwang blinder Zuversicht. Man braucht nur die Schilderung im ‚Peloponnesischen Krieg' des Thukydides zu lesen, um ergriffen zu werden durch diese Unveränderlichkeit griechischen Volksgeistes." Man denkt so recht an das Stimmengetöse der volkswimmelnden alten Agora, wenn man die jetzigen Hellenen in Stunden solchen Auflohens sich vergegenwärtigt. — Keineswegs ebenso blind war aber die Rüstung im letzten russisch-türkischen Krieg. Damals mußte sich Hellas rühren; Arglist der Politik hatte es ja nach seinem Befreiungskriege zu klein gelassen, es konnte nicht atmen; die Berliner Konferenz hat ihm nach dieser tatkräftigen Regung ein Stück von Epirus und Thessalien zugesprochen; immer noch zu wenig, viel zu wenig für ein Volk, das zu großem Leben berufen ist und dazu nicht des Bodens genug hat. Ich habe mich über diese Lage ausgesprochen im oben erwähnten Aufsatz („Altes und Neues", erstes Heft 1881: „Aus einer griechischen Reise und die Zurückverweisung auf Selbstgesagtes wird der warmen Teilnahme am Schicksal eines mächtig aufstrebenden und von der europäischen Politik unleidlich gehemmten Volkes erlaubt sein. Es sieht dem Geist unserer jetzigen Zeit nur ganz gleich, daß er es liebt, solche noch schwache, kleine Völker zu verspotten, wenn sie heraus, herauf wollen. Auch der Kladderadatsch nimmt sie sich gern zum Karikaturstoff. Man vergißt, daß auch Preußen klein angefangen hat. Wie behandelt man die armen Bulgaren! Sie sind kein so bedeutend angelegtes Volk wie die Griechen, aber sie streben aus der Roheit nach Bildung — und nicht seit heute — heraus; sie haben sich nicht selbst befreit wie die Griechen, aber sie haben ihre Taten nachgeholt, haben, geführt von einem deutschen Helden, als Helden gefochten. Dafür werden sie jetzt von Rußland in einer Weise mißhandelt, die man nur teuflisch nennen kann. Denn teuflisch ist doch die Verbindung von Brutalität und abgefeimter Arglist. Verschwörungen anzetteln, um den Vorwand zum Einschreiten zu

schaffen, Bestrafung der Verschworenen nicht zulassen wollen und Ordnung, Gesetz für Anarchie erklären — das ist doch wohl Satansarbeit. Darüber hat sich das sittliche Gefühl Europas und vor allem Deutschlands empört. Diese Empörung ist bei uns von jenen Parteien mißbraucht worden, die jeder rechte Deutsche verabscheut, weil sie mit Giftzahn am Reiche nagen. Aber der Mißbrauch gibt keinen Grund ab, die Wahrheit des mißbrauchten sittlichen Gefühls zu verkennen und es zu verhöhnen. Es ist ja wahr, daß ein solches Gefühl in seiner Einfachheit und Reinheit die politische Verwicklung nicht kennt, Moral und Politik nicht zu unterscheiden weiß, nicht bedenkt, daß Deutschland für ein Volk, mit dem seine Interessen in direktem Zusammenhang nicht stehen, keinen Schritt tun kann, der uns in einen Krieg mit dem nordischen Koloß verwickeln könnte. Aber geschont will dies einfach ehrliche Gefühl sein, nicht verspotten soll man es, und dies ist *auch* Politik, *denn solches Gefühl kann man ein andermal gar wohl brauchen.* — Wir können es mit Rußland jetzt nicht verderben, jetzt auch der Ostseeprovinzen, deren beschworene Rechte es vor unseren Augen niedertritt, uns nicht annehmen; aber zu viel ist zu viel: *so viel* Vergnügen brauchen wir ihm nicht zu machen, daß wir dort ein Opfer noch verhöhnen, hier, angesichts der rücksichtslosen Russifizierung unserer Stammesgenossen, ganz — selbst im Reichstage — schweigen. Das stolze Deutschland, jetzt vor Rußland in die Knie gebogen! Und helfen wird es erst nichts! Bei nächster Gelegenheit wird uns der Eisbär doch in den Rücken fallen, und sie kann, wenn auch der französische Krieg nicht so schnell ausbricht, als wir befürchteten, immer noch bald genug kommen.

Wir sind von unseren Griechen etwas abgekommen — nicht zu weit, denn das Verhalten der deutschen Politik in diesen Dingen erinnert traurig genug an Metternichs Verhalten zu Griechenland in der Zeit seines Befreiungskriegs. Die Hellenen sind ohne Frage das zukunftreichste unter den Völkern, die das türkische Joch abgeschüttelt haben. Es ist von ihren Schwächen die Rede gewesen. Wir könnten ihnen noch stark ankreiden, daß sie den König Otto fortgedrückt haben. Aber genug des Sündenregisters, um so mehr, da sie, wie man weiß, diesen Streich bereuen. Sie sind ein geistig strebendes Volk, und das macht viele Sünden gut. Es ist eine stählerne Federkraft in

diesem Volk, ich weiß kein anderes Wort als das lateinische strenuitas, — ein stetiger Drang und Druck nach der Lichtwelt der Erkenntnis, und diese Tugend vereint mit dem heiligen Feuer der angeerbten, eingeborenen Vaterlandsliebe. Sie wollen stolz sein dürfen, ein wahres Bildungsvolk zu sein. Dieser Haupt- und Grundzug wird nun von ihrem reisenden Freunde bei jedem Anlaß in sein verdientes Licht gesetzt. Wer Griechenland kennt, dem ist es nicht neu; es kam zu meiner Zeit (1840) vor, daß siebzigjährige Greise in die Schule gingen, um noch lesen und schreiben zu lernen. Ein Bild gibt schon, was Engel bei Erzählung seines beschwerlichen Rittes von Kalamata nach Sparta erzählt. Er macht Halt in einem Chani am Eingang in die wilde Langadaschlucht. Der Wirt Papadakis sagt ihm, daß er *τα γραμματα* (das Lesen und Schreiben) von seinem dreizehnjährigen Knaben Athanasi gelernt habe. Dieser macht viermal in der Woche einen drei Stunden langen Weg, der ihn durch jene fürchterliche, beim kleinsten Fehltritt den Tod drohende Schlucht führt, zur Schule von Trypi und er hat dort vor allem Geschichte und Geographie des Vaterlandes gelernt, er weiß mit der Kreide eine Karte von Hellas mit sicherem Zug auf die Zimmertür zu zeichnen, dazu die Linie des Wegs, die ein Reisender von Korfu nach Saloniki zu machen hätte, wobei er von der Belagerung Missolonghis, von der Seeschlacht bei Naupaktos (Lepanto), von der Schlacht bei den Thermopylen zu erzählen weiß. — Ich erwähne von Einzelnen noch die Schule für die Menge von Knaben, die in Athen sich heimatlos von allerlei kleinem Erwerb, Stiefelputzen, Zeitungsverkauf und dergleichen nähren; sie ist von einem der vielen Privatvereine für gemeinnützige Zwecke, dem Parnassos, gegründet, der Besuch unentgeltlich; die Jungen benützen sie sehr zahlreich und eifrig. Engel besucht diese Schule bei einer Prüfung und sagt: „Dort, wenn nicht sonst, habe ich meine Überzeugung von einer Kulturbestimmung des griechischen Volks in der Levante bestärkt. Und wäre diesen Nachkommen der Hellenen vom hellenischen Idealismus weiter nichts geblieben als das Lernfieber, so verdienten sie die Beachtung derer, welche sich um die Geschicke der Balkaninsel zu kümmern haben." — Es wäre noch vom Unterrichtssystem zu reden; hier sei nur mit Nachdruck noch hervorgehoben, was schon bei dem Knaben des Chaniwirts erwähnt ist: daß das Vater-

land, seine Geographie und Geschichte durchaus als Hauptgegenstand behandelt wird. Wie stand es dagegen in Deutschland noch zu unserer Knabenzeit! — Überladung des Unterrichts ist ausgeschlossen. — Wer bezahlt die Landschule? Die Gemeinde. „Wir haben die Schule gebaut, wir bezahlen den Schullehrer, wir kaufen die Bücher" antwortet auf Engels Frage der stattliche arkadische Dimarchos Leonidas Spiliopulos. — Die Blüte der Hochschule in Athen ist bekannt. Ein Palast in altgriechischem Stil ist die Akademie (bekanntlich von zwei Deutschen, Hansen und Ziller gebaut), die Schenkung des Bankier Sina in Wien, die fünf Millionen Drachmen gekostet hat: der glänzendste, aber ja nicht der einzige Beweis, was in Griechenland der Patriotismus leistet. „Viele der schönsten Gebäude Athens sind Geschenke einzelner Bürger. Ganze Gymnasien, Krankenhäuser, Mädchenschulen, Ausstellungspaläste verdanken ihre Entstehung dem großartigen Opfersinn reicher Griechen. Der Staat Griechenland ist vielleicht der ärmste in ganz Europa; seine Bürger gehören zu den reichsten. Athen ist die zusammengeschenkte Stadt des Hellenismus."

Nur ganz Vereinzeltes haben die Neugriechen bis jetzt in der Kunst geleistet. In diesem Gebiet sich hervorzutun, haben sie noch nicht Zeit gehabt. Es ist abzuwarten. Das Talent wird ja nicht fehlen. — Im Übrigen ist die Raschheit des Kulturfortschritts nur zu bewundern.

Den unzufriedenen Hellasbesuchern hält der Verfasser das Bild dieser ungemein raschen Kulturbewegung entgegen, wie es sich ergibt, wenn man den Zustand des Landes vor dem Befreiungskriege und in der nächsten Zeit nach seinen Verwüstungen mit dem jetzigen vergleicht; man muß bedenken, was auch von Historikern schon gesagt ist: daß man Griechenland in jener Zeit sich so vorzustellen hat wie Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg. Man kann nur staunen, was ein Land mit so armen Mitteln in der Zeit seit etwa 1835 geleistet hat, als Otto die Regierung antrat; geleistet in Sachen der Verkehrsmittel, der Einrichtungen für Bequemlichkeit des Lebens, wie Pflege der geistigen Bildung. Nach kurzem Stocken gieng und geht es so schnell, daß kein Reisebuch Schritt halten kann, daß die Schilderungen aus den sechziger oder siebziger Jahren bereits heute nirgends mehr passen. Bedenkt man dies, so wird man billig

sein gegen die Ungleichheiten, die noch bestehen: wilde Wege, armselige Chani, möbelarme Stuben, Schmutz, Primitives jeder Art in den Strichen, welche die Kultur noch nicht erreicht hat, und unverbittert des Guten sich erfreuen, das sie vielleicht verderbt, wenn sie an die zurückgebliebenen Stellen vordringt. Wir fassen das Gesagte mit dem Satze im Schlußwort unseres Buches zusammen: „Bei verständigen und unterrichteten Männern ist die Tatsache längst ausgemacht, daß die Griechen die wichtigsten Kulturträger des Orients sind und daß s i e bei der Lösung der Balkanfrage eine größere Rolle zu spielen verdienen, als ihnen bis jetzt zugestanden worden." Der Verfasser gibt dann einem griechischen Freunde das Wort zu einer warmen Lobrede auf sein Vaterland, worin nicht wenig beherzigenswerte Wahrheit zu lesen steht, während die Rede doch übrigens zu hoch geht. Mit allem Recht rühmt dieser Patriot, daß das alte Griechenland stets uneinig war, das jetzige einig ist, durch das Feuer seines Befreiungskriegs in ungeteilt gleicher Leidenschaft fürs Vaterland ineinsgeschmolzen; er setzt hinzu, daß es keinen Pfahl im Fleisch hat, wie die anderen modernen Staaten mit ihren alten Ständen: Adel, Bürger, Arbeiter und Bauern, mit ihren Kämpfen zwischen Kirche und Staat, Religion und Wissenschaft, keine Judenfrage, kein Irland wie die Engländer, keine Polen, Dänen, Franzosen oder Halbfranzosen wie Deutschland, daß fremdes Blut leicht und rasch in die e i n e Nationalität aufgesogen wird. „E i n Volk sind wir, e i n e Sprache reden wir, zu e i n e m Gott beten wir, e i n e n und denselben Willen haben wir: den Willen, als Nation zu leben, — und wir w e r d e n leben." Engel hat keine Einwendung. Wir hätten die eine und andere. Des befreiten und geeinigten Griechenlands Geschichte ist jung. Pfähle in sein Fleisch können noch, werden sicher noch kommen. Klassenreibungen, Rechtskämpfe der Stände kaum, wenigstens nicht im Sinne der alten Staaten, Judenfrage nicht, aber die rein politischen Parteien werden trotz der feurigen Liebe zum Vaterland, die ihnen dort allen gemeinsam ist, bei der starken angeerbten Faktiosität dem Staate noch schwere Tage bereiten. Ob ihm der Kulturkampf erspart sein wird? Ich glaube nicht. Ein so geistreiches, so lebhaftes Volk und seine Religion —: die griechische, dieser Leichnam, diese Mumie aus dem alten Byzanz, diese pure Mechanik der Religion, dies Gespenst von Religion —: trau-

riges Einheitsband! Dies Band wird übel reißen, wenn der griechische Geist einmal seine kritische und dialektische Schärfe nach dieser Seite richtet. Da ist zwar kein Papst, aber es gibt Papas genug, das Anathema auszusprechen. Engel hätte der warmen Liebe für Griechenland, die seinem Herzen Ehre macht, nichts vergeben, wenn er dem Griechen sein Loblied nicht unbedingt hätte hingehen lassen. Wir zweifeln nicht an seiner Vaterlandsliebe als Deutscher; er hätte sie in diesem Gespräch gegen das noch junge, an Erfahrung noch so viel ärmere Griechenland wohl hervorkehren dürfen.

Diese Ausstellung soll wahrlich kein Abzug sein von dem freudigen Lobe, womit wir das Buch begrüßen, vom Lobe der schönen Wohlstimmung, die darin atmet; sie geht nur ausnahmsweise auf Kosten des schärferen Urteils; nur ganz menschlich ist, daß sie da und dort zu rosig sieht. — Frisch und frei, wie der Geist in diesem Buch, ist sein Stil. Er lebt, er geht, er watet nicht durch Wurzel- und Schilfgeschlinge, stolpert nicht über Stock und Stein wie leider so manches Deutschen schwerfällige Sprachbeine. Die Kritik soll diese Tugend nie vergessen hervorzuheben; die deutsche Literatur ist eben nicht gesegnet mit Schriftstellern, die schreiben können.

(Vom Fels zum Meer, 1886; Altes und Neues, N. F., 1889.)

Zweiter Teil.

Mein Lebensgang.

Ich bin den 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, der damaligen zweiten Residenzstadt des Königreichs Wirtemberg*), geboren. Den Charakter der Stadt, wie er sich lange erhielt und erst jetzt allmählich schwindet, hat Justinus Kerner in seinem „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" geschildert; es sind mir noch einige der Originale in Erinnerung, die das köstliche Buch aufführt. Mein Vater war Archidiakonus („Oberhelfer"), ein freigesinnter Theologe, Rationalist nach damaligem Stande der Wissenschaft, ein klarer und wohlwollender Mensch und fester Mann, der seine Kinder mit liebender Strenge erzog und namentlich zur Pünktlichkeit anhielt; eine tüchtige Tracht Schläge für eine versäumte Bestellung ist mir in dankbarem Gedächtnis geblieben. Er ist früh, erst 45 Jahre alt, in seinem Dienste gestorben; der Lazarettyphus raffte ihn weg, er hatte sich durch den Schauer vor Ansteckung und den Rat besorgter Freunde nicht abhalten lassen, an Kranken- und Sterbebetten im überfüllten Militärhospital seine Pflicht zu tun. Es war im Januar 1814; ein Todfeind Napoleons (ich bewahre noch ein Gedicht voll flammenden Grimmes), vom tiefsten Schmerz erfüllt über die Schmach des Rheinbundes, hatte er noch die Schlacht bei Leipzig, das Ende des verabscheuten Bündnisses, den Zug des deutschen (und russischen) Heeres nach Frankreich erleben dürfen. Russische Reiterei zog im Spätsommer durch; ein Teil nahm auf einige Zeit Standquartier in Ludwigsburg; ich sehe die Straßen meiner Vaterstadt noch von fremdartigen Gestalten belebt, Kosaken, Kalmücken, Kirgisen mit Köcher und Bogen reiten über den breiten Marktplatz, wir selber hatten zwei donische Kosakenoffiziere mit Gefolge im Hause; ich weiß noch, wie ihre Bedienten meiner Mutter den Teig des Weihnachtsgebäcks wegaßen. Dunkle Tage folgten bald auf diese Kinderfreuden. Nach des Vaters Tod wurde das Haus wegen der ansteckenden Krankheit abgesperrt, er mußte ohne jede Begleitung begraben werden. Ge-

*) So schrieb man bis zur Regierung Königs Friedrich, der die falsche Form Württemberg einführte, weil ihn Wortspiele mit Wirth verdrossen.

raume Zeit später folgte, nachdem das Grabdenkmal vollendet war, das die Stadt dem tief betrauerten Toten errichten ließ, die Bestattungsfeier am Grabe.

Die Mutter zog mit ihren drei Kindern, deren ich das jüngste war, nach Stuttgart, ihrer (wie des Verstorbenen) Heimat. Ich besuchte hier das Gymnasium; unter meinen Lehrern nenne ich Roth, später Gymnasialdirektor in Nürnberg, zuletzt als Prälat wieder in Wirtemberg; ich verdanke seiner Strenge eine feste Grundlage im Lateinischen; das Griechische wurde lässiger betrieben. Es war noch ganz die alte Lateinzeit, es herrschte die Kompositions-, die Hebdomadarmethode und alles war eigentlich auf die Zustutzung zum „Landesexamen" gestellt. Den Stand des Realunterrichts zu charakterisieren genügt es, wenn ich anführe, daß mir nie ein Lehrer eine Landkarte gezeigt, mich auch nur mit den Himmelsgegenden bekanntgemacht hat; Geographie kam im letzten Kurs des mittleren Gymnasiums vor; sie bestand darin, daß ein Professor Oetinger, solider Philolog, widerwillig mit diesem Fach für unsere Klasse beauftragt, nach Ablauf der Hälfte der einzigen hiefür bestimmten Wochenstunde halbschläfrig im Lehrsaal erschien und uns aus Alexander von Humboldt Einiges über die amerikanischen Prärien und Urwälder vorlas; wo Amerika liege, wie sollten wir es wissen, die wir nicht wußten, nicht erfuhren, was die deutschen Hauptströme seien, ja woher und wohin auch nur der Neckar fließe!

Ich habe das „Landexamen" erwähnt, die damals noch so hochwichtige Angelegenheit des Landes Wirtemberg; es war die Prüfung zur Aufnahme ins „Kloster". Ich bitte, über diese Dinge die niedliche Novelle von Hermann Kurz: „Die beiden Tubus" (Novellenschatz, Serie III, Bd. 6) nachzulesen; übrigens ist es wohlbekannt, daß in unserem Lande die Theologie in ungemeinem Mißverhältnis zu anderen Fachwissenschaften durch Stipendien begünstigt ist; sie sind so reich, daß, wer das Landexamen besteht und in eines der Seminarien aufgenommen wird, seine Studien vom vierzehnten Jahre an fast ohne Zuschuß der Eltern vollenden kann. Es ist eine Schöpfung des edeln Fürsten, Herzogs Christoph, verdienstvoll, wohltätig für die alte, von weltentfremdender Wirkung für die neue Zeit; sie hat lange dem Lande ein theologisches Gepräge aufgedrückt, hat Talente gespornt, gepflegt, geleitet, aber auch so einseitig, in so

engen Banden, daß viele derselben nur durch Kampf, Bruch, Sprengung zu ihrem wahren Ziele gelangten.

Mein Wunsch war eigentlich Maler zu werden. Die Mutter, eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie, stand in freundschaftlicher Verbindung mit Künstlerfamilien, ich durfte mit ihr die Werkstätten Eberhard Wächters und Hetschs besuchen. Alles Bild entzückte mich. Ein Italiener hängte seine „Holgen" (so hießen hier die Bilderbogen, der Name weist auf früheren holländischen Handel mit Heiligenbildern in Deutschland, die Schweizer sagen: Helgen) im überbauten Gange des noch stehenden Restes der alten Stadtmauer auf („unter der Mauer"), das war die einzige Kunsthandlung des damaligen Stuttgart, hier stand ich täglich in staunende Betrachtung verloren. Auch Dannecker wurde besucht, ich sah sein schwächstes Werk, seinen Christus, entstehen, aber da stand die Schillerbüste, das Modell der Ariadne, und am nahen See des Parkes sein schönes Nymphenpaar. Weil ich eben von Kunst rede, so sei noch erwähnt, daß der Held des Stuttgarter Theaters damals Eßlair war, den ich in einigen seiner Hauptrollen bewunderte; von Poeten steht mir Uhlands Erscheinung aus jener Zeit noch klar vor Augen, wiewohl ich nicht ahnte, welcher Dichter in der ersten Blüte seines Talents sich jugendlich vor mir bewegte, als ich ihn im Garten eines nahen ländlichen Pfarrhauses auf den Platten der Beeteinfassung im blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, in Suwarowstiefeln mit Zöttelchen balancieren sah; er war unser Vetter wie der Epigrammatist Haug; Matthisson, damals Oberbibliothekar in Stuttgart, ist mir im Gedächtnis geblieben, wie er auf der Königsstraße wandelt mit einer Katomiene, der man nichts weniger als den sentimentalen Zuckerbäcker der Poesie ansah. — Eberhard Wächter war es, der meiner Mutter am entschiedensten abriet, mich nach meinem Wunsche Maler werden zu lassen; er wußte es freilich aus bitter schwerer Erfahrung, was das Wort besagt: Kunst geht nach Brot. Allerdings konnte man nicht wissen, ob die Neigung des Knaben auch wirklicher Beruf sei, denn die Kritzeleien, die ich im Privatunterricht nach der alten Methode des Nachzeichnens von Vorlegeblättern fertigbrachte, lieferten keine Probe, und ohne Beweis vorauszusetzen, daß etwas vom Geiste Peter Vischers in mir steckte, wäre doch eine allzu kühne Hypothese gewesen,

auch angenommen, die Tradition, daß wir von ihm abstammen, die allerdings mit einem kleinen silbernen Kruzifix als seinem Werk in der Familie überliefert ist, wäre urkundlich bewiesen, wie sie es nicht ist, da in Nürnberg die Zunftbücher verschwunden sind. Da war aber noch ein anderes Hindernis; hätte das Talent auch unzweifelhaft sich angekündigt: wie die Mittel für eine Künstlerlaufbahn erschwingen? Die Mutter war sehr arm; ich bin unter dem Drucke der Not aufgewachsen, und so ist es im Grunde einfach die Armut, die mich in die theologische Laufbahn führte; es waren die Klöster mit ihren Stipendien, welche die rettende Hand boten; wie mein Bruder wurde auch ich für das Seminar bestimmt. Ich schied nicht eben leicht von meinem Wunsche, doch auch nicht so schwer, daß ich von widerwilligem Gehorchen reden dürfte. Der geistliche Stand galt noch für den ersten und schönsten, der Vater war ja Geistlicher gewesen, und hinter unsern Großeltern, weltlichen Beamten, zählt der Stammbaum mehrere Seelenhirten; wir waren mit manchen Pfarrerfamilien verwandt, ich hatte ein gar freundliches Bild von der Idylle des Landpfarrerlebens in mich aufgenommen und wie konnte ich etwas ahnen von künftigen Konflikten? So bestand ich denn mein „Landexamen“ und gieng mit vierzehn Jahren durch die dunkle Pforte in die dunkle Zukunft; die „Einlieferung“ (so lautete die herkömmliche Bezeichnung) geschah im Herbst 1821; die Fahrt über die schwäbische Alb wurde von meiner Mutter gemeinschaftlich mit Kaufmann Strauß von Ludwigsburg unternommen, der seinen Sohn Fritz hinführte, und bald empfingen uns die Räume des alten Klosters Blaubeuren.

Von den Licht- und Schattenseiten dieses Seminarwesens überhaupt, von dem Leben in Blaubeuren, der höchst malerischen Natur des Felstales, den Lehrern, dem Vorstand, den Kameraden hat Strauß in seinem „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild usw.“ eine einläßliche Darstellung gegeben, auch mein Aufsatz „Dr. Strauß und die Württemberger“*) (Kritische Gänge, ältere Sammlung**) beschäftigt sich mit diesen Verhältnissen, ich kann mich daher hier auf wenige Zusätze beschränken. Unterricht und Studien-

*) Ich muß gelegentlich sagen, daß ich jenen Aufsatz durchaus nicht mehr nach seinem ganzen Inhalt vertrete; es spricht eine Stammeseigenliebe aus ihm, der man noch eine große Enge der Erfahrung ansieht.

**) S. hier oben, Band I dieser neuen, erweiterten Ausgabe S. 46—54. A. d. H.

leitung in diesen Klöstern legen in unsern künftigen Theologen einen berühmt soliden Grund humanistischer Bildung, sind aber auch zu einseitig humanistisch; einer unserer Lehrer trug Mathematik vor, ein Repetent Geographie Deutschlands, ein anderer gab französische Lektion, später ein dritter Physik; aber niemand sagte uns eigentlich mit der nötigen Eindringlichkeit, daß dies Dinge seien, die ein gebildeter Mensch wissen müsse; wir dachten eben, wir werden einmal Pfarrer und brauchen das nicht, es war bei der Mehrheit Mode, in diesen Stunden nicht Achtung zu geben, und der Unterricht war zu wenig dialogisch, um unsere Aufmerksamkeit zu überwachen. Wir lernten die alte Welt kennen, nicht die neue, nicht die unsere, nicht die Natur und ihre Gesetze; daß es an Intensität des Seelenlebens nicht fehle, dafür war durch unsere trefflichen Lehrer Baur und Kern gesorgt, aber daß der Geist nicht nur nach der Höhe, sondern auch nach der Nähe und Weite wachsen müsse, wurde nicht begriffen. Baurs Persönlichkeit ist oft geschildert, namentlich neuerdings wieder vortrefflich durch Wilhelm Lang („Baur und Strauß". Im neuen Reich 1874, I); doch nur wer ihn mit großen Schritten auf- und niedergehend damals vortragen gehört hat, kennt ihn ganz; es kam, wenn er zu hohen Gegenständen übergieng, wenn er uns z. B. in der alten Geschichte vom Orient nach Griechenland herüberführte, etwas wie ein Wehen von oben über ihn, ein Schüttern, ein inneres Sausen, von dem seine klangvolle Stimme, seine Hand erzitterte, sein ernstes, stark gewölbtes Auge heller leuchtend rollte und seine hohe Gestalt höher erschien. Baur war eine anima candida im großen Stile; es war schwer, gemein zu werden, wenn man unter dem Einflusse dieser keuschen Mannesseele stand. Wie viel wir auch unserm Lehrer Kern verdanken, ist in den genannten Schilderungen nicht vergessen, doch nicht genug hervorgehoben, wie angemessen sein Unterricht in Logik und Psychologie im letzten Jahre uns auf das akademische Studium vorbereitete. Der Vorstand („Ephorus") war, wie man aus jenen ersieht, ein seltsames Original, doch erfuhren wir durch seinen geschmacklos lebhaften Vortrag wenigstens etwas von der neueren Geschichte, auch hielt er fest darauf, daß wir fleißig turnten. Wir waren Teutoniker; Fels und Wald erklang von den Liedern Jahns, Follens, Arndts, Theodor Körners; man übersehe nicht, daß erst sechs Jahre seit den Befreiungskriegen verflossen waren. Wir

trugen altdeutsches Haar, altdeutschen Rock und offenen Hals; am Sonntag freilich war uns im ersten Jahr noch Zylinderhut, Frack und kurze Hose vorgeschrieben; ich weiß noch den Tag, wo diese zopfige Kleiderordnung aufgehoben wurde: es war der 15. Juni 1821; wir feierten die Befreiung durch ein Autodafé, wobei die kurzen Beinhülsen auf einem Holzstoß verbrannt wurden. Auch die Periode der Sentimentalität war ja damals noch lange nicht abgelaufen und so kam auch hierin unserer Jugend die Zeitstimmung entgegen. Klopstock war unser Mann und Schillers empfindsamste Partien unser Element; wir waren sehr verliebt und eines der vorgeschrittensten Gemüter kam auf den Gedanken, den Namen der Geliebten auf ein Zettelchen zu schreiben und dieses zu fressen; eine Idee, die starke Nachfolge fand, obwohl es nicht besonders schmeckte. Auch die Romantik der Freundschaft blieb nicht aus; Liebesbriefe wurden selbst während des Unterrichts im Kollegiensaale gewechselt; schmollte man einander, war man entzweit, so gieng ein Trauern, ein Weinen an, als wäre eine Heloise, eine Lotte verloren; um so seliger war die Versöhnung. — Freundlich standen uns mehrere Häuser des Städtchens offen, unser starker Appetit wurde gastlich bedacht, wenn wir kamen, und seine reichliche Stillung hinderte uns nicht, für die Töchter, wo es solche gab, uns gefühlvoll zu erwärmen. Es wurde gesungen, getanzt, Pfänder gespielt und hiebei die Gelegenheit zu Küssen nicht versäumt: die Zeit und Sitte war noch unschuldig wie wir. Es konnte nicht fehlen, daß Liebschaften daraus erwuchsen, und läßt sich denken, mit welchem Aufwand von Sehnen und Tränen sie geführt wurden; in Einem Fall wurde ein bleibendes Band geknüpft, das zu einer glücklichen Ehe gediehen ist. Doch die Mehrzahl schwärmte für ein entferntes Ideal, meist irgendeine Pfarrtochter, am heißesten dann, wenn es ganz Ideal war, d. h. vom Verehrer gar nichts wußte. All dieses „Freudvoll und Leidvoll" hielt uns im Geringsten nicht ab, Fohlenmutwillen jeder Art zu treiben, aus kolossalen „Kloben" verbotener Weise zu rauchen, unter Karzergefahr zu kneipen, nächtlichen Maskenball zu halten, Körners Nachtwächter im Hörsaal zu spielen, kurz: beständigen Krieg gegen die Klostergesetze zu führen, uns untereinander und vor allem unsern Ephorus höchst komisch zu finden und mimisch wiederzugeben, überhaupt im Elemente des Gelächters zu schwimmen. Doch genug, man kennt die Jugend.

Der Musik muß ich hier noch gedenken. Wir hatten nicht nur Gesangunterricht, es wurde eine Kapelle gebildet, die Instrumente wurden nach Auswahl des Musiklehrers verteilt und an mich kam das Waldhorn. Die Lektionen des Unterlehrers begannen. Die erste fiel glänzend aus, ich fand den Ansatz leicht und blies nach wenigen Versuchen die Skala richtig. Die Probe guten musikalischen Gehörs war geliefert, ich wurde sehr gelobt. In der zweiten Stunde gieng es an die Noten, ich sollte ihre Namen, die Zahlenverhältnisse ihres Wertes lernen; schlechthin verblüfft und verstockt stand ich vor der Entdeckung, daß so etwas auf Zahlen beruhe, fragte und fragte nach Gründen, statt das gegebene System als Tatsache hinzunehmen, und ärgerte mit meinem Grübeln den puren Praktiker so, daß er endlich Notenheft und Waldhorn hinwarf, mich aufgab, fortlief. Jahrzehnte später, als ich endlich ganz die traurige Lücke fühlte, nahm ich wieder Unterrichtsstunden, bei dem trefflichen, der Welt durch seine Kompositionen und Verdienste um das Volkslied wohlbekannten Silcher in Tübingen. Auch dies kam bald wieder ins Stocken, da sich erwies, daß ich über die Brücke der mathematischen Grundlagen schlechterdings nicht hinüberzubringen war. — Dies ist die Geschichte meiner Bildung in der Musik. Ich bewahre noch als traurig komisches Andenken das Waldhornmundstück. Ich bin denn für mein ganzes Leben auf einen fatal gespannten Fuß mit dieser Dame zu stehen gekommen; ich bin ihren Reizen gar nicht verschlossen, aber weil ich sehr wohl weiß, daß eine Kunst nur der ganz fühlt, der Einiges von ihr versteht, so beunruhigt sie mich wie Fragen an einen Examinanden, der nichts weiß. Ein andermal, wenn sie einfach faßlich und rührend ist, packt sie mich zu stark, zu pathologisch. Musik, so viel Musik, als man braucht, um Musik zu verstehen, verstehend zu genießen, muß man in einem Alter zu lernen anfangen, wo man das Technische noch einfach als ein Gegebenes sich gefallen läßt und blind gehorsam, fraglos sich einprägt und befolgt, was vorliegt. Weit hätte ich es freilich nie gebracht; ich bin aufs Auge organisiert und halte es nicht lang in einem Element aus, das zwar an sich bestimmt, verglichen aber mit der sichtbaren Formenwelt (wie mit der Welt der Wortsprache) unbestimmt, schwebend ist. Wo man sich in Gespräch ergehen möchte, aber Musik sich aufdrängt und das Gespräch stört, wird sie mir wahrhaft hassenswert. Ganz unrecht werde ich jeden-

falls nicht haben, wenn ich sage: ihr schönster Teil ist jedenfalls Kürze.

Im Jahre 1825 gieng es nun ins „obere Seminar“ nach Tübingen. Auch über die Universitätsjahre, die äußeren Lebensbedingungen, unter welchen sich die Studien bewegten und die Erkenntnis fortschritt, die Studien selbst, die Lehrer und die Wege des Privatstudiums darf ich auf die oben genannten Quellen verweisen, die nur auf einigen Punkten zu ergänzen sind. Überschaue ich das Ganze dieser Zeit, diese fünf Studentenjahre (denn so lange blieb damals eine Promotion, d. h. Alterklasse), so steht im Grund kein heiteres, steht ein Bild gedrückter Zustände vor mir.

Man lernte, aber es gab keine wahre Jugendheiterkeit. Wir waren eben in einem Kloster und hiemit doch eine Art von Mönchen. Dieses Kloster hielt nicht wie die alten Räume in Blaubeuren eine auf 42 beschränkte Zahl heiterer Knaben zusammen, unser brüderlicher Humor, unser sentimentaler Herzensaustausch zerfuhr und zerstäubte im Gedränge von drei älteren Promotionen, mit denen wir kasernenhaft zusammenlebten. Die Räume waren nicht eben düster, aber unsauber, unreinlich und die Zusammensperrung von Söhnen gebildeter Familien mit unerzogenen, roheren Naturen war in dieser Mischung verschiedener Altersklassen und dieser größeren Anzahl von Ställen fühlbar und von schlimmerer Wirkung als in dem stillen Kloster, dem „niederen Seminar“. Ich hätte gern den Studenten gemacht; immerhin konnte damals das Verbindungswesen der deutschen Universitäten noch einen Reiz üben; es war noch nicht der chinesische Zopf wie jetzt, die noch junge Burschenschaft nährte als Vertreterin des allgemeinen, d. h. des vaterländischen Gedankens einen belebenden Gegensatz zwischen diesem und dem Partikularismus, dem reinen Vergnügungszweck der sog. Korps, man glaubte noch redlich, das Vaterland frei und einig singen zu können, es war Feuer und Schwung in unsern Irrtümern, man nahm das Duell ernst und es war daher seltener als jetzt, das Studentenwesen war noch nicht die Hochschule der querelle de l’Allemand, zu der es herabgesunken ist. Aber meine Armut, die Klausur und die übrigen Klostergesetze sperrten mir die Wege; es war uns z. B. durch ein Verbot der Hauboden verschlossen; was ein Mann können soll: reiten, fechten, schießen mußte ich spät im Mannesalter nachlernen;

das Bewußtsein, als „Stiftler“ von den „Stadtburschen“ über die Achsel angesehen zu sein, lastete wie Blei auf uns. Wir suchten dagegen einen Halt in dem Bewußtsein des wissenschaftlichen Ernstes unserer Studien und so entstand jene Mischung von Gefühl des Drucks und von gesteigertem Selbstgefühl, den man das Stiftlersgeschmäckchen nennt. Nun war schon in den letzten Zeiten meines Aufenthalts in Blaubeuren jener Zustand über mich gekommen, den auch die Schilderung in den älteren Kritischen Gängen erwähnt*): die Melancholie, die nicht auszubleiben pflegt, wo ein tieferes Seelenleben in dunkel gährender Entwicklung begriffen ist. Ich bewahre noch manche Gedichte aus jener Zeit, voll Klagen über Verlust des kindlichen Glaubens, über das allgemeine Nichts, voll Sehnsucht nach dem Tode. Dieses Schwarz wurde nun unter der Düsterheit der neuen Umgebungen noch schwärzer und ich gieng fleißig mit dem Gedanken des Selbstmords um. Ich hatte keine Ahnung, daß mein Brüten über dem Nichts als ein dunkles, tiefes Sichregen des Denktriebs zur Grundfrage der Philosophie führe und somit die Anforderung zur philosophischen Arbeit enthalte. Ich habe vorgegriffen, als ich soeben vom stolzen Gefühl unseres geistigen Strebens als einem Gegengewicht gegen die Trübheit unserer Verhältnisse sprach. Ich ließ vorerst die Flügel hängen, ich war faul. Die Philosophie trat mir im ersten Jahre in Form einer Vorlesung von Sigwart über Anthropologie entsetzlich langweilig entgegen. Hauptsächlich aber war dieses Jahr noch der Philologie gewidmet und Tafel der Professor, den wir hörten. Er ist von Strauß geschildert, ich füge dem Bilde bei, daß die Art seines Vortrags diese war: Pindars Oden-Anfang *Χρύσεα φόρμιγξ* —: „*χρύσεα*, meine Herren, *χρύσεα*, d. h. golden, von Gold, nicht vergoldet, — golden, von Gold!“ Zu dem Wort *ὁδὸς*: „*ὁδὸς* Weg, Straße, via, strada, chemin, street, Weg, Straße“ usw. Die klassischen Dichter Homer, Sophokles waren in Blaubeuren von Kern geschmackvoll lebendig, Herodot von Baur mit echtem Verständnis seiner hohen Naivetät behandelt worden, nichts wäre nun natürlicher gewesen, als daß der Zug des jugendlichen Geistes mich zu fortgesetzter und intensiverer Beschäftigung mit den Klassikern geführt hätte. Ich konnte ahnen, daß die

*) Hier oben Band I, S. 64.

Art meiner Begabung mich dahin weise, den Zug zum prüfenden Denken und den Zug des Phantasielebens in mir zu vereinigtem Wirken zu rufen, indem ich kritisch-ästhetische Behandlung der Werke der Dichtkunst mir zur Lebensaufgabe erwählte, dann die bildende Kunst in den Kreis meiner Betrachtung zöge und zur Wissenschaft des Schönen aufstiege. Allein wie konnte mir damals ein solches Licht auch nur als dämmernde Ahnung aufgehen! Der absurde philologische Lehrer stieß mich ab; im Griechischen war ich grammatisch nicht recht fest geworden — Folge der erwähnten lässigen Behandlung dieser Sprache im Gymnasium und Ursache eines Mangels an Neigung zu ihr, der mich abhielt, mit meinen Freunden Strauß und Märklin in das philologische Seminar einzutreten, das eben jener Tafel, ein ungleich besserer Instruktor, als Katheberlehrer, im persönlichen Umgange munter, ja witzig, leitete und in gutem Gang erhielt. Auch verlangte meine Natur, die mir einst den Wunsch eingegeben hatte, ein Maler zu werden, daß mir eine bildliche Anschauung zu Hilfe komme, wenn ich wahre Lust fühlen sollte, tiefer in die antike Welt einzudringen; ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen. Von Kunstgeschichte mit Anschauungsmitteln wußte aber damals rings um uns keine Seele, auch von Archäologie überhaupt nicht, nicht einmal der Name dieser Wissenschaft kam mir zu Ohren; einige Abgüsse von Antiken sind viel später erst aufgestellt worden, nachdem Walz (übrigens auch ein sehr trockener Kopf) Professor der Philologie und Archäologie geworden. Ich erinnere mich, daß nach langer Zwischenzeit, als ich Tafel die Ägineten nannte, der gelehrte Mann nichts davon wußte. Verlorene Kunde gieng unter uns um, ein Architekt Heigelin lese Ästhetik. Dieser geistvolle Mann, der eigentlich den Grund zur Blüte unserer Architekturschule in Stuttgart gelegt hat, knüpfte, damals in Tübingen angestellt, wirklich allgemeine ästhetische Betrachtungen an den Vortrag seiner Fachwissenschaft. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, warum wir stumpf und fern blieben. — In der Kenntnis der deutschen Dichterwelt suchte man vorzuschreiten, so weit man bei der Enge der Weltvorstellung und dem Mangel an Hilfe und Leitung vermochte; Goethe blieb, mit Ausnahme des Götz und Werther, natürlich unverstanden. Dieser Name führt mich auf einem weniger geraden Wege, als man wohl vermutet, zu den Naturwissenschaften. Es war im ersten

Sommer Physik vorgeschrieben; wir hörten sie — noch immer ohne Begriff vom Werte der Naturkenntnis — nur gezwungen, denn in den Kollegien saß ein Famulus und kontrollierte unsern Besuch; — nebenher sei hiezu bemerkt, daß es auch dieser, jetzt längst nachgelassene, Zwang war, der lähmend auf unser Streben wirkte. In diesen Stunden nun las ich Goethes Iphigenie; ich weiß noch gut, wie zwischen die völlige Fremdheit, womit dem unreifen Sinne dieses Kunstwerk entgegentrat, schwache Strahlen der ersten Ahnung einer reinen, ideal beseelten Formwelt aufdämmernd eindrangen. Davon aber fehlte, wenn ich etwa zu der Luftpumpe, an der uns eben der gute alte Bohnenberger einige Erscheinungen zeigte, von meinem Orestes und Pylades verdrossen auffah, natürlich die entfernteste Vermutung, daß mein Dichter und die Physik vielleicht etwas miteinander hätten zu tun gehabt. Einem modern urteilenden Menschen muß das ganze Bild unserer Studienlaufbahn, wie es auch in der Biographie Märklins von Strauß vorliegt, als ein wahres Nachtstück trüber Spekulation in weltfremden Mönchzellen erscheinen. Dann aber würde er gründlich den unbedingten Wert der Philosophie verkennen.

Er sollte mir endlich aufgehen. Ich verdanke es den Aufsätzen, die wir im Seminar unsern Repetenten einzureichen hatten. Ich habe von dieser Einrichtung, von der Leitung der Studien durch die Repetenten überhaupt, im oben angeführten Aufsatz der älteren Kritischen Gänge gesprochen*), und indem ich hinzusetze, daß eine solche Wohltat den Studierenden aller Fakultäten zu wünschen wäre, muß ich hier die Klage über die einseitige Begünstigung der Theologie durch die großen Stiftungen im Lande Wirtemberg wiederholen. Der Jüngling ist in dem Alter, in welchem er die Universität betritt, nicht so mündig, um gefahrlos ganz sich selbst überlassen zu werden; Klausur und Legalitätszwang aber sind schlechte Mittel, ihn zu hüten; wären alle Fakultäten mit jenen Mitteln dotiert, würde man in allen junge Männer anstellen, die durch Repetitorien, Aufsätze, halbjährliche Prüfungen die Studien leiten, würde man den Genuß der Stipendien davon abhängig machen, ob der Studierende dieser Leitung sich ordnungsmäßig fügt, so wäre ein Zwang ohne Zwang ge-

*) Hier oben, Band I, S. 52f.

wonnen, welcher der jugendlichen Willkür einen Damm setzte. — Das erste Thema, das mich reizte und anzog, war eine Untersuchung über das δαιμόνιον des Sokrates, das zweite über die Grundzüge der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, das dritte über das Wesen des Bösen; das Interesse, der Forschungstrieb, die Selbsttätigkeit war geweckt, ich war nun im Zug und bin von da an ein fleißiger Student gewesen. Mit den Lehrern sah es allerdings dürftig aus, Eschenmayer ist oft charakterisiert, bei Sigwart wurde nun Geschichte der Philosophie gehört und die Partie über Kant war, wie ledern auch immer die Behandlung, doch so eingehend und klar, daß sie eine Welt von Fragen in mir weckte. Wer nun aber weiß, welchen Weg die deutsche Philosophie von Kant durch Fichte zu Schelling nahm, der wird sich nicht wundern, auch mich und meine Freunde auf ihm zu finden. Bereitwillig wiederholte die jugendliche Mischung von Phantasie und Denken den Sprung des Identitätsphilosophen in das Absolute; wie schwach aber die Begründung sein mochte, der Dualismus war einmal überwunden, ich war und blieb Monist, Pantheist. Von Hegel erfuhren wir vorerst so viel wie nichts. Zu welchem phantastischen Mystizismus Schelling den Grund legte, wie sich darauf — neben dem Mißbrauch des Fichteschen Ich zur Beschönigung ihrer „Ironie" — die romantische Schule stützte, ist bekannt. Strauß warf sich nun uns voran in die mystische Naturphilosophie, den Magnetismus, die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik. Man darf die Zeit nicht vergessen, Tieck wurde noch bewundert; „Aufklärung ist Seichtigkeit!" diese Losung war ausgegeben und beherrschte mit ihrer Halbwahrheit die geweckteren Geister. Es zupfte mich wohl etwas, aber ich wußte nicht, was? und gieng eben zögernd, unbewußten Vorbehalt im Innern, auch so mit im eleusinischen Zuge; doch führten mich nicht die Wunder der Somnambulen, nicht der Ruf Just. Kerners, sondern die Weinlesfeste und alte Familienbekanntschaften nach Weinsberg, denn mein Vater war früher dort Diakonus gewesen. Ich habe aber damals J. Kerner kennen gelernt und herzlich liebgewonnen. Der Mann war eine „Natur", er bildet den Mittelpunkt meiner Erinnerungen aus jenen heiteren Tagen der Herbstfeier. An sein Somnambulismuswesen konnte er glauben mit dem halben Hintergedanken, das Ding könnte vielleicht auch anders sein, also glauben und dunkel nicht glauben, es

war psychologisch möglich, da er selbst mit seinem Humor unbewußt frei über sich schwebte. Die Seherin von Prevost habe ich nur einmal gesehen und gesprochen, sie war im wachen Zustand und erzählte mir von den Geisterbesuchen wie von Dingen, die sich von selbst verstehen.

So kamen wir in die Theologie hinüber. Mein erstes Wort muß eine Klage sein, wenn ich die drei Jahre übersehe, die ich in dieses Studium gebannt war. Mein größter Schaden war die Gewissenhaftigkeit der Legalität. Ich muß ein gutes Drittel der besten Jugendzeit als verloren betrachten, vergeudet in dummem Fleiß an Stoff, der meinem Geist und Leben keine Frucht getragen hat. Ich habe bei dieser Klage natürlich nicht die Theologie im Auge, wie sie unzweifelhaft wissenschaftliche Elemente enthält, sondern als eine Qualbemühung, zu halten, was nicht mehr zu halten ist, und brauche nur zu erwähnen, daß ich sogar unter der Marter der Vorlesungen des redlichen und beschränkten Dr. Steudel über Dogmatik ausgehalten, ja nachgeschrieben habe! Hätte ich in derselben Zeit neuere Sprachen getrieben, ja nur Romane gelesen, wie viel besser hätte ich getan!

„Ein Drittel" — wenn es nicht allzukomisch ist, Unberechenbares auf Zahlen zu bringen —: so blieben also schöne zwei Drittel übrig; von diesen ist das eine negativer, das andere positiver Gewinn. Der negative: ich habe durch das Studium der Theologie hinter die Kulissen, ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten gesehen; dies ist ein Vorteil, der durch keine andre Art wissenschaftlicher oder weltmäßiger Befreiung des Denkens ganz ersetzt wird. Wer recht zusieht, wie die Kirche geworden ist, muß auch begreifen, daß sie einst vergehen wird, und die Geschichte der Dogmen ist die Geschichte ihrer Auflösung wie ihrer Entstehung. Jedes Dogma ist ein Konvolut aus einem Gedanken, der ein Problem der Philosophie ist, und einem Stück Mythus; der erste Bestandteil löst nach und nach den zweiten auf und schält sich heraus. — Die Theologie besteht auf den Universitäten als Fakultät und wird noch lange bestehen. Sieht man sie näher an, so fallen ihre Teile an Zweige einer andern Fakultät auseinander. Die Exegese gehört zur Philosophie, die Kirchengeschichte zur Geschichte, Dogmatik und Dogmengeschichte zur Religionsphilosophie, die christliche Moral, da es doch nicht zweierlei sittliche Wahrheit geben kann, zur Ethik. Lauter Aufgaben der Philo-

sophie. Die Theologie scheint eine eigene Fakultät zu fordern, nur weil die falsche Unterscheidung zwischen geoffenbarter und natürlicher Wahrheit so hartnäckig festsitzt, und sie sitzt so fest, weil mit ihr der magische Nimbus des Priesters, die Anmaßung der Zaubermacht steht und fällt. Kommt je eine Zeit, wo die falsche Unterscheidung sich auflöst, so ist der „Geistliche" einfach ethischreligiöser Volksredner und Volkspädagog oder einfach das Letztere, denn das Erstere ist darin einbegriffen. Die Pädagogik ist aber ebenfalls ein Zweig der Philosophie, und soll von dem, was jetzt noch als Theologie eine Fakultät für sich bildet, noch etwas Besonderes übrig bleiben, so ist es die Aufgabe, künftige Volkserzieher heranzubilden; dies Besondere begründet aber keine eigene Fakultät, sondern eine Sektion der philosophischen. Darf eine Zukunft gehofft werden, die begriffsgemäß ordnet, so wird diese Fakultät drei Sektionen haben: die naturwissenschaftliche, die eigentlich philosophische (mit der philologischen und historischen) und die pädagogische. So, wie es jetzt noch steht, lernt der Theolog gerade von dem, was er vor Allem lernen soll, am wenigsten; die „Pastoral-Theologie" ist das fünfte Rad am Wagen, worin er zum Examen fährt.

Dies ist ein Traum von einer ungewissen Zukunft. Doch ist schwer zu glauben, daß sich die Menschheit ewig mit dem Gegensatz von Staat und Kirche, d. h. mit dem unheilbaren Zwist im Körper der Gesellschaft schleppen werde.

In der Zeit, von der die Rede ist, war ich natürlich noch weit entfernt, so weit zu denken, sondern stak selbst noch fest in dem Konvolut von geahntem Gedanken und geglaubtem Bilde, woraus das Dogma besteht; brauchte ja selbst unser verehrter Baur, der nun mit Kern nach Tübingen versetzt war und diese Fächer vortrug, noch lange Zeit, bis ihm das Auge kritisch frei und hell wurde, und stritt er noch mehrere Jahre später, als wir die Universität schon verlassen hatten, mit Möhler nicht bloß um den ethischen Kern des Protestantismus, sondern gut theologisch auch um seine Dogmen. Das jetzige Geschlecht — ich meine den Teil, der klar sieht, — weiß gar nicht mehr, wie fest die Vorstellungen saßen, wie schwer und langsam das Herauswachsen vor sich gieng und welcher Unterschied ist zwischen der Zeit, da Strauß die freie Anwendung des Mythusbegriffes auf das Neue Testament entdeckt hatte, und jener, da dies

ungemeine Expediens noch nicht gefunden war. Wir waren Pantheisten geworden, aber, wie gesagt, im Stile Schellings; daß aus dem Prinzip des Pantheismus mit eiserner Konsequenz die Ausschließung des Wunders aus dem Gange alles Geschehens, die Gesetzmäßigkeit desselben als unzerreißbare Kette sich ergebe: wie konnten wir das erfassen, da es der geniale Philosoph selbst nicht erfaßte? da seine Geisteslehre eine mystische Physik und seine Naturlehre eine mystische Psychologie war und sein Absolutes sich vorbehielt, in beliebigen Momenten geisterhaft in den Naturzusammenhang einzubrechen? Allein still und unbewußt gieng doch etwas in uns vor sich, worin die spätere Losschälung sich vorbereitete; ein leise wachsendes Merken mußte sich doch einstellen, und was noch nicht Einsicht war, rührte sich wenigstens als humoristisches Vorgefühl, wenn z. B. die Welt von Absurdität und geistloser Künstlichkeit in den rationalistischen wie den supernaturalistischen Wundererklärungen und Widersprüchevertuschungen in der Exegese und Synopse an uns vorübergieng.

Der andere große Gewinn war die stetige Rückkehr zur Philosophie, welche die theologischen Fragen als Nötigung mit sich führten. Insbesondere gab das Studium Schleiermachers Anstoß zu erneuter Beschäftigung mit dem nicht phantastischen Pantheisten, mit Spinoza. Wir sind, wie bekannt, in die Zeit gefallen, da jener scharfe und feine Geist das große Werk der unvermerkten Auflockerung der Theologie durch dialektische Einschmuggelung der spinozischen Philosophie vollzog. Ich darf sagen, daß ich ihm bald auf die Schliche kam, und zwar erinnere ich mich namentlich, daß mich die subtilen Verhüllungen seiner wahren Ansicht, welche die persönliche Fortdauer nach dem Tode ausschloß, in der Lehre seiner Dogmatik von den letzten Dingen nicht zu täuschen vermochten. Ich gestehe, daß, so fleißig ich ihn studierte, so viel ich aus ihm lernte, er doch nie eigentlich mein Mann war. Seine Dialektik übte keine Illusion auf mich, weil ich einsah, daß sie als eine von außen arbeitende Schraube zur Befestigung von Denkresultaten diente, die er auf anderem Wege gefunden; in seinen Reden und Monologen widerstand die Selbstbespieglung des göttlich autonomen Ich meiner Art zu fühlen, und sein gräzisierender Stil ist mir immer affektiert erschienen. Darum verkannte ich natürlich seine Bedeutung nicht, er war auch mir eine

Größe, aber keine angenehme; die Mischung herrnhutisch angewehter Frömmigkeit mit diesen Elementen, mit griechischer und spinozischer Philosophie und mit der narzißartigen Selbstbeschauung des Ich, war eben gar nicht meine Liebe; in Einem aber tat es der Mann mir an, und dies ist ein neuer Beweis für die Langsamkeit des innern Befreiungsprozesses: Schleiermacher rettet, wie man weiß, die Gottmenschheit Christi durch den Begriff der Urbildlichkeit. Das nahm und hielt mich gefangen, es fehlte noch immer die Scheidung zwischen philosophischer und geschichtlicher Wahrheit. Ich erinnere mich noch eines Gesprächs mit meinem Freund Märklin, worin ich hartnäckig den Zweifeln gegen diese Vermengung widerstand, die in ihm schon aufgegangen waren und die er mir vortrug.

Endlich tauchte Hegel an unsrem Horizont auf, es war spät, gegen den Schluß der Studienzeit. Wohl hatte ich schon lang von ihm sagen hören und hatte es mich im tiefsten Geiste beschäftigt, daß er, wie ich vernahm, vom Nichts ausgieng, das, identisch mit dem bloßen Sein, das Werden gebären solle. Das war mir eine große Botschaft, denn das Brüten über dem Nichts hatte sich stets wieder eingestellt; ich dachte immer: das wird dein Mann sein, der wird dir Licht bringen. Ich begriff noch lange nicht, daß das Nichts, das mir so viel Not machte, nichts Anderes sei, als die Einheit der unendlichen Fülle und Vielheit der Welt, wenn man sie zur Abstraktion erhebt, d. h. eben vom Weltinhalt trennt, dessen Einheit sie ist; ich begriff aber auch noch nicht, daß wir das Geheimnis des ewigen Übergangs der Einheit in die Vielheit nie enträtseln werden, daß die Philosophie nur Eines gewiß weiß: so kann es nicht zugehen, wie die positiven Religionen es sich erklären; daß sie sich bescheiden und damit trösten muß, einzelne Blicke in das Zentrum der Dinge zu tun, auf deren Erkenntnis sie angewiesen ist, und daß sie trotz diesen Schranken das Edelste und Höchste bleibt, was der Mensch treiben kann. Ich nahm mir vor, Hegel aufs eifrigste zu studieren, aber für jetzt war das Examen zu nahe; Strauß und mehrere seiner Freunde ließen sich dadurch nicht abhalten, gemeinsam die Phänomenologie zu lesen, ich kann mich nicht mehr entsinnen, was mich von der Teilnahme abhielt; es wird eben Isoliertrieb, Eigensinn gewesen sein. Was aber das Verhältnis der Philosophie zur Religion betrifft, so entlehnten wir nun von Hegel jenen Standpunkt,

der uns so lange noch als eine höchst zulängliche Auskunft erscheinen sollte: die Religion als Vorstellung hat in bildlicher, symbolischer Form denselben Inhalt, den die Philosophie in der Form des Wissens als Begriff hat. Auch Strauß hat sich, wie man weiß, lange mit dieser Täuschung getragen. Ich finde zu meiner Verwunderung, daß ich noch 1841 in einem Aufsatz „Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit" (er kam in den Jahrb. d. Gegenw. und ist in den Krit. Gängen ält. Samml. abgedruckt) ganz getrost und naiv sage, da sei nun eine Philosophie gekommen, die doch das edelste und zugleich gelindeste Mittel der Abhilfe in derlei Schwierigkeiten gefunden habe, indem sie den ganzen Gehalt des Glaubens anerkenne und nur usw.*). Nun aber, wohlgemerkt, die Unklarheit war eine doppelte: daß die Religionsvorstellungen nur so ganz harmlos als Bilder für Ideen zu betrachten und zu verwenden seien, dies war nur die eine unserer Täuschungen; wie weit die bloß symbolische Wahrheit in diesem Bilderkreis sich erstrecke, auch dies war uns noch in Nebel verhüllt; ein Teil dieser Bilder konnte doch auch geschichtliche Wahrheit sein; die Zweifel eines Freundes an der Gottheit Christi, die ich oben erwähnt habe, blieben noch Zweifel; erinnere ich mich recht, so habe ich damals auch die Auferstehung noch für eine Tatsache gehalten. Mit diesem Rezepte ganz zufrieden gieng ich denn nun dem Examen und durch diese Pforte dem Kirchendienst entgegen.

Inzwischen war Uhland Professor geworden und las Geschichte der altdeutschen Dichtung, leitete auch praktische Übungen in Poesie, Stil, Beredsamkeit. Es war zu spät für mich, ich hospitierte, so oft ich konnte, die Vorbereitung auf das nahe Examen ließ nicht zu, daß ich im Zusammenhang hörte, und so floß der gesunde Quelltrank, gereicht in körniger Granitschale von diesem Grund- und Kernmanne, nur in unterbrochenen Schlücken in die dürstende Seele. Die damals moderne Poesie hatte uns natürlich nicht stumpf gefunden; Tieck war in neuer Gestalt, als Novellist, aufgetreten, Heine hatte der Romantik neue Glut und zugleich zersetzendes Gift eingegossen, er packte uns wie alle Welt, von einem Abschluß des Urteils war natürlich noch keine Rede. Den wahnsinnigen Hölderlin habe ich

*) S. hier oben, Band I, S. 117ff.

einigemal besucht, ohne noch ganz zu erkennen, welch ein Geist in ihm zertrümmert vor mir stand.

Das Examen wurde flott bestanden: Ia; ein früher errungener Predigtpreis, eine Silbermedaille, war mir — ich muß meine Schmach bekennen — vom guten Universitätspedell — Payer hieß der Unvergeßliche — aus ihrer Kunstform hilfreich in brauchbares Silber für die immer leere Börse umgetauscht worden.

Ich wurde nun Vikarius im Dorfe Horrheim. Es war ein Original von Pfarrer, in dessen Dienst ich trat, herzgut, gastfrei, rechtgläubig ohne allen Fanatismus, Freund des Scherzes, soweit nicht seine Kränklichkeit, mehr noch Hypochondrie ihn abhielt. Diese gab ihm unter Anderm ein, er könne die Berührung der Haut mit Stahl nicht ertragen, daher er sich wochenlang nicht rasierte und mir beim ersten Eintritt in das Haus mit einem Kinn voll starker Bartstoppeln entgegenkam, was zu der Pudelkappe mit viereckigem Boden und großem Blechschild, die er aufhatte, seltsam genug ließ. Er behauptete Erstickungsanfälle zu bekommen und bekam sie daher auch richtig, wenn er im Freien gehend Gewitterwolken aufsteigen sah. Meine Jahresbesoldung (neben Wohnung und Kost) betrug 90 Gulden — splendid, denn das Gewöhnliche war nur 80. Eines Tages unternahmen zwei seiner Töchter einen Gang nach einem benachbarten, etwa zwei Stunden entfernten Ort, ich erbot mich zum Kavalier und sie nahmen die Begleitung unbefangen an, nicht ahnend, was dabei in meinem Innern vorgieng im Bewußtsein, daß meine Baarschaft ganze 6 Kreuzer betrug, während ich doch am Reiseziel nicht konnte zulassen wollen, daß sie auf Erfrischung verzichteten oder solche selbst bestritten. Ich beredete den Vater, ein Stück mitzugehen; wir waren nicht ganz halbwegs, als Wolken aufstiegen, er wurde es nicht sogleich gewahr, ich bot eine demosthenische Beredsamkeit auf, ihn über die Hälfte der Wegstrecke hinüberzuplaudern, bald aber merkte er und wollte umkehren; nun sagte ich ihm, er habe ja jetzt weiter zurück, als vorwärts zu unserm Ziele, allein es blieb noch der Anstand, daß er mit seinem Bartstoppelfeld und seiner polnischen Sackkappe doch nicht wohl in eine fremde Ortschaft einziehen könne; ich riet, durch eine Hintergasse daselbst einzudringen und sich in einem abgelegenen Wirtshaus zu bergen, er ließ sich's gefallen, die Töchter machten ein paar Einkäufe, fanden

sich dann mit uns zusammen, der Alte ließ munter auftragen und man war recht heiter. Abends wieder zu Hause fand ich ein Päckchen vor, worin mir eine gute Tante ein Pfund Rauchtabak und 48 Kreuzer schickte, die in meine Börse fielen wie Regen auf vertrocknetes Land. Es war ein dies faustus. — Ich könnte auch noch vom Geiste erzählen, der im Pfarrhaus umgieng; der Pfarrer glaubte daran wie die ganze Gemeinde; von unerklärlichen mitternächtlichen Geräuschen hätte ich zu berichten, müßte aber das Wunder trocken rationell aus Scharrbewegungen des Spitzhunds auf einem wackligen Stuhl erklären*).

Ich predigte, katechisierte, reichte das Abendmahl, taufte, traute. Noch im Jahr 1870 hat mich ein altes Ehepaar mit Rührung begrüßt, das ich kopuliert habe. Mein Morgenstudium war, wenn ich die Enten und Hühner aus dem Fenster gefüttert hatte, Hegel und immer Hegel; der Abend aber wurde den Musen geweiht, ich bekenne verschämt diesen geheimen Umgang; doch, er wurde später der Welt eingestanden; unter den Gedichten, die unter dem Namen Treuburg im Jahrbuch schwäb. Dichter 1836 erschienen, stammen ein paar aus jener Zeit (so „Pfarrers Abendspaziergang") und die zwei Novellen, die ebendaselbst stehen, Geschöpfe kindlicher Unreife, sind damals begonnen.

Ein Jahr darauf, Herbst 1831, wurde ich zum Repetenten im Kloster (niederen Seminar) zu Maulbronn ernannt; die Promotion war frisch eingetreten, rotbackige Knaben, an denen ich meine Herzensfreude hatte und mit denen ich nicht nur griechisch (Jakobs) und lateinisch Exzipieren traktierte, sondern auch den Macbeth nach Schiller las und rührig turnte. Die berühmten Klostergebäude brachten den ersten Reiz des Interesses für die Architektur. Mit meinem Kollegen Rau, einer urkräftigen, grundehrlichen Natur, jetzt auch schon unter den Toten, schloß ich mich gern reisenden Künstlern an, die Kreuzgang und Kirche besichtigten, und wir staunten, wenn wir sie sagen hörten: „das ist nun später, das ist angesetzt," denn wir wußten vom Unterschiede der Stile Null; es kam einmal ein alter Baurat nach Maulbronn, auf den wir uns stürzten, um von ihm Unterschied und Zeitfolge von Byzantinisch (so sagte man noch für

*) S. auch oben, Band III, S. 478f. A. d. H.

Romanisch) und Gothisch zu erfahren; er belehrte uns, jener sei der spätere Stil. Wir hatten, im Turnus mit den Professoren, auch zu predigen; Rau konnte den Predigtstil nicht finden, wir flickten seine Predigten miteinander zusammen und so konnte die Andacht nicht groß sein, wenn ich dann in der Kirche das zur Hälfte eigene Werk anzuhören hatte, ja ich mußte einmal angesichts meiner Seminaristenherde mühsam einen schändlichen Lachkrampf bezwingen. Das Doktordiplom wurde um diese Zeit mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik errungen, im Sommer dann die zweite theologische Prüfung, das „Dienstexamen", bestanden, ich rutschte um eine ganze Klasse (also in IIa), denn hier examinierten nicht Universitätslehrer, sondern Konsistorialräte, Kirchenmänner, die scharf auf den rein gelehrten Teil hielten, den ich schon stark verschwitzt hatte und für den mein Gedächtnis immer schwach war; ich bin wirklich mit dieser so absolut wertvollen mechanischen Geisteskraft traurig schlecht ausgestattet.

Im Herbst 1832 wurde nun die hergebrachte Magisterreise unternommen. Ganz erfahrungslos, ganz weltunkundig, schüchtern und wieder lebhaft zutraulich wie ein Kind, voll Sinn für Form und ohne jede Formbildung, aber auch herzlich unblasiert zog ich mit 25 Jahren in die Welt. Ich hielt mich zuerst drei Monate in Göttingen auf. Dort traf ich meine Mutter und Schwester. Meine Mutter war eine geborene Stäudlin, einer ihrer Brüder jener Gotthold, den man als jugendlichen Rivalen Schillers kennt, er hat frühe sein Leben durch Selbstmord geendigt; einer Schwester von ihr gelten Hölderlins Gedichte: Freundeswunsch, an Rosine St. und: an eine Rose, ihre Anmut und Schönheit gewann ihr alle Herzen, sie ist als Braut Ludwig Neuffers, des Dichters und Übersetzers, gestorben; meine Mutter und eine Tante hörte ich öfters von der herrlichen Erscheinung des jugendlichen Hölderlin noch in späten Tagen mit Bewunderung sprechen; gelegentlich sei hier erwähnt, daß ich jene öfters von Hegels Unbeholfenheit erzählen hörte, die sie in einer gemeinschaftlichen Tanzstunde einst zu fühlen hatte. Einer ihrer Brüder nun war der Theologe Stäudlin in Göttingen; dieser nahm meine Schwester, um der Mutter ihre Lage zu erleichtern, in ihrem vierzehnten Jahre als Pflegekind zu sich, sie verheiratete sich dort an Professor Hemsen, auch einen Theologen, von der Insel Föhr

gebürtig, verlor frühe den Mann und ich fand sie nun als Witwe mit drei Kindern; Onkel und Tante waren gestorben; meine Mutter war schon vor mehreren Jahren ebenfalls nach Göttingen gezogen, und so war mir denn diese Stadt eine zweite Heimat geworden. Daß ich aber im eigenen Lande seit Jahren die Mutter hatte entbehren müssen, dies hat mir, so schmerzlich es war, vielleicht doch auch gut getan. Ich bin zwar schuldig, ihr zu bezeugen, daß sie uns nicht verwöhnt hat, doch das Jüngste wird ja immer leicht verzogen, verweichlicht, und ich weiß manche, die als Männer so hilflos blieben, daß sie nicht einmal packen konnten, weil ihnen einst das Mütterchen alles getan. Übrigens hatte mich ja das Seminar schon frühe vom Mutterhaus entfernt, in Blaubeuren hatten wir uns rauh und hart gehalten, und die steilen Felsen dieses Alptales sehe ich heute mit Schwindel an, wenn ich unseres waghalsigen Kletterns gedenke. — Aber wie stand es nun um mein Geistesleben? Immer noch gleich metaphysisch. Ich habe von meinem Göttinger Aufenthalt Unglaubliches zu bekennen. Jakob Grimm las deutsche Grammatik, Otfried Müller Archäologie, und ich hörte sie nicht. Ich war wie in einen Hexenkreis gebannt, es gab für mich nichts außer Philosophie, alle Kraft und Zeit sollte schlechtweg der Erforschung des Welträtsels gewidmet sein, ja mir schien, man sei nicht mündig, z. B. nicht berechtigt, zu heiraten, solange man sich nicht wenigstens das Dunkel der Frage über Freiheit und Notwendigkeit gelöst habe; was aber Archäologie eigentlich sei, hatte mir noch immer kein Mensch gesagt. Ich saß zu Hause über meinen Büchern und lief nur in die Vorlesungen Wendts über Geschichte der Philosophie, worin ich blutwenig Neues hörte. Doch begieng ich einen Diebstahl an meiner nur dem ewig Einen gelobten Zeit; ich fand in der Bibliothek des Hauses die Werke Shakspeares in der Übersetzung von Schlegel und Tieck; ich kannte bis dahin nur den Macbeth und Hamlet; ich fieng an zu lesen, konnte nicht widerstehen und eine neue Welt gieng mir auf, ich sah staunend in dies feuerrote, von milchweißen Strahlen himmlischen Äthers durchschossene Nordlicht. Goethe war mir in der Zwischenzeit näher getreten und doch eigentlich noch fremd geblieben. Der Hauptgrund davon lag natürlich in meiner Jugend, ich war noch lange nicht reif für ihn; doch hat er auf meine Art von Phantasie auch nachher, als ich seine Milde, seine an klassischer Sonne gegorene

Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt wie Shakspeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten, leidenschaftlichen, brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine wetterharte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abstoßen und durch die er seiner Zeit ihren Tribut zahlt; kurz, er wurde und blieb mein Liebling. So gewann ich doch etwas für immer, was ich nicht gesucht hatte, während ich so heillos einen andern Gewinn verscherzte, den ich hätte suchen sollen. Selbst die persönliche Bekanntschaft mit Otfried Müller und den Brüdern Grimm brachte mich nicht auf die Fährte. — Auch Ewald lernte ich kennen, er was damals noch ein bescheidener und vernünftiger Mann.

In der zweiten Hälfte des Winters (1832/33) gieng es nun nach Berlin. Immer noch war die Losung: Philosophie vor Allem! Sie war mein Privatstudium, ich hörte bei Hennig Logik, bei Gans Philosophie der Geschichte, hospitierte bei Michelet; um philosophische Fragen, um Hegel vor Allem drehten sich am liebsten die Gespräche mit den zwei Jugendfreunden aus der Seminarzeit, die ich in Berlin antraf, Märklin und Binder, dem jetzigen Direktor des Studienrats, den kürzlich die Pietistenpartei vergeblich in seiner Stellung zu erschüttern gesucht hat*). Doch daneben wurde die Dichtkunst nicht vergessen, ich hörte bei dem sinnigen Hotho über Goethe als Dichter und mein Zug zum Gebiete des Schönen gab sich die festere Gestalt, zwar noch lange nicht eines Lebenszweckes, doch eines einzelnen Vorsatzes: ich hatte die Aussicht, Repetent am Tübinger Seminar zu werden, diese jungen Beamten haben gesetzlich die venia docendi, ich kam in jener Zeit auf den Gedanken, dieses Recht zu einer Vorlesung über Goethes „Faust“ zu benutzen. Bei Schleiermacher hätte ich Ästhetik hören können und — ließ es nach einer Hospitierstunde bleiben. Er gieng in dieser Stunde von der Plastik zur Malerei über und sagte, dieser Übergang sei deutlich im Relief gegeben, da doch die Farben im Gemälde, wenn man genau hinsehe, körperliche Erhöhungen zeigen, also bereits eine Art Relief darstellen. Ich zweifle freilich, ob eine einzelne aberwitzige Bemerkung mich fortgetrieben hätte, wenn mir

*) S. oben Band I S. 296—308.

der Mann sonst nach dem Herzen gewesen wäre. Meine Unlust zu ihm war aber inzwischen verstärkt worden durch den Empfang, den ich bei ihm gefunden, als ich ihn besuchte. Ich führte mich mit einem Briefe von dem Theologen Lücke in Göttingen ein; möglich, daß es ein wohlmeinender Uriasbrief war, der mich als hartgesottenen Hegelianer mehr seiner Korrektion als seiner Güte empfahl; er hieß mich nicht sitzen, richtete einige Fragen an mich und empfieng dann einen Leutnant mit so absichtlich in Kontrast gesetzter Freundlichkeit, daß ich mich rasch verabschiedete. Eigentlich war es gerechte Strafe des Himmels für die Torheit zu meinen, man müsse berühmte Männer aufsuchen auch dann, wenn man eine Neigung zu ihnen nicht fühlt, einen Rapport nicht begehrt. Übrigens war es meinem Freund Märklin just ebenso gegangen (vgl. Strauß L. M., S. 78). Die Theologie wurde in Berlin wie auf der ganzen Reise bei Seite gelegt; mich interessierte sie nur noch, so weit sie zur Religionsphilosophie führt; für die nächste Lebensstellung, die, wie gesagt, in Aussicht stand, blieb sie mein offizielles Fach und die weitere Zukunft lag mir im Dunkel. Eifrig besuchte ich das Museum und lernte durch Anschauung, was man ohne Vorkenntnisse, ohne Rat und Leitung lernen kann. — Ich weiß noch, daß ich damals den zwei Freunden nicht wenig zusetzte mit dem stets wiederholten Andringen, wir sollten eben auch in die W e l t hinein. Wie das anfangen, wußte ich natürlich selbst nicht. Etwa auf Bälle? Tanzen zu lernen war den Stiftlern großmütig erlaubt gewesen; wir hatten aber den Unterricht bei einem achtzigjährigen Franzosen, einem alten Karlsakademieschüler genossen, der sich, wenn er einen Pas vormachte, an einem Strick halten mußte, welcher aus einem an der Decke befestigten Kloben herabhieng; von den neuen Tänzen, Polka, Masurka, Galopp wußte der Künstler nichts und so gedieh unsere Bildung in den Künsten Terpsichores nicht über Française, Walzer und über den Hopswalzer hinaus, eine orchestische Form, welche sich damals noch der sozialen Achtung erfreute. Ich erlebte später, als ich den ersten größeren Ball besuchte, ein ganzes Drama innerer Bangigkeiten und Spannungen. — Inzwischen sorgten in Berlin freundliche Familienkreise dafür, daß wir vor der Hand einen zwar kleinen und stillen, aber recht guten und schönen Teil der weiten Welt kennenlernten. Die Häuser Hitzigs und Frorieps waren uns mit gastlicher Güte

geöffnet; dort lernte ich Chamisso und Kugler kennen, hier Felix Mendelssohn und Frorieps Vater, der aus den Kreisen von Weimar herüberkam. Adolf Schöll, alter Kamerad noch aus Gymnasiumszeiten, gieng in diesem Hause mit mir aus und ein. Bei Gans, Hotho, Marheineke, Vatke, damals Privatdozent, fanden wir ebenfalls gastlichen Empfang und freundliches Entgegenkommen. Vom Theater ist mir nichts Bedeutendes im Gedächtnis, Ludwig Devrient war gestorben, die Crelinger erinnere ich mich nicht in einer großen Rolle gesehen zu haben.

Am Ende des Wintersemesters machte ich die Rückreise mit den zwei Freunden gemeinschaftlich bis Dresden; dort hörten wir Tieck den Faust und Macbeth vorlesen und sahen die Gemäldesammlung noch im alten Lokal, der Besuch mußte noch erkauft werden, es war sehr kalt, da gab es kein verweilendes Anschauen, das nachhaltig wirken konnte; doch verfehlten auch so die berühmten Perlen der Galerie nicht ihren tiefen Eindruck. Auch die Mengssche Gipssammlung wurde natürlich nicht versäumt; doch ist es mir mit der Antike ergangen, wie anderen, die hoch über mir stehen: ich lernte sie nur langsam fühlen und ganz erst dann, als ich sie in ihrer Heimat sah. — Ich trennte mich nun von den Freunden und wandte mich nach Prag und Wien. Für die böhmische Reise hatte ich die alten Sagen des Tschechenvolkes in Hageks Chronik nachgelesen, ich kam zum ersten Male in nicht deutsches Land, der Reiz des Fremdartigen, der Zauber jener Sagenbilder umwob mir die Lande und die malerische Hauptstadt mit dem Lichtglanz eines wunderbaren Traumes. Prag war übrigens noch nicht deutschfeindlich, wie jetzt, sondern eine zutrauliche, gemütliche Stadt, schon in Böhmen empfieng mich österreichisches Behagen, österreichischer Humor und Naivetät. Nach Wien gieng es per Stellwagen; ich war sehr gewarnt nicht zu politisieren, staunte daher nicht wenig, als ein mitfahrender Leutnant aus Theresienstadt, bei dem ich alsbald die Erfahrung der bekannten Affabilität des österreichischen Offiziers machte, ex abrupto anfieng: „aber Sie, der Börne, des is e Mordkerl"; er versicherte mich auf mein verwundertes Fragen, daß diese und andere verbotene Bücher sich in allen Regimentsbibliotheken finden. Nun giengen wir stark in das Zeug; ich war, wie man sich vorstellen kann, nicht kalt geblieben in der Bewegung der dreißiger Jahre; ich habe davon, von

der Polenbegeisterung, von den Polendurchzügen, die auch Maulbronn berührten, nichts erzählt, weil nichts zu melden war, als was alle Welt bei der Berührung eines jugendlichen Gemüts mit großen Wendungen im politischen Leben sich denken kann; ich habe in diese Sphäre erst einzugehen, wenn wir an das Jahr 1848 gelangen. — Wer Wien damals sah und jetzt wieder besucht, kennt es nicht mehr. Es war noch eine Idylle, vor Allem wohlfeil und man weiß, daß Wohlfeilheit nicht bloß die Börse angeht, sondern als Bild einfacher Zustände auf die Grundstimmung wirkt; der Speisezettel und die großen Portionen nebst den fabelhaft billigen Preisen verbreiteten wohligen Frühlingsduft über den süddeutschen Pilger, der von den kargen Schüsseln der Berliner Restaurationen kam; Herz und Magen giengen auf; in Kaffee-, Wein- und Bierhäusern saß noch der behagliche, dicke alte Wiener und eine unbekannte Welt von Humor quoll mir in Raimunds Stücken und Spiel entgegen; Nestroy stand noch in seiner ersten, unverdorbenen Periode; ich lachte in diesen Lustspielen, daß mich das Zwerchfell schmerzte. Wie viel Geist bleibt in Deutschland latent für die Welt! Steht ein Raimund an Gewalt und Fülle der komischen Phantasie unter Molière? Aber all sein Reichtum ist an den Dialekt gebunden und schon hiemit lokal gebannt, eine Spezialität der Bühne und Literatur. Vom Burgtheater ist mir die alte Schröder als Medea in Grillparzers Tragödie unauslöschlich vor dem innern Auge geblieben; da sah ich zum ersten Male großen Stil, aber die Kunstsprache kannte noch nicht die Unterscheidung der Stilgegensätze, und wofür noch kein Wort besteht, das wird, wie es auch im Gefühle nachwirken mag, nicht fruchtbar für die Erkenntnis. Noch im ersten Bande meiner Ästhetik sucht man vergeblich eine allgemeine ästhetische Grundlegung für den großen Unterschied der Stilrichtungen, der in aller Kunst so prinzipiell wichtig ist; erst die folgenden Bände führen diesen grundwesentlichen Punkt nachträglich in das System ein. — Die Heimreise machte ich von Linz an zu Fuß durch das Salzkammergut, dann das Ziller- und Innthal bis Innsbruck. Ich sah zum ersten Mal Hochgebirg, Bergvolk, das noch Rasse hat, und Trachten von malerischem Stil. Die Gegenden waren noch nicht so zerreist wie jetzt. Ich habe wohl an mehreren Stellen meiner Schriften später die ungemeine Wirkung dieses ganz neuen Eindrucks auf mein Vorstellen und Fühlen er-

wähnt. Sie haftete so in mir, daß ich von da an niemals in meinem Leben Hochgebirg und moderne Welt, moderne Sitten, anspruchsvolle Gasthöfe, Beutelschneiderei der Bevölkerung beisammen habe ertragen lernen, daß beim Anblick der Zerstörung der idyllischen Zustände im Gebirg durch die eindringende Reiseflut der Städter mich immer ein stechendes Gefühl wie Eifersucht überkommt, als müßte ich zusehen, wie ein frisches, schönes Landmädchen von einem Stutzer verführt und verderbt wird.

Mein letzter Aufenthalt war in München. Die Gemäldesammlung war noch in den alten Räumen über den Arkaden, die Fresken in diesen größtenteils vollendet; in der neuen Residenz fand ich Schnorr mit den Nibelungenbildern beschäftigt, wagte es, ihn anzureden, und erhielt freundlichen Aufschluß über seine Intentionen, die Glyptothek stand und die Wandbilder von Cornelius schmückten bereits die bekannten Säle. Es will mir nicht gelingen, mich auf klare Unterscheidungslinien in der Kunstfreude zurückzubesinnen, in der ich schwamm, als ich alle diese Schätze sah. Ich habe ebendaher, als mich der Leser nach Wien begleitete, von dem Eindruck der dortigen Gallerien geschwiegen. Unbewußt muß sich damals die Wendung meines Sinnes zu der Welt der reinen Formen als seiner eigentlichen Heimat entschieden haben; allein dies Entzücken verband sich noch immer nicht mit dem Begriffe eines Lebenszweckes, es blieb daher Genuß der Betrachtung, allgemeine schwungvolle Hebung des Innern mit wohl schwachen, der Erinnerung entschwindenden Ansätzen zum Studium. Ich hatte ja z. B. noch gar keinen Rahmen, den Schulen und Meistern ihre geschichtliche Stelle anzuweisen, noch keinen Anhalt, den Unterschied der Stile aus einem Entwicklungsgang durch kulturhistorisch und ethnologisch bedingte Epochen und aus diesem Standpunkt auch das Fremdartige und Abstoßende, z. B. das Dürre und Harte der deutschen Meister, die überfetten Formen eines Rubens zu begreifen. Aber ein gutes Teil der Unbefangenheit, die man sich auf diesem Wege erwirbt, wurde mir vorerst durch die Harmlosigkeit der lieben Natur ersetzt und ich glaube sagen zu können, daß ich nichts Gediegenes sah, was mich nicht hoch erfreute. Den Streit über Inhalt und Form gab es noch nicht und so schwelgte ich ohne Skrupel, ob stoffartig oder nicht, im Ganzen. Völlig klar aber hebt sich mir aus dem Helldunkel der Erinnerung der Eindruck

von Rottmanns Fresken hervor. Was in ihrem Anblick mir aufgieng, habe ich anderwärts zu oft und nachdrücklich gesagt, um es hier zu wiederholen*). Die Skulptur begann endlich mich wärmer anzunehmen; am meisten hat sich mir der Moment eingeprägt, wo ich vor der Rondanischen Meduse stand. So weiß ich auch noch, wie mich der Anblick der Äginetengruppen beglückte; hier war es freilich leicht, den noch unfreien Teil der Formengebung von dem gleichzeitig weit vorgeschrittenen, seiner knospenden Anmut, seinem warmen Gefühl des Fleisches, dem Feuer und der Kraft seiner Bewegtheit zu unterscheiden und den raschen Entwicklungsgang der griechischen Kunst zu ahnen. — Unmöglich wäre es gewesen, in München zu verweilen und Schelling nicht zu besuchen; ich bedurfte als entfernter Verwandter keiner Einführung, wurde freundlich empfangen und auf den Abend eingeladen. In gespannter Hoffnung, trotz dem Familientee etwas von dem neuen Potenzensystem zu erfahren, klopfte ich zur genannten Stunde an; man war ausgeflogen, hatte mich vergessen: eine nette neue Lehre für mich, berühmte Männer nicht aufzusuchen, wenn man noch eine Null vor der Welt ist.

Im Juni nach Hause zurückgekehrt, mußte ich alsbald das Amt antreten, zu dem ich bereits ernannt war: aus Luft, Licht, Gebirg und Kunstwelt führte der Weg wieder ins Kloster, ich war nun Repetent im Stifte zu Tübingen. Doch begann jetzt ein ungleich frischeres Leben für mich in diesen Räumen, als der Seminarist es hier geführt hatte. Ich traf unter den Kollegen meine Freunde Strauß, Märklin, Binder wieder an und es entwickelte sich ein Austausch, dem ich ein unberechenbares inneres Wachstum verdankte. Der Erstere hatte schon seine vielbesuchten, wirkungsreichen philosophischen Vorlesungen gehalten und konzentrierte jetzt alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung des „Leben Jesu". Die Illusionen, die uns Schleiermacher und Hegel noch gelassen, habe ich oben aufgezeigt. Daß die eine derselben fiel, dies verdankten wir Strauß; es war die Zeit, wo ihm die Ausdehnung des Mythusbegriffs auf das Ganze aller neutestamentlichen Wundererzählungen aufgegangen war, der Gedankenverkehr mit ihm hat uns von der Täuschung befreit, als ob

*) S. hier oben Band I S. 331, Band V S. 261, 272 und in der Ästhetik des Verfassers, Stuttgart, Mäcken 1846—1857, 2. Aufl. München, Meyer & Jessen 1922, die Paragraphen 508, 527, 677 f., 700. A. d. H.

einige unter den Symbolen aus dem übernatürlichen Bilderkreise der religiösen Phantasie doch zugleich Tatsachen sein könnten. Die andere Illusion blieb noch stehen, wir glaubten noch immer, der Geistliche könne mit dem Vorbehalte, daß ihm selbst nur Symbol sei, was dem Volke als wirklich seiendes Wesen oder Tatsache gilt, getrost vor dieses treten, aus der Schale des Bildes ihm die Wahrheit eingießen, die es in Gedankenform zu fassen nicht fähig sei. Im Ganzen und Großen hat Strauß wesentlich schärfend auf meinen Geist gewirkt. Die Kräfte waren in ihm klarer auseinandergesetzt, Denken und Phantasie war in mir dunkler ineinander verflochten; Strauß war vor allem ein unterscheidender Geist. Was Märklin uns allen war, welches Charakterbild in ihm uns vorleuchtete, hat Strauß in der genannten Monographie, in diesem Monumente der Freundschaft, bleibend ein für allemal hingestellt. Wir standen in den Jahren des vollen jugendlichen Schwunges; Strauß hatte noch nicht erfahren, wie der Eiterbiß der kirchlichen Verfolgung tut, Märklin noch nicht, wie es einem Geistlichen ergeht, der in unsern Konsistorialkirchen und halb pietistischen Gemeinden mit jener Unterscheidung und innern Zurechtlegung durchzukommen glaubt; wir waren getragen von heiterem und stolzem Vertrauen, in der Hegelschen Philosophie, die wir zur wachsenden Herrschaft bei der studierenden Jugend führten, die wirkliche Wahrheit zu besitzen, sahen mit frohem Übermut auf das Veraltete und Mittelmäßige in unserer wissenschaftlichen Umgebung und unser geselliges Leben sprudelte von Humor. Wesentlich förderten mich bestimmte amtliche Aufgaben; neben den einzelnen Repetitorien in der Dogmatik hatte ich einen sogenannten philosophischen locus, ein durch ein Halbjahr fortlaufendes Repetitorium, zu geben, wobei man jedoch frei und selbständig vorgehen konnte; der Gegenstand war die praktische Philosophie; ferner waren Aufsätze zu geben und die Ausarbeitungen zu prüfen, am Schlusse des Semesters hatte man zu examinieren. Im zweiten Sommer führte ich den erwähnten Vorsatz aus, über Goethes Faust zu lesen. Ich behandelte den Gegenstand natürlich noch Hegelisch spekulativ und unkritisch enthusiastisch, aber da die Natur doch gescheiter zu sein pflegt, als der in Abstraktionen gebannte Geist, so war doch Leben in meinen Vorträgen und da die Jugend dies gar wohl spürt, so fanden sie großen Anklang.

Im Herbst 1834 geschah etwas höchst Komisches, worin aber die Schicksalshand gar ernst zu spüren war. Ein paar Kollegen kommen mit einem Blatt zu mir und gehen mich an, ich solle zu zwei andern kollegialischen Namen noch den meinigen als Unterschrift fügen. Auf dem Papier stand geschrieben eine Meldung um das Diakonat Herrenberg (Städtchen 3 Stunden von Tübingen entfernt, dem Schwarzwald zu gelegen). Die Sache verhielt sich so: herkömmlich werden den Repetenten die bessern geistlichen Anfängerstellen zugeteilt; geht eine solche auf, so pflegen sich drei darum zu melden; unter drei Gemeldeten wird jedesmal einer ernannt, und so kann es nicht fehlen, daß immer ein Repetent in diese Stellen schlüpft. Ich erklärte meinen Kollegen, ich könne nicht unterzeichnen, denn ich wolle durchaus nicht Helfer werden, wiewohl ich nicht wisse, was ich sonst werden wolle. Nun bewiesen sie mir, daß aus den und den Gründen ganz unzweifelhaft die Wahl den ersten, im äußersten Fall den zweiten Unterzeichneten treffen müsse, den dritten aber gar nicht treffen könne; die Unterschrift sei rein pro forma nötig, damit kein magister communis (Nichtrepetent) sich in die Stelle einschmuggle. Ich war so unvorsichtig, meinen Namen herzugeben, ein unerwarteter Zufall, den ich nicht mehr anzugeben weiß, lenkte die Wahl von den zwei über mir stehenden Namen ab; ein Kollege stürzt mit dem Donnerwort auf mein Zimmer: du bist Helfer von Herrenberg! und im September hatte ich mein Dekret.

„Nicht mit sechs Hengsten bringt man mich nach Herrenberg" war mein Entschluß und Ausruf. Der Unstern hatte die heilsame Wirkung, die Selbsterkenntnis zur Reife, das Bewußtsein, daß ich innerlich von meinem bisherigen Stande bereits geschieden sei, zur Klarheit zu bringen. Ich fühlte die reine Unmöglichkeit. Der Prozeß der innern Loslösung von Theologie und Kirche hatte still in mir gegraben und war vollzogen, ehe ich mir davon Rechenschaft gegeben. Ein unfehlbares Symptom war eingetreten: ich schämte mich an meinem Stande. Ich gieng mit dem Kollegium, so sehr ich die Einzelnen liebte und ehrte, nicht gern durch die Straßen, wenn es zur gewohnten Stunde aus der Klosterpforte zum Spaziergang auszog in langen blauen Röcken und ziemlich gleichmäßig mit soliden Bambusstöcken versehen. Aber wie nun mein unglückliches Glück mir vom Halse schaffen? Man hielt mein Sträuben für Wahn- und

Starrsinn; ein Doktor der Theologie sagte, man werde mich schon mit Gewalt (Soldaten oder Landjägern) nach Herrenberg bringen; den Hergang meiner Bewerbung konnte ich nicht wohl verraten; mein Gesuch um Enthebung konnte sich auf nichts berufen, als darauf, daß in der Zwischenzeit zwischen der Meldung und der Ernennung ein völliger Wandel in meiner geistigen Neigung, in der Richtung meiner Studien eingetreten sei; hätte man aber je eine solche innere Umwälzung begriffen, so hätte man mir doch wirklich nicht glauben können, daß sie in so gar kurzer Zeit entstanden und verlaufen sei; der Minister sprach von Frivolität; in meiner Not wandte ich mich an den Staatssekretär des Königs, Minister von Vellnagel, meinen Verwandten, gestand ihm die Geschichte meiner Meldung und bat ihn um Hilfe. Ich trat nach Abgang dieses Bittschreibens eine kleine Fußreise an, denn es war Vakanz und alles flog aus; ich mußte die Ungewißheit auf meine Wanderung mitnehmen; wenn ich so des Weges gieng, sah ich oft meinen Schatten an in Zweifelsqualen, ob nun das der Schatten eines Helfers sei oder nicht; im Irrenhaus in Zwiefalten erlöste mich ein Tobsüchtiger, der mich erkannte, denn er war Schuster in Tübingen gewesen, aus meinen Finsternissen; er war gerade im vernünftigen Zustand und verkündigte mir, daß ich meines Helferamts enthoben sei; er hatte es soeben im „Schwäbischen Merkur" gelesen. Nach meiner Rückkehr traf ich einen Brief von dem freundlichen Herrn Vetter, der mir seine wohlwollende Verwendung bei dem König und ihren Erfolg meldete; es hieß darin: „Sie wurden dem König als ein etwas feuriger junger Mann geschildert." So war ich denn erlöst, aber wie weiter? Vorerst beschloß ich, ferneren Gebrauch von der Berechtigung zu Vorlesungen zu machen, und arbeitete eine zweite aus, über Ästhetik. Ich fand damals den Übergang vom Schönen zum Erhabenen, von da zum Komischen, den ich später in meiner Schrift „über das Erhabene und Komische" entwickelt habe*). Die konkrete Kunstlehre fiel natürlich noch mager aus; was ich z. B. über die Säulenordnungen vorbrachte, war aus Sulzers Theorie der schönen Künste und Wissenschaften geglaubt; man vergesse nicht, daß zu Otfr. Müllers Handbuch, aus dem ich nun endlich doch lernte, was Archäologie ist, der Bilderatlas noch fehlte, und bedenke, daß rings um mich nicht Rat noch Hilfe war; ich habe

*) S. hier oben Band IV S. 3—158. A. d. H.

in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt. — Im Jahre 1836 erschien das oben genannte „Jahrbuch schwäbischer Dichter", worin ich als „Treuburg" figuriere; findet man den Namen affektiert, so darf ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß es der Ehrenzuname eines Ahnvaters ist, der zu Melacs Zeiten als Geißel nach Frankreich gieng. Unter den Gedichten, die zu den alten Lukubrationen neu hinzugekommen waren, darf ich am ehesten den „Wasserfall" nennen, entstanden aus Eindrücken der Salzburger Reise. „Faustische Stimmen" und „Stille" sind Töne aus den schon erwähnten Schwermutsstimmungen, aus denen man ersieht, daß ich mich mit dem Nihilismus trug lang ehe Schopenhauers Schriften bekannt wurden; von dem freilich schon 1819 erschienenen Buch: „die Welt als Wille und Vorstellung" wußte ich so wenig als die Meisten. Wie „der Wasserfall", „die Hyazinthe" und „Was sich in Cannstatt" usw. in diesem Jahrbuch, so zeigen auch ein paar lyrische Beiträge zum „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1834" von Chamisso und G. Schwab, („Wunder" und „das Kätzlein"), daß diese Seelenschatten nicht ohne Lichtstreifen waren, welche Aufhellung versprachen*). Die Novellen: „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner" und „Cordelia", waren in Maulbronn fertig geworden, sie sind mir wenigstens Übung in der Kunst des Erzählens gewesen**). — Der Hauptinhalt des Jahrbuchs ist von Eduard Mörike. Ihn hatte ich als Knabe früh aus den Augen verloren, denn drei Jahre älter zog er aus unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt schon 1818 ins Kloster Urach (sein Gedicht: „Besuch in Urach" zähle ich zu seinen schönsten); in Tübingen studierte er noch ein Jahr mit mir, aber ich kam nicht in seinen Kreis; erst seit wir ausstudiert hatten, traten wir uns näher und wurden aus den zwei Landsleuten Freunde. Er las mir eines Tages einen großen Teil aus dem Manuskripte seines „Maler Nolten" vor; es ist mir eine unvergeßliche Stunde; Mörike war damals Vikar, später, in seinen besten Jahren, Pfarrer auf dem Lande, zuletzt Lehrer der deutschen Literatur am Katharineninstitut in Stuttgart.

*) S. Lyrische Gänge von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, und Dichterische Werke von Fr. Th. Vischer, Leipzig, Verl. d. weißen Bücher 1917, 3. Bd. A. d. H.

**) S. Allotria von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Bonz, 1892, und Dichterische Werke Bd. 5. A. d. H.

Seiner lyrischen Ader, voll, rein, echt, wie wenige, war die idyllische Stille günstig; seine epische, die so viel versprechend in jenem Romane sich ankündigte, konnte in der Ferne von der Welt wohl zu kleineren phantasie- und humorreichen Erfindungen, nicht zu größeren, umfassenden Lebensbildern gedeihen, und so weit, als die Verhältnisse ihn hinderten, sich im Weiten umzuschauen, muß ich ihn zu den Opfern unserer wirtembergischen Klosterbahnen zählen; aber auch so hat er des unbedingt Schönen genug geschaffen für die Unsterblichkeit*). Was ich ihm verdanke, brauche ich nicht auseinanderzusetzen; eine wirkliche Dichternatur unter den Lebenden zum Freund haben, dies ist ein Gut, dessen Wert keines Rühmens bedarf.

Nun aber stand die Frage: was werden? immer noch unbeantwortet am Horizont. Wenn man bedenkt, daß heute noch nicht alle unsre Universitäten einen Lehrstuhl für Ästhetik und deutsche Literatur haben, so wird man eher begreifen, daß vollends damals, wo ein solcher, wenn ich nicht irre, nirgends errichtet war, mir der Gedanke nicht von selbst kam, in diesen Fächern als Privatdozent mein Glück zu versuchen. Es bedurfte erst eines Anstoßes. Ehe dieser kam, gedieh die innere Abblätterung des Kirchlichen bis zu dem Grade in mir, daß ich, als eines Sonntages mich die Reihe traf, in der Stadtkirche die „Kinderlehre" (Katechese) zu halten, und zwar über die Himmelfahrt Christi, mich einfach für insolvent erklärte. Die Kollegen bestritten mir heftig eine solche Berufung auf innere Unmöglichkeit, aber ich blieb starr, und so entschloß sich denn endlich doch eine edle Seele unter ihnen, das Opfer für mich zu bringen. Meine letzte kirchliche Funktion war die Austeilung des Abendmahls in der

*) (Anmerkung 1882.) Als ich den obigen Satz niedergeschrieben, blieb mir das Gefühl, daß hier die Wahrhaftigkeit, wie sie selbst gegen den Freund, ja gerade recht gegen ihn Pflicht ist, noch einen Zusatz erfordre; beengt von den gesteckten Raumgrenzen gelangte ich nicht dazu, den Punkt genauer zu bestimmen. Mörike hat qualitativ Unsterbliches gedichtet, aber quantitativ hätte er dessen mehr schaffen können und sollen; der Umstand, daß ihn sein Lebensgang von ausgedehnterer Weltkenntnis abschloß, entschuldigt ihn nicht genügend, auch Kränklichkeit nicht, die in der Tat nicht sehr von Belang war. Er gab sich zu gern der Beschaulichkeit hin, die dem Dichter so natürlich ist, ihn aber auch leicht vergessen macht, daß er berufen ist, nicht nur zu schauen, sondern auch der Welt zum Schauen hinzugeben, was er schaut. — Seine Manen werden mir diesen Zusatz und seine Verspätung verzeihen.

Spitalkirche. In der Zerstreutheit meines Widerwillens wurde ich nicht gewahr, daß der Küster den Kirchenrock vergaß und mir das bloße Kirchenhemd über den Frack anzog; nach vollendetem Werke feierlich zur Sakristei zurückschreitend bemerkte ich erst die seltsame Unvollständigkeit meiner Gewandung; glücklicherweise war sie wohl den Spitalleuten entgangen und ich der einzige Zeuge der Komik in meinem Abgang von der Bühne der Kirche.

Der Anstoß kam. Ein reiner Zufall hat mich auf meinen Weg geführt. Eines Tags sagte Strauß zu mir: Du, da hat sich Einer als Privatdozent für deutsche Literatur gemeldet; ich meine, das könntest du auch. Und ich: „So? Ja, das ließe sich ja versuchen.“ Der Gemeldete war Adelbert Keller; es war nicht feindselige Nebenbuhlerhandlung, daß ich neben ihm auf den Plan eilte, sondern die eiserne Notwendigkeit, denn da war auf der weiten Welt kein anderer Rat. Die verschiedenen Fächer haben sich später naturgemäß zwischen ihm und mir friedlich verteilt.

Mit leichtem Entschlusse verließ ich denn vermögenslos, wie ich war, eine Laufbahn, die ein gesichertes Brot mir vor den Mund hielt; gar Mancher nannte meinen Schritt verrückt und mit meiner besorgten Mutter hatte ich einen schweren Kampf. Ostern 1836 verbrannte ich die Schiffe hinter mir, disputierte im folgenden Winter über einige Thesen, die meiner gleichzeitig erschienenen Schrift über das Erhabene und Komische entnommen waren, und schlug mit meinem Schildknappen, dem jetzigen Prälaten von Gerok, den ich unter den Studierenden zum Respondenten für mich erkoren hatte, mich so ordentlich durch, daß die Sache ganz vergnüglich ablief.

Von da an ist mein Leben öffentlich und ich kann mich kürzer halten. Zuerst habe ich eine Gunst des Glücks zu erwähnen. Schon im Jahre 1837 wurde ich zum außerordentlichen Professor ernannt; Eschenmayer war gestorben, ich erbot mich neben meinen Fächern auch zu philosophischen Vorlesungen; mein verehrter, wohlwollender Lehrer Baur war in jenem Jahre Rektor und konnte mein Gesuch mit Berufung auf den Erfolg meiner ersten Vorlesungen als Repetent und Privatdozent so kräftig unterstützen, daß die Gegner im Senate nicht durchdrangen. Ich habe jedoch nur zwei philosophische Vorlesungen gehalten: zuerst eine Darstellung des Hegelschen Systems, später Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften.

An dieser zweiten machte ich die Erfahrung, daß ich in der Philosophie nicht produktiv sei; ich hatte einzelne selbständige Gedanken vorzubringen, begründete die Umstellung gewisser Teile des Hegelschen Systems, aber eine fruchtbare prinzipielle Idee zu einem Neubau auch nur wesentlicher Hauptteile gab mir der Geist nicht ein. Daß die Art von Metaphysik, die nach der naturwissenschaftlichen Induktion nicht umschaut, sich mit Hegel eigentlich ausgelebt hatte, erkannte die Zeit nicht und ich nicht. Aber dies geschichtliche Punktum — oder besser Semikolon — hätte, falls ich es auch erkannt, mich nicht über mein Unvermögen getäuscht; ich sah ein, daß ich nichts mehr zu sagen habe, wo Anschauung und Phantasie nichts mehr zu sagen hat, daß ich aber allerdings mit Hilfe der Philosophie über das Gebiet, worauf die Natur mich gewiesen, mehr zu sagen habe, Tieferes und Klareres, als wer ohne diese Führerin, ohne ihre Disziplin, wer ohne Dialektik, ohne den Sinn der Einheit, des Unterschieds und des Flusses zwischen beiden, den nur die Philosophie ausbildet, an Stoffe der äußern und innern Erfahrung geht. So wurde mir die Philosophie zum Schlüssel, zum Werkzeug, aber sie blieb mir treu noch in ganz anderem Sinne, in jenem, den ich schon oben angedeutet habe. Nicht die Summe dessen, was man durch Philosophieren herausbringt — sie ist klein genug —, aber das Philosophieren gibt dem geistigen Auge einen Sehwinkel, dessen Werte kein Wert irgendeines Gutes auf der Welt gleichkommt. Und erwähne ich auch nur den Gewinn an Genuß im Elemente des Komischen, den es abwirft, wenn man mit geübter Denkkraft zuhört, wie sich die Menschen in Verstandes-Distinktionen verwirren, so habe ich dem, der das kennt, schon übergenug gesagt. Es wird nicht zu stolz gesprochen sein, wenn ich hinzusetze, daß der Hintergrund solchen Gewinns für die humoristische Betrachtung doch wohl erhabener Art sein müsse, da der genannte Sehwinkel nur von einer Stellung in der Höhe herrühren kann. — Ich werde hier nicht verfolgen können, wie ich aus Hegel allmählich herauswuchs. Zur Zeit, als der erste Band meiner Ästhetik erschienen war, schrieb mir Strauß: „mir steckt Hegel nur noch wie ein wackeliger Zahn im Munde"; es war bei mir noch ein nur etwas erschütterter Stockzahn, erschüttert jedoch allerdings, wie jeder finden wird, der nicht nur auf die Knochen, sondern auch auf das Fleisch des Buches sieht. Doch nie-

mals so habe ich mich von Hegel befreit, daß ich ihn nun einfach für abgetan hielte. Abgetan ist die logische Konstruktion des Weltalls, abgetan die Dialektik, die ihre Bewegungen für Weltbewegungen hält und aus dem Begriffe die Natur herausspinnt; nur daß die Philosophie an die Stelle dieses als falsch erkannten Herausspinnens noch nichts Besseres zu setzen vermocht hat; denn wenn doch der Monismus die einzig wahre Weltansicht ist, wenn also Natur und Geist an sich Eines sein müssen, wer hat denn bis jetzt erklärt, w i e sie Eines sind, wie die Natur aus dem Geist oder wie der Geist aus der Natur kommt, wie und warum es so ist, daß beide als ein so furchtbarer Gegensatz erscheinen? nicht abgetan ist Hegels Dialektik, sofern sie lehrt, die Welt als eine flüssige zu betrachten, die Entwicklung und den Widerspruch zu begreifen. Hegel hat die Endlichkeit, die bloß relative Giltigkeit der sämtlichen Reflexions-Unterscheidungen aufgewiesen wie kein anderer Philosoph, und dies bleibt unvergänglich im unbedingten Werte. Es bestraft sich in den jetzigen Kämpfen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie schwer genug, daß man meint, ihn zum alten Eisen werfen zu dürfen; man behandelt Gegensätze, die im innersten Grunde der Dinge keine absoluten sein können, als absolute, wie wenn nie ein Hegel das abstrakte Entweder Oder durch sein Weder Noch, sein Sowohl Alsauch widerlegt hätte. Dies angewandt eben auf den Grundgegensatz aller Gegensätze, den der Natur oder schließlich der Materie und des Geistes, so sind die Materialisten und die dualistischen Idealisten k o m i s ch gegenüber der Klarheit, welche das Denken aus Hegels Dialektik schöpft. Aber auch von einer gewissen Seite seiner Ethik hat keine neuere Wendung der Philosophie mich ganz trennen können. Hegel hat allerdings falsche, unfreie Konsequenzen aus seinen Prämissen von der streng objektiven Natur der Pflicht, des Gesetzes, des Staates gezogen, aber ich glaube, daß diese Prämissen Recht haben gegen den üppig wuchernden Individualismus der Zeit. Eine der Früchte dieser Zeitrichtung ist der Pessimismus. Wenn der Alte noch lebte, möchte ich gerne zusehen, wie er über die Blasierten käme und ihnen — schwerlich sehr höflich — einschärfte: arbeitet, statt zu brüten, so werdet ihr euch aus dem Rachen des Ungeheuers Zeit und des Weltelends ins Ewige erheben, oder, wenn ihr doch arbeitet, warum arbeitet ihr, die Lust und den Segen der Arbeit zu untergraben?

Im Sommer 1839 trat ich die Reise nach Italien an, im Frühling 1840 fuhr ich nach Sizilien über und von dort über Malta nach Griechenland; ich kehrte im Herbste dieses Jahres zurück. Ich werde nicht wiederholen, was Tausende über die Frucht der Anschauung der klassischen Länder geschrieben haben. Im Ganzen und Großen genügt es, zu sagen, daß ich gar nicht wüßte, wer der ist, der noch übrig bleibt, wenn ich es vermöchte, von mir auszuscheiden, was ich dieser Reise verdanke. Italien hat es mir angetan wie unzähligen Anderen, es trieb mich immer wieder hin, ich bin noch acht Mal dort gewesen, habe auch da und dort etwas über diese Besuche geschrieben, war aber, wie billig, immer weit entfernt, eine eigentliche Reisebeschreibung herauszugeben. Sehr wenig vorbereitet zog ich damals aus, man kennt die Armut der Literatur jener Zeit über Italien und seine Kunstgeschichte. Fr. Kuglers eben erschienene Geschichte der Malerei und Otfried Müllers Handbuch der Archäologie waren fast mein ganzes Vorstudium. Statt aller anderen Lücken meines Kennens will ich anführen, daß mir die vorraphaelischen Schulen und Meister nur Namen waren. Wenn ich jetzt nach Italien komme, wünsche ich immer, noch einmal einen Fiesole, Dom. Ghirlandaio, Perugino, Fr. Francia zum ersten Male sehen zu können. Das Entzücken über die rührende Unschuld, innige Anmut und herrliche Naivität dieser Quattrocentisten hätte mich zum Nazarener gemacht, wäre nicht sonst dagegen gesorgt gewesen. Doch ich muß abbrechen, sonst könnte ich kein Ende finden, müßte von den großen Cinquecentisten, von den späteren Meistern, von der Antike, von Land und Leuten schreiben, wie alles das auf mich gewirkt, und es würde doch nichts zu Tage kommen, als ein neues Beispiel der Tränkung, Umbildung, Befruchtung nordischer, subjektiver, zu sehr nach innen lebender Menschennatur durch die große, freie, objektive Natur des Südens, der klassischen Kunst und der Renaissance. „Subjektiv“: auch ich trug ja nicht wenig des trüben Wesens in mir um, das „über sein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu späh'n, still in Betrachtung versinkt“. Man weiß, wie die Größe Roms den staunenden Gast anfangs bestürzt und niederschlägt, dies summierte sich in den ersten Wochen auch in mir mit dem kranken Überschuß von Innerlichkeit im nordischen Naturell und so wandelte ich recht melancholisch durch die Straßen und Ruinen; aber dann erlebte auch ich, daß der

Geist sich aufrichtete, die Kleinheit seines grüblerischen Ich vor einer so erhabenen Welt vergaß, hingab, hinwarf und die ausgeweitete Seele gesund und heiter wurde. Nach fleißiger Tagesarbeit, emsigem Laufen und Schauen genoß man muntere Abende in einer echt römischen Osteria und würzte den Trunk auf gut studentisch mit fröhlichen Gesängen. Ich kann die braven Kameraden, Künstler und Kunstfreunde nicht aufzählen, nur der Verstorbenen sei kurz gedacht: des alten Reinhardt, der, in den achtzig noch frisch, die feste Grundsäule unseres Zirkels bildete, Schirmers aus Düsseldorf, Reinicks aus Dresden, des talentvollen Bildhauers Kümmel aus Hannover, des dicken, geistvollen, sprudelnden Rahl aus Wien. Anselm Feuerbach, der Archäolog, kam in jenem Winter an; ich sah mit ihm die Villa Ludovisi und vergesse nicht den stöhnenden Laut des Entzückens, mit dem er vor die Junobüste trat; auch Otfried Müller war gleichzeitig in Rom, ich sah ihn jedoch nur in den Sammlungen, er lebte in einer Anstrengung, deren Unablässigkeit ihn bald nachher in Griechenland getötet hat.

Auf der Überfahrt nach Sizilien erlebte ich zum ersten Male einen Sturm; er dauerte vierundzwanzig Stunden; ich war so glücklich, nicht seekrank zu werden, also das große, einzige Schauspiel mit klaren Sinnen betrachten zu können. Als ich mich endlich in meine Koje niedergelegt, war mir beschieden, noch einmal Prediger zu werden. Ein Kapuziner jammerte und weinte so unerträglich, daß ich ihm vorhalten mußte, ob denn er, der vom täglich Sterben täglich sich und anderen vorpredige, sich nicht schäme vor mir, dem Weltmenschen, den er ganz ruhig sehe? Natürlich blieb meine Erbauungsrede ohne Erfolg. — Nach der Ausschiffung klärte sich das Wetter auf und ich durfte Palermo mit den unvergleichlich schönen Formen des Monte Pelegrino im Glanze der Sonne und des tiefblauen Himmels genießen. Die Reise durch die Insel machte ich mit einem Russen, Baron Chludow (ob er wohl noch lebt?), unter schweren Strapazen durch fast beharrliches Unwetter; bald Schirokko, bald tagelange Schirokko-Sturzregen, bald Sturmwind waren gegen uns verschworen, die Wege großenteils in Moräste verwandelt, in welche die Maultiere öfters bis an die Brust einsanken, die Flüsse angeschwollen und, da vielen die Brücke fehlte, der Durchritt sehr schwierig und gefahrvoll. Diese Übel trübten, wie sich versteht, nicht wenig den Blick und die

Stimmung; doch war uns vergönnt, wenigstens die Hauptpunkte unserer Reise, Segest, Selinunt, Girgenti, Syrakus bei freundlicherer Laune des Wetters mit ungestörten Sinnen bewundernd zu schauen. Taormina lag nicht auf unserer Linie; hätte uns der Himmel begünstigt, so hätten wir den Umweg natürlich nicht gescheut; wen schmerzte es nicht, dieser Stelle der Welt nahe gewesen zu sein und sie nicht gesehen zu haben? — Die Räubergefahr war damals nicht so groß wie jetzt, doch mahnte unser Maultiertreiber Stefano an manchem Abend zu vorsichtiger Eile und nötigte uns, gegen die müden Saumtiere die puntarella zu gebrauchen. Er ist später von Räubern ermordet worden; „was macht Stefano?" fragte ich acht Jahre nachher Cavallari, den in der Kunstliteratur wohlbekannten Architekten von Palermo; hier hatte ich ihn kennengelernt und sah ihn nun 1848 in Frankfurt wieder, er kam von Göttingen, wohin er sich als politischer Flüchtling gewendet und als Dozent habilitiert hatte; jetzt amnestiert, berührte er auf der Heimreise die Mainstadt; man kennt in Palermo die einzelnen Fremdenführer, so erhielt ich denn die Auskunft: „è ucciso dai ladri, il povero." Die Strapazen und Gefahren waren in Griechenland noch ganz andere als in Sizilien; ich erwähne sie, weil es heilsam ist, auch Solches durchzumachen; es ist ein gesundes Stahlbad für ein Studierstubenleben; man sollte jeden Gelehrten einmal hineinstoßen, ihn auch nur einmal versuchen lassen, wie es tut, ein paar Wochen lang ohne Bett und Stroh auf Erde oder Brettern zu schlafen. — Von Syrakus nach Malta, von da nach der Insel Syra fuhr ich im herrlichsten Wetter und werde namentlich die wunderbaren Mondnächte nicht vergessen, die stets am Schiffe spielende Delphine und den schönen, bleichen, schlanken, jungen Mönch, der mich in unsern nächtlichen Gesprächen zur katholischen Kirche zu bekehren suchte. Er gestand ehrlich und liebreich seine Absicht und ich sehe ihn noch vor mir, wie er, da ich ihm die Hoffnung genommen, im Mondschein die Arme erhebt und seufzend ausruft: „mi fa dolore, perchè avrei tanto desiderio, di rivedervi nel paradiso!" Ich kam am Ostermontag in Athen an bei kaltem Regen, der auf dem Hymettus und Pentelikon als Schnee niederfiel. Doch bald klärte sich das Wetter und am Dienstag darauf beleuchtete die Sonne Griechenlands die Akropolis und malerische Gruppen tanzender Griechen am Theseustempel; es ist ein

nationaler Festtag und geht die Überlieferung, daß dieser Tanz von Theseus eingeführt sei und das Labyrinth von Kreta darstelle. Ich darf im Erzählen und Schildern dieser ersten Tage nicht fortfahren, denn so eben entsinne ich mich, daß ich bereits im Zuge bin, zu wiederholen, was ein Aufsatz in den Jahrbüchern der Gegenwart („Populäre Archäologie" 1844) schon gebracht hat. Dieser bricht ab, wo man ein Bild der Akropolis und der Aussicht von ihrer Höhe erwartet*). Seither ist über diese wunderbare Stätte, ist über Griechenland überhaupt so viel geschrieben, daß es mir nicht schwer fällt, in einer biographischen Skizze, die nicht zugleich Reisebeschreibung sein will und soll und die noch so Manches zu berichten hat, mich auf Weniges zu beschränken. Wenn ich vorerst hinzusetze, daß ich das Starke, Strebende, Denkende, die Schnellkraft in jenem begabtesten aller Völker nun auch aus der Natur seines Landes begriff, welche viel gedrängter als die italienische, das Herbe, Steinige, Steile, streng und scharf individualisierte Formen an das Lachende, Weiche, sanft Geschwungene schiebt, — auch darauf darf ich nicht eingehen, denn es ist besprochen in meiner Ästhetik (Lehre vom Naturschönen***). Es wird erlaubt sein noch anzuführen, daß ich einige Teile der Reise in Vorträgen vor größerem Zuhörerkreis zu verschiedenen Malen, in Tübingen, Zürich, Stuttgart behandelt habe; ich erwähne es zum weiteren Beweis, daß ich darum, weil ich kein Buch darüber geschrieben, nicht meinte, die Früchte dieses Lebensgangs für mich behalten zu dürfen. In die Zeit des ersten Aufenthalts zu Athen fällt das heitere Festmahl, das die Universität dem vor mir angekommenen Otfried Müller auf „Platos Akademie" im attischen Ölwalde gab und wozu ich miteingeladen war; es gieng sehr munter zu bei dem gebratenen Lamme, das zuerst unzerlegt feierlich um den Tisch getragen wurde; man sang alte Studentenlieder, Gaudeamus igitur und andere, die meisten Professoren hatten in Deutschland studiert. Wir ahnten nicht, daß sobald darauf Gott

*) Der Aufsatz ist mit der Überschrift: „Aus einer griechischen Reise" mit Weglassung des Anfangs und Endes, dagegen mit Hinzufügung eines neuen Stücks („Ritt von Lamia auf den Othrys") in das erste Heft der gegenwärtigen Sammlung aufgenommen**).

**) S. hier oben S. 3—38. A. d. H.

***) S. die Paragraphen 264, 279, 325, 348f. A. d. H.

Apollo den Ehrengast mit seinen versengenden Pfeilen töten werde. Von Deutschen traf ich in Athen noch Hansen, Roß, Urlichs; die Abende brachte ich heiter mit deutschen Offizieren zu; zwei derselben waren mit Griechinnen verheiratet, die uns gern griechische Lieder sangen und mich gewöhnlich mit καλὲ διδάσκαλε (guter Lehrer) begrüßten; einer der lustigsten im Kreise war Tiedemann, beliebt und sehr geachtet bei allen Kameraden; neun Jahre nachher stellte ihm in der Ferne seine bewegliche Phantasie den badischen Aufstand als einen idealen Kampf vor, führte ihn als Kommandanten in die Mauern von Rastatt und in den Tod. Er hatte sich inzwischen auch mit einer Griechin vermählt und man hörte ihn in seiner letzten Nacht bitterlich um seine Kinder weinen. — Ein Landsmann, Doktor Röser, Leibarzt des Königs, meldete mich ohne mein Vorwissen bei diesem zur Audienz; jugendlich schön stand Basileus Othon in seiner griechischen Nationaltracht vor mir neben der reizenden Blondine, seiner Gemahlin; 1858 habe ich ihn wiedergesehen im Glaspalast zu München, noch in griechischem Kostüm, das Angesicht von Erfahrungen und Sorgen zerfurcht und welk, noch später als vertriebenen König im fränkischen Zivilkleide. Unter Griechen war es Professor Philippos, mit dem ich in freundschaftlichen Verkehr kam. Ein Glücksstern führte mir zum Begleiter auf der Reise im Festlande den Professor Göttling von Jena, den wohlbekannten Philologen zu, eine der liebenswürdigsten Naturen, die ich im Leben kennen gelernt habe; Gemeinschaft mit einem solchen Mann in Mühsal und Gefahr auf heißen Ritten durchs wilde Land, aber auch Gemeinschaft im Entzücken der Anschauung so erhabener Bilder: dies muß wohl Freundschaft gründen. Zugleich war mir vom größten Gewinn, mit einem Philologen zu reisen, der ganz anders als ich mit Kenntnissen ausgerüstet war. Eines Abends, als wir verspätet von Dawlia (Daulis) aufgebrochen, bei rauhem Wind in die Felstäler des Parnasses hineinritten, hielt Göttling plötzlich sein Pferd an: „halt, hier muß die τρίοδος sein!“ Wir waren an dem Scheideweg angekommen, wo nach der finsteren Sage Ödipus seinen Vater erschlagen hat. Dieser Moment und die folgenden Nachtstunden gehören unter die Erinnerungen, die sich mir am stärksten eingeprägt haben. Wir ritten nun den Weg, den der Unselige von Delphi herab nach Theben gewandelt ist, aufwärts durch rauhes Gestein in der

finsteren Schlucht, in deren Tiefe der Pleistos rauscht, wir wußten, daß eine grausame Klephtenbande in jenen Gegenden spukte; in einem einsamen, leer stehenden Khani wollten die drei Agogiaten (Pferdebesitzer, die mitlaufen), Leute, denen nicht zu trauen war, durchaus übernachten, ich war entschieden dagegen; die zwei Chorophylaken (Gens d'armes) stimmten mir bei, — wir sind nie ohne dieses schützende Geleite gereist, das uns ein Ferman des Oberst Rosner verschaffte, eines Bayern, dessen großes Verdienst in Schaffung dieses Korps auch von den Griechen hoch anerkannt war —; Göttling aber, immer vor Allem human und häufig nicht hart genug für solche Situationen, wollte sich vom Mitleid mit den ermüdeten Leuten erweichen lassen; wir setzten unsern Willen durch, die Agogiaten ließen uns im Zorn mit ihren Pferden ziehen und traten in die Hütte ein; nach einigen hundert Schritten kamen sie doch nachgerannt; einer von ihnen, ein Alter mit echt neugriechischem Raubvogelprofil, riß sein Fes herunter, warf es vor dem einen Chorophylax, einem Manne von antiker Schönheit, einem wahren Achill, zu Boden, trat darauf — ein Zeichen der Verwünschung — und verfluchte den König; der Wächter zog aus und gab ihm eine so volle Ohrfeige, daß er fiel; ich sehe ihn noch im Mondschein über den Rasen hinkugeln; es wirkte und man zog friedlich weiter; das Gestirn beschien unsern Weg, seit wir aus der stundenlangen Schlucht heraus waren, und nun wurde es leicht, die verdrießliche Szene, Gefahr und Müdigkeit zu vergessen, denn jetzt erschienen schimmernd im Lichte des Schnees, der sie noch bedeckte, die zwei Gipfel des Parnasses auf dem schwarzblauen Grunde des griechischen Nachthimmels. Wir übernachteten im hohen Gebirgsdorf Arachowa, sahen am andern Morgen Delphi und tranken aus der kastalischen Quelle.

Zu den großen Erinnerungen der Reise gehört denn ferner der Ritt von Lamia auf das Othrysgebirge, von dessen Höhe wir den Olymp sahen; Göttling hat den herrlichen Tag beschrieben (Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Altertum B. 1) und nicht versäumt zu erzählen, wie uns dort oben im Kloster Antinizza der alte Papas mit dem langen Silberbart bewirtete, wie wir das gebratene Lamm im Rebengrün am Boden sitzend schmausten, mit Wein in silberner Schale bedient von malerisch national gekleideten Horophylaken (Grenzwächtern), im warmen Gespräch mit Oberst

Perrhaibòs, dem alten Türkenkriegshelden, wie wir mit kriegerischem Geleite in der herrlichen Nacht wieder nach Lamia hinabritten, während feuerrot der Mond hinter dem Öta aufstieg, dort, wo einst Herakles aus Flammentod zu den Göttern aufschwebte*). Man mag sich denken, welche Bilder vor unserer Seele schwebten, als wir den Grabhügel des Leonidas und seiner Spartaner bestiegen. Wir sind dann dem euböischen Meerbusen zugeritten, haben Chalkis und dort den Philhellenen Oberst Fabricius besucht und unser letzter Halt auf dem Rückwege war Marathon.

Vom Peloponnes habe ich nur Epidaurus, Nauplia, Tirynth, Argos, Mykene, Korinth gesehen, ich entbehrte meinen lieben Begleiter Göttling, der ihn schon bereist hatte. Einzeln reisen ist in Griechenland äußerst schwierig, und, wenn man es nicht wagen will, sich auf die Begleitung des Agogiaten zu beschränken, sondern Reisediener (der zugleich Dolmetscher ist) und Gendarmen mitnimmt, sehr kostspielig, in beiden Fällen ungemütlich, da man sich nicht aussprechen und mitteilen kann. In Nauplia, von wo ich die Reise nach Patras antrat, gab mir Oberst von Hitz (später General in Bayern) einen Unteroffizier der Artillerie, der italienisch sprach und nach Korfu, seiner Heimat, in Urlaub reiste, als Führer und Beschützer mit; ich hatte ihm dafür Zehrung und Pferd zu zahlen. Hinter Mykene, im felsigen Paß Treton, nicht weit von Nemea, zeigte mein kriegerischer Hort eben nicht den Mut, den ihm die Nähe der Herkulestaten hätte einflößen sollen; es war nicht geheuer, dort

*) Ich habe also diesen Tag (vergl. Heft 1 dieser Sammlung und die Anmerkung S. 305 im gegenwärtigen Heft) nun dennoch auch erzählt. Den Grund, warum ich es mir nicht versagen wollte, gibt eben der Zusatz im ersten Hefte: „Ritt von Lamia auf den Othrys" an**). Man wird es nicht unstattbaft oder beschwerlich finden, wenn zwei dasselbe erzählen, das sie miteinander erlebt haben, auch bedarf es keiner Versicherung, daß von einer Absicht, die lebensvolle Beschreibung Göttlings zu übertreffen, nicht die Rede sein kann. — Der nächstfolgende Text dieses Lebensgangs enthielt im ersten Druck einige Züge zur Beschreibung des Thermopylenpasses, dann des Schlachtfelds von Marathon. Dies ist jetzt abgekürzt, weil ich den Besuch beider Stätten im ersten Heft, eben im Zusatz zu dem Artikel: „Aus einer griechischen Reise" ebenfalls erzählt habe. Am folgenden Tag gieng es durch die Thermopylen.

**) Hier oben S. 23—38. A. d. H.

waren grausame Räubertaten vorgefallen, seit die Wildheit des Klephten sich mit dem Hasse gegen den Fremden verband; der Korfiot sah immer ängstlich umher, fragte mich, ob ich Waffen habe, und öffnete, da ich nur zwei Terzerole bei mir führte, seinen Koffer, worin er außer dem Säbel, den er trug, noch einen zweiten bewahrte, den er mir nun übergab, — natürlich alles gleich Null, wenn wir überfallen worden wären, da die Klephten nur in überlegener, wohlbewaffneter Mehrzahl angreifen. Endlich gelangten wir an einen Posten von Chorophylaken, ich zeigte meinen Ferman vor und bekam zwei Albanesen, wildfremde Kerle mit Türkenbunden, die auch griechisch nicht sprachen, zu Begleitern bis Korinth. Ich schweige von dem tragischen Bilde der Stätte, wo einst alle Herrlichkeit der Welt vereinigt war. Die Fahrt im Segelschiff auf dem korinthischen Meerbusen war nicht lange auszuhalten: Windstille, Gluthitze, dann Gegenwind, daher stieg ich in Vostiza aus und hatte von da noch einen zwölfstündigen Marterritt auf schrecklichen Wegen unter Durstqualen des verlechzten Gaumens an der Küste hin nach Patras zu überstehen, wo mich endlich ein ordentlicher Gasthof „εἰς τὴν ἀρμονίαν“ empfieng. Als ich am andern Morgen das Dampfschiff betrat, das mich nach Triest bringen sollte, rief es in mir: ach, hier, Gottlob! ganz hin oder gar nicht! Man muß wissen, welche Verstümmlungen die Klephten ausübten, um dieses Aufatmen des Erlösungsgefühls ganz zu verstehen. Nun war die Fahrt wieder herrlich. Bald erschien südlich Zante, dann steuerten wir nahe an Ithaka (westlich) vorüber. Ich hatte meinen Homer bei mir und schon auf der Fahrt nach Syra, zwischen den blauen Inseln hinschwebend, mich aus ihm erbaut. Man mag sich die Andacht vorstellen, mit der man die Odyssee liest, wenn statt kahler Schulwände die Heimat des Dulders dem Leser vor Augen steht.

Die Quarantäne in Triest war überstanden, Wien wieder gesehen, einige Wochen blieben von meinem Urlaub, die ich verwandte, die Nachwehen eines Ansatzes von griechischem Fieber, der in Nauplia mich befallen hatte, in Gräfenberg mit Wasser zu bekämpfen, — von Griechenland in die Waldberge Schlesiens geschleudert und vom Priesnitzhumbug umgeben! Doch in meinem einfachen Falle tat die Kur gut und gründlich erfrischt kam ich in Stuttgart an.

Hier begegne ich auf meinem ersten Ausgang einem jungen

Manne, einem Buchhändler, den ich in Athen kennen gelernt hatte. Mit aufgerissenen Augen ruft er mich an: „Ja, was tun denn Sie da?" „Nun ich werde doch existieren dürfen." „Sie sind ja aber gestorben!" Das Rätsel löste sich damit, daß ihm auf der Heimreise ein Gerücht zugekommen war, das mich mit Otfried Müller verwechselte und für tot ausgab.

Ich eilte zuerst zu meinem Bruder, damals Pfarrer in einem Dorfe auf der schwäbischen Alb, war nun plötzlich in tiefer Stille und entschlummerte nach so bewegtem Leben unter dem Rufe des ländlichen Nachtwächters, dem Plätschern des Brünnleins.

Eine formelle Veränderung, die ich nach meiner Rückkehr in meinen Vorlesungen durchführte, will ich nicht übergehen. Ich hatte bis dahin durchaus vom Manuskript abgelesen, die Befreiung von dieser Fessel für eine Unmöglichkeit gehalten. Noch auf der Reise wurde beschlossen, daß dies anders werden müsse, und dann dem Beschluß Folge gegeben. Von da an habe ich nie einen Vortrag geschrieben, sondern nur eine Skizze entworfen, öfters durchdacht und dann frei gesprochen. Ich verweise auf das Vorwort zu meiner Rede: „Der Krieg und die Künste"*). Ich will keine Gelegenheit vorüberlassen, gegen den abgelesenen Vortrag, der immer leblos bleibt, mich auszusprechen, in Hoffnung, daß ich doch den Einen oder Andern bekehre. Die freie Rede ist allerdings erschwert, wenn man gut sieht und von Eindrücken des Auges leicht zu Vorstellungen gereizt wird. Die Arbeit ist dann eine doppelte, man hat es mit zwei Vorstellungsreihen zu tun, mit derjenigen, die der Gegenstand fordert, und mit derjenigen, die aus den Gesichtseindrücken entspringt. Da erkennt man einen Bekannten, dort ist einer unruhig, dort lächelt, dort schwatzt jemand; jeden Augenblick droht die Gefahr, daß, indem man solche Dinge bemerkt, auf die zweite Vorstellungsreihe zu viel Akzent falle; sie muß mit Gewalt niedergehalten werden, man hat nicht ein Paar, sondern ein ganzes Büschel von Zügeln in der Hand, da ist das Fahren nicht leicht. Wohl soll das Feuer den Redner tragen, aber hinter dem Feuer muß die Besinnung sein, und sie ist furchtbar bedroht durch die bunte Welt des Gesichtes. Ich gestehe, daß ich daher trotz aller langen Übung heute noch nie ohne Sorge und Spannung den Lehrstuhl besteige, daß ich mir zum Schutze gegen

*) S. hier oben Band II, S. 479 ff. A. d. H.

diese Gefahr aus dem Konzepte zu kommen, ganze Partien der Rede zu überspringen, mir ihre Gedankenfolge in strenger Vorbereitung mehr als einmal einprägen muß und daß der Schein der Leichtigkeit und Freiheit nur die Frucht harter Bemühung ist. Daher rede ich äußerst ungern und schwer, wenn mir die Zuhörer nahe sind, wie an der Tafel bei Trinksprüchen; ihre Nähe drückt auf mich, der Gedanke: da sitzen sie und warten, droht jeden Moment den Faden entzweizuschneiden. Nun zudem noch die Sorge, man möchte sich lächerlich vernennen, von den Ibichen des Kranykus sprechen u. dgl.! Kurz — es will Schweiß, ist aber auch „des Schweißes der Edeln wert".

Im nächsten Winter zog ich die Geschichte der Malerei, im übernächsten Shakspeare in den Kreis meiner Vorlesungen. Die erstere wurde durch die Unzulänglichkeit der vorhandenen Anschauungsmittel eine sehr mühsame Sache; die Bibliothek bot deren noch sehr wenig, Photographien gab es noch nicht. Den Shakspeare habe ich damals noch philosophisch zerstückt; ich konstruierte mir eine Einteilung: Grundidee, Charaktere, Schicksal, nahm die Dramen auseinander und preßte ihre getrennten Glieder in die Felder meines Rahmens; ein spezieller Teil über die Form sollte folgen und folgte nicht, weil er die Vorlesung über mehrere Semester ausgedehnt hätte*). Doch darf ich glauben, daß, was der Professor in der Anordnung verderbte, der Mensch in der Ausführung gut machte; denn stets gewohnt, mein inneres Leben, mein Selbst in den Gegenstand hineinzugeben, werde ich diese Zutat am wenigsten einem Dichter vorenthalten haben, der meine persönliche Neigung ist.

*) Es sei erlaubt hier eine persönliche Bemerkung anzuknüpfen. Ich habe eine Stelle in Rümelins Schrift: „Shakspearestudien eines Realisten", die von solchem abstrakt gewaltsamen Verfahren eines Professors spricht, auf mich gedeutet (s. Shakspearejahrbuch, Jahrg. II)**); er gab mir in einem sehr freundlichen Briefe die Erklärung, daß ich nicht gemeint sei; ich versprach ihm, bei Gelegenheit öffentlich zu sagen, daß er sie mir gegeben. Dies habe ich bisher nicht darum unterlassen, weil es mir irgend schwer geworden wäre, sondern verschleppt, vergessen. Eine Anmerkung Rümelins in der zweiten Auflage ist so gehalten, daß es mir scheinen will, er habe sich die Unterlassung mit Unrecht im ersteren Sinne erklärt.

**) S. hier oben S. 177ff. A. d. H.

Es verflossen heitere Jahre im Umgang mit jungen Kräften der Hochschule, denn ich hielt mich immer gern zu Jüngeren; es waren Dozenten, Assistenten und Stiftsrepetenten. Ich nenne die letzteren noch aus dem besonderen Grunde, weil ich dadurch einem obigen Worte nachhelfe, nämlich: „ich schämte mich meines Standes"; man wird nicht meinen, daß ich den Stand der höheren Volkserziehung in seinem wahren Wesen geringschätze; was ihm Unwesentliches geschichtlich noch anhängt, kann ja natürlich einen vernünftigen Menschen nicht gegen ihn blenden und gieng mich nichts mehr an, sobald ich dies Anhängsel, das gegen meinen Geschmack ist, nicht mehr an mir selbst tragen mußte. Unter den Repetenten in meinem Umgange waren Reuschle, Feuerlein, jener im naturwissenschaftlichen, dieser im philosophischen und theologischen, auch literar-historischen Gebiete seither bekannt und geehrt, Dörtenbach, nachher Geistlicher wie Feuerlein; ferner gehörten zur Tafelrunde in verschiedenen Perioden Schwegler und Zeller, die sich schon als Privatdozenten habilitiert hatten, Griesinger, der Kliniker und Irrenarzt, Roser, der Professor der Chirurgie, damals noch Assistenten, Doktor Kreuser in derselben Stellung, Vierordt, der Physiolog, als Professor berufen, Reichardt, Philolog, Bibliothekar im Stift, Karl Planck, der Philosoph, nach Reichardt in derselben Stelle, Maler Leibniz, den ich in Rom kennengelernt hatte, jetzt als Zeichenlehrer angestellt, später auf Grund gediegener kunstgeschichtlicher Vorträge zum Professor ernannt (er bewahrt ein Buch, worin wir als Karikaturen verewigt sind); Springer, der Kunsthistoriker, brachte einige Jahre in Tübingen zu und war mit in unserem Kreise. Schwegler unternahm und redigierte die Jahrbücher der Gegenwart, worin sich die geistigen Kräfte nach allen Richtungen der Wissenschaft in der Frische jugendlicher Männlichkeit rührten. Von jähem Tode ist dieser feine Geist frühe hingerafft, auch Kreuser, Reichardt, Dörtenbach, Griesinger sind in den besten Mannesjahren gestorben; man fühlt, wenn man altert, gar oft die Wahrheit des Goetheschen Wortes:

„Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns hinweggeschwunden".

Mein ehrwürdiger Freund Baur ermutigte mich gegen das Jahr 1844, mich zum Ordinariate zu melden, es wurde gegen die Mehrheit der Stimmen der philosophischen Fakultät im Senate durchgesetzt, daß ich vorgeschlagen wurde, die Regierung bestätigte im Herbst 1844 und ich hielt im Winteranfang die bekannte Antrittsrede, die mir eine Suspension auf zwei Jahre eingetragen hat*). Es waren darin freilich einige Stöße jugendlicher Leidenschaft geführt, die ich in meinen späten Jahren nicht kann vertreten wollen. Doch wußte man im Kreise meiner Zuhörer wohl, wie der „offene Haß", den ich ankündigte, eigentlich zu verstehen war. Man hatte gegen mein Vorrücken mit unrechten Mitteln gewirkt, hatte aus Stoff, der dazu nicht den Grund gab, den empörenden Vorwurf: Mangel an Charakterhaltung gesponnen und in ein Gutachten gesetzt. Ich kündigte solchen Gegnern in mir einen offenen Feind an, der nur mit geraden Mitteln kämpfen werde; aller und jeder Jesuitismus einer Partei, die eigentlich über der Volksreligion steht und sie aus Herrschsucht künstlich vor Lichtung hütet, war freilich unter dieser Erklärung leicht verständlich mitinbegriffen. Ich hatte wohl auch früher Viele schon gereizt und wußte immer, daß ich Krieg gegen Krieg zu erwarten habe, aber ich habe nie eines Gegners Privatpersönlichkeit angegriffen, nie sein menschliches Wohl, um seine Sache zu bekämpfen. Es ist bekannt, daß mir nun der „offene Haß", der solcher Kriegsführung galt, als Proklamation des Hasses gegen die Volksreligion gedeutet wurde, es ist ebenso bekannt, welcher Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broschüren gegen mich losgieng, wie auf den Kanzeln Lärm geschlagen wurde; da die Rede zu wenig Anhalt bot, riß man Äußerungen auf dem Katheder aus dem Zusammenhang, verdrehte sie schändlich (ich kann mit grellen Beispielen dienen), durchstöberte meine Schriften, mißdeutete den Sinn herausgeklaubter Stellen und erreichte endlich, daß ein für sich ganz freidenkender Minister dem allgemeinen Ärgernis zwei Jahre meines Wirkens glaubte als Opfer hinwerfen zu müssen. Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich tut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen,

*) S. hier oben Band I, S. 130—181. A. d. H.

daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt. — Diese Bitterkeit ist auch Strauß geblieben, man hatte gegen ihn genau nach dem alten Hauptpastor-Göze-Rezept, wie jetzt gegen mich, gehandelt. Noch seine letzte Schrift versteht man ganz und kann man sich zurechtlegen erst dann, wenn man diese Bitterkeit versteht. Doch er wurde für immer aus der Laufbahn gestoßen, ich nur auf zwei Jahre. Freilich konnte der Verfasser des „Leben Jesu" nicht mehr Theologie für künftige Kirchenlehrer vortragen; die protestantische Kirche hat formell Recht gehabt ihn auszustoßen, und er wußte es; dennoch hat sie im historischen Sinne Unrecht gehabt, denn sie soll die Entwicklung in sich dulden, soll begreifen, daß gerade ihre innern Widersprüche die Zeichen und Bürgen ihres innern Lebens sind, daß die Konsequenz des Katholizismus, scheinbar seine Größe, seine innere Totenhaftigkeit, daß es der Vorzug und die Tugend der protestantischen Kirche ist, in der Selbstauflösung begriffen zu sein. — Ich aber habe mein leichteres Abkommen teuer bezahlt; der Preis war kein kleinerer als ein Gewissensdruck, den ich von da an Jahre lang mit mir trug. Das kam so: Senatsmitglieder beabsichtigen einen Protest gegen die Suspensionsmaßregel, Freunde fragten mich, ob ich damit übereinstimme und beitrete. Nun war vorauszusehen, daß dem Protest ein Separatvotum entgegengesetzten Inhalts jedenfalls von einer nicht kleinen Minderheit sich anschließen würde; ich aber wollte bei nichts mithalten, was dieser Minderheit Gelegenheit gab, das ganze Gespinst der Denunziation noch einmal aufzunehmen und nun korporativ zu redigieren. Ich fragte mich, ob ich nicht vielmehr meinen Abschied nehmen solle. Davon hielt mich die Erwägung ab, daß ich hiedurch den Feinden ihren wahren Wunsch erfüllen würde, während, wenn ich aushielt, jene Macht des Wirkens gegen ihre Prinzipien mir verblieb, die nur der Katheder gibt. Diese Erwägung war nicht stichhaltig und unbewußt saß hinter ihr doch ein anderes Motiv: ich hatte eine Familie gegründet, ein Kind lag in der Wiege und kein Vermögen war da. So ließ ich das Unrecht denn über mich gehen und mir blieb der Stachel des Vorwurfs in der Brust, daß ich nicht einfach nach dem Gebote der Ehre gehandelt habe. Wohl schrieb ich in den Suspensionsjahren — neben den zwei ersten Bänden der Ästhetik, die aus dieser Muse hervorgiengen — Artikel in die Jahrbücher der Gegenwart, die zeigten, daß mir der

Mut der Wahrheit nicht gebrochen sei, und gab dem Minister von Schlayer — der, wie ich später aus glaubwürdiger Quelle vernahm, seinen Schritt bereute — eine Denkschrift ein, die keine feige Sprache führte; aber die Last wich nicht von der Seele, bis mir das Schicksal ein Mittel bot mein Gewissen zu befreien.

Ehe ich zu dieser Wendung der Dinge gelange, bin ich schuldig, von meinen Erlebnissen im Jahre 1848 zu erzählen. Ich war trunken wie billig vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt. Zunächst kamen die Tage des Franzosenlärms. Sie waren groß. Ein Gastwirt musterte auf dem Marktplatz als Kommandeur sämmtliche bewaffnete Macht, die verschiedenen Truppengattungen, die gegen den wilden Feind gerüstet standen: Weingärtnervolkswehr, Studentenkorps, Bürgergarde, Sicherheitswache. Die letztere war im Jahre 1847 nach einem vorbildlichen oder vorbotlichen Tumult errichtet, in welchem ich als „Major" eine Kriegsschar von Studenten zur Bewachung resp. Verteidigung des Schlosses kommandiert hatte, das mit einem Sturme zur Befreiung gefangener Tumultuanten bedroht war, eine Großtat, die friedlich mit der Erschöpfung einiger Bierfäßchen schloß; die Regierung hatte dann hundert Musketen gegeben, um eine Schutzmacht gegen etwaige Wiederkehr solcher Stürme zu bilden, und der so ausgerüstete Truppenkörper prangte jetzt als der Kern der versammelten reisigen Schar, als der Glanzpunkt im militärischen Schauspiel auf dem Forum von Tübingen. Der Gastwirt belobte die gemusterten Truppen wegen ihrer „propreté". Die Bürgergarde besaß eine alte Kanone, zu Feuerlärmsignalen vom Schlosse bestimmt. Diese wurde auf die Straße geführt, auf der man die elftausend Mann starke Feindeschar erwartete, und dort aufgestellt. Gegen Abend wurde die Artilleriemannschaft ihres Dienstes etwas müde und zog sich ein benachbartes Wirtshaus zurück; die Kanone blieb einsam stehen in stiller Nacht. — Nachher wurde Professor Volz Oberkommandant und führte einmal ein Korps zu einer Rekognoszierung nach Rotenburg in der Richtung des Schwarzwaldes; sein Adjutant zu Fuß war der Turnlehrer, der sich beeiferte, durch Achilleischen Lauf ein Pferd zu ersetzen. Ich gieng zum Parlament ab, als eben die Bürgerwehr im Lande organisiert wurde, darf mir aber das Zeugnis geben, daß ich nie eine Illusion über dieses Institut hatte, sondern von Anfang an darüber dachte, wie

ich später schrieb*). Doch schwebte ich bis dahin in der Täuschung, die unhaltbare Einrichtung könne die Übergangsform zu einer neuen bessern Wehrverfassung bilden, fügte mich daher nach meiner Rückkehr vom Parlament in das tatsächlich noch bestehende Gesetz, freute mich nicht ohne Bosheit an den Strafen, die über renitente und säumige Kollegen verhängt wurden, machte die Offiziersschule unter einem förmlich als Kommandanten aufgestellten Leutnant durch, brachte es zum Hauptmann, habe aber niemals meine Kompagnie gesehen.

Wohl war es redliche Begeisterung, daß ich um die Wahl zum Reichstagsmitglied mich eifrig bewarb; aber es stak doch viel Ehrgeiz dahinter, genährt durch den Beifall, den für viel Pathos und wenig Vernunft meine Reden auf Volksversammlungen gefunden hatten. Ich hätte viel Komisches von den Tagen der Wahlumtriebe zu erzählen, von Bergpredigten auf Rainen und auf der Landstraße, von rhetorischen Leistungen auf Marktplätzen und in Wirtssälen, namentlich auch von Prügeln, denen ich mit knapper Not entgieng, und von solchen, vor denen ich mit ebenso knapper Not die Gegenredner schützen half, denn meine Reutlinger trugen noch immer etwas vom Blute der alten Gerber und Färber in sich. Doch das kennt, wer 1848 gegesehen hat. Schade wäre es trotzdem, wenn ich ganz von der feierlichen Stunde schwiege, da mir nach durchgesetzter Wahl auf dem Markte in Reutlingen die Bürgerwehrfahne vorgeführt wurde; denn ich will nur beichten, daß in meiner Apostrophe die großen Worte vorkamen: „wenn du einst von Kugeln ehrenvoll zerfetzt sein wirst“ usw. (Stürmischer Beifall.)

Ich habe den Ehrgeiz gründlich abgebüßt; das Jahr in Frankfurt war ein Marterjahr. So blind war ich doch nicht, daß mir nicht schon in den ersten Wochen ein Instinkt des Denkens gesagt hätte, wir werden nichts zu Stande bringen. Es war nicht schwer zu ahnen, daß von allen Formen für die Einigung Deutschlands, die in Vorschlag und Frage kommen konnten, keine möglich sein werde: preußischer Erbkaiser, Direktorium oder Trias, Turnus, Wahlkaiser, Repu-

*) Das Bürgerwehrinstitut, oder: ist der Jammer noch länger zum Ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das Wirtembergische Ministerium von Fr. Vischer. Stuttgart 1849, Göpel**).

**) S. hier oben Band III, S. 410—436. A. d. H.

blik — ich sage nichts weiter, man kennt die damalige Lage Deutschlands und den Stand der Parteien. Mit diesem Vorgefühl in der Seele gieng ich dumpf und freudlos umher, etwas wie Gespensterbangigkeit lag auf mir. Für die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser stimmte ich nicht; daß die lange Beschäftigung mit den Grundrechten reiner Zeitverlust sei, begriff ich; wenn wir aber statt dessen auch handelten, uns mit einer Macht, einem Parlamentsheer umgaben, was hätten wir zu schaffen vermocht? Dennoch hat das Parlament eine Zeit lang tatsächlich regiert und dies brachte ein Gefühl der Verantwortung mit sich, welches die Zentnerlast vermehrte, die auf mir lag. Die Begierde als Redner hervorzutreten, damit die Tausende von Wählern, die mir im Geiste wartend über die Schulter sahen, doch von mir hörten, stieß sich am Hindernis des Zudranges zur Rednerbühne; die ewige Hetze, nach den langen Sitzungen die Klubdebatten bis tief in die Nacht, die tägliche Verkehrung der gewohnten Lebensweise: alles arbeitete an den Nerven und wie so viele meiner Kollegen habe ich damals einen Stoß auf meine Gesundheit fürs ganze Leben erlitten. Ich war Mitglied der „gemäßigten Linken"; Prinzip: sanfte Vorbereitung der Republik. Wer hat sich sehr zu schämen, wenn er damals im Phantasierausche der Zeit nicht erkannte, was uns sonnenklar ist, nachdem wir den Untergang der damaligen französischen Republik im Staatsstreich, die Kommune, den Wahnsinn in Spanien erlebt haben? Fällt den Menschen, wie sie in unseren alten Kulturstaaten sind, der Superlativ vernünftiger Staatsform, die Republik, in den Schoß, so ist er ihnen noch nicht superlativ genug, er soll noch superlativer, er soll superlativst werden; die Provinz, die Gemeinde soll ganz selbständige Republik in der Republik sein; folgt, daß auch jede Familie, und endlich, daß jedes Individuum eine Republik sein sollte, — und der Staat ist fertig. Dann pflegt einer zu kommen, der diesen unzähligen Republiken in der Republik über die Köpfe haut. Das konnte man freilich schon aus der ersten französischen Revolution wissen; aber die Geschichte muß eine solche Lehre oft vortragen, bis sie sich unsern harten Köpfen einprägt. Ja, könnte man eine alte Republik machen, das wäre etwas anderes! — Ich war also ein eventueller Republikaner, dachte mir aber als letzten Zielpunkt eine recht strenge und nichts weniger als kosmopolitisch sentimentale Republik. In

der Tat war von den zwei Prinzipien, um die es sich handelte, das der nationalen Einheit und Macht im Grunde viel stärker in mir als das der Freiheit. Natürlich fehlte viel, daß ich mir darüber klar geworden wäre, wie mich diese Gesinnung eigentlich von der Demokratie trenne, welche, wie sie einmal ist, die Freiheit auf Kosten der Einheit will. Ganz langsam vollzog sich meine innere Lockerung, doch in praktischen Fällen, wie sie die damalige Lage Österreichs brachte, verhielt ich mich so streng deutsch — freilich nach meinem damaligen Standpunkte großdeutsch — gegen fremde Nationalitäten, daß meine Parteigenossen und ich selbst meinen künftigen Abfall leicht hätten voraussehen können. Großdeutsch also und herzlicher Gegner der preußischen Partei im Reichstage! Der Satz stand mir fest, daß ein Teil des Ganzen sich nicht anmaßen dürfe, das Ganze zu sein, d. h. an seine Spitze zu treten. Darin war Logik; man kann sagen, es war Logik statt Politik. Allein wo waren damals die Erfahrungsbeweise, daß es im Teile des Ganzen eine Intensität der Kraft gebe, die in der Wirklichkeit das logische Verhältnis umzudrehen und ihn durch die T a t über das Ganze zu stellen vermöge? Das Parlament hat schließlich durch den bekannten Beschluß den König von Preußen zu dieser Tat eingeladen. In den Tagen, die dem Beschlusse dieser Einladung — denn was anderes war die Verleihung der Erbkaiserkrone an Preußen? — vorangiengen, lag ich in einem fürchterlichen Kampfe, ich war bankerott in allem meinem Denken über die Form der Einigung Deutschlands und dieser Bankerott drückte sich darin aus, daß ich mich der Abstimmung enthielt. Dies Verhalten eines Ratlosen mag armselig scheinen, aber wie hat sich denn der Rat bewährt, den die Weisheit der Andern wußte? Kann das Volk, kann die Freiheit einen König bitten, sich durch Revolution an ihre Spitze zu setzen? Vollends, wenn der König ein Romantiker ist? — Doch ich springe den Tatsachen voraus. Man muß nicht vergessen, daß es die erbkaiserliche Partei im Parlamente war, die, verbunden mit der Feigheit, welche sich allerwärts findet, das moralische Lebensprinzip des Parlaments zerknickte, als sie den Waffenstillstand von Malmö guthieß. Es folgte der 18. September, der Barrikadentag. Ich habe einige Momente dieses Tages und den Tod Lichnowskys beschrieben (Kritische Gänge, H. 4, S. 23 ff.*).

*) S. hier oben Band I, S. 469. A. d. H.

Man verlor die Zeit weiter mit ewigen Debatten über die Grundrechte, über Schule und Kirche. Gegen den Frühling 1849 gründete die Linke den Märzverein, bestimmt, ganz Deutschland für eine neue Revolution zu unterwühlen, für Württemberg auf den Sturz des Märzministeriums berechnet. Meine demokratischen Wähler forderten kategorisch, ich müsse eintreten; ich antwortete, ich lasse mich nicht zum Parteisimpel machen. Der badische Aufstand brach los; ich habe mich keinen Augenblick getäuscht, daß dies traurig verspätete, unfruchtbare, hoffnungslose Wehen und Krämpfe seien. Es war aus. Der Reichsverweser hatte einige Lust uns zu sprengen, es wäre ein würdigerer Ausgang gewesen als der in Stuttgart. Ich bin im Sommer mit dem Rumpfparlament hierhergezogen, mit klarer Einsicht in den Unsinn, aber ich wollte nicht austreten, weil ich es für Pflicht hielt, das Schwere auf mich zu nehmen, das in der Oppositionsstellung auf mich wartete, die ich nun mit Wenigen gegen die Mehrheit einzunehmen hatte. Auf der Reise nach Stuttgart schwebte ich mit vier Kollegen einen Abend und eine Nacht lang in nicht geringer Gefahr, da wir in Heppenheim übernachten mußten. Es waren die Stunden des Gefechts bei Hemsbach; die hessischen Soldaten im Gasthof zum Halbmond glaubten, wir wollten dem badischen Aufstande zuziehen, weil wir Waffen bei uns hatten (Scheibenstutzen, Bürgerwehrsäbel, wirklich ganz harmlos einst nach Frankfurt und jetzt, da wir das Gefecht nicht ahnten, auf die Rückreise mitgenommen); wir haben erst nachher erkannt, daß unser Leben bedroht war. General Schäfer von Bernstein war noch abwesend im Gefechte, Morgens frühe erbaten wir uns von ihm einen Vorweis zum Durchlaß durch die Vorposten, er gab ihn mit dem Bemerken, wir sollten schnell abreisen, nach einer halben Stunde könne er uns für nichts stehen. Wir brauchten länger, bis wir einen Wagen für unser Gepäck bekamen, denn die Eisenbahn war unterbrochen; nun fragte ich in aller Unschuld einen Dragoner unter den Soldaten, die im Hofe umherstanden, ob wohl die Gefechte sich nicht erneuert haben, denn das Wort des Generals hatten wir so verstanden, als könnten neue Kämpfe unsere Reise aufhalten; wir ahnten nicht, daß es bedeutete, länger könne er uns nicht vor der Wut der Soldaten schützen. Ein Gendarm hört es, meldet es einem Hauptmann, dieser tritt vor und ruft, auf einen Anschlag zeigend: „wissen Sie, was auf Spio-

nage gesetzt ist? Hier steht es geschrieben: der Tod!“ Ich trat ihm entgegen und forderte ihn auf, mit mir zum General zu gehen und in seiner Gegenwart zu vernehmen, wie ich sein Wort verstanden und warum es mich zu dieser unverfänglichen Frage veranlaßt habe; allein die Kameraden zogen mich fort und wir wanderten hinter unserem Karren durch die Blutlachen und Pferdeleichen auf der Weinstraße nach Heidelberg, mitten in die Wirbel der Aufständischen. In Stuttgart stand es unheimlich genug; das Land sah täglich und stündlich einem Losbruch entgegen. Die Opposition, zu der ich also nun gehörte, bestand aus nicht mehr als sechs Kollegen, in ihrer Mitte Uhland; wir stimmten natürlich gegen die Reichsregentenwahl und vor der letzten Sitzung, die gehalten worden ist, sagten wir uns, es sollte doch auch einer von uns reden; keiner sprach einen Entschluß aus; es mußte einen wilden Sturm herbeiführen, wenn jemand gegen die erhitzten Gemüter den Mund auftat. Ich darf glauben, daß man es nicht für Prahlerei ansehen wird, wenn ich nun erwähne, daß ich es auf mich nahm, als K. Vogt fünf Millionen zur Wehrbarmachung des Volkes forderte, und daß ich nun einer Reihe giftiger und wütiger Angriffe standhalten mußte. Es war ja nichts Besonderes; tausend Andere haben unter mehr Gefahr mutig gesprochen, aber ein Schicksalsbild ist es. Mit fliegenden Hoffnungen für meine ganze Nation war ich im Frühling ausgezogen und das Ende war nun, daß ich froh war, als Einzelner aus dem Schiffbruch des Ganzen mein Gewissen rein herausgebracht zu haben, indem ich unter schwierigen Umständen nicht schwieg, sondern den Narren es laut sagte, daß sie Narren seien. In den Ozean schifft — — — —

Von der Sprengung habe ich Einiges erzählt in dem Aufsatz über Uhland (Krit. Gänge H. 4, S. 132 ff.*).

Im Herbst dieses Jahres starb Märklin. Ich darf als bekannt aus dem Buche von Strauß annehmen, wie er von der Kirche zur Schule übertrat und was er als Professor in Heilbronn seinem Amte gewesen ist. Mit ihm war dem alten Freundeskreise die rechte Mitte ausgebrochen. So grau wie der lichtarme Herbsttag erschien mir die ganze Welt, als ich von seinem Begräbnis einsam, stille Waldwege aufsuchend, nach Tübingen zurückgieng. Und nun senkte sich das

*) S. hier oben Band II, S. 389 f. A. d. H.

breite Blei der langen, stumpfen Reaktion auf Deutschland. Stille Arbeit war einzige Zuflucht. Inzwischen aber war in all der Zeit die Last des Bewußtseins, durch meine Suspension Unrecht geduldet zu haben, nicht von mir gewichen. Endlich kam der Tag der Ehrenrettung. Im Jahr 1855 erhielt ich den Ruf an das Polytechnikum und die Hochschule in Zürich. Ich konnte zu keinem Entschlusse gelangen und eben diese Unentschlossenheit brachte mir Licht, wie ich nun zu handeln habe. Ich nahm eine Audienz bei dem damaligen Kultminister von Spittler-Wächter. Ich erklärte ihm zum Voraus, daß ich nicht, wie sonst in solchen Fällen üblich, komme, um mit dem Ruf in der Hand eine Besoldungserhöhung zu erwirken. Das wäre freilich jedenfalls ein törichter Versuch gewesen; wußte ich doch z. B., daß der giftschwangere Pasquillroman Eritis sicut Deus mit wohlangebrachten Bleistiftstrichen von geschickter Hand auf einen Schreibtisch an höchster Stelle hingeschoben worden war; der Minister hätte selbst beim besten Willen nichts für mich tun können. Ich legte ihm nun alle Gründe für und gegen Annahme der Berufung einfach sächlich vor und schloß mit den Worten, ich fürchte, es könnte mich reuen, wenn ich gienge, aber auch reuen, wenn ich bliebe; das Letztere gewiß in dem Falle, wenn ich auch ferner befürchten müßte, daß die Regierung, indem sie Denunziationen ihr Ohr leihe, mich unter einer Art von spezieller Aufsicht halte. Ich muß hier nachholen, daß inzwischen neue Angebereien vorgekommen waren, daß auf eine derselben, die ich nicht nenne, weil der Urheber mir später eine genugtuende Erklärung in Ehren gegeben hat, der Minister mir durch den Kanzler (von Gerber) einen „Wink" hatte zukommen lassen. Jetzt bemerkte er mir, es seien ihm eben auch aus der Zeit nach der Rehabilitation aus achtungswerten Quellen Mitteilungen zugegangen, aus denen hervorgehe, daß ich die rechten Grenzen noch nicht einzuhalten wisse. Ich erwiderte, mit dem Bewußtsein, unter einer besonderen Kontrolle zu stehen, könne ich nicht in meinem Wirken verbleiben; ein Lehrer spreche oft ein kühnes Wort, das er im Verlauf des Vortrags oder im folgenden zurechtrücke, ergänze, mildere, und wenn die Rosse einmal feurig rennen, solle man nicht sogleich besorgen, es sitze kein Kutscher auf dem Bock. Ich führte einige Beispiele von gemeiner und boshafter Verdrehung verschleppter Kathederäußerungen an und schloß mit der Bemerkung, anders, als

ich sei, könne ich mich allerdings nicht machen, wolle man mich mit der Schneide, der ich meine Erfolge verdanke, so möge man bedenken, daß ich nicht mit stumpfem Messer schneiden könne. Nach einer Pause ließ der Minister mit leichtem Achselzucken noch die Worte folgen: das könne er immerhin sagen, daß ihm neuerdings nichts von Ausschreitungen zugekommen sei. Damit war es genug; daß sich der Knabe gar noch solle gebessert haben, das war nicht hinzunehmen, ich stand auf, bat um Auskunft über die Formeln eines Entlassungsgesuchs, erhielt sie höflich, empfahl mich und stieg im Vorgefühl der baldigen Trennung vom Vaterland und doch mit wie erleichtertem Herzen! die Treppen hinunter. Hier begegnete mir ein Kollege, der mich mit den Worten grüßte: sieht man Sie auch hier? „Diesmal und nicht wieder," antwortete ich. Viele Jahre nachher sind mir Äußerungen von ihm berichtet worden, aus denen ich entnahm, daß er ohne Zweifel zu den „achtungswerten Quellen" gehörte.

Ich bin elf Jahre in der Schweiz gewesen. Ich habe gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bande der Freundschaft geschlossen, ich bin von den Behörden in durchaus nobler Weise behandelt worden. Ich muß der Schweiz bezeugen, daß ich trotz dem gefährlichen Fortschreiten des Geldgeistes, dem ich zugesehen, im allgemeinen eine gewisse Ungebrochenheit der Charaktere dort gefunden habe, wie sie nur eine gesunde Republik erzeugt. Der Schweizer ist herber und rauher als der Deutsche, und dadurch läßt sich mancher Fremde abstoßen, den ich doch bitten möchte, Schillers Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen" zu lesen. Hoher Kulturstand einer Nation bringt immer auch eine Weichheit, Geschmeidigkeit mit sich, die leicht auf Kosten der Wahrheit höflich und traulich wird; ein Teil des Alemannenstamms hat sich von der Nation getrennt und mit Bruchstücken von zwei andern Völkern nach heldenmäßigen Kämpfen eine Republik gegründet, deren sicherster Grundpfeiler ein tüchtiger Sinn der Wirklichkeit und des Wirkenden, eine unbeirrte Nüchternheit ist, konservativ im rechten Sinne des Worts. Eine solche Republik kann bestehen, denn sie zerstört die Freiheit nicht durch den Wahnsinn, der die Republikversuche in unsern alten Kulturstaaten zu Grunde richtet, und sie besitzt die Heilmittel, Siege und zeitweise Herrschaft der extremen Parteien im einzelnen Kanton zu überwinden, Torheiten zu überleben. Welche

Frische der Geister und Charaktere in der Schweiz zu Hause ist, zeigt die Energie des jetzigen Kampfes gegen die ultramontane Herrschsucht. Die reformierte Kirche hatte sich seit Jahren, namentlich im Kanton Zürich, den neuen und freien Bewegungen in der deutschen Theologie lebenskräftig geöffnet. Angesichts von Männern, wie Diakonus Hirzel, den sein freies, an der Tübinger Schule genährtes Denken nicht hinderte, mit Apostelfeuer zu predigen und zu wirken, findet man sich in eine Antinomie gedrängt. Es ist wahr, daß es ohne gewisse Verhüllungen, Bemäntelungen, ja sagen wir es nur: ohne Unwahrheit nicht abgeht, wenn ein theoretisch heller Geist noch im Volke religiös wirken will, es ist nur ganz begreiflich, daß Männer der strengen logischen Konsequenz wie ein Strauß hart und streng gegen die sogenannten freisinnigen Theologen vorgehen. Allein es handelt sich ja nicht blos um Ansichten und innere Konsequenz, sondern auch um Praxis, um Wirken. Was würde folgen, wenn die Männer, die in dieser Lage sind, ihre Hand vom Volke abzögen? Es hätte keine Erzieher mehr, es fiele ganz in Pfaffenhand. Daher ist es doch eine Wohltat um ein vernünftiges Verfassungswesen, das diesen „Halben" Luft und Raum gönnt. Auf dem Katheder zeigte Biedermann, wie man kritisch frei denken kann, ohne darum das ethische Band mit der Gemeinde zu zerreißen, und erwarb sich die Liebe aller jugendlichen Gemüter; mit gehaltener Würde lehrte und predigte der klare, gediegene Alexander Schweizer; Heinrich Lang wurde damals nach Meilen und nach dem tief betrauerten Tode Hirzels an dessen Stelle in Zürich berufen. Im Senate war einer der Freunde, die ich in Zürich fand, Orientalist Hitzig, die charaktervolle Hauptstütze der liberalen Mehrheit. Es fehlte nicht an Verkehr mit Künstlern, ich nenne nur den genialen Tiermaler Koller, meinen Kollegen Ulrich, den Landschaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernhaften, echten Dichternatur Gottfried Kellers; in Schweizerfamilien, in dem mäzenatisch gastlichen Hause des deutschen Kaufmanns Wesendonk fand sich nicht selten zusammen, was sich zu den Kreisen der Kunst und Literatur zählte. Warum ich aus einem so guten Lande dennoch fortgegangen bin? Da ist allerdings etwas zu nennen, das den Deutschen hindert, auf diesem Boden ganz anzuwachsen. Es herrscht oder herrschte wenigstens damals noch politische Abneigung gegen Deutschland, ja mehr als dies, ein ungünstiges

Urteil über den deutschen Nationalcharakter; dies ist geschichtlich zu leicht zu begreifen, als daß ich hier auf eine Erklärung einzugehen hätte; nur an den sogenannten Schwabenkrieg erinnere ich, der im sechzehnten Jahrhundert die Schweiz vollends von Deutschland getrennt hat und der wohl die Schuld trägt, daß Schwabe fast ein Spottname im Volksmunde geworden ist. Diese Stimmung bricht hervor, man weiß niemals, wann und wie? Man hat ein Gefühl auf unterhöhltem Boden zu wandeln, wenn man nie sicher ist, ob man nicht etwas gegen die „Dütschen" hören muß; glaubt man sich bei Gebildeten geborgen, die man als deutschfreundlich kennt, doch entfährt auch ihnen leicht ein Wörtchen, das auf die mit der Muttermilch eingesogene Denkart weist. Auch lernt man nie ganz verwinden, daß der Name Deutscher stets nur politisch verstanden wird, also nur den Angehörigen eines auswärtigen Staates bedeutet, und dies in deutschem Munde. Viele Interessen weisen naturgemäß nach Frankreich, aber dieser Zug der Interessen ist zugleich ein Zug der Neigung und gerade in seiner Franzosenbewunderung der Schweizer (mit Ausnahmen natürlich) ein nur zu echter Deutscher. So erklärt sich denn, warum ein Deutscher, welcher in der Schweiz dient, trotz aller Güte und Freundlichkeit, die er im Einzelnen erfährt, trotz aller öffentlichen Anerkennung nicht recht aus dem Gefühle herauskommt, Fremden zu dienen. Übrigens soll sich die Stimmung gegen Deutschland nach jenen Ausbrüchen der Krankheit, die kurz nach dem Ende des Krieges vorkamen, wesentlich gebessert haben und ich ließe mir gerne sagen, ich hätte meine Schilderung dieser Zustände nicht im Präsens, sondern im Präteritum halten sollen. Wäre ich aber während des Krieges noch dort gewesen, ich glaube, ich hätte in dem vernünftigen Urteil Weniger nicht so viel Trost gefunden, um nicht ein Gallenfieber zu bekommen. Leider jedoch muß ich noch eine ganz andere Quelle von Mißstimmung erwähnen, die dem Deutschen in der Schweiz das Leben trübt. Er findet unter den eigenen Landsleuten kosmopolitische Demokraten, meist verbitterte Flüchtlinge, die sich nicht schämen, bei jeder Gelegenheit der Schweiz zu schmeicheln und auf das eigene Vaterland zu schimpfen. Habe ich doch nach meinem Abgang von einem dortigen Deutschen dieser Gattung gehört, er habe unsere Siegesfreude ein Siegesgeheul genannt, und ist doch nachher ein Deutscher von Zürich

nach Paris gereist, um Thiers einen Plan zur Befestigung der Hauptstadt vorzulegen. Man wird den Schweizer für entschuldigt, wiewohl nicht für gerechtfertigt halten, wenn solche Erscheinungen auf sein Urteil wirken. Wer aber nicht vergißt, daß er im Ausland seine Nation zu repräsentieren hat, und sich daher zum Gesetze macht, nichts auf ihre Ehre kommen zu lassen, der hat ja doch auch Stunden, wo er sich über dies und das frei aussprechen möchte, was er allerdings gegen sein Vaterland auf dem Herzen hat; so sehnt er sich denn natürlich nach Hause, um unter den Seinigen frisch von der Leber losziehen zu können, denn da darf man es ja. Steigen große politische Fragen auf, die Deutschland angehen, so wird der Deutsche im Ausland auf seiner Insel weit heftiger erregt als im Inland, die Leidenschaft wird um so heißer, weil sie, eingespannt vom fremden Elemente, nach innen schlägt in die kleinen Kreise, worin die heimischen Parteigegensätze durch eine kleine Zahl von Individuen vertreten sind. Die Frage, ob Deutschland Frankreich den Krieg erklären solle, entzündete 1859 unter uns eine furchtbare Aufregung. Wie ich mich damals verhielt, sagten Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung und nachher die Kritischen Gänge*). Wer diese Äußerungen gelesen, weiß, daß ich nicht beschränkt national dachte, daß ich aber in der damaligen Verwicklung meine politischen Gründe hatte, meiner alten Liebe zu Italien nicht die entscheidende Stimme in meinem Urteil einzuräumen. In Zürich war zur selben Zeit das eidgenössische Schützenfest; der Jubel im Kontrast mit den französischen Siegen wühlte mir wie mit glühenden Messern in der Seele und ich beeilte mich nach Ulm hinüberzukommen, wo ich wenigstens mit den Meinigen klagen und grollen konnte, daß Deutschland durch seine Zögerung Frankreich die erste Rolle in Europa in die Hände fallen ließ.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen zu erklären, warum trotz dem schönen Wirkungskreise, worin ich stand, öfters der Wunsch einer Rückkehr nach Deutschland in mir aufstieg. Etwa um 1860 handelte es sich um eine Berufung an die Universität in München, der Antrag fand im Senate die Majorität nicht; später kam eine Anfrage vom Polytechnikum in Karlsruhe, ich konnte mich nicht entschließen.

*) S. hier oben Band III, S. 119—137, 138—174; Band I, S. 311 f., 353—360, 378 f., 392, 420, 431, 434 ff. A. d. H.

Inzwischen hatte der wirtembergische Kultminister von Golther, mein früherer Zuhörer, mehrmals die Absicht gegen mich ausgesprochen, mich wieder nach Tübingen zu berufen. Ich hatte seine wohlwollende Einladung nicht annehmen können; ich wollte nicht mehr nach Tübingen, denn ich hatte dort unter meinen Freunden und in meinem Wirken zwar gern, in der Stadt aber als Stadt ungern gelebt. Es ist unvermeidlich, daß ich bei diesem Punkt etwas verweile.

Es mag aus verschiedenen Gründen gut sein, wenn eine oder die andere kleine Universität in Deutschland bestehen bleibt; im Ganzen aber halte ich es nicht für gut, wenn der Gelehrte im Kleinen und Engen lebt. Die Wissenschaft und ihre Träger sollen nicht von der Welt geschieden sein. Der stille Fleiß kann im Weltgetümmel so wohl, wenn nicht besser gedeihen, als in einem Mittelding zwischen Stadt und Dorf. Bei fast gänzlicher Beschränkung eines Standes auf den Umgang mit seines Gleichen kann es ohne Verknöcherung nicht abgehen. Für den Studenten sind die bekannten Gefahren einer großen Stadt nicht größer als die der Verwilderung in der kleinen, und welkt die alte Romantik des Verbindungswesens, längst zum Schnörkel geworden, dort schneller vollends ab, als es hier geschehen wird, so ist es nicht zu beklagen. Andere, viel tiefere Gründe, welche in Wirtemberg mit lauter Stimme für eine Verlegung der Hochschule in die Hauptstadt sprechen, will ich nachher in anderem Zusammenhang kurz hervorheben und hier nur noch ein Wort über das besondere Gepräge der Stadt Tübingen hinzufügen. Die untere Stadt beherbergt eine blutarme, von Wein- und Ackerbau auf klein zerstückelten Gütern kümmerlich lebende Bevölkerung; sie ist mit ihren schmutzigen Fuhren und in ihren zerlumpten Kleidern, ihrer ganzen rohen Erscheinung immer im Vordergrund und bestimmt das Gepräge der ganzen Stadt. Die Gemeinde hat neuerer Zeit viel, sehr viel für ihre Stadt getan, z. B. die Hauptstraßen gut gepflastert, die Kirche restauriert, aber diesem Stempel abzuhelfen, ist ein Wachstum der Stadt vorausgesetzt, das ein Jahrhundert verlangte, und inzwischen wird sich das Land wohl der starken Gründe erinnern, die auch ohne dies Übel die Universität nach der Hauptstadt rufen.

Ich lebte nun ins elfte Jahr nicht außer der Welt, sondern in der Welt, in einer großen, wohlhabenden, aufblühenden, von allen

Nationen besuchten Stadt und sah um mich her die schweizerische Reinlichkeit. Ich will mit dem Geständnis meiner Abneigung gegen Rückkehr in jene Zustände niemand wehe tun, der gern in Tübingen lebt, weil er ländliche Stille vorzieht; ich weiß, wie viele treffliche und ausgezeichnete Menschen dort wohnen, aber Wahrheit geht über Rücksicht. — Also kein kleiner Konflikt, als der Ruf nach Tübingen sich freundlich dringend wiederholte! Kultminister von Golther ließ mir endlich anbieten, von Tübingen aus je in der zweiten Woche einige Vorträge am Polytechnikum in Stuttgart zu halten. Im Gedanken, daß ich in Tübingen eher würde leben können, wenn ihm beständig die Hauptstadt über die Schulter sehe, konnte ich mich jetzt entschließen. Findet man unklar, wie ein solches bloßes Anhängsel mich entscheiden konnte, so muß man bedenken, wie stark nicht nur der Wunsch, dem eigenen Lande zu dienen, sondern noch ein anderes, ein objektives Gewicht in die Wagschale fiel: in den wohlwollend anliegenden und wiederholten Anfragen des Ministers durfte ich einen Willen des Landes erblicken, ein altes Unrecht gut zu machen, den letzten sühnenden Akt zu der Geschichte meiner Suspension zu fügen. Allerdings faßte ich im Gefühle, mich nicht länger sträuben zu dürfen, ein äußeres Moment zu ungenau ins Auge, denn bald zeigte die Erfahrung, daß das Hin- und Herreisen mir alle Sammlung zerstückle, und eine veränderte Einrichtung, nach der ich je ein Wintersemester am Polytechnikum, ein Sommersemester an der Universität lehrte, hielt ebenfalls nicht die Probe; ein der Wissenschaft gewidmetes Leben fordert Stetigkeit des Wohnsitzes. Es hieß also: Entweder, Oder! Universität oder Polytechnikum!

Diese Wahl außerordentlich zu erschweren, kam nun ein Ruf an das Polytechnikum in München. Ich habe ein Halbjahr in einem furchtbar schweren inneren Kampfe verlebt: dort ungleich größerer Wirkungskreis in einer Stadt, wo Hochschule und Polytechnikum sich vereinigt befinden, die reichen Kunstsammlungen, die Künstler, die Ateliers, kurz eine ungleich weitere, weltmäßig offnere Existenz; hier die peinvolle Wahl, in der ich doch nicht lange schwanken konnte, denn den Abend meines Lebens in der geschilderten Enge zuzubringen, war mir Unmöglichkeit, ich mußte mich für Stuttgart, aber hiemit für eine Lehrtätigkeit entschließen, welche zwar neben den Schülern der Anstalt auch Männer, die auf Universitäten studiert haben, aber

nicht eine Jugend mit der Vorbildung des Studenten vor sich hat. Doch nun die andere Seite! Ich war bei meiner Rückkehr von so Vielen mit einem Wohlwollen empfangen worden, das über jenes Maß hinausgeht, welches der Einzelne als solcher jemals in Anspruch nehmen darf; es war der Sinn meiner Zurückberufung, dem dies galt, es war eine symbolische Bedeutung in diesem Willkomm, es war, wie ich schon gesagt, die Reparation eines alten Unrechts, welche in meiner Rückkehr begrüßt wurde. Man begreift, daß ich mich entschließen mußte zu bleiben. Der Gedanke, daß ich einen kaum angesäeten neuen Acker, auf den ich in solcher Weise, in solchem Sinne aufgenommen gestellt war, wieder im Stich ließe, war ein solcher, daß er bei irgendwelchen unangenehmen Erfahrungen im Nachbarlande, die bei den dortigen Verhältnissen zwischen den Konfessionen nicht ausbleiben konnten, als Reue, als Gewissenszweifel nachwirken mußte. Ich darf diese Erwägung als objektiven Bestimmungsgrund bezeichnen; nicht subjektives Gefühl, nicht weiche Gemütlichkeit, nicht der Zug des vertrauten Elements, sondern die Pietät als Pflicht mußte durchschlagen und Entsagung gebieten. Ich habe es nie bereut, obwohl etwas Tragisches darin liegt, wenn ein Mann im letzten Stadium des Lebens sein Wirken verengen muß. Darin bin ich ein Opfer des ungeheuren Mißstandes, daß unser Land seine höchsten Lehranstalten nicht an Einem Orte konzentriert hat, und statt irgend welches Seufzers, der meiner Person gälte und zu welchem ich gar nicht gestimmt bin, darf und muß ich diesen Lebensabriß mit einem Wort an mein engeres Vaterland schließen.

Zuvor aber bin ich es dem Leser schuldig, ihn noch einmal zu meiner wissenschaftlichen Lebensbahn zurückzuführen. Auf das Politische brauche ich nicht mehr einzugehen, nachdem ich im letzten Heft der Kritischen Gänge mich einläßlich über den Gang der Klärung meiner Ansichten in diesem Gebiet ausgesprochen habe*). Ich spreche nicht von dem Gefühle, womit ich das Jahr 1870 und die Gründung des Deutschen Reichs begrüßte, ich teile es mit Unzähligen, die in späten Lebensjahren dies noch erleben durften, und traure mit ihnen um all die Sehnenden, die es nicht mehr sehen sollten. — Also nur noch ein Wort über meine Studien, und zwar über den Mittelpunkt meines Forschens und Lehrens, die Ästhetik. Ich kann mich kurz

*) S. oben Band III, S. 325—341. A. d. H.

fassen, da ich im sechsten Hefte der Kritischen Gänge mich einläßlich ausgesprochen habe. Ich lese nun Ästhetik seit 1835, also neununddreißig Jahre lang, nicht in jedem zwar, sondern mit Unterbrechungen durch meine anderen Fächer. Wer meine Hefte sähe, würde in ihrem Zustande das Bild meiner Mühen erkennen. Nie war ich zufrieden mit einem vermeintlichen Abschluß meines Denkens über das Geheimnis des Schönen, das alte Manuskript wurde je, wenn ich die Vorlesung wieder aufnahm, ganz oder zum Teil wieder umgestoßen, neue Manuskripte haben sich mit brauchbaren Teilen der alten und Einschiebeblättern so gewirrt, daß ich im Vorstudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus meinen Heften zu kommen. Es ist erlaubt, diese Äußerlichkeit zu erwähnen, weil sie ein Wiederschein nicht nur, wie gesagt, meines Ringens, sondern auch der Gährungsprozesse ist, welche in dieser Wissenschaft vor sich gegangen und heute noch bei keinem auch nur relativ beruhigenden Ziel angelangt sind. Hätte ich in der langen Zwischenzeit zwischen der Vollendung des Werks und heute die Umarbeitung für die Öffentlichkeit vorgenommen, ich weiß, daß ich jetzt Lust hätte, das Gedruckte wieder umzustoßen. Am meisten mit dem Anfang war ich bei jeder neuen Vorlesung unzufrieden. Darin spricht sich vor allem die Schwierigkeit der Frage aus: ob deduktives, ob induktives Verfahren, oder eine Verbindung beider und welche? Und hinter dieser Frage steht natürlich die tiefe und allgemeine Frage der Stellung der Ästhetik zu den induktiven Wissenschaften, zur Physik, zur Physiologie, d. h. vor Allem zu der Lehre von den Sinnenfunktionen, und zur Psychologie in ihrem jetzigen, durch den Einfluß der empirischen und exakten Forschung völlig veränderten Stande. Man kann wirklich sagen, das Problem des wahren Verhältnisses zwischen Philosophie und Naturwissenschaft springe gerade in der Ästhetik mit seiner ganzen unendlichen Schwierigkeit hervor. Wo ist die Grenze? Wieviel kann die Ästhetik von der Naturforschung lernen und wo hört dies Lernen auf und beginnt Beweisführung aus rein inneren Gründen? Auf die Seite der Induktion, des Erfahrungsgebiets fällt aber für den Ästhetiker noch etwas ganz Anderes als die Nachfrage nach den Resultaten der Naturwissenschaft. Er soll das Naturschöne und die Kunst aus eigener, wahrer und warmer Erfahrung kennen, er soll den Nerv dafür haben, es soll in ihm etwas von einem Künstler

und Dichter sein. Will man mir nun die Gunst erweisen mir zuzuerkennen, daß die beiden nötigen Kräfte: Fähigkeit zum philosophischen Denken und Phantasiegabe sich in mir zusammenfinden, und daraus schließen, daß hier demnach alles in guter Ordnung sei, daß diese vereinten Kräfte nun rund und glatt zusammenlaufen und in die Ästhetik münden, so ist das gleich gesagt. Klassische Werke werden hervorgebracht, wo eine Kraft dominiert. Wo dagegen Denken und Phantasie mit annähernd gleicher Energie wirken, hat keine der beiden Kräfte die ganze Energie, sie schieben sich, wie ich es schon oben ausgedrückt habe, unberechenbar durcheinander — wie im Leben Besinnung und Leidenschaft — und aus den ineinanderlaufenden Ziffern erwächst gar schwer eine runde Summe. Nicht daß ich dies mit kindischer Bescheidenheit sagte, ich meine nicht, nichts gemacht, gewirkt zu haben, der Welt nichts nützen zu können. Und dies, das Wirken, führt mich auf die Wendung in meinem Leben zurück, die meinen Wirkungskreis enger gezogen hat, auf die Klage über die örtliche Trennung der höchsten Lehranstalten in unserem Lande, auf die kategorische Notwendigkeit ihrer Vereinigung.

Ich zähle nicht die lange Reihe von einzelnen Gründen für die Verlegung unserer Hochschule in die Hauptstadt auf, gehe nicht ein auf die Ausgaben für die doppelte Herstellung mancher Anstalten, Einrichtungen, Kabinette, die doppelte Anstellung von Lehrern für ein Fach, wo Einer genügte, nicht auf die Entfernung der Universität von Kunstsammlungen, Theater usw., ich führe nicht aus, wie leicht die Stadt Tübingen zu entschädigen wäre, z. B. wenn man sie in eine Garnisonsstadt und die Klöster in Kasernen verwandelte (denn dies ist die natürliche Bestimmung der letzteren, auch nachdem der Zwang, den ich oben geschildert, in einigen Punkten gelüftet ist), ich verweile nicht dabei, welche Ersparnisse sich aus der militärischen Verwendung dieser und anderer dortiger Räume für die Kosten der Verlegung ergäben, ich beschränke mich auf den einen, entscheidenden Hauptpunkt. Die Summe von geistigem Inhalt, die eine Universität in sich vereinigt, soll möglichst Vielen leicht zugänglich sein und ebenso die verwandte Summe, die ein Polytechnikum in sich schließt. Im Namen wahrer Menschenbildung soll angenommen werden, daß Menschen, junge und alte, mit den verschiedensten geistigen Richtungen und Interessen, aus den verschiedensten Ständen das Bedürf-

nis fühlen, Vorlesungen der verschiedensten Fächer zu hören, also auch solcher, die dem Fachstudium der Einzelnen ganz entlegen sind. Es soll also angenommen werden, daß nicht nur Studenten jeder Fakultät Vorlesungen in jeder andern Fakultät, Polytechniker akademische, Akademiker polytechnische Vorlesungen zu hören bedürfen und wünschen, sondern auch, daß z. B. ein Kaufmann, Offizier, Staatsbeamter in Justiz, Verwaltung, Finanzen lebhaft verlange, seine Bildung nach irgendeiner Seite zu ergänzen und dabei den Vorteil zu genießen, den der lebendige Kathedervortrag gewährt, und allen diesen soll nicht zugemutet werden, sich zu diesem Zwecke von der Haupt- oder der Universitätsstadt auf ein Halbjahr oder länger zu entfernen. Dem: nihil humani a me alienum puto soll die Gelegenheit entgegenkommen. Ein Polytechniker soll philosophische Vorlesungen hören können, wenn er Drang und Lust fühlt, ein Student nicht nur Kunstgeschichte in der speziellen Behandlung, wie sie im Polytechnikum vorgetragen wird, sondern auch, wenn es ihm beliebt, Mechanik oder fachmäßigen Architekturunterricht mit Übung im Zeichnen. Und zwar überdies leicht, d. h. unterstützt durch örtliche Nähe der Anstalten in Einer Stadt. Wer in einem Polytechnikum in dieser Stunde diese Vorlesung hört, soll in der nächsten Stunde eine andere hören können, die nur eine Universität bieten kann, und umgekehrt. Es folgt also zugleich mit mathematischer Nötigung, daß die Gebäude beider Anstalten nicht durch weite Strecken getrennt sein dürfen. Lächelt ein Leser zu der Voraussetzung eines so vielseitigen Bildungsinteresses, sagt mir einer, unsere Stuttgarter befinden sich doch bei ihrer Entbehrung ganz gemütlich wohl, so dient zur Antwort: natürlich, weil ihr sie nicht weckt! Es ist nicht zu leugnen, daß unsere schwäbische Hauptstadt sich gegenwärtig in einem gewissen Zustand geistiger Stagnation befindet; ich überschätze nicht den Wert und die Kraft der Portion Salz, die eine Universität enthält, aber warum soll ich sie unterschätzen? So viel, als es dem Stubengelehrten Not tut, in die Welt geworfen zu werden, so viel Not tut es Stuttgart, daß diese Portion Salz in sein stehendes Wasser geworfen werde. Überhaupt aber: jedes große geistige Werkzeug wirkt nur die Hälfte, wenn es außer Kontakt mit den verwandten Werkzeugen arbeitet. Seine höheren Lehranstalten zu verstärkter Wirkung zu konzentrieren ist daher die

Aufgabe jedes Staates. Ich erlaube mir zu glauben, daß Wirtemberg das Zeug dazu hat, ein süddeutsches Kulturzentrum zu gründen. Im jetzigen Stande der Dinge muß diese Behauptung fast komisch erscheinen. Denn wo ist denn das Zeug? Latent ist es. Die Schwaben sind ein Volk absonderlicher Art. Eine ungeahnte Fülle von Geist und Talent steckt in diesem Lande. Es ist unsere Liebhaberei und Kunst es zu verstecken, daß man es nicht findet, namentlich auch gesellig: der Einzelne isoliert sich oder verschlüpft sich in kleine, klebrig zusammenhockende Kreise, die kein Fremder entdeckt. Dieser kommt und fragt: wo sind denn die Leute? wo finde ich Künstler, Literaten usw. vereinigt? Zerstreut in Mauslöchern stecken sie. Wo gibt es Gespräche über Kunst, Literatur und Politik? Wer uns nicht kennt, dem müssen wir stumpf erscheinen; Tausende halten es für unnatürlich, von solchen Dingen am Kafé- und Wirtstisch zu sprechen, wo Viele vereinigt sind; könntest du die Schweiger bebelauschen, wenn sie zu Wenigen unter sich sind, so würdest du tausendmal staunen über die Klarheit, Freiheit, den Humor, kurz die Intelligenz ihres Urteils. Es hängt mit unsern besten Eigenschaften zusammen; wir mögen die Geisthetzerei nicht, dem Gespräche soll seine Zufälligkeit, naive Behaglichkeit bleiben. Aber gewiß, es ist der größte Fehler unserer Tugenden, dieser Versteckttrieb, diese falsche Scham und Scheu vor vermeintlicher Affektation und falschem Pathos. Wir wollen zu schlafen scheinen, während wir wachen. Es ist dem Schwaben wohl nicht recht, wenn man nicht merkt, daß er grundgescheit ist, und doch meint er, es wäre geziert, wenn er es sich anmerken ließe. Hat dieses Nichtherauslassen etwas Schildbürgerliches, so muß man dem Stamme dafür nachsagen, daß er seinen geistigen Schatz gut zusammenhält; *wohlgesparter Fonds ist der Geistescharakter des Landes*, daher überrascht es öfter die Welt, wenn es den Behälter öffnet und sein Vermögen sehen läßt. Es wird kaum irgendwo in so bevölkertem Land so wenig blasierte Menschen geben. — Übrigens ist das gewisse enge, stumme, halbscheu abgeschlossene Wesen freilich auch Nachwirkung früherer langer Absperrung von größeren Verkehrsbahnen und wahrem Verbande mit dem Ganzen der Nation. Die Sprengung dieser Fessel und die Gliedschaft des Deutschen Reichs wird das Ihrige tun, aber schon beweist die Erfahrung, daß beides

nicht genügt. Habe ich Recht und haben Unzählige mit mir Recht — denn die Schwaben sind nicht so unbewußte Menschen, daß sie nicht mit unzähligen Augen in sich selbst und in ihre Fehler blickten, — so bedarf es nur eines weit sehenden und aus dem Großen rechnenden finanziellen Blicks bei der Regierung und einer nicht klein und ängstlich messenden Ständekammer, um zu erkennen, daß alle großen Opfer für Schöpfung eines Kulturmittelpunktes in Stuttgart die Zukunft hundertfältig ersetzen wird*).

Der Leser entschuldige freundlich diese Abschweifung von der Aufgabe einer Selbstbiographie; sie wird erlaubt sein, weil sie über den Gegenstand, die eigene Person, nur hinausgeht, um einem größerem Ganzen, dem dieser Einzelne zunächst angehört, nach Möglichkeit zu dienen.

(Die Gegenwart, herausgeg. v. P. Lindau, November u. Dezember 1874; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, 3. Heft, 1882.)



Zusatz.

Diesem Abriß meines Lebensgangs habe ich für den Wiederabdruck da und dort eine mäßige Erweiterung gegeben. Zu einem volleren Bilde von Umständen, Zuständen, Verhältnissen, Personen, der Zeit überhaupt ließ sich diese Arbeit nicht wohl ausdehnen; durch ihre Bestimmung für ein Journal war sie auf einen sehr mäßigen Umfang angelegt, eine durchgreifende Erweiterung hätte die ganze Anlage aus den Fugen getrieben, ich hätte das Ganze umstoßen, hätte, mit Beibehaltung einiger Partien, ein Buch schreiben müssen, und das konnte ich nicht wollen; soviel Wichtigkeit wollte ich meinem Leben nicht beilegen, um es als Mittelpunkt großer Perspektiven zu behandeln.

Aber etwas Anderes glaube ich mir nicht versagen zu müssen. Es drängt mich, über den größeren, zur Zeit, da ich obige Skizze schloß, noch nicht geschriebenen poetischen Versuch „Auch Einer“ mich auszusprechen, Einiges über seine Entstehung vorzubringen, mich seiner anzunehmen, wo ich es für recht halte, auch Bekenntnisse abzulegen,

*) Vgl. oben Band III, S. 437—457. A. d. H.

wo ich — soweit eben die Selbsterkenntnis reicht — selber Schwächen sehe.

„Mich seiner annehmen“: dies kann auf Widerspruch stoßen; ich selbst habe lang Bedenken dagegen gehabt. Es muß erlaubt sein, für sich selbst als Anwalt aufzutreten, wo es sich um Werke handelt, die der Welt der Prosa, der Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, einfach dem Gebiete des Wahren angehören. Da gilt es einen Kampf von Gründen gegen Gründe, da fragt es sich, wer Recht hat, und um das Recht darf man streiten. Anders in der Kunst, in der Sphäre des Schönen. Habe ich etwas, das ihr angehört, in die Welt hinausgegeben, erfährt es Angriffe und wehre ich mich dagegen, so ist es, als verwehrte ich mich für den Anspruch ein Talent zu sein, und das wäre lächerlich. Und doch ist es nicht leicht zu schweigen. Stiche und Stöße nach einem Kind der Muse tun anders weh, als nach Kindern des Wissens und Erkennens; sie gehen auf Herz und Nerv des Vaters. Als es losgieng auf den A. E., als ich so recht zu erfahren hatte, in welchen Händen so vielfach die Kritik ist, habe ich Freunden bekannt, es sei mir zumute, wie Einem, der ein Töchterlein auf die Straße geschickt hätte, der erführe, daß es von rohen Begegnenden mißhandelt wird, und ihm doch nicht beispringen könnte. Prosaische Werke sind Söhne, der Vater gibt ihnen Waffen mit, sie mögen sich durch die Welt schlagen, niemand bestreitet ihm das Recht, ihnen nachzueilen und mit Speeren auszuhelfen, wo die mitgegebenen nicht reichen; poetische Werke sind arme, wehrlose Mädchen. Fragt man mich, welche Roheiten denn meinem begegnet seien, so will ich nur anführen: die erste Anzeige, die mir unterkam, sagte von den Reden Kallars und Arthurs in der Phahldorfgeschichte: „so wird noch manches an die Phalbürger hingepredigt“ und von dem Ausgang der Leidenschaft Einharts im Tagebuch: „er reißt sich blutend los“: Beides ein Beweis, daß der ungenannte Herr sich nicht die Mühe genommen hatte zu lesen, das Letztere ein Flicklappen aus dem Ritter Toggenburg. Die Nationalzeitung brachte eine Anzeige, die das Ganze für ein schlechtes Pasquill erklärte; sie war von Damenhand, wie ich später erfuhr. Nicht von solcher Frechheit an sich ist der Mühe wert zu reden, wohl aber von der Aufnahme in eine verbreitete Zeitung. Wer ist zur Kritik berufen? Blickt man in unsere Zustände hinein, so ist es, als ob wir nie einen Lessing gehabt hätten, der uns

gezeigt hat, daß nur der gründlichen Bildung, dem reifen Geschmack und der Gewissenhaftigkeit das Wort zu geben heilige Pflicht ist. Die Schuld liegt nicht zu kleinem Teil an den Redaktionen, die bei ihren Berufungen oder Zulassungen so oft diese Pflicht vergessen. Die genannte Zeitung hat, da sie die Arbeit eines Mannes in solche Hand gab, hievon ein grelles Beispiel gegeben. Dagegen muß denn zuweilen Polizei geübt werden. Ich habe sie nur humoristisch-satyrisch geübt in dem Scherzgedicht „Einharts Schicksal"*), die Sache ist aber ernst, darum war hier noch ein Wort im Ernste zu sagen. Daß man es als Empfindlichkeit auslegen wird ist vorauszusehen; wer danach lang fragte, gienge lang irre. — Ich habe nicht vergessen, daß später andere Kritiken erschienen, die von gewissenhaftem und ernstem Eingehen zeugten und im Ganzen günstig urteilten; für so schwach werde ich nicht gelten, daß ich nur Lob erwartete; hier ist die Rede von der Begreiflichkeit des Gefühls der Kränkung, wenn man ein lang mit Liebe gehegtes Werk mit rohen Fingern angetappt sieht. Nun aber also: ist es denn wirklich unerlaubt, einem poetischen Erzeugnis beizuspringen, wenn man findet, daß es Unrecht erleidet in der Welt? Doch stellen wir die Frage anders, denn wird sie so gestellt, so mag die Antwort zweifelhaft bleiben. Nicht bloß Verteidigung ist es, wovon es sich handelt. Rechenschaft geben von der Entstehung, Absichten aufzeigen, die nicht oder von Wenigen erkannt worden sind, während sie doch nicht schwer zu finden wären, sich laut und ehrlich vor der Welt auf die Schwächen seiner Arbeit besinnen, aber auch fest seines Rechts annehmen, wo man sich dessen bewußt ist, namentlich aber mit aufrichtiger Selbstprüfung die bestimmte Kunstfrage nach der Komposition als solcher in die Hand nehmen und als Maßstab anlegen: das wird man doch wohl dürfen? Niemand wird so boshaft sein mir vorzurücken, ich wolle mich eitel den Größten gleichstellen, wenn ich erinnere, wie Goethe da und dort, namentlich in „Wahrheit und Dichtung" über manche seiner Werke sich ausgesprochen, wie Schiller in den Briefen über Don Carlos seine Komposition zu rechtfertigen gesucht hat. Was man darf, darf der Kleine wie der Große. — Gewiß freilich ist Eines: es muß dabei etwas herauskommen, sonst fehlt die Legitimation; es muß sich Einiges ergeben über Wesen der Poesie, über psychischen Hergang bei Entstehung poetischer Werke, über Ko-

*) S. Lyrische Gänge S. 184; Dichterische Werke Bd. III, S. 187.

misch und Tragisch, über Recht oder Unrecht des Zynischen und andere Punkte mehr. Das sind Beiträge zur Wissenschaft der Phantasie und Kunst, die ihren Wert haben ganz abgesehen von der Person dessen, der sich in der Poesie versucht hat, und ich hoffe, die folgende Betrachtung werde diese Probe aushalten.

Zuerst denn etwas von der Entstehung. — Sie gieng von zwei anfänglich ganz getrennten Punkten aus. — In Zürich ist eine besonders reiche Sammlung von Ausgrabungen aus Phaldörfern in Schweizer Seen, besonders von solchen aus der Steinzeit; ein Hauptfundort war der See bei Robenhausen oder Wezikon (auch nach dem Ort Pfäffikon benannt). Es war der im vorigen Jahr verstorbene, höchst verdiente Vorstand der dortigen antiquarischen Gesellschaft, Dr. Ferdinand Keller, der bei der ersten Auffindung solcher Reste im Grunde des Züricher Sees bei dem Dorf Meilen die Tatsache des Wohnens auf Seen überhaupt zuerst entdeckt hat, und zwar an der Hand einer Stelle im Herodot und einer Erinnerung aus seiner Knabenzeit, wo noch eine Fischerfamilie in einer Hütte auf dem See wohnte und allem Spott zum Trotze nicht wich. Die Sammlung zeigt, daß die Seebewohner vor der Zeit der Metallbereitung es verhältnismäßig ganz hübsch weit gebracht haben; ich erinnere an die praktischen Geräte und Waffen, an die Webstühle, die gemusterten Stoffe und so manches Andere. Ich sagte mir beim Anblick dieser Dinge, daß ihre Verfertiger und Besitzer im Rückblick auf rohere Vorfahren gewiß meinten, auf der Höhe der Kultur zu stehen, just so, wie wir jetzt es meinen, nicht bedenkend, wie wir den späten Enkeln erscheinen werden, wenn sie unsern Kram nach Jahrtausenden ausgraben. Die Relativität aller Kulturgrade und vermeintlichen Kulturgipfel sprang mir in die Augen. Der Gedanke gieng weiter: ist die Geschichte ein ewig sich wiederholendes Auf und Ab von Bildungsstufen, so fließt auch alles Vorher und Nachher ineinander und es ergibt sich nichts Geringeres als die Relativität des Zeitbegriffs. Daraus ist die Rede des Barden Feridun Kallar entstanden. — Von den kecken Anachronismen und von Scherzen der Anspielung, die ich mir erlaubt habe, ist nachher in andrem Zusammenhang ein Wort zu sagen. —

Gute Lust eine Pfahldorfgeschichte zu schreiben, ergab sich schon aus diesen Betrachtungen. Sie knüpfte sich noch an ein anderes

Motiv. Der Grund, warum die Leute auf Seen wohnten, wollte sich und will sich bekanntlich noch heute nicht ersehen lassen. Schutz vor wilden Tieren und Feinden konnte nicht das Motiv sein, denn in nordischem Klima froren ja die Seen im Winter zu und erleichterten dadurch beiden den Zugang. Während ich diese Frage zunächst liegen ließ, interessierten mich die Überbleibsel, die zu Schlüssen auf die Religion jener Völker auffordern: Halbmondbilder, die zum Teil auch Kuhhörner vorzustellen scheinen, und ungeschlachte molchähnliche Figuren. Nun befinden sich in der Sammlung neben den Funden aus der Steinzeit auch viele Zeugen der Bronzezeit aus verschiedenen Schweizer Seen, Waffen, Geräte mancher Art, Schmucksachen. Es kam mir der Gedanke anzunehmen, dort werde auch die Religion Fortschritte in der Läuterung gemacht haben, und nun der Einfall, einen Gast aus einem also in der Kultur vorgeschrittenen Pfahldorf in einer Gemeinde erscheinen zu lassen, die in der Steinzeit stehen geblieben; es ergab sich ein anziehendes, belustigendes Bild, das recht wieder auf die Relativität der Zeit hinwies; liegt doch eine Parallele mit unserer Ära auf der Hand: der Aufgeklärtere mußte den Anhängern des Alten als ein Zerstörer, ein Ketzer, als ein giftiger Verneiner und Ironiker erscheinen; er mußte verfolgt werden, mußte in Gefahr kommen zum Scheiterhaufen verdammt zu werden. In der Schweiz lag die Erinnerung an Strauß, an den „Züriputsch" nahe. — Gesucht war der Einfall wahrhaftig nicht. Man darf geradezu behaupten, daß so etwas den Ketzerverfolgungen späterer Jahrtausende ganz Ähnliches in jener dunkeln Vorzeit sehr wohl vorkommen konnte, ja vielleicht wirklich vorgekommen ist.

Ich spielte mit diesen Vorstellungen, ohne daß die Lust sie auszuführen zu einem Entschlusse gediehen wäre. Inzwischen tauchte mir ganz außer Zusammenhang damit die Idee auf, das Bild eines sonderbaren Kauzes zu entwerfen, dessen Verdruß über die lästigen Zufälle, die das Tun und Genießen des Menschen zu kreuzen pflegen, in fein schwebender Grenzlinie bis an den Wahnsinn streifte. Das lag nun allerdings lange vorbereitet in meinen Gedankengängen. Schon in dem Jugendversuch der Novelle „Cordelia" hatte ich ein Original seltsamer Art, dessen Grillen freilich andere Wege giengen, unter dem Namen Christoph eingeführt*). Es mag in meinem Wesen

*) S. oben die zweite Anmerkung auf S. 473. A. d. H.

liegen, daß ich schon früh eine Neigung verspürte, der Komik nachzugehen, die in schiefgewickelten Naturen liegt. Geweckt wurde die Neigung durch J. Pauls humoristische Charaktere, durch einen Leibgeber-Schoppe (im Siebenkäs und im Titan), aber wohl nur geweckt, eben weil sie da war. Diesmal sollte denn die tiefberechtigte Empfindlichkeit des geistigen Menschen über die Stöße, welche er durch die irrationale, von der Natur ausgehende Kreuzung seiner Zwecke erleidet, in Person, in der Form barocker Persönlichkeit auftreten. Daß in diesen Stößen, in diesem Spuk des Puck eine Welt von Komik gegeben ist, dies liegt auf der Hand, und ebenso, daß diese Komik in dem Grade zugleich Tragik wird, in welchem die Empfindlichkeit gegen die sich ergebenden Störungen aus geistiger Tiefe, aus innigem Bedürfnis harmonischen Lebens fließt und daher zum Gefühle tiefen Unglücks wird. Die Komik ist zunächst Stimmung des Zuschauers, der die Störungen beobachtet, die Tragik ist Stimmung des Betroffenen, aber der Zuschauer fühlt auch diese mit: so ist sie auch seine Stimmung. Allein der leidende Teil, wenn er zugleich das Talent der Phantasie besitzt, wird nicht bloß Objekt der Komik sein, sondern auch an ihr teilnehmen, also selbst auch Zuschauer im tragikomischen Schauspiel sein und in dieser innern Verdopplung wird sich auch seine Befreiung vollziehen, nur nicht ganz ohne Rest, da er durch den fast krankhaft hohen Grad seiner Empfindlichkeit doch zu sehr verhängt ist, um völlig frei über dem Schauspiel zu schweben. Ich erkläre dies näher und verweise auf einen Paragraphen meiner Ästhetik, worin der A. E. im Keime schon steckt und gegeben ist. Es handelt sich also um Störungen, die von außen, von der unbewußten Natur kommen, oder auch von innen, sofern neben dem Geist in uns die blinde Natur wohnt. Zu lachen ist an sich darüber nichts; sie werden komisch nur durch eine Unterschiebung. Wenn ich im stracken Gang zum Ziel über einen Stein stolpere und falle, wenn mich mitten in warmer Rede ein Hustenreiz überkommt, daß ich in seltsamen Fisteltönen stecken bleibe, so ist an sich nichts da als ein Mensch mit seinem Wollen und Tun und ein Stück grobe Natur, die sich um jenes nicht kümmert, sondern blind dazwischenfährt. Nun gebe doch jeder auch nur ein wenig auf sich selbst Achtung: er müßte ganz phantasielos sein, wenn er nicht den Stein, den verwünschten Husten anfluchte; er leiht also, genötigt von dem Zuge des Geistes, alles zu beseelen, der bewußtlosen Natur,

dem Stück derselben, das ihm ein Bein stellt, Willen und Absicht, tückische Absicht. „Es eröffnet sich nun“ — jetzt zitiere ich aus § 178 des ersten Teils meiner Ästhetik, der Metaphysik des Schönen, dem Abschnitt vom Komischen — „es eröffnet sich hiedurch ein Einblick wie in eine neckende zweite Macht, welche die Welt des bekannten Bewußtseins und Wollens durchkreuzend überall mithandelt“ usw. In der Anmerkung wird dort der feine Satz Steph. Schützes angeführt, es ergebe sich so das Bild eines Kampfs, eines Krieges, worin wir mit einem Dämon liegen. Nun gebe man diesem unterschiebenden, leihenden, personifizierenden Phantasiespiel, das jeder lebendige Mensch in sich selbst belauschen kann, nur noch einen kleinen Ruck, man denke es sich nur um etwas gesteigert, so daß aus dem Spiele nahezu Ernst wird, als glaubte der Geärgerte halb und halb wirklich an einen unter der kreuzenden Störung lauernden Kobold, — so ist ja der A. E., so ist ein gutes Teil von ihm fertig! Man kann es sich auch so deutlich machen: wir Alle denken und sagen tausendmal bei sehr lästigen Zufällen: es ist doch, als ob Dämonen gegen mich verschworen wären! Man mache aus diesem „Als ob“: halb Ernst, wie die alte Mythologie ganz Ernst aus Ähnlichem machte, — nun, so hat man ja den A. E.!

Ich habe die Empfindlichkeit, um die es sich handelt, eine tiefberechtigte genannt; dies Recht erleidet nun eine Karikierung, muß aber durch diese Trübung erkennbar durchschimmern. Der Mann erscheint dann schwebend an der Grenze des Wahnsinns: schwebend nur, denn gar so fürchterlich ernst ist es ihm doch nicht, wiewohl doch so ernst, daß er sich durch die Selbstvollziehung des komischen Auffassungsaktes nicht ganz befreit, vielmehr über den traurigen Krieg mit dem Dämonenreich bitter bös und recht unglücklich ist und bleibt. Er spielt mit der Vorstellung, er erlaubt zu lachen, lacht mit, aber er spielt doch nicht so ganz, er wird wild, er wird unselig. Das wird freilich seinen Grund auch in tieferen Eigenschaften haben müssen, die vorauszusetzen sind und auf die ich erst nachher eingehen werde; es genügt nicht nur überhaupt zu sagen, er müsse geistig, geistigem Leben zugewandt sein. Auf der lächerlichen Seite seines Wesens liegt es vorerst ganz nahe, ihm weiter so viel Eigensinn zu leihen, daß er sich in seine Fiktion verbeißt, einbohrt und sie mit Selbstqual, obwohl immer halb lachend, zu einem ordentlichen System aus-

bildet. Das alles ergibt sich so leicht, so von selbst, daß wenig begreiflich ist, wie Einer den A. E. nicht verstehen kann. Sich so Einen vorzustellen, das, sollte man meinen, ist doch kein Hexenwerk! So manchem deutschen Kopfschüttler hätte ich Lust zu sagen: da verstünde ein Franzose mich besser, der weiß vom Guignon, vom Guignolet!

Unter den Übeln, mit denen der Mann es zu tun hat, mußte eines in den Mittelpunkt gerückt werden, dies forderte ein bekanntes poetisches Gesetz. Der Katarrh ist ohne Frage eines der lästigsten, da er nicht nur die Atmungsorgane in bekannter Weise peinigt, sondern auch das Gehirn affiziert, die Stätte des Denkens umnebelt, da man krank ist und doch nicht für berechtigt gilt krank zu sein, da endlich seine Beschwerden unschickliche Erscheinungen mit sich führen. Soll er darum poetisch unbrauchbar sein? — Diese Frage mag vorerst unbeantwortet bleiben, sie wird aufgenommen werden mit den angedeuteten Punkten, die hier noch unerledigt bleiben.

Nun trug ich also einen solchen Kauz in mir um, brütete darüber, knetete daran hin und her. Da kam es, daß mir die zwei Pläne: Pfahldorfgeschichte und A. E. zusammenschossen. Das gieng einfach zu. Der Katarrh war der Magnet. Ich habe oben gesagt, der Grund des Wohnens auf Seen sei nicht erkennbar, und ich habe Überbleibsel erwähnt, die auf Religion: Mondsdienst schließen lassen, auch angeführt, daß rohe Molchfiguren aufgefunden sind. So stahlhart werden auch die Pfahlbürger nicht gewesen sein, daß sie sich durch die Feuchtigkeit, die Nebel der Seen nicht verkälteten und verschnupften. Es ist also nicht nur kein rechter Grund für diese Wohnweise zu finden, es dringt sich sogar ein Grund gegen sie auf. Halt! wie wär es, wenn man für die guten Leute eine Religion erfände, welche die Erklärung bringt? Sie glauben, der feuchte Seenebel hecke zwar Katarrhe aus, führe sie aber mit Hilfe einer großen Mondsgöttin zu heilsamen Krisen, die für den ganzen Menschen wohltätige Wirkungen im Gefolge haben? Das böse Übel der Schleimhäute sei zwar eigentlich Werk jenes Molchwesens, des bösen Gottes, aber die Mondsgöttin bekämpfe ihn und wende zum Heile, was er Schlimmes stifte? Das Motiv wäre närrisch: gut, so muß es ein Narr erfunden haben, und wer anders kann es sein, als der A. E.? Ihm sieht es ja ganz gleich, ihm, der selbst so viel von Grippo leidet und dessen Gedanken

sich so erfinderisch um diese knarrende Angel bewegen! Also Punktum: dem A. E wird die Pfahlgeschichte in die Schuhe geschoben, er muß der Dichter sein!

So war nun der Entwurf fertig und konnte an die Ausarbeitung gegangen werden. Ich wollte eigentlich einen Scherz machen, eine Humoreske schreiben, es sollte weiter nichts werden als eine Kapriccio. Das Ding wuchs mir aber unter den Händen, vor Allem dadurch, daß die Notwendigkeit sich aufdrängte, dem A. E. mehr und mehr Züge zu leihen, so daß er eine ganze, runde Persönlichkeit werde. Man begreift diese Nötigung aus innerem Grunde. Je barocker, je kleinlicher in das verbohrt, was andere nicht der Rede wert finden, desto mehr mußte ihm anderweitiger Wert geliehen, ja gerade an diesem Werte, just an dem tiefsten Bewußtsein und Gefühl der Höhe des Geistes mußte die Schneide der Empfindlichkeit gegen das lästig störende Bagatell geschliffen werden. Der Mann mußte überhaupt Lebensinhalt bekommen, erlebt haben, Vieles und Schweres. So gab es denn mehr und mehr hinzuzutun, die Glieder des Kapriccio streckten sich und nahmen endlich einen Umfang an, der dem fertigen opus den Namen Roman zugezogen hat — sehr zu seinem Unglück! Am Maßstab des Romans gemessen, muß es ja dem Armensündergericht verfallen! Meint man denn, der Autor wisse nicht, daß dieser Stiefbruder des Epos ein breiteres Weltbild, eine reiche Vielheit von Charakteren, Zuständen, Schicksalen verlangt? — Soll das Ding rubriziert sein, warum nicht: Novelle? Weil die Novelle nicht so lang zu sein pflegt? Man mißt aber Poesien doch nicht mit dem Zollstab. Die Novelle gibt einen schmäleren Ausschnitt aus dem Leben, prägnant durch Charakterbild, Schicksalswendung oder beides; aber dies „schmal" ist ein relativer Begriff: was schmal ist gegenüber der Fülle, dem figurenreichen Gesellschaftsgemälde des Romans, muß nicht an sich so oder so schmal sein. Die Novelle hat der gezogenen Linie des Romans gegenüber etwas Punktuelles, aber ihr Punkt kann auch ein Kreis mit mehr oder weniger Radien sein, je nachdem sein Zentrum beschaffen ist: Zentrum von mehr oder weniger Inhaltstiefe. Die Novelle ist ein Akzent, geworfen auf ein Stück Leben: der Akzent kann zugleich Länge sein. — Mag man dennoch nicht taufen: Novelle, so sage man in Gottes Namen: Kapriccio! Nur hoffe ich, daß der Name dann als Beziername wird befunden werden, da man denn

doch mehr Entwicklung und Ordnung finden wird, als ein Kapriccio in Aussicht stellt.

Soviel zur Entstehung! Nun Einiges zur Sache, wobei das eine und andere schon Gesagte wieder auftreten muß, um vollere Beleuchtung zu finden.

Mag mir die bekannte Stelle in Goethes Wahrheit und Dichtung als Ansatz dienen: „Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie sich mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.“ An dieser Stelle bedenkt man meist zu wenig die Worte „Ballast“, „ernstest“ und „Schmerz“, und so verlangt man eine des Lebens Härten vertuschende, beschönigende Dichtung und diesem Verlangen ist die Poesie jederzeit gefällig entgegengekommen. Kein Zweifel, daß Kunst und Poesie ein Feld hat, wo der Luftballon federleicht steigen darf und soll. Im Altertum war es dem Aphrodite- und Dionysoskreis vorbehalten, uns in eine Welt ungetrübter Heiterkeit zu führen; jederzeit hat das Idyll im weitesten Sinne des Wortes Recht und Pflicht, unsern Blick in einen blauen Himmel zu richten, an welchem drohende Wolken nur aufsteigen, um schnell zu verschwinden. Wir wollen und müssen wollen dürfen, auch einmal Vollglück zu sehen. Aber wir erinnern uns schnell genug, daß das Leben so nicht ist, und es wäre traurig, wenn dem Bewußtsein, das sich dessen erinnert, die Kunst und Dichtung nichts mehr zu bringen hätte, es wäre abgeschmackt, zu beweisen, daß hier vielmehr erst recht ihre Aufgabe beginnt. Das wird ja auch gar nicht bestritten — von unserer modernsten Zeit nicht zu reden, die mit so trauriger Vorliebe den Reiz im ungelöst Häßlichen sucht: eine Geschmacksrichtung, von der wir hier ganz absehen müssen, um uns nicht zu verwirren; wenn wir verlangen, daß Ernst und Schmerz im Bilde des Lebens, wie die Kunst es gibt, nicht fehle, nicht weichlich erlassen werde, so denken wir natürlich nicht an die Kneipzangen, womit eine faulichte Kunst abgestumpfte Nerven zwickt und reizt. Aber wie viel? Wie viel

Schatten? wie weit in die Welt der Übel hineingreifen? Da beginnt der Zwiespalt der Meinungen. Unzählige, weit die Mehrheit, geben ganz freundlich zu, so viel man nur will, aber wenn man Ernst macht: dann — Schrecken, Schauder, Abscheu, Verdammung! Ich behaupte: wenn die Kunst nicht mehr, nicht tiefer Gegriffenes zu lösen, schärfere Dissonanzen zu harmonisieren vermag, als ihr Wohlerzogenen einräumt, dann ist sie schwach, dann ist es schlecht mit ihrer Potenz bestellt; wenn sie ihr Auge nicht auch zum Mikroskop schleifen darf, wenn man ihr nicht zutraut, daß sie auch das haarscharf gesehene Kleinste in das Licht ihrer Verklärung zu heben vermag, dann gut Nacht! dann vermag sie überhaupt nichts Rechtes.

Treten wir nur sogleich in mediam rem! Ich führe die sogenannten kleinen Übel des Lebens auf, um die Pein halb komisch, halb tragisch, halb in Gelächter, halb in Mitleid mit Menschenschicksal aufzulösen. Da heißt es nun: das ist eine Spezialität, dichterischer Behandlung unwert. Eine Spezialität, also ohne allgemeine, ohne immanent symbolische Bedeutung? Ich behaupte: die Plackerei mit dem Kleinen, das uns quer in den Weg führt, ist ein allgemein menschliches Leiden, das schnurgerade auf die furchtbare Wahrheit führt, daß der Geist, der Sohn des Himmels, in den Staubleib, in das rohe Gepuff der Körperwelt gebannt ist! So steht es damit, daß der tiefere, edlere Mensch, der Mensch, der den Wert der Zeit auf idealer Wage wägt, fände er nicht Trost wie in der Religion, in der Philosophie, so in der Kunst, Trost im entlastenden Lachen, im entlastenden Wettern, in der sänftigenden Träne, daß er, sage ich, rasend darüber werden könnte, und dieser Mensch: das ist ja mein A. E.! Keinen Pfennig gebe ich euch um eure Geduld, die ihr meint, diese Welt der kleinen Pein sei nicht wert, sie zum Ausgangspunkt für tiefe Seelenbewegungen zu wählen. Ich kann nicht glauben, daß der einem Gedanken mit Feuer nachgeht, der nicht vor sich hinflucht, wenn im eifrigen Lesen oder Schreiben zwei Blätter zusammenkleben, nicht auseinanderwollen; wer intensiv arbeitet und will, den empört das boshafte Lumpenpack der Härchen in der Feder, der verlegten, in ihrem Versteck kichernden Blätter, der Wurzeln, Steine, Schlingen im Weg, der Leichdorne, der Kratzstacheln in Hals und Nase. Ich wünschte, ich wüßte in allen Fällen so gewiß, daß ich Recht habe, wie darin, daß ich diese Leidensform zum Thema einer Dichtung

gemacht habe. Dieser Stoff will und soll einmal behandelt sein. Verwandtes ist von mehr als Einem Humoristen aufgenommen worden — natürlich, wie sollte sich der Humor, dessen Element ja die Kreuzungen des Geistes mit den Erbärmlichkeiten des Lebens sind, der Humor, der ja den einen Fuß im Himmel, den andern im Bagatell der Erde hat, diesen Stoff, den Kampf mit dem Staub-Atom, entgehen lassen! J. Paul hat im Siebenkäs, Freudel, Katzenberger Verwandtes behandelt; es wäre namentlich auch auf Sterne zurückzugehen, wollte ich Beispiele häufen. Aber noch keiner hat diese Motive zusammengefaßt, zum Drehpunkt eines Ganzen gemacht, worin der Konflikt in einfacher Klarheit vorliegt, d. h. wo nicht etwa ein zerstreuter, ungeschickter, ängstlich beengter, sondern ein aufmerksamer, rüstiger, freiblickender Mann das Gefühl für die Schärfe desselben in sich ausbildet, wo daher erst ganz zu Tage kommt, wie menschlich natürlich, wie hart in Wahrheit der Konflikt ist. Das Thema wartete auf diese Behandlung; diesem Warten bin ich gerecht geworden und wer das tut, der hat Recht.

Ohne Unschicklichkeit kann es aber nicht abgehen, wenn man die sogenannten kleinen Übel als besondern Leidensquell behandelt; daher nur sogleich ein Wort von diesem Punkte!

Man hat schweren Anstoß genommen an dem Streiche, den in Bürglen der Kobold eines Nießreizers dem armen A. E. spielt. Kritiken haben mich belehrt, die Szene sei einfach ekelhaft, nicht komisch. Ich habe mich da über eine erbärmliche Schwäche in der Auffassung zu beschweren. Also euch ekelt? Ihr könnts euch ersparen! Es ist schon besorgt! Euch ist schon zuvorgeekelt! Der A. E. hats euch abgenommen, vorweggenommen; er ist's, dem es schon vor und dem es für euch ekelt, und es ekelt ihm mehr noch als euch, er läßt euch nichts, gar nichts übrig! Muß man euch den Kopf an den Ohren herumreißen, um euch die Augen dahin zu richten, wohin sie gucken sollen? Ihr sollt euch in die Seele eines edlen, höchst schamhaften, zart und tiefliebenden Mannes versetzen, in den Abgrund seines Unglücks, da ihm *das* passieren muß in Gegenwart des still und heiß geliebten reinen Weibes, und ihr, ihr die Häßlichen, versetzt euch in den Teller, worin ein paar Tropfen geflogen sind, glotzt und stiert dahinein, verweilt *dabei*, statt von da im Nu fortzugehen zum Mitgefühl der Scham, zum Gefühl des Elends der Mensch-

heit, die solchen Schandtribut an die Natur zu zahlen hat, zum Gefühl des Wehes, daß der Mensch, so „edel durch Vernunft, so unbegrenzt an Fähigkeiten, in Gestalt und Bewegung so ähnlich einem Engel, im Begreifen so ähnlich einem Gott, die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen" in seinem Körper eine Kotwerkstätte mit sich umschleppt! Und ihr meint, dem Poeten, der dies Weh in seinem Helden malen will, sei es eine Lust, im Kote zu wühlen! Was ihm ein Moment ist in dem doppelten Sinn: Sekunde und: fortleitendes, hinüberführendes Mittel, das aufgehoben, verschwunden ist, sobald es seinen Dienst geleistet hat, ein Hebel, der einen Augenblick fungiert, wirkt, um alsbald alle Bedeutung an das Bewirkte (A. E.'s Seelenzustand) abzutreten: das ist euch die Sache selbst! Ihr bohrt euch in den Stoff ein, statt vom Stoffe fortzueilen zur Form, zum Bilde der Seelennot, der Verzweiflung des Armen, Mitleidswerten, der einen Augenblick in des Stoffes Knechtschaft hinuntersinken mußte. Ihr werft mir entgegen: „gerade diese Knechtschaft wollen wir beim Dichter vergessen." Darauf ist oben geantwortet und die Antwort lautet: nicht vergessen, bewußt bleiben, aber dies Bewußtsein von seinem dumpfen Druck entlasten, und Entlastung liegt doch im Mitleid, denn das Mitleid ist schön, liegt im Lachen, denn das Lachen verflüchtigt.

„Aber du hast's genannt, das Ekelhafte; gar nicht nennen soll man es." Ich hab' es so schonend als möglich genannt, nur ungenannt konnte ichs nicht lassen. Aber freilich, ich weiß ja: ihr meint, man dürfe diese Dinge gar nicht nennen, „auf keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise." Was könnte ich nun über diese — Tugend der modernen Gesellschaft sagen, das ich nicht in „Mode und Cynismus" schon gesagt habe*)! Soll ich wiederholen daß diese Prüderie nicht ein Zeichen der Sittlichkeit, sondern der Verdorbenheit unserer Zeit ist, und daß es heißt, dem Humor, nein, nicht nur dem Humor, auch dem ethischen Pathos den Abschied geben, wenn man ihm diese Grenze ziehen will? Soll ich — von den Alten und Älteren zu schweigen — noch einmal auf J. Paul, Tieck, auf Goethe, und zwar nicht bloß auf den Goethe des Götz von Berlichingen, sondern den Goethe der Xenien, der oft so prächtig groben und zynischen Sinn-

*) Siehe Band V S. 367.

sprüche hinweisen? Ich werde mich wohl enthalten, noch einmal tauben Ohren zu predigen.

Es wäre auch von einer andern starken Form des unentbehrlich Häßlichen ein Wort zu sagen: dem Häßlichen furchtbarer, grausiger Art, das im A. T. vorkommt. Dies wird jedoch besser auf eine andere Stelle verschoben.

Nehmen wir nun auf, was mehrfach berührt, aber noch nicht eigens behandelt ist: unserem Narren mußten bedeutende Züge geliehen werden. Schon an sich war das ja eben mit seiner Art von Narrheit gegeben. Es ist ja der Kontrast, woran sich seine Empfindlichkeit so krankhaft zuschärft. Wäre er nicht sehr geistig gestimmt, so würden ihn die Störungen, die aus der Stoffwelt entspringen, nicht so schrecklich belästigen; trüge er nicht in sich, was ein Mann dieser Art immer in sich trägt, einen höchst ausgeprägten Sinn für Zusammenhang, so würde er die Kreuzungen jedes Zusammenhangs durch die Mücken des queren Zufalls auf die leichte Achsel nehmen, wie die gewöhnliche Menschenart, die keine Zerstreuung, Unterbrechung fühlt, weil sie keine Sammlung kennt. Sagen wir kurz: der Mann gehört zu denen, die ein tieferes Bedürfnis der Harmonie fühlen als der Menschenschlag der Mehrheit.

Das ist denn nun genauer zu nehmen, in die ganze Komplexion zu verfolgen. Solche Naturen sind sensibel angelegt, nervös, darum aber noch nicht krankhaft nervös, und was sie nervös empfinden, wird schneller als bei anderen ins Bewußtsein geleitet und findet im Gehirne eine Denkneigung vor, die gleich schnell bereit ist, aus lästig Empfundenem düstere allgemeine Betrachtungen auszubrüten. Man beobachte doch die leichte Mittelware der Menschheit! Ihre Nerven sind wohl härter, doch nicht so ganz rindsledern, um an Zugluft sich nicht zu verkälten, aber sie geben nicht Acht darauf und verwundern sich den andern Tag, wo sie das nur gefangen haben mögen, daß ihnen die Augen brennen, die Nase Feuer speit und der Schlund Holz sägt. Da sitzt Einer am offenen Fenster im Eisenbahnwagen gegen den Wind, der ihm in Augen und Rachen weht, er blinzt, hustet, fällt ihm aber nicht ein, das Fenster zu schließen, das er selbst aufgerissen hat; den andern Morgen, wenn er im Katarrhfieber liegt, eine Augenentzündung hat, wird er fragen: ei, woher mag ich's wohl haben? O, es gibt Menschen, man könnte ihnen Wasen in der

Kopfhaut stechen, sie merktens nicht! Es ist vorzüglich die liebe Jugend, welche das immerhin fragliche Glück dieser Blindheit genießt; man braucht Zeit, bis Nerv und Bewußtsein zu der Bildung gelangt, welche die Klarheit mit dem Glücke der Blindheit bezahlt.

Daß Helle des Bewußtseins in diesem Manne nicht auf Kosten der Phantasie gehen durfte, versteht sich und ist schon früher gesagt; Phantasiedichtung ist ja sein mythisches Beseelen des Objekts. Ohne diese Ausstattung hätte ihm, versteht sich allenfalls, auch die Pfahldorfgeschichte nicht untergeschoben werden können. Ein unglücklicher, nicht ganz zum heiterfreien Schaffen gediehener Poet!

Die Helle, die Aufmerksamkeit auf sich selbst, das mikroskopische Sehen, die Bewußtheit überhaupt, führte nur ganz geradlinig dazu, auch einen Denker aus ihm zu machen. Er durfte und sollte ein Stück von einem Philosophen werden; die Dinge betrachten im Lichte des Allgemeinen, von der Höhe der Idee, das Leben tief nehmen, tief in sich verarbeiten und Wahrheiten aus dieser Arbeit ziehen: das mußte sein Trieb und Drang sein. Die Natur, aus deren blindem Schoße uns die rohen Zufallstöße kommen, ist dieselbe, die das menschliche Hirn bildet, wo die Gedanken wohnen, die durch ebendiese Stöße so grausam durchrissen werden: das führt mitten hinein in das Welträtsel, in die innere Einheit aller Dinge und den Widerspruch in dieser Einheit. In diese dunkle Tiefe mußte mein A. E. den Denkerblick richten, dann erst war er interessant, dann erst hatte er den wahren Kern, um eine ganze Persönlichkeit zu sein, dann erst war das Thema in seinen letzten Grund verfolgt, hatte das ganze Bild sein punctum saliens. — Der Denkzug mußte nun naturgemäß auch ein Zug zum Systematisieren sein, wobei aber ebenso naturgemäß die Phantasie, zu närrischen Erdichtungen geneigt, wie sie einmal ist, sich grillenhaft spinnend einmischen wird. Ein ganzer und eigentlicher Philosoph durfte A. E. trotz dem tiefen Denktrieb nicht sein, daran mußte ihn schon vornherein die Lebhaftigkeit seiner Phantasie hindern. Und hieraus, aus dem Zusammensein dieser entgegengesetzten Kräfte mußte sich noch eine weitere, besondere Quelle des Unglücks ergeben: der Mann liegt nicht nur im Krieg mit dem Objekt, sondern auch mit sich: Denktalent und Phantasietalent verlegen einander die Bahn, er weiß es, und dies bringt einen tragischen Zug mehr in sein Leben.

Die Nervosität durfte, wie schon gesagt, keine Schwächlichkeit, nicht von der hysterischen Art sein. Darum nicht, weil der wunderliche Phantasie-Akt seiner Dämonen-Mythologie zu einem guten Teil aus dem energischen Affekte des Zorns über die peinlichen Lebensstörungen entspringen mußte. Mannhaft affektvoll mußte der Charakter gehalten werden.

Was sollte sein Stand, sein Lebensgeschäft sein? Nun, vom oben Gesagten war es nur ein kleiner Schritt, ihn zu einem Regierungsbeamten zu machen, dessen Dienst nicht zum kleinsten Teile Polizei war. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies ein Widerspruch sei, wie ihn die poetische Logik nicht erlaubt. Ist es falsch gegriffen, wenn ich schließen lasse, seine Wut gegen das „Objekt" komme auch daher, daß er, gewohnt, mit straffem Befehl Ordnung zu halten und durch Amtsmacht dem Befehl Nachdruck zu geben, die Koboldstreiche des Zufalls wesentlich auch als Auflehnung, Disziplinlosigkeit, verruchte Unbotmäßigkeit betrachte und es nicht ertragen könne, daß er hiegegen nichts vermag, hier unmächtig zusehen muß? Die Nerven-Empfindlichkeit, feine Aufmerksamkeit, die überhelle Bewußtheit ist zugleich auch männlich starker, empörter Ordnungssinn. Ich habe hierüber einen Wink gegeben T. 2 S. 35 (zweite Auflage). — Sollte dadurch die Amtsführung undenkbar werden? B. Auerbach behauptet es. Ich glaube: nur dann, wenn man vergißt, daß die Phantasiegrille halb und halb doch nur freies Spiel ist. Vermöge dessen kann er sie jeweilig auch bezwingen, zurückstellen. Wo es heißt: Dienst! da kann er würgen, schlucken. — Zum Straffen und Strammen, Befehlenden in seinem Wesen stimmte es, wenn er eine Zeit Soldat gewesen war; ein Motiv, das übrigens noch andere Gründe bedingten, die in der Führung der Fabel liegen, wo man sie suchen mag und leicht finden wird.

Einen so mannhaften und doch so guten Menschen auch als Patrioten zu charakterisieren war nur ganz natürlich gegeben. Widmet er sich der höchst zugespitzten Subjektivität zum Trotze dem Allgemeinen, dem Objektiven, ist er, der höchst moderne Mensch, darin antik, lebt er zudem mit seinem Denken im Großen, im Ganzen, ist dies Denken aber klar genug, um zu erkennen, wie verkehrt der Kosmopolitismus ist, der das eigene Volk überspringt und den Nationalismus ausschließt, so wird dieser Zug ja wohl in Ordnung sein.

Da ist nun aber noch der besonders weiche Zug der Tierliebe. Kann dieser zusammen gehen mit dem Strengen, Polizeilichen, Soldatischen, der Hingebung an das Große, an Staat, öffentliches Leben, Menschheit? Ich denke: freilich, sehr wohl. Man kann doch wohl stark und nach andrer Seite sehr weich sein. Gewiß dann vor Allem, wenn man auch Phantasiemensch ist. Phantasie ist doch nicht nur Gabe der Erfindung, sondern ebensosehr der Hineinversetzung in Anderes. Menschen, die nicht begreifen, warum man sich liebend für das Tier interessiert, sind vor Allem phantasielos, sie finden in der Tierseele nicht die Vorstufe der Menschenseele, sie vermögen nicht, ihr diese unterzulegen, ihnen sieht nicht das Menschenverwandte aus dem Tier entgegen, daher haben sie auch keinen Humor für diesen „Grenznachbar", denn das Tier wird wesentlich auch komisch, wenn man es auf einen Menschen ansieht. — Auch der Denker in A. E. ist hiebei beteiligt; er studiert das Tier; wie mag man da höhnisch von „Hunde-Anekdoten" reden! — Ich habe meinen Mann an diesem Zug untergehen lassen. Wird man dies nicht angemessen finden? Er paßt doch, meine ich, in ein tragisches Leben. Zu Grunde gehen nicht nur eine schwere Schuld, nicht durch Opfertod für Großes, Heiliges diese Schuld sühnen dürfen, sondern durch einen Zug der Weichheit, welcher zwar gut und schön, aber auf einen Gegenstand gerichtet ist, der gegenüber großen Zwecken als klein und nebensächlich erscheint: hat es nichts traurig Rührendes? Kann es nicht an W. Tells Tod erinnern, wie dieser ihn der Sage nach erlitten hat, als er ein Kind aus dem Schächen rettete?

Schwere Schuld: das führt zunächst auf Einharts Verirrung in unwürdige Leidenschaft. Daß ich ihn affektvoll, heiß haben wollte trotz dem Überschuß von Bewußtheit, und daß Beides zusammengeht, ist oben gesagt; daß ein Mensch von edlem Geist, eine schamhafte Mannesseele dahinein fallen kann, ist es nicht menschlich, Menschenart und Menschenschicksal? — Und nun das Grasse seiner nächtlichen Tat: der zweite große Hauptvorwurf, den man vom Standpunkte behaupteter Reinheitsgesetze erhoben hat. Dort, in Bürglen, ein komisch Häßliches, hier ein ernst, furchtbar Häßliches und beide gehen, so heißt es, zu weit, bleiben als unverdaulicher Stoff im Magen liegen. Von jenem ist die Rede gewesen, für dieses spreche ich mit gleich gutem Gewissen. Sehe man sich die Sache einmal vorerst nach

vorwärts an. Der infernalische Traum am Schluß, diese höllische Vision voll Todesbangen ist nicht motiviert, fällt also weg, wenn ich die ekelerregende Untat wegnehme; zu diesem Schauerbilde gehört untrennbar das Brandmarkmal auf der Stirne des dämonischen Traumweibs, es fällt mit dem Übrigen. Diese Entsetzenswelt ist die Folie, auf welcher wie ein reiner Diamant Cordelia glänzt, der Folie ist dann die volle Kraft ihres wirksamen Dunkels entzogen. Ich darf also auch hier den erschrockenen weichen Herzen zurufen: vorwärts sehen! nicht am Stoff, nicht am Einzelbild hängen bleiben, fort, weiter, fort zu diesem Lichtbild! — Nun aber auch nach rückwärts! Ein Mann, dem es ein Ernst ist, seine Seele rein zu erhalten, verfällt in entehrende Leidenschaft; mit innern Vorwürfen lange fruchtlos kämpfend, sich losringend, dann rückfällig entdeckt er durch ein frech frivoles Wort auf einmal erst den ganzen Abgrund seiner Schmach, eine Mischung von Ekel an sich selbst, Wut gegen sich, Ekel auch an den Schuldigen, Wut gegen die Schuldigen überstürzt ihn, sie wird zu halbem Wahnsinn: ist es nicht menschlich, daß ein wildes Bedürfnis der Entladung nach außen sich einstellt? Und da es Schmach wäre, am schwachen Weib sich mörderisch zu vergreifen, ist es nicht begreiflich, daß nun das kochende, fiebernde Hirn, nicht bedenkend die noch größere Schmach, das unnatürliche Vergehen am Leichnam des schändlichen Mitschuldigen ausbrütet? Und dies alles, um nun erst recht, nun erst unerträglich sich vor sich selbst zu entsetzen, von Ekel an sich selbst geschüttelt zu werden? Nun, und ebendies führt den Blick wieder vorwärts, auf die Linie der Betrachtung, die ich vorangeschickt habe, auf den grauenvollen Traum, und ich setze noch hinzu, daß auch das Lied: „O, du bist so gut“ die Labung, die es bringt, aus dem Gegensatz gegen diese Schauerwelt schöpft. Man muß eben oft Gefühle reiner Lust um Unlust einkaufen, mit dem teuern Preis des Grauens bezahlen.

Ich habe immer gemeint, der A. E. sollte den Leser dauern und wieder dauern, dies solle die Grundempfindung sein. Er ist tragisch angelegt, sein Leben muß tragisch verlaufen. Aus mehr als Einem Grunde. Der erste liegt in seinem Wesen, wie es aus Widersprüchen gewickelt ist; einem solchen Schiefgewickelten steht es ja wohl auch an, Unglück zu haben im Großen wie im Kleinen. Wie seine Seele im Innersten beschaffen ist, zeigt seine stille Liebe zu Cordelia. Man er-

kennt doch den Menschen aus dem, was er wünscht, was er liebt, was er verehrt. Verehrt er ein vorzüglich reines, lauteres, gutes Weib, so wird ja seine Seele, wenn auch getrübt, doch im Kerne rein, lauter, gut sein. Und ihm ist beschieden, sie als Weib seines Freundes zu finden. Scheinliebe mit dem Ende: Verzweiflung ist ihm vollauf geworden, die wahre Liebe kommt, rettet, heilt ihn und bleibt hoffnungslos. So streng rein ist sein Gefühl, daß er schmerzvoll den tiefen Wunsch zurückdrängt, auch nachdem Cordelia Witwe geworden: er hält ihn für Vergehen am Toten, als lebte er noch, oder als wäre er sein Bruder gewesen und Bund mit seiner Witwe etwas wie Inzest. Wie stark der Wunsch ist, zeigt der Auftritt mit Cornelia in Göschenen; diese Italienerin ist einfach eine Statistin, die ich brauchte, um einen Blick in die eingepreßte Leidenschaft zu öffnen.

Genug hierüber, und nun die Frage, ob dieser A. E. ein mögliches Wesen, ob er nicht aus zu vielen Eigenschaften zusammengesetzt ist? Ich sage: er kann sein, weil er naiv ist, denn die Natur bindet zusammen, was unvereinbar scheint. Wie? dieser in sich gespaltene, vom Denken, von zu viel Denken durchsäuerte Mensch naiv? Ja, ich wage, ich bin so stolz, es zu behaupten: er ist naiv trotz alledem.

Ist er es trotz alledem, so darf ich vielleicht auch hoffen, er sei bleibend, setze sich als Typus fest im Gedächtnis aller, die ihn verstehen.

Und dies führt nun zu einer andern Seite meiner Beleuchtung: zur eigentlichen Kunstfrage.

Selbstentäußerung ist Gesetz der Kunst. Sie ist dir nicht gelungen, ruft es mir aus allen Ecken zu, alter ego ist dein A. E.! — Dabei bin ich in fast komischer Lage. Hold verschämt hätte ich zu sagen: dann werden ja auch alle die edlen Züge, die ich dem Kauz geliehen, mir gutgeschrieben; und da es doch zugleich heißt, in seinen närrischen Zügen sei der A. E. eine Karikatur, also etwas Übertriebenes, so täte es nicht weh, daß der Autor auch nach dieser Seite mit seinem Geschöpf identisch sein soll, denn er dürfte abziehen, was übertrieben ist, und übrig bliebe eine verzeihliche Schrulle, welche jene edlen Eigenschaften nicht verdunkelte. Doch das ist Begriffsspielerei! Lassen wir's und gehen geradezu.

Im allgemeinsten Sinne des Wortes gibt der Poet in seinen Geschöpfen immer sich selbst. Auch was seiner Person ganz fremd ist, ist er. Was er nicht ist und in sich erlebt, lebt nicht in seinem Gedichte.

Dies gilt nun in zwei sehr verschiedenen Bedeutungen, einer weiten und einer nahen. Selbsterleben, Selbstsein bedeutet nur lebendiges Versetzen überall da, wo der Poet Daseinsformen schildert, die offenbar nicht er sind. Er fühlt sich in die unbeseelte Natur ein, er versetzt sich in fremde Sitten und Charaktere. So weit geht dies Versetzen, daß er einen Bösewicht, einen Richard III., einen Macbeth schildert, als hätte er in sich erlebt, wie es dem Verbrecher vor, in und nach dem Verbrechen zu Mut ist. Das könnte er nicht, wenn nicht in jeder Menschenseele die Möglichkeit, der Keim von allem Schlimmsten wie Besten läge; in diesen Keim legt sich seine Phantasie und entwickelt ihn in freiem Scheinbild, dessen innere Wahrheit mit schlagartiger Kraft wirkt. Es ist volle Selbstentäußerung, aber in dem ganz hinausgestellten Bilde spürt jeder eben das Selbst, das sich ganz hineingelegt und dann ganz hinausgestellt hat. — Anderen Gebilden sehen wir dagegen leicht an, daß des Dichters Selbst in ganz anderem, engerem Sinn ihnen inwohnt. Wenig Gefühlsrapport müßte haben, wer es einem Hamlet nicht anspürte, daß der Dichter selbst ganz anders in ihm steckt als in jedem andern seiner Helden. Gelegentlich sei hier gesagt, daß mir längst nicht mehr genügt, was ich bisher über den Hamlet geschrieben habe*). Hamlet leidet nur unter anderem auch an der Reflexion; sein Leiden ist das Genie. Es gibt Genie in vielen Sphären, wo man meinen sollte, der Verstand tue alles, es gibt wissenschaftliches, praktisches, z. B. Staatsmanngenie; in diesen Formen ist die Phantasie Wegzeigerin, Öffnerin des Blicks, im Werke selbst tritt sie die Rolle an das Denken ab. Hamlet leidet am Genie im engeren Sinne, wo die Phantasie ganz bestimmend ist, sagen wir: Phantasiegenie, und dies mit allen Zugaben einer solchen Komplexion, — er, der bei aller sittlichen Empörung, die er als höchst ethisch gestimmte Natur in sich trägt, grundnüchtern sein müßte, um angemessen zu handeln. Shakspeare hat sich gefragt: wie gienge es unser Einem, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet: fürchterlich und erbärmlich! zu einer halb wahnsinnigen Phantasieunruhe würde mich's aufscheuchen! In Witzgarben, in Vulkanausbrüchen beredter sittlicher Wut, in Seufzern, Schwermutsträumen und dann wieder blutig grassen Bildern würde ich mein Feuer versprühen, verschießen, verhauchen, am unrechten Ort grausam

*) S. hier oben S. 57—120, 160—175.

handeln, den rechten Moment verzappeln, als lächerlicher böser Narr umgehen, verachtet und gefürchtet, schuldig werden, tief schuldig, die Rache gegen mich herausfordern, wo ich Schuld strafen sollte, und, wenn es sehr gut gienge, im letzten, späten Augenblick ans Ziel hin nicht schreiten, sondern fallen! — Dies eine Andeutung, noch keine Nachweisung, solche gehört nicht hieher*). — Unter modernen Beispielen besonders intimen Verhältnisses zwischen Werk und Dichter drängt sich auf: die Leiden des jungen Werther. Was er selbst gewesen und gelitten, — nein! leidet und ist, schreibt sich der Dichter von der Seele, im Schreiben sich von diesem Sosein und Leiden befreiend.

Darf man nun behaupten, es entstehe eine bloße Spezialität, wenn der Dichter in so besonderem Sinne sich selbst gibt? Gewiß dann nicht, wenn er sagen darf: homo sum, — wenn das, was so sehr er selbst, doch allgemein menschlich ist. Nur Gewinn für die Leistung ist es, was dann entsteht. Je mehr selbsterlebt, desto mehr poetisches Leben, Atem, Hauch der Wahrheit, vorausgesetzt natürlich, daß die Projizierung, die Objektivierung des Subjektiven gelinge.

„Halt! wo gerätst du hin? Dich mit Shakspeare, mit Goethe vergleichen?" Das ist keine Überhebung, antworte ich, ist dann keine, wenn ich ganz dem Leser überlasse, zu urteilen, ob die genannte Voraussetzung hier zutreffe, wenn nicht von der wirklichen Leistung die Rede ist, sondern nur von der Möglichkeit, daß sie gut, doppelt gut werde, wie solche nach dem aufgestellten Satze im so gearteten Falle gegeben ist: fehlt diesem Versuche viel zum Kunstwerk, so rührt dies nicht daher, daß der Verfasser viel vom Eigenen hineingegeben hat, sondern, so genommen, konnte er nur glücklich ausfallen, wofern das Talent hinreichte. Doch auch dies ist zu viel gesagt: ich spreche ja natürlich nicht an, daß das Persönliche, was hineingelegt ist, entfernt so bedeutend sei wie das Persönliche der großen Dichter. Aber das spreche ich an, daß es wahr, menschlich wahr, nicht idiosynkratische Eigenheit ist. Davon ist ja oben, bei der Genesis, die Rede gewesen. Wenn man zufällig weiß, daß der Autor einer Novelle viel unter demselben Übel leidet wie sein Held, und daß ihm dies

*) S. Shakespeare-Vorträge von Fr. Th. Vischer, herausgegeben von R. Vischer, zweite Reihe, 1. Band, 2. Aufl., Stuttgart, Cotta, 1905, S. 255—258, 270 ff., 277—287, 287 f., 297, 314 ff., 321—326, 333 bis 344, 365 ff., 381 ff., 396—400, 420 f., 455 ff., 465—470.

und andere sogenannt kleine Leiden des Lebens sehr empfindlich ins Bewußtsein eingehen, so muß man nicht meinen, man sage etwas, wenn man nun sagt: aha, das ist eben er! Spezifisch scharf unter gewissen Lebensplackereien leiden und darauf Acht geben, das kann ja just, kann eben gerade recht einen Beruf begründen, einmal recht zu zeigen, was dies auf sich hat und welche Bedeutung es bekommt, wenn man es an das ewige Recht des Anspruchs des Geistes hält, im Leibe nicht wie in einem Stachelkleide zu wohnen. Das Leichtnehmen, die Unachtsamkeit der Meisten in diesen Dingen ist in seinem Unwert als ein Glück der Stumpfheit oben besprochen. Wer es recht oft erfahren muß, der weiß es, der eben erkennt es, wie es an sich ist. Das muß sich dann, wenn er es zum Inhalt einer Darstellung wählt, daran erproben, daß diese wirkt, trifft, überzeugt, ganz gleichgültig, ob der Leser zufällig weiß, es liege da ein Stück Selbsterlebtes zugrunde. Sofern geht es niemand etwas an, was der Autor selbst lebt und ist und denkt. Hat er einen allgemein menschlichen Nerv getroffen, so steht, was er hervorgebracht, ganz außer ihm für sich da und ist, was es ist. Verhehlt er, sofern er neben dem Werk noch da ist und schreibt, — verhehlt er nicht, daß er die Kobolde des Lebens sehr aus Erfahrung kennt, so ist das ein opus supererogativum. Ganz ins Lächerliche fallen nun diese Rückführungen, wenn der Autor die Person, die er mit einigem Selbsterlebten belädt, neben Halbverrücktem, das er noch dazu aufpackt, dafür auch mit viel Gutem, Edlem, Tiefem reichlich bedenkt. Soll er den „alter ego“ auch darauf beziehen dürfen? Oder soll er sagen: wäre ich nur so gut wie mein Held!? Doch davon ist ja schon die Rede gewesen, also noch einmal: still davon und sagen wir über diesen Punkt einfach: versteht sich der Autor recht, so geht da ein Spiel vor sich, worin er seinen A. E. bald von sich wegstößt, sich weit vom Leibe hält, bald wieder mit ihm zusammenrinnt. Wäre er ganz der A. E., so hätte er ihn nicht zeichnen können, sei er nun gut oder mittelmäßig oder gering gezeichnet. Er stellt ihn unter sich, er stellt ihn über sich, er nimmt ihn wieder zu sich, er entläßt ihn wieder; dies ist kein Verwachsensein, dies ist Freiheit, freies Gebahren.

Soviel über diesen Punkt. Eine speziellere Frage wäre, wie sich der Poet persönlich zu den Leidenschaften, dem Tun, den Erlebnissen verhalte, die er schildert. Darüber ihm Rechenschaft abfragen wäre

kindisch; von der gemeinen Neugierde, wer wohl hinter den anderen aufgeführten Personen stecke, nicht zu reden, denn diese ist ekelhafte Klatschsucht. Der Poet destilliert seine Figuren und Ereignisse aus unbemeßbar mannigfaltigem Stoff; was ihm aus näherer, was ihm aus fernerer Erfahrung, Mitteilung, aus bloßer Beobachtung zugeflossen, davon ist nicht die Frage, sondern wie die Destillation ausgefallen sei, davon ist die Frage. Sagt man, Stoffinteresse im Leser könne doch auch etwas Besseres sein als niedrige Neugier, eine Art von historischem Forschungstrieb, so ist zu antworten: wer eine Dichtung darauf ansieht, was Sächliches dahinter stecke, und wer sich so verhält, weil immerhin etwas von einem Historiker in ihm sich regt, dem ist zu empfehlen, daß er die Poesie liegen lasse und sich zu Biographien und Memoiren wende, die übrigens dem Leser eben auch nicht alles auf die Nase binden.

Eine gerade Linie führt von diesem Springpunkt der Frage nach der Identität oder nicht Nicht-Identität des Dichters mit seiner Hauptperson auf die Frage der Komposition. Denn wer zu dicht in seinem Helden steckt, wird auch den Kopf nicht frei haben zum Anlegen eines klaren Plans, wer ihn heraus hat, wird es können, wenn er es überhaupt kann.

Als Haupteinwurf wird vorgebracht: A. E. stirbt und das Wichtigste von ihm erfährt der Leser erst nachher und auch dann nur in unterbrochenen Stücken, teils erzählt, teils durch ein Tagebuch.

War es nur Eigensinn oder etwas Besseres, als ich mit vollem Bewußtsein so verfuhr? Ich wollte der Romanleser-Neugier nicht fröhnen, wollte dem Heißhunger nach den herkömmlichen leeren Spannungsreizen nicht Speise bieten. Es ist doch wohl zweierlei Spannung zu unterscheiden; die leere, geringe ist fertig, wenn der Leser weiß, wie es den Romanpersonen schließlich ergeht, ob Hans die Grete kriegt usw., die gute bleibt, wenn er es auch schon weiß, er sieht gern zurück, liest zum zweitenmal und verweilt auf dem wachsenden, sich vertiefenden Bilde. Nennen wir diese bessere Art der Spannung lieber Interesse. Ich wollte den Leser ehren, indem das Buch ihm sagte: ich traue dir zu, daß du dies Interesse hast, das nicht zu Ende ist, wenn du das Ende des Helden weißt. Darf ein Dichter nicht seinen Mann physisch sterben und dann geistig auferstehen lassen in dem Sinne, daß nun erst sein ganzes inneres Leben

volle Beleuchtung gewinnt? Es ist nicht gewöhnlich, ist es darum unerlaubt? „Nicht unerlaubt, aber ungeschickt, denn du bemühst den Leser, statt ihm zu gefallen.“ — Welchen Leser? alle? auch die, die ich mir wünsche? Und „ungeschickt“, wenn man doch weiß, was man tut, und weiß, daß es freilich Vielen nicht recht sein wird? Äußerlich motiviert sich die Anordnung dadurch, daß der Verfasser erst nach A. E.'s Tode zu seinem Tagebuch gelangen kann. Man wird sagen, das sei leere Ausrede, denn es sei ja freie Erfindung, daß die Sachen so liegen, und die Erfindung hätte sie ebensogut anders legen können; angenommen, es solle ein Tagebuch sein, woraus man den A. E. erst recht kennenlernt, ließ sich nicht der Gang der Dinge so wenden, daß A. E. bei Lebzeiten das Siegel seiner Verschlossenheit bricht und dem Autor den Einblick in sein Tagebuch gestattet? Dann aber wäre die Komposition ja erst eine verwirrte geworden: ein Stück Tagebuch, dann Erzählung, dann wieder ein Stück Tagebuch usw. — Doch wofür denn überhaupt ein Tagebuch? Und wenn ein solches durchaus eingeführt sein sollte, warum ihm so wesentliche Teile der Fabel einverleiben? Genügte es nicht, ihm nur die reflektierenden Aphorismen zuzuteilen, durch welche man das Philosophische, das denkende Wesen A. E.'s kennenlernte? War es nicht das Richtige, dies an einem passenden Ruhepunkt einschieben und übrigens ununterbrochen geradlinig wie ein anderer ordentlicher Poetenmensch erzählen?

Dies ist ein Punkt, von dem nicht zum geringsten Teil das Urteil über das ganze Buch abhängt. Ich wollte meinem A. E. das Wort abtreten, damit man ihn durch ihn selbst kennen lerne. Seine Seele sollte selbst sprechen, der Leser sollte sie direkt kennen lernen. Das Tagebuch war nicht nur das passendste Gefäß, den Zug zum tieferen Denken, die Gesinnungen, die Weltbetrachtung eines ungewöhnlich organisierten Geistes ins Licht zu setzen, sondern auch sein Persönlichstes, seine Stimmungen zu enthüllen; es war der geradeste Weg, sein Schicksal in sein Herz hinein zu verfolgen. als in seine letzte Quelle. Ein roter, ein feuerroter Faden sollte sich hindurchziehen: der schwer und tief erlebende Mann selbst. In eine Feuerseele sollte man blicken, es sollte etwas Atmendes, ja Schnaubendes, und wieder Stockendes, schweigend Aufseufzendes in diesen Blättern leben, etwas Vibrierendes, ein voller und wieder fieberhaft unterbrochener

Pulsschlag. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies nicht gelungen ist, ich glaube diesem Tagebuch das dramatische Leben der Leidenschaft nicht in schwächlicher Zumessung eingehaucht zu haben. Die allgemeinen Gedanken, Betrachtungen habe ich mit diesem seelisch, persönlich leidenschaftlichen Inhalt zusammenzukomponieren gesucht; es ist mit beflissenem Nachdenken alles aufeinander gerichtet. In den philosophischen, überhaupt reflektierten Aphorismen sollte A. E. nichts sagen, was ihm nicht gleich sieht, von wo nicht der Strom wieder in das Bett der Stimmungen, der Leidenschaft münden kann. Die objektiven Gedanken sind allerdings zugleich Ruhepunkte, mit Überlegung an die passenden Stellen verteilt. Man soll sehen, wie der Mann sich sammelt, dann wieder aufgereizt, aufgeschreckt, wie er ans Ufer strebend wieder von der Woge hinausgenommen wird. So habe ich mit bedachter Absicht die besonders lange Betrachtung über die Religion hart vor den furchtbaren Traum in Palermo hingerückt; das soll allerdings auch durch Kontrast wirken, zugleich aber hat es höheren Zweck. Es geht hier dem Ende entgegen. Die Trauer alles Lebens, wovon dieses Ende — ich hoffe es — ein Bild gibt, sollte in das Licht der reinen Religion gerückt werden. Der Mann mit diesem tiefen Zuge zur Sammlung seiner armen Seele träumt ja nach dem gespenstisch fürchterlichen den sanften, kühl labenden Traum von der blauen Grotte und der geheimnisvollen Frau, die da ruht. Das ist dieselbe Seele, die in nüchterner Stunde so ernst über wahre Religion denkt. Jene lange Reflexion sollte also auch vorbereitend wirken, hinübergreifen in die Schlußstimmung und mit ihr sich verschmelzen.

Immerhin bleibt das Tagebuch bemühend für den Leser. Während ihm die Aphorismen objektiven Inhalts zu denken geben, muß er aus den subjektiven den roten Faden herauslesen. Zu sehr bemühend? Ja, das ist nun eben die Frage. Es sei vergönnt, sie vorerst wenigstens bei Seite zu legen, ich muß im Folgenden darauf zurückkommen. Eines darf ich sogleich sagen: Jeanpaulische Extrablätter, Schalttage, Antrittsprogramme, Reden- und Predigten-Einschiebsel, Anhänge und Anhänge zum Anhang gibt es hier nicht; solche Knüppel werfe ich dem Leser nicht zwischen die Füße. Zu viel Tagebuch ist es vielleicht trotz alledem. Mag sein.

Dabei ist noch eine Anordnung, über die ich allerdings mit mir

nicht ins Reine kommen kann, ob sie zweckmäßig ist. Der Autor erfährt vorne im zweiten Teile den Tod des A. E. und daran knüpfen sich einige Beiträge zur Charakteristik des Verstorbenen durch Frau Hedwig und den Assessor. Es folgt der Wiederbesuch der Gotthardstraße, des Dorfs Göschenen durch den Autor, seine Begegnung mit Cordeliens Vater, es wird berichtet, daß ihm dieser etwas furchtbar Erschütterndes aus Einharts Leben in Norwegen anvertraut habe, dies wird aber dem Leser noch vorenthalten, um erst an der Stelle des Tagebuchs eingeschoben zu werden, wo dieses bei dem Zeitpunkt des Ereignisses angelangt ist. Die Anordnung ist oft, doch möglicherweise nicht genug überdacht. Das eine Mal sage ich mir: wer es nicht zerstückt liest, wird es nicht zerstückt finden, das andre Mal: es ist doch zu zerstückt. Aber wie helfen? Der Leser denke nach, er wird schwerlich Rat finden. —

Verwirrt man sich nicht in den drei Reisen Einharts nach Italien? An Grund für die Verdreifachung fehlt es nicht: die erste Reise ist die beziehungsweise glücklichste, bringt relative Heilung des krank subjektiven Wesens, Fortschritt zu reiner Betrachtung; die zweite wird in neu zugeschärfter Verstimmung durch Verlust des Amts angetreten, diese neu genährt durch den fatalen Auftritt in Bürglen just nach dem Zusammentreffen mit Cordelia, doch ist der Schluß nach Möglichkeit mild, elegisch; die dritte führt sanft dem Ende zu (Traum von der blauen Grotte, dann Sterbebett Cordeliens). Darin ist doch eine Bewegung durch drei Phasen, welche man leicht erkennt und nicht unorganisch nennen wird.

Das Hinhalten der Neugierde ist im Einzelnen auch etwas Neckerei. Man beschwert sich z. B., daß der Aufschluß über das dumme Wort Tetem so spät erst folge. Ist es gar so beschwerlich, auf die Lösung dieser Kleinigkeit eine Zeitlang zu warten? Pressiert es denn so?

Mag dies genügen über die Kompositionsfrage. Soviel jedenfalls werde ich zum Abschluß dieses Punktes sagen dürfen: mag dies und das nicht glücklich komponiert sein, nicht komponiert ist das Buch nicht. Mir war es eine lehrreiche Übung, ich habe daran gelernt, wenn nicht machen, doch besser verstehen, wie gemacht wird, wie man das Eine auf das Andere richten, Fäden wieder aufnehmen und knüpfen, wie man es überhaupt bewerkstelligen muß, daß der Leser sich unter Bekannten fühle, im Bilde des Lebens heimisch werde und

an seine Scheinrealität glaube. Ich habe dabei recht erfahren, wie wahr der Satz ist, daß man eine Kunst erst dann recht versteht, wenn man sich darin versucht hat.

Der Vorwurf gegen die Komposition im A. E. führt direkt auf einen andern, und keinen kleinen. Er lautet: dir geht die romantische Schule nach! Selbstvernichtung der Poesie durch Ironie, ironisches Spiel mit dem Gegenstande! Ein Bild ausbreiten, scherzend mit dem eigenen Ich dazwischen treten und zu verstehen geben: es ist eigentlich nicht die Sache gemeint, der Poet meint nur sich selbst und seine geniale Freiheit!

Ich weiß, was es eigentlich ist, das diesen Hieb mir zugezogen hat. Es steckt in der Pfahldorfgeschichte.

Ich habe es zu diesem scherzhaften Idyll an Vorstudien nicht fehlen lassen, Schriften über die Steinzeit, über keltische Religion vorgenommen. Da mich aber vor dem Geruch des Antiquarischen in der Poesie schauert, so hat mir die Laune eingegeben, es zu humorisieren. Es geht ein leicht ironischer Zug durch; bei den Anfängen von Arbeitsverbindung wird auf das moderne Fabrikwesen, bei den Bardenschulen auf unsre Polytechniken und Universitäten leise hinübergewiesen u. dgl. Ich habe ein Salzkörnchen Satire hineingeworfen, in der vom Druiden veranstalteten Musik; es stecken ferner in den zwei Barden ein paar harmlose Beziehungen auf schweizerische Persönlichkeiten: dies einfach ein Scherz, keine Satire. Die Rede des einen von beiden geht stark über die Möglichkeit, also über die Illusion hinaus. Auch Arturs Rede ist voll von Beziehungen auf die Gegenwart; so immerhin auch das Ballet mit seiner Hegelisch anklingenden Idee. Diese Sprünge und Seitenblicke haben nun viele Leser irre gemacht, so daß sie meinten, es sei mir eigentlich nicht ernst mit dem Erzählen, ich meine und wolle in Allem eigentlich etwas anderes, als was dastehe, und treibe so ein frevelhaftes Willkürspiel mit dem Leser.

Habe ich das wirklich verschuldet? Mein Wille war, auf ganze Vergegenwärtigung zu wirken, wie es der Dichter soll. Nebenbeziehung auf die moderne Zeit sollte nur leicht obenauf schwimmen. Es war mir ernst, zu erzählen, ein unterhaltendes Bild objektiv zu geben auch da, wo die Nebenbeziehung mitschimmert, ich wollte z. B. mit dem Ballett ursprünglich und schließlich ganz einfach dem Leser

Vergnügen machen, indem ich es ihm recht anschaulich vorführte. Anachronismen sind keine Aufhebung der Poesie, im humoristischen Gebiete so wenig, ja noch weniger als im ernsten. Kann es in der Zeit der Menschenopfer einen Thoas, eine Iphigenie geben, so kann in der Stein- und Erzzeit ein Kallar und ein Artur reden, wie sie reden. — Aber wie wenige sehen überhaupt nach dem, um was es sich in aller Dichtung handelt, eben nach dem Bildmäßigen, nach der anschaulichen Vorführung, nach der Präsenz. Herr Schulze, Müller, Meyer oder Huber interessiert sich sehr für Kunst, ist Mitglied, ja Mitgründer des Kunstvereins; ich gebe ihm ein Gemälde zu sehen, er soll vom Auge aus die Seele weiden, aber er dreht die Tafel um und guckt, ob nicht hinten auf der Leinwand oder dem Brett eine „bedeutsame" Bemerkung stehe. Was wirfts ab? fragt er, er will sein Quantum Ideen, Finessen, Witz oder auch Rührung davon tragen. Kurz, die Mehrzahl kann nicht beschauen, beschauend verweilen. Ich meinte, ich habe durchaus dafür gesorgt, die Illusion, sollte sie durch jene leichten Seitenblicke gestört sein, immer wiederherzustellen, nicht den Autor, sondern den Gegenstand zu zeigen, recht klar zu zeigen, hell vor die Augen zu rücken. Daß es mich drängt, hiefür einige Belege zu nennen, ist menschlich; ich widerstehe dem Drang, denn da geriete ich ins Unerlaubte. Ein Schriftsteller darf mit falschen Auffassungen rechten, aber er darf nicht vortreten, um zu sagen: ei seht doch, merkt ihr denn gar nicht, wie gut ich das und das und das gemacht habe! Fällt mir also nicht ein, die Szenen herzuzählen, die ich für gelungen halte. Mit Einer will ich eine Ausnahme machen, weil es rein objektiv nicht ohne Wert ist, ganz am Kleinen zu zeigen, wie sich der Standpunkt der meisten Leser zum richtigen verhält. Ich habe mit dem Behagen, das man an der lieben Natur hat, die Rauferei am Festschmaus geschildert, ich meine, es sei so ausgefallen, daß es Vergnügen machen könne; da gibt es nun gar nichts „Bedeutsames", und weil der Publikus auf das Bedeutsame aus ist, so sieht er nach dergleichen gar nicht hin, liest darüber weg und fällt ihm nicht ein, das Ding darauf zu fragen: ist es eine Probe, ob der Verfasser erzählen kann?

Auch auf die Kompositionsfrage führt mich die Pfahldorfgeschichte zurück. Diese wenigstens, glaubte ich, sei als Ganzes doch rund beisammen. Das Andere aber, A. E. und seine Geschichte, — an-

genommen, die Komposition als solche sei hier nicht gelungen: ist nicht doch manches darin, was geschaut ist, was zu schauen gibt, dichterisch zu schauen? Eine poetische Produktion kann Blößen zeigen im Zusammenbau und doch einen Poeten im Einzelnen, in Bildern, d. h. nicht etwa nur in Metaphern, sondern geschauten Situationen, Auftritten, Gestalten und deren Bewegungen, Lagen, Gruppierungen. Es fragt sich, worin sich mehr der Dichter bewähre: in d i e s e n Bestandteilen oder in der Komposition. Eigentlich gehören beide zusammen, jenen muß ja von dieser die rechte Stelle angewiesen sein, damit sie gehörig wirken. Aber die begabende Natur pflegt so oft zu trennen, ungleich zuzumessen, was in Gleichmaß vereinigt sein soll. Ich habe es daher in der Beurteilung immer für Pflicht der Gerechtigkeit gehalten, die Anschauungskraft auch getrennt vom Kompositionstalent ins Auge zu fassen. Ich möchte etwa sagen: Schauenmachen ist mehr Können, Komponieren mehr Kunst. Fand ich einen Poeten in diesem schwächer, in jenem stark, so stand ich nie an, ihm das Prädikat Dichter lieber zuzuerkennen, als wenn ich es umgekehrt fand.

Freilich findet sich auch schwach Geschautes im Buche, das weiß ich. In solchen Partien, wo dem innern Auge das äußere nicht zu Hilfe kam, wird die schwächere Zeichnung wohl entschuldigt sein: das Bild Norwegens ist dünn in Farbe und Umriß; man merkt, daß ich das Land nicht gesehen und zu wenig Hilfsmittel zur Hand gehabt habe. Dafür suchte ich durch mythische Belebung und Erhöhung nachzuhelfen, der Kenner wird die Nachhilfe als solche fühlen. — Cordelia, sagt man, bleibt zu nebelhaft. Hiezu weiß ich nicht recht was ich sagen soll. Oft meinte ich, ich sollte ihr mehr Körper geben, ihr Walten im Hause zeigen und was sonst dienen mag, ein Bild zur Fülle zu entwickeln. Ich glaube, ich hätte es vermocht. Dann mahnte mich stets wieder etwas ab. Sie soll erscheinen wie sie in Einhart lebt: als Genius, als Idealbild. Gab ich ihr mehr Körper, so lernte man Einharts Seele, sein bestes, reinstes Selbst, das Ätherische darin nicht so gut kennen.

Gelegentlich hier sei bemerkt: wie A. E. über das Weib denkt, das erfährt man nur halb, wenn man bei seinen einzelnen Äußerungen, Stellen des Tagebuchs stehenbleibt, ganz nur dann, wenn man seine Verehrung Cordelias hinzunimmt.

Sind klar und rein geschaute Bilder Probe der Dichtergabe viel-

leicht mehr als gewandte Komposition, so fragt sich doch auch, ob deren v i e l e, nicht wenige sind. Anschauung soll mit Erfindung zusammengehen und diese kann arm oder reich sein. Unter den Bildern sind vor Allem Personen zu verstehen. Das Produkt ist immerhin figurenarm, auch wenn man die Pfahldorfgeschichte mit in Rechnung nimmt. Ich habe zu Anfang gesagt, ich habe keinen Roman schreiben wollen, ich wisse, daß ein solcher ein volleres Weltbild, also vor Allem mehr Personen verlangt. Die Probe, ob der Autor es vermöchte, Charakterbilder in Mehrheit und fest zu zeichnen, ist also nicht geliefert. Der Punkt führt auf die Fähigkeit der Selbstentäußerung und Versetzung in Fremdes, wovon oben bei der Frage über Identität und Nichtidentität zwischen Autor und A. E. die Rede war. Was soll ich nun sagen? Was anderes als: non liquet etiam mihi!? Ich müßte mich erst einmal ordentlich darauf legen, zu probieren, was ich darin kann, aber da erhebt ein Anderer Einspruch, dessen Name ist: Mangel an Muße. Man mag über die Nennung dieses Hindernisses lächeln, aber es erscheint nennenswert, wenn der Grund des Mangels in Amt, in wissenschaftlicher Arbeit liegt und wenn man von da mit einem Schlusse weitergeht zu der alten Frage, ob produktive Phantasie und wissenschaftliche Beschäftigung, abstraktes Denken in Einem Manne zusammensein können ohne starke Einbuße der ersteren Potenz. B. Auerbach hat die Kritik des Buchs auf diese letzte, diese Urfrage gelenkt. Der Autor schweigt, hat zu schweigen, denn sich selbst sezieren kann man am Ende doch nicht. Diese Vivisektion ist — nicht sowohl zu grausam, als zu schwer; da müssen Andere entscheiden. Mir meinesteils bliebe nichts als Hinzeigen auf das, was einmal geworden, zustande gekommen ist, und freilich hier könnte sich verzeihlicherweise ein Reiz einstellen, den bereits ausgesprochnen guten Vorsatz zu brechen und nach dem Einen aus der Pfahldorfgeschichte angeführten Beispiel noch andere Bilder, Natur- und Menschenbilder, Momente, Gemälde — wenn der Name richtig verstanden wird — aus dem Hauptinhalt des Buches hervorzuheben, die ich für gelungen, für Proben der Schaukraft halte. Ich werde es hübsch bleiben lassen. Mehreres der Art ist von eingehenden, verstehenden Beurteilern gefunden und freundlich gewürdigt; vielleicht findet der Eine oder Andere dessen mehr, das habe ich schweigend abzuwarten.

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen. Eine über den Stil, die ganze Sprechweise.

Ich hab' es dem Leser nicht sehr leicht gemacht, weil ich nicht alles sage, viel erraten lasse — da vor Allem, wo A. E. selbst spricht, dem der Andeute-Stil, der Springstil doch wohl richtig zu Gesichte steht. Habe ich es denn aber gar so schwer gemacht? Darf man nicht dem Leser anstupfen und zum Selbstdenken reizen? Da sind sie gleich an den Anfangszeilen, an dem: „von denjenigen nemlich“ usw. hängengeblieben. Du liebe Zeit! Das soll so schwer sein? So schwer soll es sein, zu supplieren: die, wie wir alle mehr oder minder, so ein wenig mit der Pelzkappe angeschossen, aber auch vom Leben geplagt sind und darüber lachen und weinen —? Und wenn ihr es nicht gleich merkt, ist denn die Geduldprobe gar so groß, ein Stück weiter zu lesen, wo sich's ja bald finden wird? — Poesie soll nicht Kopfzerbrechen machen, das ist und bleibt wahr; wer es dem Leser auflegt, der schadet sich selbst. Aber so schnell zerbricht ein Kopf doch nicht, wenn er anders von gutem Stoff ist. Auch nach dieser Seite ist J. Pauls zu gedenken. Ich habe seinen Stil charakterisiert (Krit. Gänge, neue Folge, Heft 6*) und ihm nichts geschenkt. Aber keineswegs ganz ist sein ratenlassender Gedankenstrichstil, sind seine Kürzen, seine witzig kühnen Satzbildungen zu tadeln, er ehrt den Leser, wenn er ihm nicht alles ins Maul streicht, ihm zu denken gibt, er wendet sich als Geist an Geist. Er liebt Sätze, paradox im Sinn, paradox in der Konstruktion. Welcher Dichter liebt nicht Philister durch Paradoxa zu erschrecken wie im Gedanken, so im Satzbau? Schlimm wird dies nur, wenn es eitle Manier wird wie bei den Romantikern. Es ist wahr, daß J. Paul schon daran streift, aber seine eigentliche Sünde beginnt erst, wo er die Sätze mit Sammelsurium aus seinen Zettelkästen so vollpfropft, daß der Leser mehr Arbeit als Genuß hat und nicht anders daran ist als Einer, der einen schweren Bändelknoten aufdröseln muß, wenn er doch keine Zeit hat. Da wasche ich die Hände in Unschuld; von solcher Sünde am Leser ist mein Gewissen frei und rein wie Schnee. Habe ich die Leser gescheiter genommen als sie sind? Es wird so sein, ich kann nichts dafür, es ist mein Schicksal, es ist anderen auch so gegangen.

*) S. hier oben Bd. II, S. 426—447.

Eines ist ganz gewiß: ich habe sie mehr noch für weniger faul gehalten als sie sind. Sie — die Durchschnittleser — wollen überhaupt keine Arbeit, auch die kurze nicht, um welche sie Genuß einkaufen könnten, sie wollen im Halbdusel lesen. Sie wollen essen, wie man die Austern ißt, sie wollen essen, wie die Vögel fressen, die Amsel den Wurm hinunterschlenkert: ungekaut. —

Schwächlich, lächerlich wäre es, wollte ich nun in diesem Zusammenhang noch die Gehaltfrage als solche, abgesehen von der Kunstfrage, anregen, als mein eigener Cicerone oder Panoramaerklärer mit einem Stab in der Hand herumzeigen und sagen: da seht und wieder da und da, was da alles dahinter steckt, hineinversenkt ist, was ihr alles einkauft für eure Mühe! — nein! Dieser Versuchung ist leicht widerstehen.

Die andere Bemerkung und die letzte. Bild, Anschauung haben ihren Wert in sich; schließlich wollen sie aber alle doch auf das Gefühl wirken, rühren, Herzen bewegen. So sei mir zum Ende die Wiederholung eines obigen Worts von Mitleid erlaubt: mein A. E. sollte die Leute d a u e r n, wohl auch ärgern, aber mehr dauern als ärgern, dauern einfach menschlich als Mensch, als Bild von Menschenschicksal. Es ist mir nicht geworden, daß mir Viele bezeugten, so sei es ihnen gegangen, so habe das Buch auf sie gewirkt. Einige wohl. Diese haben es einfach als Menschen gelesen. Der arme Diogenes, der mit der Laterne auszog, Menschen zu suchen, ist doch nicht leer, nicht einsam heimgekommen. Die Gefundenen werden sich nicht beschweren, daß ich ihrer kaum gedacht habe, es ist nicht Undank, noch schnöde Unzufriedenheit mit dem Maß des Lobes; ich weiß, sie erwarten nicht, daß der Gelobte seine Lober lobe.

(Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, 3. Heft 1882.)

Anhang.

Rede zur hundertjährigen Feier der Geburt Schillers

am 10. November 1859 in der St. Peterskirche zu Zürich.

Wohl ist es dieses ernsten Raumes nicht unwürdig, daß wir in ihm das Andenken eines Dichters feiern, der mit seinen reichen Kräften treu dem Unendlichen gedient hat. Sind doch diese Hallen nicht gewohnt, anderes als lebendiges Wort zu vernehmen; ja auch die Geister jener ernsten Männer werden uns nicht zürnen, die einst hier und in Deutschland den Glauben gereinigt haben. Wenn ich sie mir vorstelle in verklärtem Kreise versammelt, die Luther, die Zwingli und wer mit ihnen wirkte, wenn ich dann mir denke, wie unsers Schillers geistige Gestalt zu ihnen herschwebt: o, sie stoßen ihn nicht zurück, sie drücken ihm freundlich die Hand! Wohl klang es anders bei dir, als bei uns, so sagen sie; wir mit gestrenger Mahnung, du mit heitern Dichterfarben, aber doch: wie wir, so hast du gearbeitet, daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell.

Und wohl ist es recht, daß wir den großen deutschen Dichter feiern *in diesem Lande*, das er verewigt hat. Den Gedanken der höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft und das Bild der Schweiz hat er im Bewußtsein aller Menschen für immer verknüpft. Wer Freiheit, unbefleckten Kampf für freie Ordnung, worin alles Große und Gute blühen kann, wer das denkt, dem schwebt von nun an die Tellsplatte und das Rütli, dem schweben die silbernen Gletscher, die glühenden Alpenhäupter vor, und wer diese schaut oder dieser gedenkt, dem lüftet sich die Brust, dem tritt die Losung: Sieg über Gewaltherrschaft in Geist und Herz.

Daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell, daß der Mensch sein eigen sei und frei aus sich zum Ewigen sich erweitere, dafür brannte in dieser Brust ein nie erkaltendes heiliges Feuer. Ja, das ist sein innerstes Wesen; eine Feuernatur ist er, ein Mensch, in dem jene Flamme des Einen, Unbedingten, — nennen wir es Überzeugung, Gewissen, Wille —, die in uns Allen

leuchtet, stärker und stetiger brannte als in unzähligen Andern, die da namenlos bleiben; eine unentwegte Begeisterung, ein Stolz des innern Menschenadels, eine herzliche Verachtung alles dessen, was als dumpfe Sinnlichkeit den Menschen in die Tiefe zieht, was ihn als Wahn blendet, was ihn als Kleinlichkeit zersplittert, und gar dessen, was ihn als Gewalt will zwingen und zum Knechte machen. Und wie sein Wille stark war, die innere Glut zu hüten, mit dem edelsten Inhalt zu nähren, so stark war sein Glaube, daß dem die Welt nicht widerstehen könne, daß dem Großen und Edeln der Sieg gehöre in der Geschichte der Völker. Weit hinter ihm, — so rief der Freund ihm nach —

Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine
Blieb, was uns Alle bändigt, das Gemeine.
Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme!

Ja, das ist ein Mensch, straff, gespannt, kämpfend, ringend, strebend, unablässig fortschreitend, sich erneuend; lang von Not verfolgt und heimatlos irrend, nie weich gebettet, früh gebrochen an Leibeskraft und doch immer frisch, dem gedrückten Nerv Schwung abzwingend, — ein Mensch, an dem Tausende sich aufgerichtet haben und Tausende sich aufrichten werden. Er ist der Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Erfahrung droht uns einen Ring von Eis ums Herz zu legen, uns will zumute werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen, es kommt eine Zeit, wo wir meinen, uns von ihm abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde, wie sie sei; aber wir werden noch reifer, wir kehren zu ihm zurück, er behält recht und er reicht uns die Fackel, um das Feuer auf dem Herd unseres innern Heiligtums zu neuer Glut anzufachen.

Nicht, als ob dieser wunderbare Mensch eine Ausnahme von den

Sterblichen gewesen, als ob er mit einem Male reif in die Welt getreten wäre. Ungestüm, eine unvergorne Leidenschaft, ungeschlacht, einer wilden Naturmacht gleich lodert in den Jahren der Jugend sein Feuergeist. Starrer Schulzwang, Willkür eines Fürsten, der seinem Talente befehlen will, gießen Öl in die Flamme. Und ein Sturm braust hinein: der Sturm der neuen Gedanken von Aufklärung, angebornem Menschenrecht und Rückkehr zur Natur, die in England erstanden, in Frankreich genährt über Europa sich verbreiten: Gedanken, bestimmt, die Welt zu durchdringen, aber noch unreif, halbwahr und so mehr zum Zerstören als zum Bauen angetan. Und auch in der Dichtung galt es ja ein Umwälzen, es galt den Kampf der schöpferischen Geisteskraft gegen die tote Regel, unter deren Herrschaft sie vertrocknet und verkommen war; aber in der Jähheit des Kampfes erhitzt sich Empfindung und Phantasie, stößt mit den falschen auch die wahren Grenzen um. Da läßt er im Zorn gegen das Unrecht in der Gesellschaft einen wilden Jüngling als Räuber mit blutiger Horde in die Welt einbrechen und Unrecht mit Unrecht bekämpfen, ein ahnungsreiches Vorbild der Greuel, die Frankreich bevorstanden, eine Dichtung nicht ohne Flecken des Unmaßes, des Wüsten, des Rohen, und doch — etwas wie alttestamentliche Urkraft haucht aus dem wilden Bild uns an; es ist furchtbar, aber groß wie die Urwelt, ehe der Planet seine geordnete Gestalt empfieng; und doch — eine innere Stimme warnt ihn, und er läßt seinen Räuber zum Schlusse sprechen: „Ich ahne, daß zwei Menschen wie ich den Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden."

Wenn er dann mit seinem glühenden Griffel den Druck, die Mißhandlung zeichnet, die das Vorurteil des Standes gegen das reinste menschliche Verhältnis, die Wahl des Herzens, ausübt; — wenn er, kühn genug in einer Zeit, wo sein Vaterland im politischen Schlummer lag, den geschichtlichen Boden betritt und uns das Schauspiel der Herrschsucht entwirft, die eine Verschwörung für die Freiheit mißbraucht, um sich einen Herzogsmantel umzuwerfen, so wird im bewundernswert raschen Fortschritt doch Maß und Einfachheit noch nicht gewonnen, der Wein seiner Dichtung hat noch nicht ausgeschäumt, und oft genug entstellt Schwulst und gewaltsamer Witz die ergreifende Größe der Grundgestalt.

Es war Zeit, daß die Flamme sich läutere, damit sie reines Licht

umhergieße nah und fern. Edle Frauen wirken mildernd, hilfreich ein, die Freundschaft sänftigt, beruhigt, bildet, die Erfahrung ackert den rauhen Boden. Und was das Wichtigste: eine neue Welt öffnet ihm ihren Schatz, die Welt der Griechen, ihr schönes Maß, der würdige Ernst, der doch immer naturvoll bleibt, die edle Einfalt, das ungebrochene, gediegene Ganze von Geist und Sinnenleben, die Grazie, die Klarheit, der ruhig große, deutliche, sonnige Umriß, die Morgenfrische, die noch von keiner mechanisch gewordenen Welt weiß, die heitere Erfindung, die das All beseelt und mit menschenähnlichen, menschlich fühlenden Wesen bevölkert.

Aus der nordischen Welt, vom stammverwandten britischen Volke her hat frühe schon jener unerreichte Vater der neueren Schauspieldichtung, jener Genius, der sich unbegreiflich in alle Formen der Menschheit zu verwandeln weiß, als wäre er sie selbst gewesen, jener schrecklich Starke und rührend Zarte, jener vertraulich Helle und geheimnisvoll Tiefe, jener Shakespeare auf ihn gewirkt und ihn zur Nacheiferung entflammt; seine strotzende Fülle, scharfe Zeichnung und gesättigte Farbe der Lebenswahrheit, seine Innigkeit und seine Schauer strebt er nun mit dem schönen Maße der Griechen in Eins zu schmelzen: ein hohes Ziel und ein schweres, nach dem wir noch heute ringen.

Noch haben wir die Quellen der Läuterung nicht alle vereinigt. Die ernste Forschung tritt hinzu. Zuerst Forschung der Geschichte. Der handelnde Mensch, das öffentliche Leben ist der Schauplatz, worauf dieser Männliche sich zu Hause fühlt. Große Männer und Taten waren schon die Freude des Knaben gewesen. Was ihn fesselt, so sagt er selbst, ist der große Menschenozean, das Völkergewimmel, wodurch die gewaltige Wucht unendlicher Bedingungen und Folgen im großen, weiten Zusammenhang Alles den ernsten Zug der Notwendigkeit annimmt und heraus aus der Enge des Lebens auf ein höheres Postament sich stellt. Kein Fleiß wird gespart, sich in die strengen Quellen zu vertiefen, die Neigung aber verweilt immer bei den Stellen des großen Buches, wo Nationen sich befreien.

Doch weiter: in seinem Geiste sollte Dichter und Denker sich vereinigen. Der Denker wollte seine eigne Zeit und seine Nahrung haben, auf daß er den Dichter befruchte, ohne ihn zu stören und befangen zu machen, auf daß Werke entstünden, gestaltvoll, körperhaft

und doch von großen und lichten Gedanken durchzogen. Da versenkt er sich in jenen tiefen Bau des Königsberger Meisters, auf dem Alles ruht, was wir Neueren forschen und deuten am Rätsel des Geistes und der Welt, des ehrwürdigen Kant, der mit seiner unbedingten Erhebung des freien Geistes über alle Sinnenwelt ihm so wahlverwandt entgegenkommt. Er scheidet aus, was an seinen Jugendideen trüb und formlos, er begründet klarer, was echt daran war, und nun, da er aus dem dunkeln Schachte des Forschens sich wieder sehnt nach dem heitern Lichte des Schaffens: da findet er den Freund, dessen Dichtergabe größer, dessen Geist milder, von innigerem Naturgefühl, künstlerischer, feiner, von der reinen Schönheit des Altertums früher durchdrungen war, aber nicht ebenso auf männlich starken, heldenmäßigen Inhalt sich erstreckte. Eine Freundschaft wird geschlossen, neidlose Wechselwirkung zweier so verwandter und doch so verschiedener Geister, eine Wechselergänzung, segensreich für die Kunst und Bildung Deutschlands und aller Nationen.

An der Pforte dieses Läuterungsganges steht ein Werk, noch nicht von voller Reife zeugend, aber doch wie aus Edelstein gefügt. Ein kühner, großer Mensch, dessen Liebe die Menschheit ist mit allen künftigen Geschlechtern, ein Bürger der Jahrhunderte, die da kommen werden, wirft sich vor einem Tyrannen nieder und fleht ihn, daß er der Menschheit verlornen Adel wieder herstelle, daß er ein Schöpfer werde, in dessen Reiche Geister reifen und der Freiheit stolze Tugenden erblühn; er rührt sein steinernes Herz, aber er tut in zu feiner Berechnung für seinen Zweck einen Fehlgriff und er opfert sich, um ihn zu sühnen. Damit verkündigt uns Schiller, daß sein Herz sich trüber Leidenschaft entwunden hat, weit und groß geworden ist, und unverstanden von jenen, die über den seltsamen Schwärmer lächeln, steht er als der deutsche Genius vor uns, in welchem jene ganze Strömung weltumwälzender Freiheitsideen gereinigt sich zusammenfassen sollte. Was jene Freidenker, jene geistreichen Spötter, jene Träumer von paradiesischer Gesetzlosigkeit verworren gewollt und was mit Blut und Schrecken endete, in ihm ist es geadelt, das Sturmlied des achtzehnten Jahrhunderts, in ihm wird es zur reinen Hymne, zum Morgenlied einer Zeit, die es edler, menschlicher, besonnener zu Ende führen wird.

Vollendet aber sehen wir die Läuterung am Schluß dieser Jahre

des Lernens. Der wilde Wassersturz wird zum klaren Strom, der den Himmel spiegelt und die Völker verbindet. Der Kern bleibt fest und streng, die Schale wird weich. Schiller war im Stolze der erhabnen Freiheit des Geistes ungerecht gegen die Natur gewesen; jetzt erkennt er, daß nicht durchaus der Geist mit ihr im Kriege liegen muß, er erkennt, wie Pflicht zur Neigung werden soll und die wahre Tugend die des schönen Gemüts ist, die, welche das Gute um seiner Schönheit willen übt und Würde mit Anmut eint; er verherrlicht die Frauen, die das ewige Feuer nähren in der Grazie züchtigem Schleier, lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen, und vereinen, was ewig sich flieht. Freude hat das strenge Herz durchzittert und erweicht bei dem Odem dieses neuen Geistes, das Entzücken im Gefühl der Einheit aller Wesen, des Zusammenklangs der Schöpfung, der Jubel, daß Alles gleich ist vor dem Höchsten und sich sonnen darf im heitern Lichte des Daseins. Angesichts der Barbaren-Greuel der französischen Staatszerstörung fordert er, daß der Mensch zur innern Übereinstimmung mit sich gebildet sei, ehe er ans Werk gehe, den Not- und Gewaltstaat zum Vernunftstaat umzubauen; im Schönen, in der Kunst sucht er den Weg, ihn zum Gerechten und Guten, zum freien Bürger einer freien Gemeinschaft zu erziehen. Mag es sein, daß die Geschichte andere Wege geht, daß die Völker zuerst durch die herbe — freilich aber gesunde — Kraft sich befreien müssen, um zur schönen Menschlichkeit zu gelangen, aber daß es erst dann der Mühe wert ist, frei zu sein, wenn Freiheit die Frucht der rein menschlichen, harmonischen Bildung trägt, das bleibt stehen für immer.

Wie Charakter und Weltanschauung, so steht nun auch Schillers Dichtergabe auf der Höhe. Der Lernende ist Meister geworden; man sieht seinen Werken keine Mühe mehr an, Alles bewegt, ordnet sich wie von selbst, spricht sich völlig aus, so daß das Innere durchsichtig wird und nichts in Stummheit verborgen bleibt. Die Sprache erklingt unter der Meisterhand. Was das Deutsche Schiller verdankt an Belebung, Schmeidigung und Erhöhung, ist nicht zu berechnen. Und mit seinen geflügelten Worten sagt er die Dinge so, daß wir rufen müssen: getroffen, uns von der Zunge genommen! Gelöst und heraus, was uns dunkel Herz und Geist bewegte, aber auf der Lippe stockte, und doch neu, doch niemals dagewesen! So gesagt, daß es

für alle Ewigkeit gesagt ist, Losungswort für alle Zeiten, so daß, wo und wann immer es um dieselben großen Dinge im Leben sich handelt, Schillers goldene Sprüche wie Flammenschrift heraustreten!

Doch daß wir keine menschliche Größe unbedingt preisen! Es ist wahr, nicht immer strömt gleich voll und stark die dichterische Ader, ihr Puls ist unterbrochen. Der edle Mensch, der tiefe Denker und der Dichter sind in Schiller nicht ganz Eins geworden. Er faßte seine Stoffe gern zu gewaltsam an, um sie zu der Bedeutung zu heben, die er ihnen geben will; allzuberedt tritt er oft selber vor, statt die Sache wirken zu lassen; die Stellen sind zu unterscheiden, wo der prachtvolle Fluß seiner Rede schlichter sein müßte, um dem Gegenstande gemäß zu bleiben, die Stellen, wo er Farbe, Stempel, Sitte, Bedingungen der Zeiten überspringt, die er schildert, wo er seine Personen zu deutlich selber sagen läßt, was sie sind und denken, statt es uns entnehmen zu lassen aus dem, was sie tun und verschweigen oder nur halb aussprechen. Er ist auch jetzt, da seine Herbe sich gemildert, nicht immer gerecht gegen die Natur und das Wirkliche. Und verhehlen wir es uns nicht: neben dem männlichen Ton zieht sich ein sehnsüchtig empfindsamer hindurch, den wir nicht durchaus loben können. Stark ist Schiller, wenn er seinen Stand nimmt im feurigen, tätigen Willen, der sich anspannt, in die wirkliche Welt seinen hohen Inhalt hineinzuarbeiten; zu schmelzend aufgelöst ist er, wenn er von dieser wirklichen Welt sich leidend hinübersehnt nach einem Bilde des Vollkommnen und vergißt, daß der Dichter den Abglanz des Himmels auf die gegenwärtigen Gestalten des vollen, kämpfenden Lebens wirft. Und doch, es klingt da wieder etwas hindurch, was uns schnell mit ihm versöhnt, so etwas Vertrauliches, ein Herzenston, schlicht, einfach wie Schillers eignes bescheidenes Leben, treuherzig, echt deutsch: man muß ihm gut sein, es ist nicht möglich, sich ihm zu entfremden. Das Herrschende aber ist ja doch der starke, der tüchtige, der männliche Ton.

Die Dichtergabe seines großen Freundes war ungemischter: reines Gold der Dichtung, wohl aber auch weich wie Gold. Schiller setzt dem Gold etwas zu, was mit ihm nicht in Ein Metall aufgeht: es ist aber Stahl, echter Stahl, es ist sein großer Wille, sein gedankenreicher Geist, den er nur nicht völlig in die Dichterkraft einzu-

schmelzen vermag. Goethe schließt den handelnden Menschen aus, Schiller schließt ihn ein: der mächtigere Inhalt war schwerer in gegenständliche Form aufzulösen. Die Natur mischt in unendlicher Weise die Kräfte. Hat sie hier einen Redner und Denker mit einem Dichter gemischt: es sei, warum sollen wir ihn nicht lieben und verehren, wie er ist, da die Mischung so herrlich geworden?

Wo aber der Dichter wieder ungeteilt spricht, ja, da ist er ganz Dichter. Oder fehlt sie ihm, jene wunderbare Anschauung der Dinge, die das leibliche Auge nie gesehen? Reißt er uns nicht in die wilde Brandung des Meeres, deren Anblick ihm nie geworden? Ist es uns nicht, als atmeten wir Lüfte der Schweiz in seinem Tell? Und er kannte sie nur aus Büchern. Vertraut wandeln die Bilder der Welt und die Charaktere der Menschen vor seinem innern Auge vorüber; ja auch das Arge der Welt, die Netze der List, was an Höfen im Verborgenen spielt, in Staatsverwicklungen hinter der Oberfläche sich abspinnt, die Irrgänge der Leidenschaft, die Abgründe des Bösen: er ist nicht so Schwärmer, daß er sie nicht wohl kennte und verstünde. Oder hat er nur Solches zu zeichnen gewußt, was eng und nah mit seiner höchsten Begeisterung zusammenhieng? Woher dann — es sei nur Eine Probe genannt, wo er so sichtbar aus sich herausgieng, — woher jenes muntere Bild eines wilden, aber rüstigen Lagerlebens, wo das bunte Gewühl so ganz nicht wissend, daß es belauscht wird, in derber Natürlichkeit sich gehen läßt und doch der Geist der Ehre auch die rauhe Kriegerbrust adelt? Woher der treue Ton und Wurf jener rasselnden Kriegszeit im ganzen Wallenstein?

Aber noch haben wir ja auf die Stelle nicht gewiesen, wo unzweifelhaft die volle Stärke dieser Dichtergabe wohnt. Jene Form der Dichtkunst, die am meisten bestimmt ist, den Geist der neuen Zeit, den seiner bewußten, den freien Geist auszusprechen, jene Form, welche Menschen gegenwärtig vor uns aufführt und eine Handlung vollenden läßt, in welcher spannend, überraschend, tausend Herzen der versammelten Menge mit sympathetischen Schlägen erschütternd des Schicksals hoher Wille sich vollstreckt: die Schauspieldichtung, darin ist er Meister, das ist der rechte Boden für seinen Feuergeist und auf diesem Boden erreicht selbst sein noch begabterer Freund ihn nicht. Hoch zu Rosse pocht der Tyrann, — wir wissen, jetzt spannt der verborgene Schütze die Sehne, — Todesstille liegt über dem

ganzen Haus, jedes Herz klopft — und wie ein Blitz schlägt die ewige Gerechtigkeit ein.

Überschaut man nun die Reihe von Werken, die in rascher Folge der rastlos tätige Meister geschaffen, so finden sich doch noch zwei dunkle Stellen, die sich nur allmählich lichten. Es herrscht von Anfang ein finsteres Schicksal; um ja keinen Schein zu lassen, als ob er den Menschen allein und nicht viel mehr die Weltordnung verherrlichen wolle, läßt er diese in einer furchtbaren Majestät walten, die menschlichem Wollen und Wünschen wie ein schroffes, unnahbares Gebirge gegenübersteht, wo drohende Wetter schwellen und sich zerstörend entladen. Er rettet im Leiden die Menschenwürde, aber er versöhnt uns nicht wahrhaft mit der Sendung des Leidens.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem beweglichen Grunde? —

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt:
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt. —

Fürchte des Unglücks tückische Nähe,
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren,
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!

Wohl ist das erhaben, aber noch lange nicht das wahrhaft Erhabene. Dies ist nur da, wo mitten im Untergang die Aussicht in eine Weltordnung sich öffnet, die im Einklang ist mit jedem hohen und edeln Streben des Menschen, die ihm Leiden sendet, weil er kein reines Gefäß ist für seine und ihre erhabenen Zwecke, die aber, mag auch *dies* Gefäß zerbrechen, sie doch zum Siege führen wird. Und das *war* ja Schillers Glaube; verdunkelt hatte ihn nur eine alte, düstere Vorstellung der Griechen von einer Schicksalsmacht, die wie ein Dämon lauert, Menschenglück zu brechen, damit der Mensch sich nicht überhebe.

Die andere ungelichtete Stelle ist da, wo es sich handelt um Vaterlandsliebe und Weltbürgertum. Die Ansichten der Zeit waren welt-

bürgerlich, Vaterlandsliebe war man geneigt unter dem Namen Nationalstolz als eine Beschränktheit der Griechen und Römer herabzusetzen, die alle Fremden als Barbaren verachteten. Man vergaß, daß das wahre Selbstgefühl der Nationen ein edler Stolz, eine sittliche Macht und der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen, daß es die allgemeine Menschenliebe nicht ausschließt, daß jeder Einzelne vor Allem Glied seines Volkes und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist, daß die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker in nichts zusammensinkt, wenn man die kräftige Eigenheit der Völker auslöscht, die eben ihn bilden sollen. Auch Schiller hatte in dem weitaussehenden Ziele des Weltbürgertums und der allgemeinen Menschenfreiheit die Idee des Vaterlandes verflüchtigt. Der Freiheitsgedanke, wo er ganz zum herrschenden wird, verbirgt sich leicht, daß wir vor Allem ein Vaterland haben müssen schlechtweg, frei oder unfrei.

Wie er von diesem Irrtum sich losmacht, das zeigt zuerst jenes hohe Bild einer begeisterten Jungfrau, die ihr Vaterland vom Feinde befreit, ein Bild, das er aus dem Staube des leichtfertigen Hohns, der schmutzigen Verleumdung gerettet. Da brechen solche schlagende Worte hervor, wie das oftgenannte:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre;

Fragt ihr aber, wo dies Dunkel sich lichtet und jenes andere? Wo das Schicksal zur hellen, geistigen Weltordnung wird, die der opferwilligen schwergeprüften Mannestugend den Sieg gönnt? Wo Vaterland, geschloßne, liebe Heimat und das reine allgemeine Menschengut, die Freiheit, sich zu Einem verbinden? Und noch mehr, wo auch jene Reinigung und Klärung der wilden Freiheitsrufe des achtzehnten Jahrhunderts, die wir schon gerühmt, ihren Triumph feiert? In jenem Bild eines Volks von Hirten ist es, das nicht früher sich zum Aufruhr erhebt, als bis es zu dem Äußersten gebracht ist, wo der Mensch

Getrosten Muts hinaufgreift in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst!

eines Volkes, das im gerechten Kampfe der Notwehr keinen Tropfen Blutes mehr vergießt, als nötig ist, um Recht und Ordnung, friedliche Pflanzstätte für alles Gute und Menschliche zu gründen, in jenem vollsten Gegenbilde zu seinem wilden jugendlichen Räuberschauspiel ist es, im Wilhelm Tell.

Ja wohl ehrenvoll für dieses glückliche Land, daß er ihm seine alten Helden, von denen es seit frühen Zeiten sang und sagte, also zu leuchtenden, ewig gültigen, der Menschheit bleibend eingeprägten Bildern gestaltet, daß er sie ihm, wie Homer den Griechen ihren strahlenden Heroenkreis, dadurch erst wahrhaft zum geistigen Eigentum gegeben hat!

In seinem Danke vergesse es nicht, dies also verherrlichte Land, daß Schiller alle Völker und s e i n Volk vor allen im Auge hat. Er hat geahnt, was dies Volk zu werden bestimmt ist. Er war ein Seher, ein Prophet! O, in dem Manne war, ich weiß nicht welches Wunderbare, welcher weit in die Zukunft vorragende, weit über alle Lande sich ausdehnende Geist! Um wie viel er uns als Schwärmer erscheint, um so viel müssen wir in die Zukunft und ins Weite blicken, um ihn zu verstehen. Darum wächst auch in Tiefe und Weite die Liebe und das Verständnis für ihn; ein Jahrhundert ist vorüber seit seiner Geburt und wir verehren ihn als einen der ersten unter den Geisteshelden der Menschheit, ein Jahrhundert und wieder eines und wieder wird vergehen, man wird ihn feiern von Jahrhundert zu Jahrhundert, und endlich wird eine Feier kommen, wo die Menschen rufen: seht hin, er hat recht gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit! Nicht, als wäre er der Tor, zu meinen, es sei je eine Welt ohne Gebrechen möglich, und noch weniger heißt er uns die Gegenwart mit jäher Hast anfassen. Als Mensch sah er nüchtern in die Welt, die er besser kannte, als Mancher, der ihn Schwärmer schilt. Er senkt uns ein strahlendes Bild in den Busen und überläßt uns, zu urteilen, wie viel davon wir Schritt um Schritt in besonnenem Werk übertragen können in die spröde Wirklichkeit; nur immer warm und unbeirrt im Innern sollen wir den heiligen Schatz bewahren:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,

— — — — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Und fragt ihr, wo bereits sein Seherauge sich bewährt hat? In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die französische Staatsumwälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren abgefallenen Sohn, der zum Tyrannen und blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Und während rings um ihn noch keine Spur das Kommende verriet, hat er im Tell die Erhebung seines Volkes gegen diese seine Geisel geweissagt. Als wir, — ja ich darf es sagen: wir den Gewaltigen zertrümmerten: Tausende von jenen, die nicht zitterten, als die Erde unter der Wucht seiner gepanzerten Reiter dröhnte, die dem Donner seiner Geschütze die Brust boten, Tausende von jenen Tausenden, die jene Walstätten, jenes blutgedüngte Feld der Völkerschlacht mit ihren Leichen deckten: sein Lied hat auf ihren Lippen geschwebt, sein Geist hat ihre Schlachten mitgeschlagen. Und wenn es wieder gilt und wenn wir wieder blutig ringen sollen um Vaterland, Sitte, Recht, Wahrheit: sein Lied wird auf unsern Lippen schweben, seine flammenden Worte werden der Schlachtruf sein.

Er sollte nicht mehr mit leiblichen Augen sehen, was er vorausgeschaut. Mitten unter herrlichen Entwürfen ging er dahin. Nicht um zu klagen sind wir gekommen. „Er hat als ein Mann gelebt," so sprach der trauernde Freund, „und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Der das sprach, hat den Geschiedenen lang überlebt, mit abnehmender Frische der Dichterkraft, mit zunehmender Helle und Weisheit ist er zu hohen Jahren gelangt. Und wenn ich das Bild der beiden suche mit den Augen des Geistes, so ist mir, ich sehe den Einen als heiteren Greis ruhig von oben wie von einem hohen Sitze niederschauen auf die weite Welt; mild und sicher und stet ruht sein Blick

über dem Ganzen; vor diesem weichen und doch so klaren Auge liegt jedes Ding in der scharfen Deutlichkeit seiner Umrisse, und auch in das Innere der menschlichen Brust dringt es tief und mächtig, es scheint zu sagen: ich kenne deine Freuden und Leiden, ich habe sie selbst durchstürmt und bin zum Frieden durchgedrungen. Aber da ist eine Stelle, ja eine ganze große Sphäre, wo dies feste Auge unsicher wird und sich abwendet: es ist das Gebiet der Manneskämpfe im öffentlichen Leben. Das liegt vor ihm wie eine dunkle, verschlossene Wolke. Es zuckt, es blitzt in der Wolke: und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, da sehe ich das Bild des Andern. Er ruhet nicht, er schreitet, er schwebt. In seinen Locken wühlt etwas wie ein Wehen von oben; von seiner Stirn glüht etwas, von seinen stolzen Lippen droht etwas wie ein Moseszorn, da er vom Sinai kam und die Menschen tanzend fand um das goldene Kalb, aber es ist Zorn aus Liebe; in seiner Hand wogt etwas, es ist ein blankes, haarscharfes Schwert, zu zerhauen, was des Menschen unwürdig ist, Lug und Trug und Wahn und schlechte Leidenschaft und Knechtschaft. So schreitet er schwebend, schwebt schreitend den Völkern, allen Völkern, s e i n e m Volke vor allen, dessen Kraft und Größe noch verschüttet liegt unter Trümmern der Vergangenheit, voran, vorwärts zum hohen Ziel!

(Zürich, Druck und Verlag von Orell, Füßli & Comp. 1859; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Neue Folge, herausgeg. von R. V., Stuttgart 1889.)

Nachruf an Mörikes Grab.

6. Juni 1875.

Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals.

4. Juni 1880.

Nachruf am Grab.

Hinabgesunken, teurer Freund, ist nun dein Irdisches und du bist ganz Geist geworden und webest unkörperlich im Weiten, in den Geistern und Herzen der Menschen.

Nicht so weithin wirst du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst du glänzen wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen aufschmücken. Du warst nicht und wirst nicht sein berühmt bei Jenen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das dir bei deiner Geburt die sanfte Geisterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, — die nicht finden können, was der Dichter sinnet und meint, wenn er aus Licht und Äther magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in Ein Ganzes geheimnisvoll zusammenschlingt, — die es nicht fassen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieser und nicht von dieser Welt ist, daß er in diese unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinstellt, — die ihn nicht verstehen, den Flor aus zartem Goldgespinnst, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.

Aber es gibt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein, — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es gibt eine Ge-

meinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und sie wird wachsen, diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in deinem Verständnis und du wirst ihnen nicht ferne sein in der

— stillen Himmelsenge,
Wo Lieb' und Freundschaft unsers Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit dir sein, dir ins Auge sehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geistertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unsagbares Weh. Denn da ist ein guter Mensch geschieden, — gut, wenn Gutsein doch etwas Anderes als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in Alles und Jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten.

Dieses Versetzen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Torheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem Keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinwegging.

Gut — weich — auch etwa zu weich —, aber dafür auch gut im Sinne jenes stolzen geistigen Adels, von dem es gesagt ist:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keusche Scheue ist vor eitler Selbstbespieglung in sich und Andern, eine strenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir sind auch zu spielen oder gar zu spielen, was wir nicht sind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt schwarz zu sehen. Mein letztes Gespräch mit ihm galt Jenen, die das Dasein für schlecht und für das Beste das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gut der schönen Täuschung über die Übel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Festes zerstörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Wesen hat, weil es unsichtbar ist. Und so, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun ins Gedächtnis geschrieben.

Wir sehen dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in deine weiche Hand die unsrige legen; das Herz steht still, das die Welt so innig in sich hereinzog und so innig in sie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unversehrt erhalten, dieses Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebst du, bis auch unsere Augen sich schließen.

Leb wohl, lebenschaffender Dichter, der den Schatz der geistigen Güter unserer Nation um echte Perlen vermehrt hat; leb wohl, bejahender, reicher Geist, leb wohl, du lebendiger, du guter Mensch, teurer, lieber Freund, leb wohl!

(Staatsanzeiger für Württemberg, Juni 1875; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, 1. Heft, Stuttgart 1881.)



Rede bei der Einweihung des Denkmals.

Hochgeehrte Versammlung! Vor fünf Jahren, als wir ihn begruben, da lautete mein Wort: „So bist du nun geschieden, ganz Geist geworden und lebst und webst unkörperlich im Weiten, in Geist und Herzen der Menschen.“ Doch nicht so ganz nur Geist wolltest du bleiben. Du erschienst einem Künstler, der dich mit Augen nie gesehen, erschienst ihm, wie du leibtest und lebtest, und der Künstler hat dein Bild erfaßt und hingestellt, daß es hier leuchte, daß der Freund wieder in unserer Mitte sei und daß wir ihn schauen. Es falle die Hülle!

Und so bist du wieder bei uns, du Guter, du Treuer, bist wieder bei uns, fleischlos, blutlos, kalt wie Schnee, eine reine Form. Aber diese Form geknüpft an einen Träger aus feinem milchweißem Korn und durchdrungen wie von einem zarten Lichtgeist, so daß du unter uns erscheinen mögest wie ein Geist im Erdentale, der aus ferner Lichtwelt herniedergeschwebt zu uns. Dies sind seine Züge, dies ist die Stirn, über deren sanfte Hügel die geheimnisvollen Geister schweben, dies sind die beredten Lippen, als ob sie zu freundlichem Wort mit ihrem sympathischen Laut sich öffneten, das sind die zarten, weichen, ahnungsvollen Schläfen, das ist dieses Haupt, bekränzt von den gerollten, einst so reichen, nun spärlich gewordenen Locken, und auch den warmen Seelenblick, noch einen Abglanz von ihm, hat der Künstler dem Stoff des Gesteines abgewonnen. So sei nun gerne hier in diesem stillen Halbkreis im Grünen, an diesem Platze, den wir dir ausersehen und mitwirkend mit uns wohlwollende, geistliebende Männer, für den Schmuck der Stadt bedacht, und in ihre sorgsame Obhut wird die Stadt dich nehmen, in der du so manches Jahr gelebt hast. Du warst gern einsam. Doch ja! Du warst auch gerne unter deinen Menschen. Du wirst hier nicht immer einsam, du wirst in manchen Stunden unter dem Volke sein. Sonntags, „wenn die Bürgersleute ruhig vor der Stadt spazieren gehen", werden sie dich begrüßen und du wirst gern sein unter deinem Volke. Warum auch nicht? War doch der Hauch und Duft des Volksliedes der Atem deiner Lieder und war doch deine Muse zu Hause in der Sagenwelt, der Märchenwelt der Volksphantasie, der Welt der Elfen, Nixen und Erdmännlein. Du warst auch ein echter Sohn deines Stammes, soweit du auch über ihn ragtest ins allgemein Menschliche. Wohl auch Mancher wird vor dich treten, wird dich betrachten und wird nicht wissen, wen er betrachtet und wen er da verehren soll. Es wird dich nicht verdrießen, du wirst lächeln; denn du hast auch gerne gelächelt, hast den Scherz geliebt. Fremdlinge auf Erden lieben es, zu lächeln, denn sie haben helle Augen und sehen scharf neben dem Großen das Kleine, hart neben dem Hellen das Dunkle, neben dem Bewußten die Welt des Unbewußten. Aber auch Eingeweihte und nicht wenige, Gemüter und Geister, die dich verstehen, werden dich hier besuchen und Zwiesprache mit dir führen von hohen Dingen; ernste und erfahrungsreiche Männer und Frauen werden zu dir

treten und wohl auch die ahnende Jungfrau wird dir gern das Wohl und Wehe ihrer Seele vertrauen, dir, dem Sänger. Doch ja, du wirst auch viel einsam sein und dann, gerade dann erst recht nicht einsam, denn du warst ja nie einsam; du wirst dir Berg und Wald und Luft und Wolken und Himmel und Tal und Feld betrachten, du wirst dich erfreuen der „flaumenleichten Zeit der dunklen Frühe“, wirst erglühen, „o Morgenrot, von deinem Jugendblut“. Willkommen wird es dir sein, „wenn der erste Hahnschrei emporglänzt“, wenn Fink und Amsel ihr Lied beginnen, „wenn Morgenglocken wach werden und wie ein Gott beginnt der Tag die königlichen Flüge“. Der Abend wird kommen, es wird still werden und Wasser und Lüfte werden dann sich erzählen „vom Tage, vom heute gewesenen Tage“ und die Nacht wird kommen„ mit leisem Tritt auf schwarzem Samt“, es wird noch stiller werden, daß man „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge“ vernimmt, „wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal, dazwischen hört man weiche Töne gehen von seligen Feen, die im blauen Saal zum Sphärenklang und fleißig mit Gesang silberne Spindeln hin und wieder drehen“. Der Mond wird aufsteigen, der Dichterfreund, und dich, den Freund des Mondes, den Dichter, mit hellem Strahle freudig begrüßen. Und der Wechsel des Jahres, jeder wird dir lieb sein in seiner Art und in seinem Sinn. Dir wird der Frühling willkommen sein, wenn er „sein blaues Band durch die Lüfte flattern läßt“, wenn die Seele in Erinnerungen träumt und denkt an „alte unnennbare Tage“. Du wirst dich des Sommers erfreuen, wenn der Segen in Ähren und Beeren reift für dein Volk, deine Brüder. Dich wird der Herbst erquicken, wenn „herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fließet“. Und auch der Winter wird dich nicht erschrecken, du wirst betrachten „des Vogels zierlichen Schritt im Schnee“, und die kalten Wirbel und Stürme, sie werden dich so wenig entsetzen als Blitz und Donnerschlag in Sommershitze; denn du kennst auch den Schrecken, du kennst auch das Wilde, das in der Natur und das im Busen des Menschen. Du kennst die Welt der Ängste, die Abgründe in der Seele und die Klüfte des Lebens, du kennst Schauer und Grauen und wußtest, was Unheimliches die Welt des Verbrechens, der Untreue, des Mords, der Verzweiflung umwittert und umhaucht, doch nie versankst du in dieses Grauen, stets siegte der schöne

Gleichmut der reingestimmten Seele. So werdet ihr ja viel miteinander zu verkehren haben, du und die Elemente, das Umgebende, was uns als unbeseelt erscheint, — mehr zu reden als andere Menschenkinder; denn ein Geheimnis ist der Genius, in den dunklen Urschoß der Dinge, in unbegriffene Tiefen reichen seine Wurzeln; daher sieht er, wo uns die Augen versagen, und daher ist uns oft, als weilen wir andern nur am Rande des Kreises, während er in den Mittelpunkt blickt, er, der Liebling, der Vertraute des Weltgeistes. Und so mit der Natur einig, so immer rein, naturkeusch und naturvoll, so war auch deine Dichtung; wie sollte sie auch anders sein, die Dichtung eines Mannes, dem die Natur vergönnt hatte, „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen!“ Naturvoll und doch kunstvoll; denn hier war Natur Kunst und Kunst war Natur. Ganz und wohlgegliedert sprangen deine Lieder aus deinem Haupte, innig empfangen mit und in dem Sinne Wort, Rhythmus und Klangfarbe des Lauts. Haßtest du etwas auf der Welt, so war es das Gemachte, alles Gespreizte, ja, gründlich verhaßt war dir die Muse, die sich vor dem Spiegel putzt. Und weil dem so war, weil dir Natur Kunst war und Kunst Natur, so werden noch andere Gäste dich besuchen. Sie werden kommen von blauen Küsten und von blauen Inseln, aus Lorbeer- und Olivenhainen; ich sehe ihn herschweben zu dir, Anakreon mit dem leichten honigsüßen Liede auf den Lippen, ich sehe sie kommen, Sappho mit der sanften Glut im Griechenauge, er wird dich begrüßen, der Hirtenfreund Theokrit und Einer wird erscheinen, bei dem sehr ins Gedächtnis kehren jene Worte, die du von einem Künstler gesagt hast: „Mit traurig schönen Geistern im Verkehr“, — es ist Sophokles. Und endlich Einer noch, ein sehender blinder Greis, ein uralter Graubart, den du kennst und der dich kennt und den wir mit seinem sterblichen Namen Homeros nennen. — Was du noch erleben wirst hier an deinem stillen Platz? Ob wohl Stürme der Weltgeschichte über deinem Scheitel hinwegsausen werden? Deine Muse liebte es, sich ferne zu halten vom lauten, drängenden Menschenozean, nicht ihre Art war es, große, mächtige wuchtige Stoffe mit starker Hand zu fassen und zu gestalten. Aber darum nicht ein stumpfer, nicht ein kalter Zeuge warst du dem Großen, was du erlebt hast, und wir haben dich gesehen tief und hoch bewegt, als von Heldenblut getränkt der Baum deines Volkes

den stolzen Wipfel und die stolze Krone endlich entfalten durfte. Dunkel ist die Zukunft, wir können es nicht wissen, was hinwehen wird über diese Marmorlocken, über diese helle Stirne. Eines gebe dir der Himmel: du müßtest nie erleben, daß deine Nation sinkt, daß sie herniedersinkt ins Kleine und ins Gemeine, oder setzen wir schmerzlich hinzu: gebe der Himmel, du dürfest sehen, daß sie rasch und schnell und ganz genest aus den schweren Fieberträumen, worin sie Jahre lang gelegen. — Auch diese Form wird verfallen, der Marmor wird sich in seine Körner auflösen und diese Körner werden zu Staub werden und du wirst wieder ganz Geist sein und bei der unsichtbaren Schar, bei der Geisterschar, die wir nicht entbehren können. Sei mit ihr auch bei uns, mitten unter uns, die wir hier unten atmen und streiten und die wir der mitstreitenden Geisterschar bedürfen, daß es sei wie es war im Feld von Marathon, als man Theseus, den lange Toten, vorstreiten sah im Kampfe gegen das Barbarentum. Das Leben, das wirkliche Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne, auch das Reich der Muse verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, verlangt Kräfte mit Adlersehnen und mit breiterem Schwunge der Fittige. Aber darum möchten wir nicht und können wir nicht missen die Geister mit weicher, träumerischer, mit sanfter Bewegung der Schwingen, die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht. Wir können sie nicht entbehren, damit nicht alles sei der Drang, der Qualm, der Lärm, der Dunst, die Hitze und das Geschrei des Marktes, des Tages, damit noch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Brust. Mögen sie dir nie gebrechen, solche Geister, du teurer Teil des Ganzen, nie gebrechen dir, du teureres Ganzes, Deutschland! Dieser hat einmal gesagt: „Einst wird es kommen, daß auf Erden sich höhere Geschlechter freu'n." Man kann zweifeln, aber Eines ist gewiß: die also denken, die also glauben und die also wirken, sind selbst diese höheren Geschlechter und diese höheren Geschlechter, sie sind die Pfleger, sie sind die Menschenbildner, sie sind der Hort der Menschheit. (Schwäbischer Merkur u Neues Stuttg. Tagblatt, Juni 1880; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, 1. Heft, Stuttg., 1881.)

Nachruf an Berthold Auerbachs Grab.

15. Februar 1882.

Ehrendes Vertrauen ruft mich hervor aus dem Kreise der Trauernden, in welchem ich lieber still mit den Stillen verweilt hätte. Der alte Freund und Landsmann durfte sich dem Rufe nicht entziehen. Nur wenige Worte seien der vernommenen Rede hinzugefügt, die den Wert des Verstorbenen schon so ernst eingehend gewürdigt hat.

Hier wolltest du begraben sein, hier in der Heimat bei dem stillen Dorfe, wo deine Wiege stand, wo du als Kind geträumt, als Knabe gespielt hast. Du hast dein Ende an deinen Anfang geknüpft.

Du hast wohlgetan, denn hier in der traulichen Enge, fern von der lauten, bunten Welt, war ja die Heimat deines besten Schaffens, in diesem Elemente floß die vollste Quelle deines wohlverdienten Ruhmes, hier, wo sich „nah der Natur menschlich der Mensch noch erzieht", wo unzerstreut von Lärm, Stoß und Hetze der Städte noch Mensch mit sich, Mensch mit Mensch, Mensch mit der Natur beisammen ist in wohnlich bescheidenen Wänden, im kräftigen Dampf der Ackerscholle, im Hauche der Wälder und Wiesen. Als du längst weit hinausgewachsen über diese Stille und Enge, hast du aus der Höhe der reifen Bildung, mit der ganzen Helle des Bewußtseins dich zurück- und hineinversetzt, hast dich liebend und lächelnd da wieder eingelebt, eingesponnen, innig und warm dich hineingeschmiegt und diese Lebensform in erhöhtem Bilde wiedergegeben.

Nicht falsch erhöht, nicht mit gleißnerischen, unwahr schönen, sondern mit satten und saftigen Farben und kräftigen Schatten. Die Schatten durften nicht fehlen, denn wo der Mensch hinkommt, da bringt er auch seine Qual mit, auch im Leben der Einfalt fehlt nicht Sorge, Übel, das Böse, das Verbrechen. Wo du die Schatten leichter aufgetragen, hast du sie mit den freundlichen Lichtern des Humors gelöst, wo schwer und finster, mit dem Blitzschlage der Nemesis.

Hier ist dein Eigenstes, hierin tut es keiner dir gleich. So bist du der Schöpfer der lebenswahren Idylle geworden. Du hattest Vorläufer, vereinzelt ist diese Form vor dir dagewesen, aber Schöpfer heißt, wer eine Form reichlich entwickelt und als bleibende Gattung

aufstellt im Saale der Dichtkunst. Bleibend — so werden auch deine Charaktergestalten bleiben, „sie sind ewig, denn sie s i n d". Rund und ganz, gediegen, leibhaft, greiflich, wachsen sie ans Herz und haften und wurzeln.

Und wie durchdacht ist Alles und wie durchschossen mit Goldfäden ernster Lebensbetrachtung, Kernsprüchen reicher Lebensweisheit, und wie fein belauscht sind die Geheimnisse, die leisen und die starken Bewegungen des Seelenlebens! Ja, du warst ein denkender Mann, mit denkender Stirne bist du die Wege der Erfahrung gewandelt. Eine eigentümliche Mischung von Phantasietalent und Gedankenarbeit war deine Art. Jene Gabe, obwohl nicht arm an Erfindung — du hast ja auch größere, die Menschenwelt in weiter Ausdehnung, die Höhen der Gesellschaft umspannende Gebilde geschaffen — jene Gabe, die Phantasiegabe war in dir doch nicht so sprudelnd, wie in ausnehmend reichen Genien, aber durch den seltenen innigen Bund mit dem Denken und durch den guten Haushalt mit diesen also gemischten Kräften hast du das Pfund so gemehrt und gesteigert, daß du andere behendere Geister weit überholtest.

Denken! Auch in die höchsten Sphären, wo der reine Gedanke in bildloser, wissenschaftlicher Strenge sich vollzieht, hast du dich erhoben, auch in dieser Region heimisch geweilt. Du hast den großen Dulder und Denker, den Denker der Einheit des Universums, den gerechten Stolz deines Volksstammes, uns verdeutscht: nicht der letzte Goldschmuck an deinem Ehrenkleid, nicht das kleinste Blatt in deinem Lorbeerkranz.

Auf das Leben angewandt, hast du dein Denken, hast die Ähren der Lebensweisheit auch in besondere Garben gesammelt und in anmutig geordneten Reihen hingestellt.

Dies Denken und mit ihm die angeborne Frische des Sinnes, des Herzens: sie haben dir die Brust ausgeweitet für jedes Menschliche, das eine gesunde, offene Seele bewegt. Wie dort im traulichen Engen, so warst du im Großen und Weiten zu Hause, warst kein dem öffentlichen Leben abgekehrter Schöngeist. Mit warmem Schlage hing dies Herz am Vaterland und begleitete es auf seinen Schicksalswegen. Und nicht das Bruchstück der Menschheit nur, die Menschheit war deine Liebe; mit stetig tiefem Anteil beschäftigten die großen Lebensfragen der Gesellschaft, die schweren Aufgaben der Zukunft deinen sinnenden Geist. Auch darum hast du wohlgetan, daß du

hier begraben sein wolltest, auf diesem Fleck Erde, dem traulich engen Heimatdorfe gegenüber. Denn ruhest du hier in guter Stille, so ruhest du auch auf guter, freier Höhe, wo die Flügel des Lichts und Windes nicht an Ecken und Kanten der Talgewände sich stoßen.

Und das Letzte, nicht das Geringste, was jene deine Kräfte zu geschlossener Wirkung rief, das war der Fleiß. Dein Leben war Arbeit, dein Leben war Streben. Ich weiß noch gut, wie freudig du mir zustimmtest, als ich sagte: man spricht: Adel verpflichtet, man sollte hinzusetzen: auch Talent verpflichtet.

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Du hast den Zoll der Endlichkeit bezahlt, wie wir ja Alle ihn zahlen müssen, bezahlt mit Schwächen, wie sie der Güte — denn du warst gut — und wie sie dem Phantasieleben, seinem so natürlichen Wunsch nach Erfolgen so leicht anhängen. Die Ehre des Mannes, der Mann im Namen seiner Ehre fordert es, daß ihm an seinem Sarge nicht geschmeichelt werde, denn er ist bestimmte Persönlichkeit, und Bestimmtheit hat ihre Schranken. Aber

„Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren."

Mitten in seiner Arbeit hat der Tod dies Mannesleben zerschnitten, viel zu früh für uns, für die Nation, nicht zu früh für deinen Ruhm und, was mehr ist, nicht so früh, daß du nicht erleben durftest, wie du wirktest, wie die Saat aufging, die du gestreut. Nicht ganz werde ich sterben, durftest du mit dem alten Dichter sagen. Rein, hoch, weit, ungehemmt von Schranken des Raums und der Zeit geht nun dein Geist durch die Welt. In fernen Tagen wird er noch bei manchem still in deine Blätter vertieften Leser anklopfen, hier im Vaterland und weit hinaus über seine Marken, wird ihm leise die Schulter berühren und ihn grüßen und er wird innig dankend den Gruß erwidern; in fernen Tagen wird dein Name über manche Lippen gehen, die in warmem Gespräche dich nennen und ehren und rühmen. Du bist sterbend nicht gestorben. Leb wohl, Toter, sei gegrüßt, Lebendiger!"

(Schw. Merkur u. N. Stuttg. Tagbl., Febr. 1882; Altes u. Neues, N. F., 1889.)

Rede bei der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause von David Friedrich Strauß.

Ich weiß, daß ich im Sinn der Anwesenden handle, wenn ich in ihrem Namen den Männern, die unter mancher Mühewaltung zustande gebracht haben, daß eine eherne Gedenktafel das Geburtshaus des Dahingegangenen ziert, herzlichen, tief verbundenen Dank sage.

Die Stunde fordert, daß wir das Bild dieses Mannes in seinen wesentlichen Zügen uns vor Augen führen. Lassen Sie mich gestehen, daß ich nur schwer mich entschlossen habe, hier zu sprechen. Gleich zum Anfang sei es bekannt; es wird gut sein, denn es befreit. Ein Schatten schien sich mir zwischen mich und den Entschluß zu stellen, ein Schatten mit Geistermienen, die mich als Sprecher nicht willkommen hießen. Ich nenne das Wort: Pflicht und darf hoffen, daß seine Blicke sich erhellen.

Verzeihung, daß ich diesen Nerv berühre und bloßlege! Nie hat mir jener Schatten das Licht getrübt, worin die lebendige Gestalt des Toten leuchtet und leuchten wird, dessen wir heute gedenken inmitten der Stadt, wo er geboren, wo in der Stille seine Kräfte keimten und sproßten.

Seine geistige Haupttat ist es, die in unserem Erinnerungsbild vorantreten soll. Strauß hat den Mythusbegriff, nachdem er ihn klarer gestellt, als er bis dahin gefaßt war, auf die Gesamtheit der Wunderberichte unserer Religionsurkunden angewendet. Von Manchen wird dieses Verdienst verkleinert. Der Gedanke, so liest man, sei klaren Geistern schon vorher nicht fern gewesen, das Wort sei einem Lessing, Herder, Schelling, Goethe, Schiller auf den Lippen gelegen, es sei also damit eben nichts Neues geleistet. Dies ist ungerecht. Eine Entdeckung verliert dadurch nicht ihren Wert, daß sie vorbereitet ist. Entdecker ist, wer das lösende Wort spricht. Strauß ist Entdecker. Mit Einem Schlag hat uns sein Lichtgedanke aus einer peinlichen Alternative befreit; sie hieß: du mußt entweder in Widerspruch mit Vernunft und Erfahrung das unbedingte und allgemeine Walten des Naturgesetzes leugnen, dann sind die Wunder-

berichte der Bibel glaubwürdig, oder du erkennst es an, dann sind sie unwahr, betrügerisch, und vergeblich suchte man dieser zweiten Aufnahme durch eine Auslegungskunst sich zu entwinden, die zu zeigen sich mühte, es werden natürliche Vorgänge berichtet. Nein! du kannst das Naturgesetz anerkennen und diese Berichte dennoch ehren, denn sie sind der Ausfluß unabsichtlicher Dichtung: so lautet das erlösende Wort, das ist die hilfreiche Auskunft aus der peinlichen Wahl, der Schlüssel zum befreienden Ausweg. Will man dies Kritik nennen: es sei, aber die Bezeichnung gelte in anderem, als dem gewöhnlichen Sinne. Man denkt bei dem Worte gern an verneinendes, nur zersetzendes Tun. Eine Kritik, die so wohltätiges Licht verbreitet, die aus einer so fruchtbaren Idee entspringt, ist bejahende, ist schaffende Kritik.

Der Entdecker ist aber hier zugleich der gründliche, scharfsinnige Gelehrte. Was Lessing geahnt, hat Strauß nicht nur deutlicher gedacht, sondern auch gründlich durchgeführt, hat mit den Mitteln ungemeinen Wissens, feinen, sicheren Blickes und Schlusses die Ansatzpunkte, die Keime aufgezeigt, Schritt für Schritt ihr Wachstum verfolgt, aus denen die christlichen Mythen sich entwickelt haben. Der Wert der Gelehrsamkeit aber und des forschenden Scharfsinns bedarf wohl keines Fürworts.

Freilich, die Zeit ist nicht dazu angetan, das Verdienst dieser geistigen Tat zu würdigen. Der Staat bewegt sich auf der Linie des Zurückweichens vor dem systematisierten Wahn und seiner Herrschsucht. Die Stimmung der Mehrheit ist ungünstig. Von den blind Befangenen sei hier nicht die Rede; unter den Freieren sind die Einen undankbar; sie sagen: das weiß man, damit sind wir fertig; sie genießen die Resultate der Forschung und vergessen, mit welchen Mühen, unter welchen Kämpfen sie errungen sind. Die Andern sind feig aus Rücksicht. Noch Andere — und gerade die heller Sehenden — stimmen dem Ergebnis zu, aber besorgt um das Volk und sein Bedürfnis verlangen sie Geheimhaltung. Man solle den Glauben nicht stören, so warnen sie, bestehe doch die Krankheit unserer Zeit eben darin, daß ihr die Religion zu entschwinden drohe.

Jawohl, jawohl, der Mangel an Religion ist es, woran unsere Zeit daniederliegt. Aber was ist Religion? Was ist ihr wesentlich, was nicht? Wir sagen den Gegnern: der Mythus ist Trübung der

reinen Religion; Übertragung sinnlicher Vorstellungen in das Übersinnliche ist eure Meinung und Lehre. Die reine Religion ist das tiefe, durch Mark und Bein dringende Ur- und Grundgefühl des Verhältnisses zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, das Gefühl, das uns sagt: du bist unendlich klein, bist ein Nichts, solang du nicht als tätiges Glied, die Selbstsucht brechend, dem Ganzen dienst. Den Gegnern erscheint dies kahl, öd, hohl; sie beschuldigen uns des entleerenden Raubs am Heiligen. In der Tat, wir stehen vor einem unendlich schweren Knoten, dessen Lösung nicht abzusehen ist. Zwei Sätze treten sich mit gleichem Anspruch auf Wahrheit gegenüber. Der eine sagt: in alle Zeit bedarf das Volk zur Religion eines Kreises von Bildern, die Symbole sind, Sinnbilder geahnter Wahrheiten, die aber der verwechselnden Phantasie nicht für Symbole, die ihr für Wirklichkeit gelten; auch Kunst und Dichtung können niemals diesen Bilderkreis entbehren, eine Welt von Motiven würde sie mit ihm verlieren. — Der andere lautet: in alle Zeit wird die Vernunft diese Verwechslung nicht dulden, wird und muß sie als Wahn hassen, muß diesen Wahn bekämpfen und verfolgen, wenn sie nicht sich selbst untreu werden, sich selbst verleugnen will; sie muß es wagen und setzte sie das Lebensglück daran, und Strauß hat es daran gesetzt. Und dieser Mut der Wahrheit: die Vernunft zählt ihn selbst zur Religion, und er ist auch Religion. Nachsichtig, schonend gegen die Schwachen, die unschuldig Blinden, unnachsichtig schneidig gegen die Heger und Träger des Wahns, die es besser wissen könnten, ja besser wissen: so war Strauß, so war Lessing, dessen Gedanken er zur Reife durchgebildet hat und mit dem er brüderlich vereint im Reiche der Geister wandelt.

Wer wird ihn lösen, diesen Knoten? Kann er je gelöst werden? Wird ein neuer Luther kommen, ein Mann mit Luthers Herz und Mut und Geist, aber freier und weiter blickend und die Wege findend zu einer Religion für mündigere Geschlechter? Wir wissen es nicht, kein Auge durchdringt dieses Dunkel; wir wenden uns zurück zum hellen Bilde des Mannes, dessen Gedächtnis wir heute begehen.

Nicht auf das Eine, worin er sein Größtes getan, war ja dieser Geist beschränkt, eine Fülle von Kräften, Richtungen des Interesses und Leistungen hat er in sich vereinigt. Er war Geschichtschreiber, hat als Biograph mit Künstlerhand runde Bilder von hervorragenden,

im Leben der Völker, in der Bildungsgeschichte der Menschheit bedeutenden Männern hingestellt, darunter ein Werk der feinsten Ironie gegen verkehrtes Walten eines geistreichen Herrschers. Er hat tätig gewirkt für das Vaterland, die endliche Einigung Deutschlands war ihm heiliges Anliegen, Ziel nachhaltig feurigen Strebens. Gleich warm schlug sein Mannesherz für die Freiheitsrechte des Bürgers, für ein menschenwürdiges Dasein im Staate, aber nur um so energischer haßte und verabscheute diese vornehme und reinliche Seele die Verkehrung, die verwüstende Entstellung der Freiheit in Willkür. Die Wissenschaft pflegte er nicht in fachmäßig beschränktem Umfang, sondern in allen den Zweigen, die sich mit den letzten, höchsten Fragen näher berühren.

Nicht verschloß ihm dies ernste Wollen und Denken die Pforte des Schönen. Genießend und forschend verweilte er mit voller Liebe in der Welt der Dichtung; er hat ihre Geschichte mit feinen, anziehenden Früchten seiner Studien bereichert. Auch für die bildende Kunst war Sinn und Neigung lebendig, seine Beiträge zur Kenntnis des Lebens und der Geistesart neuerer Meister sind unvergessen. Rührend innig hieng sein Gefühl an der Tonkunst. Er hat auch selbst gedichtet — keinen Nathan, aber tief und schön Empfundenes, tief und schön Gedachtes, wohlgeformt in Vers und Sprache. Die Musen und Grazien haben den klassisch gebildeten Geist auf seinen Bahnen begleitet.

Im Leben war dieser strenge Mann mild, bescheiden wo der Stolz nicht hingehört, schlicht bürgerlich, pietätsvoll, warm durchdrungen von Sinn für Familie und Freundschaft. Das Eigenartige, das Naive war seines Gefallens sicher und die herb geschlossenen Lippen öffneten sich gerne zum Lächeln freundlichen Humors über die Schwächen der Menschen, die Gebrechen der Welt. Ja, so mischten sich die Elemente in ihm, daß die Natur aufstehen durfte und der Welt verkünden: „dies war ein Mann, ein Mensch."

Wenn es Größe ist, von bestimmtem, gesammeltem Mittelpunkt aus weiter und weiter streben, in größeren und größeren Kreisen die Grenzen der Individualität erweitern, nichts Menschliches sich fremd achten, so ist Größe ihm zuzuerkennen. Es gibt größere, aber er zählt unter den Großen.

Nicht völlig konnten die Gegensätze in ihm ausgeglichen sein.

Geschlossene Kraft behält ihre Kanten, Entschiedenheit ist auch Einseitigkeit. Man soll Niemand ohne Einschränkung loben; im Grabe selbst, wenn er noch reden könnte, würde ein rechter Mann Schmeichelei sich verbitten. — Charakter kann mit Charakter hart zusammenstoßen. — Nachsicht aber hat der Tote hiefür anzusprechen, Nachsicht auch sein Unglück, obwohl er es sokratisch mit antikem Schicksalsinn getragen hat. Größe bleibt dennoch Größe. Diesem Toten gebührt mehr als eine Gedenktafel, eine künftige Generation wird es, hoffen wir, ihm weihen: ein Monument.

(Zum Gedächtnis von D. Fr. Str., Bonn, E. Strauß, 1884;
Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, N. F., 1889.)

Aphorismen.

Von der Poesie erwartet die Menge nichts Anderes als einen Aufputz verbrauchter Vorstellungen, ihr ordinäres Weltbild in neuem Rahmen oder neufarbigem Umschlag*). — Selbsterfahren.

Weit der größte Teil unsres Publikums denkt Gottschedisch.

*

Wie oft besinne ich mich, ob ich mich abquälen soll, das Schöne zu begreifen, auch Kritiken zu schreiben, oder lieber etwas zu machen, worüber die armen Ästhetiker sich den Kopf zerbrechen müssen, ob und wie weit es schön sei, und wenn, warum?

Darüber bleibt die Ästhetik liegen, wird meine Pflicht gegen die Kritik versäumt, die meist in schlechten Händen ist.

*

Wenn ich zum Dichten gestimmt bin, kommt mir die Wissenschaft, das philosophische Denken arm vor. Wenn ich Wissenschaft treibe, erscheint mir alle Kunst dagegen als Kinderei. — Die letztere Stimmung nimmt überhand. Über einer Romankomposition brüten ist fein, aber ich möchte es nicht noch einmal. Diejenigen, die es in Erfindung und Komposition besser gemacht als ich, schätze ich darum, doch ohne viel Respekt. — Schweres Dilemma! Aber Forschen ist eben doch mehr! Der Poet ist Schöpfer eines Vollen, Ganzen wohl! Die Natur ist auch Schöpferin, wunderbar, aber der Geist erkennt die Blindheit in ihrer Genialität. Sie ist Genie und Gans.

*

Wohler tun keine Geburtswehen als die eines Verses.

*

Die freieste Übersetzung kann die treueste sein.

*

*) Vgl. Auch Einer von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1. Aufl.: II. 360; ff.-Aufl.: II, 363; Dichterische Werke, Leipzig 1917, II, 347. — Anmerkung des Herausgebers, ebenso die folgenden.

Die Klassiker waren so glücklich, nichts von Klassizismus zu wissen.

*

Nach manchen Seiten und Partien müßte man Goethe für katholisch halten. Sinnlichkeit direkt. Scheint von der ethischen Krisis in der Reformation, in der protestantischen Bildung gar nichts zu wissen. Doch dann wieder — —*).

*

So viele Juristen, namentlich Advokaten finde ich schlaff in ihren Ansichten über wachsende Verderbnis, insbesondere Betrug, Fälschung, Ofenheim.

Gewinnen sie das Verbrechen halb lieb, weil sie immer damit zu tun haben? Die Jäger lieben das Wild, das sie jagen, daher Schonzeit. Aber diese „gutmütigen Richter" (Bismarck) sind doch weit davon verschieden, lieben das Wild so sehr, daß sie mehr Schonzeit als Jagdzeit wünschen.

*

Die Meisten können sich selbst nicht behandeln. Man muß sich z. B. überlisten. Was ich sehr ungern tue, was aber sein muß, muß ich zuerst tun. Ich muß mir freiwillig eine Arbeit anmachen, die mich nachher drängt und zwingt. So muß der Mensch mit dem alten Adam der Faulheit in ihm verfahren.

Denn der Mensch „ist nicht geboren, frei zu sein" und doch geboren, frei zu sein. Einheit beider Sätze: er lege sich den Zwang selbst auf. Im Großen ist es auch so: Gesetze zwingen, aber Gesetze sind von derselben Menschheit gemacht, die gezwungen wird.

*

Wer tiefer zu sehen bemüht ist, als der gewöhnliche Verstand sieht, muß sich sehr vor beschämenden Irrtümern in Acht nehmen. Er sieht nach dem Hintergrund und darüber leicht den Vordergrund nicht richtig. Er wird übersichtig, macht leicht einen voreiligen Schluß nach dem Hintergrund. Der allgemeine Verstand erkennt und kennt den Vordergrund richtiger.

*

---

*) Vgl. hier oben S. 407 ff.

Die Zeit töten ist hübsches Wort — der Müßiggänger. Ihr Armen! Ihr sucht die Zeit zu töten und füttert das Ungeheuer, daß es immer mehr erstarkt und euch die Zähne ins Fleisch treibt. Das Ungeheuer Zeit loszuwerden, gibt es kein Mittel, als: nie Zeit übrig haben, außer am Abend. Also: mit der Zeit muß man dadurch fertig werden, daß man nie Zeit hat, an sie zu denken. In Zeiten, wo ich Zeit übrig habe, ist es mir wind und weh. Mittel: ein Amt, ein Dienst, die uns keine Zeit übrig lassen, oder eine freigewählte Arbeit, in der wir so im Zuge warm werden, daß sie uns hat und nicht los läßt. Müßiggang ist Sklavenstand im Joch der Zeit.

*

Bei den Menschen ist man in zu oft schlechter Gesellschaft. Man muß mehr mit Geistern verkehren.

*

Dienen! sei unser Wahlspruch.
Aber wem?
Allen.
Wer vertritt die Allen?
Die Pflicht.

*

Wir sind alle nur da zu dem, um dessentwillen es allein der Mühe wert ist zu leben.

*

Die Liebe ist auf Eine Person konzentrierte und dadurch über sich gehobene Sinnlichkeit.

„Über sich gehoben“: Diese Person wird zum Symbol alles Guten und Schönen, verschmilzt mit dem eignen Ich. Dadurch die Begeisterung.

Woher die Konzentration? Hat Schopenhauer ganz schlecht erklärt. — Vielmehr gar nicht.

*

Wenn du ein Weib ganz kennst und noch liebst, so hüte dich, sie das erstere merken zu lassen. Durchschaut zu sein erträgt ein Weib nicht. Im Grund mit Recht. Sie wissen, daß sie nur durch

Zauber wirken. — Ein Mann kann übrigens auf gewisse Weise noch lieben, wenn der Zauber aus ist. Richtiger: ein Teil des Zaubers wird sich erhalten haben, wenn das der Fall ist. Gerade der stärkste Teil vielleicht; das ganz Unbekannte, nie Erkennbare, warum wir uns verliebt haben.

*

Ich teile die Weiber ein in:

Dumme, Gescheidte,
Dumm-Gescheidte,
Gescheidt-Dumme.

Die letzte Art ist die beste, edelste. Wer es so versteht: die Gescheidt-Dumme bedeute: die sich klugerweise dummlich stellt, der verdient Prügel*).

*

Die Katze hat einen sehr engen Gesichtskreis. Sie sieht z. B. nicht das Stückchen Speise, das ich ihr auf der Hand biete, sucht am andern Ende der Hand herum. Auch in der Enge des Gesichtskreises ist das Weib der Katze höchst ähnlich. Das Weib umspannt äußerst kleinen Horizont mit ihrem Denken, weil sie kaum etwas Allgemeines denken kann**).

*

Weib und Mann erkennt man ganz besonders daran, wie sie ein Bleistift schneiden. Das Weib stets ohne entschiedenen Druck und Zug mit dem Messer. Die Spitze kurz, ärmlich formlos.

*

Mann und Weib, angenommen, sie seien rein an Seele, werden erst durch die Brautnacht keusch***).

*

Frühling. Die Amsel, der Buchfink schlagen schon. Sie sind sehr heiter. Sie wissen nicht, wie viele ihrer schon gefangen, mißhandelt, geblendet, ihrer Brut beraubt, grausam getötet sind. Der

*) **) ***) Vgl. dazu Auch Einer von Fr. Vischer, Stuttgart, D. Verl., 1. Aufl. II, 236f., 183, 369; ff.-Aufl. II, 238f., 186, 371; Dichterische Werke, Leipzig 1917, II, 229ff., 180f., 355.

Mensch weiß es. Er kennt, umspannt alles Elend der Welt mit seinen Gedanken. Allein die bewußtlosen Vögel predigen ihm eine Lehre; er soll es vergessen, soll sich im rechten Moment künstlich bewußtlos machen. Sonst kann er sich nie freuen, kann nicht leben.

Das Mitleid müssen wir bekämpfen, wo schlechterdings nichts zu machen ist. Aber ja auch nur da.

Das Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" tönt wie bitterer Hohn, wenn man die wilde, grasse Grausamkeit der Natur bedenkt. Aber der gute Gellert vergaß dies Alles wie Amsel und Fink im Frühling und dies ist ja rührend und gut*).

*

Der Reiz des katholischen Weibs ist der Reiz des Heidnischen. Sie tragen das Nein nicht in der Seele, das durch das Christentum und dann erneut durch die Reformation in die Welt kam. Das Nein gegen die Natur, das nötig ist und doch die Welt versäuert, die Freiheit der Natur bricht. Sie haben daher meist noch Race, die protestantischen selten. Der Katholizismus ist an das Heidentum anbequemtes, darüber selber Heidentum gewordenes Christentum.

*

Daß wir in der Jugend an den Tod nicht denken, ist gut und recht, ist vernünftig. Aber daraus folgt, daß wir erst recht nicht an ihn denken sollen, wenn wir alt sind und er in Sicht kommt. Sonst machen wir uns bange ohne allen Nutzen und Grund. Denn der Tod ist als pure Negation das, was man nicht zu denken versuchen soll**).

*

Die Unsterblichkeit ist ein Wunsch. Eigentlich ist fast die ganze Glaubenslehre nicht ein Gebäude von Wahrheiten, sondern von Wünschen.

*

---

*) Vgl. dazu Auch Einer von Fr. Vischer, Stuttgart, D. Verl., 6. Aufl. II, 39; Dichterische Werke, Leipzig 1917, II, 38.

**) Vgl. Lyrische Gänge, Stuttgart, 2. verm. Aufl., 1889, S. 183.

Der Glaube besteht darin, daß man sich glauben macht, man glaube, was man nicht glaubt, weil man gut w e i ß , daß es nicht möglich ist*).

*

„Es ist ihm zu gönnen" (daß er nach vielen Leiden gestorben ist). — Wem? Es ist ja Keiner da, der diese Befreiung genießt. Aber man kann fast nicht anders sagen. Ein Beweis, wie schwer es ist, den Tod zu denken: ich brauche schon des Sprachausdrucks wegen auch nach dem Tod des X. X. ein Subjekt.

So: „er hat ausgelitten" (als ob er nun noch lebte, um dies Perfektum zu genießen).

*

Wenn ich einen Bekannten sehe, der älter und älter wird und die Beine nur mühsam noch nachschleppt, wenn ich bedenke, wie traurig das Greisenalter ist, wie sie verspätet noch umschleichen, Weib, Kind, Freund um Freund begraben haben, so kann ich mich der Vorstellung nicht erwehren, das Menschenleben sollte lieber umgekehrt laufen: als Greis zur Welt kommen, in die vollen, kraftgefüllten Mannesjahre, dann in die hoffnunggeschwellte Jugend hineinwachsen, endlich als Kind einschlummern und statt in Mutterschoß in Erdenschoß sinken. Denn es ist furchtbar grausam, wie das Leben in Altersschwäche endet. Da wird recht wahr der traurige Endspruch des Nibelungenliedes:

„Mit leide was verendet des Küniges hôhzît,
als ie**) die liebe leide ze allerjungiste gît."***)

Freilich es ist wahr, daß die Erfahrung von dem Gefühle begleitet ist, man möchte all die Irrtümer und Täuschungen nicht mehr durchhaben, und freilich damit allein schon bricht die Vorstellung als eine kindische zusammen. Aber daß sie auch nur entstehen kann, dies ist das Traurige, ihr G r u n d ist interessant. Eigentlich sollte man sowie Abstumpfung, Alterskränklichkeit eintritt, einfach verschwinden dürfen.

*

*) Vgl. hier oben Bd. I, S. 284.

**) ie = jedesmal, immer.

***) zu allerletzt gibt.

Mit dem Leben ist es nichts, mit dem Todsein auch nichts. Das Rechte wäre ein Drittes: tot sein und leben zugleich, also z. B. ohne Begierde und dumme Wünsche leben. Aber das gibt es nicht.

*

Lebe in der Gattung, im Element ihrer großen Tätigkeit, und du bist unsterblich, denn die Gattung stirbt nicht.

*

Die Leute reden gar viel vom Geistigen, daß nur der Geist das Unsichtbare, das Wahre; und die Sprache hat sich angewöhnt, vom Sinnlichen als Verächtlichen zu reden. Macht man nun aber Ernst und sagt, die Materie sei Schein, der Geist reine Bewegung, das Wahre das Übersinnliche, so wird man als Ketzer verdammt. Denn was sie nicht greifen können, glauben sie nicht. So wollen sie ewig sein und verstehen darunter statt Zeitlosigkeit das Fortschleppen ihres Ich mit seinem Leib in alle Zeit.

*

Um wie viel Einer die Zeit vergißt, um so mehr unsterblich ist er. Man muß aber unterscheiden: das Zeitvergessen aus leerer und aus inhaltsvoller Freude. Jene hat die Folge, daß man um so trüber der Zeit verfällt, — diese hebt wirklich und nachhaltig über sie. Am meisten die Freude in der Arbeit.



Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Anhang.